

Richard A.
Bermann
alias
Arnold
Höllriegel

Österreicher –
Demokrat – Weltbürger

Eine Ausstellung des
Deutschen Exilarchivs
1933–1945
Die Deutsche Bibliothek,
Frankfurt am Main

K. G. Saur





*Richard A. Bermann während einer Reise durch Kanada und Alaska, 1931.
Fotografie von Hans Casparius*

Richard A. Bermann
alias
Arnold Höllriegel
Österreicher-Demokrat-Weltbürger

Eine Ausstellung
des Deutschen Exilarchivs
1933-1945
Die Deutsche Bibliothek,
Frankfurt am Main

K G Saur

München • New Providence • London • Paris 1995

Die Deutsche Bibliothek: Sonderveröffentlichungen; Nr. 22
Herausgegeben von Klaus-Dieter Lehmann

Begleitbuch:
Hans-Harald Müller (Kapitel 1-7) und Brita Eckert (Kapitel 8-12)
unter Mitwirkung von Werner Berthold
Mitarbeiterin: Mechthild Hahner

Gefördert von der Gesellschaft für das Buch
und der Karl H. Dietze Stiftung, Hamburg

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Richard A. Bermann alias Arnold Höllriegel: Österreicher – Demokrat – Weltbürger;
eine Ausstellung des Deutschen Exilarchivs 1933-1945 / Die Deutsche Bibliothek,
Frankfurt am Main / [Begleitbuch: Hans-Harald Müller (Kapitel 1-7) und Brita Eckert
(Kapitel 8-12). Unter Mitw. von Werner Berthold. Mitarb.: Mechthild Hahner].
– München; New Providence; London; Paris: Saur, 1995
(Sonderveröffentlichungen / Die Deutsche Bibliothek; Nr. 22)
ISBN 3-598-11297-1 (Ausstellungsausg.) brosch., ISBN 3-598-11298-X Gb.
NE: Müller, Hans-Harald; Eckert, Brita; Deutsches Exilarchiv 1933-1945, Frankfurt,
Main.; Deutsche Bibliothek, Frankfurt, Main; Leipzig: Sonderveröffentlichungen

Gedruckt auf säurefreiem Papier

© 1995 Die Deutsche Bibliothek

Alle Rechte vorbehalten / All Rights Reserved
K. G. Saur Verlag GmbH & Co. KG, München 1995
A Reed Reference Publishing Company

Auf dem Umschlag:

Richard A. Bermann während einer Reise durch Kanada und Alaska, 1931.
Fotografie von Hans Casparius

Printed in the Federal Republic of Germany
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt
Druck und Binden: Jos. C. Huber KG, Diessen
ISBN 3-598-11297-1 (Broschurausgabe für die Ausstellung)
ISBN 3-598-11298-X (Deckenbandausgabe)

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
<i>Hermann Broch: Richard A. Bermann (Arnold Höllriegel) (1939) ...</i>	1
1. Jugend in Wien und Prag, publizistische und literarische Anfänge in Berlin (1883-1914).....	5
2. Als «pazifistischer Kriegsberichterstatter» im Weltkrieg (1914-1918) ...	65
3. Nachkriegsjahre in Wien: politische Publizistik und Literatur (1918-1922).....	114
4. Wien, Palästina, Amazonas, Südsee – die Jahre 1923 bis 1926	155
5. Zweimal Filmstadt Hollywood, Charlie Chaplin und zwei Romane (1926-1928).....	194
6. England, Ägypten, Westafrika, Kanada, Brasilien – Reiseberichte und Literatur (1929-1932).....	234
7. Die Oase Zarzura – eine Wüstenexpedition mit unerwarteten Entdeckungen (1933)	269
8. Rückkehr in eine veränderte Welt	293
9. «Auf verlorenem Posten für die Demokratie». Wien, Frühsommer 1933 - März 1938	299
- Haltung zum Ständestaat	299
- Die journalistischen Arbeiten.....	315
- Porträts	320
«Den Geist kann man nicht verbannen»: zur Exilliteratur . .	328
«Mein Bruder Abel, der Emigrant»: Emigranten aus Deutschland in Europa und Palästina	338
Österreichische Literatur, österreichische Autoren.....	342
Film, Theater	349
- Unentbehrlich bei Planung und Schaffung einer Deutschen Akademie im Exil und der «American Guild for German Cultural Freedom»	365

10. Späte Flucht in die Tschechoslowakei und die ersten Exilmonate in Europa (März – August 1938)	378
11. Im Exil in den Vereinigten Staaten: «ein Journalist ohne Zeitung» (August 1938 – September 1939)	390
12. Nachwirkung	404
<i>Leo Perutz: Klage um einen Toten (Tel-Aviv 1939)</i>	415
Abkürzungen und Kurzformen	419
Quellennachweis der Abbildungen.....	419
Abdruckgenehmigungen.....	420
Sonstige unterstützende Personen und Institute.....	421
Personenregister	422

Vorwort

Richard A. Bermann, alias Arnold Höllriegel, von Hermann Broch als einer «der führenden Journalisten Deutschlands» der Zwischenkriegszeit gerühmt und von Alfred Polgar als «begabter Schriftsteller und Journalist», als «mutiger Schreiber» bezeichnet, ist nach seinem Tod im amerikanischen Exil im September 1939 fast völlig in Vergessenheit geraten. Keines seiner Bücher ist auf dem Buchmarkt vertreten, sein umfangreiches literarisches und publizistisches Werk ist bis heute von der Forschung nicht aufgearbeitet worden.

Besuchern der Ausstellungen des Deutschen Exilarchivs jedoch ist der österreichische Publizist und Schriftsteller kein Unbekannter mehr. Seitdem sein Nachlass von Frau Dr. Clementine Zernik, der in New York lebenden Nichte Bermanns, im Jahre 1978 erworben werden konnte, kam er in Ausstellungen des Deutschen Exilarchivs immer wieder zu Wort: zum ersten Mal in der Joseph-Roth-Ausstellung des Jahres 1979, ausführlicher dann – als engster Freund des Schriftstellers – in der Leo Perutz gewidmeten Ausstellung des Jahres 1989; zuletzt war ihm 1993 in der umfangreichen Ausstellung «Deutsche Intellektuelle im Exil» als «Freund, Berater, Kritiker» des Prinzen Hubertus zu Löwenstein ein eigenes Kapitel gewidmet, auf Katalog und Plakat war sein Porträtfoto – neben Hubertus Prinz zu Löwenstein, Thomas Mann und Oswald Garrison Villard – zu sehen.

Bermanns umfangreiches publizistisches und schriftstellerisches Œuvre und seine aussergewöhnliche Biographie verdienen es jedoch durchaus, in einer eigenen Ausstellung vorgestellt zu werden, die ihn nun in seiner ganzen Vielseitigkeit zeigen soll: den demokratischen Publizisten ebenso wie den Weltreisenden und Kulturvermittler, den Literatur-, Film- und Theaterkritiker, den Romancier und – nicht zuletzt – das «Genie der Freundschaft».

Der promovierte Romanist, in Wien und Prag im assimilierten Judentum aufgewachsen, war in vielen Kulturen zu Hause. Als Theaterkritiker und Feuilletonist brachte er die Prager, Wiener und Berliner Literatur miteinander in Verbindung, mit deren Repräsentanten ihn zahlreiche persönliche Bekanntschaften und Freund-

schaften verbanden, darunter Sigmund Freud, Arthur Schnitzler, Richard Beer-Hofmann und Leo Perutz. Mit Engagement setzte er sich für den jungen Film ein; Charles Chaplin, Emil Jannings, Ernst Lubitsch und Elisabeth Bergner zählten zu seinem Freundeskreis. Als Sonderkorrespondent und Reisejournalist des *Berliner Tageblatt*, des *Prager Tagblatt* und des *Wiener Tag* erreichte er in der Zwischenkriegszeit seine grösste Popularität: er berichtete von Reisen in alle Weltteile und nahm 1933 an einer Expedition in die Libysche Wüste teil. Von seinen Romanen erreichten *Das Urwaldschiff* (1927) und *Die Derwischtrommel* (1931) hohe Auflagen. Vor allem im «Buch vom Amazonenstrom» wird er zum Schriftsteller von bleibendem Rang: mit seiner – nicht dozierten, nein gestalteten – durchaus modernen Philosophie des Reisens, – vom Niemals-Ankommen, von der Sehnsucht nach der Sehnsucht.

Als liberaler politischer Journalist, der der österreichischen Sozialdemokratie nahestand, setzte sich Bermann vor dem Ersten Weltkrieg für einen Interessenausgleich der Nationen der Habsburger Monarchie ein; während des Ersten Weltkriegs bemühte er sich um einen Verständigungsfrieden und kämpfte zehn Jahre später gegen den Nationalsozialismus – bis 1933 in Deutschland, bis 1938 in Österreich und bis zu seinem Tod im September 1939 in den Vereinigten Staaten.

Der Anstoss, Bermann in einer eigenen Ausstellung zu präsentieren, ging von dem Hamburger Germanisten, Herrn Prof. Dr. Hans-Harald Müller, aus, der damit eine frühere Anregung von Herrn Dr. Werner Berthold, Leiter des Deutschen Exilarchivs bis 1984, aufgriff. Herr Prof. Müller war auch – wie bereits bei der Leo-Perutz-Ausstellung – bereit, das Begleitbuch und die Ausstellung mit dem Deutschen Exilarchiv zu erarbeiten.

Ausgangspunkt für die Erarbeitung der Ausstellung und des Begleitbuches bilden die Bestände des Deutschen Exilarchivs, vor allem Bermanns Nachlass. Dieser enthält jedoch nur einen kleineren Teil des literarischen und publizistischen Werkes, darunter immerhin das Manuskript der nicht mehr vollendeten Autobiographie und das Typoskript der deutschen Fassung des nur auf englisch erschienenen Stevenson-Buches. Da Bermann vor seiner Flucht aus Österreich seine gesamte Korrespondenz verbrannte, sind Briefe nur aus den letzten eineinhalb Lebensjahren vorhanden – überwiegend die an ihn gerichteten Briefe, seine eigenen – aus-

schliesslich handschriftlichen – Briefe finden sich nur in den Nachlässen seiner Briefpartner. Hinzu kommen Lebensdokumente und einige Manuskripte und Widmungsexemplare von Freunden und Bekannten. Darüber hinaus besitzt das Deutsche Exilarchiv umfangreiche Unterlagen zu Bermann im Archiv der Deutschen Akademie im Exil und der American Guild for German Cultural Freedom sowie Briefe im Archiv des deutschen Exil-PEN, im Perutz-Nachlass und im Teilnachlass Hubertus Prinz zu Löwenstein. – Auch die Nachlässe von Freunden Bermanns in anderen Archiven wurden auf Briefe Bermanns durchsucht; umfangreichere Korrespondenzen befinden sich jedoch nur im Bundesarchiv Koblenz im dortigen Teilnachlass Hubertus Prinz zu Löwenstein und im Nachlass Slatin Paschas in der Bibliothek der Universität Durham. – Die Buchveröffentlichungen Bermanns sind grösstenteils in der Deutschen Bücherei in Leipzig und im Deutschen Exilarchiv vorhanden.

Unabdingbare Voraussetzung für die Erarbeitung einer Ausstellung, die einen Überblick über das gesamte Schaffen Bermanns bieten sollte, war die Rekonstruktion des Tausende von Artikeln umfassenden publizistischen Werkes, – eine Aufgabe, der sich Herr Prof. Müller in einer fünf Jahre dauernden Sucharbeit unterzogen hat; sie war umso mühsamer, als Bermann neben seinem Pseudonym Arnold Höllriegel unter weiteren Pseudonymen und Sigeln veröffentlichte. Noch nicht berücksichtigt werden konnten die ungezeichneten Artikel, zu deren Feststellung zeitaufwendige stilistische und inhaltliche Untersuchungen erforderlich wären.

Da das wichtigste Ziel unserer Ausstellung darin besteht, den Autor Richard A. Bermann wieder bekannt zu machen, haben wir es vorgezogen, anstelle eines Katalogs ein als Lesebuch angelegtes Begleitbuch zu erarbeiten, das möglichst viele Texte Bermanns enthalten sollte; sie wurden im wesentlichen chronologisch in die Biographie eingeflochten. Zur Beschreibung der Biographie wurden nach Möglichkeit eigene Aussagen Bermanns herangezogen. Hier konnte auf die im Nachlass vorhandene Autobiographie zurückgegriffen werden, die jedoch mit dem Jahre 1916 abbricht. Hinzu kommen – gleichsam als Fortsetzung – eine Reihe autobiographischer Aufsätze oft anekdotischen Charakters, die politische Ereignisse und Begegnungen mit prominenten Zeitgenossen dokumentieren. Auch die publizistischen Arbeiten Bermanns mussten auf autobiographische Aussagen hin unter-

sucht werden. Ausgewertet wurden auch Briefe, Rezensionen und Würdigungen seiner Freunde.

Die Arbeitsaufteilung zwischen Herrn Prof. Müller und dem Deutschen Exilarchiv erfolgte ähnlich wie bei der Perutz-Ausstellung: Herr Prof. Müller übernahm die Dokumentation der Biographie Bermanns und seines publizistischen und literarischen Werkes bis einschliesslich seiner Teilnahme an einer Expedition in der Libyschen Wüste im Frühjahr 1933 (Kapitel 1 bis 7), während die Jahre von Bermanns Rückkehr von der Wüstenexpedition, die Flucht aus Österreich und die kurze Exilzeit (Kapitel 8 bis 12) von Frau Dr. Eckert, der Leiterin des Exilarchivs erarbeitet wurden. Für die sorgfältige wissenschaftliche Erarbeitung, für die gelungene konzeptionelle Umsetzung und die gut aufeinander abgestimmte Zusammenarbeit bedanke ich mich sehr herzlich. Die Gesamtreaktion lag bei Frau Dr. Brita Eckert und ihrer Vertreterin, Frau Mechthild Hahner. Beiden gebührt für die überzeugende logistische Leistung und die präzise Realisierung grosse Anerkennung. Zahlreiche weiterführende Anregungen und Verbesserungen verdanken die Bearbeiter Herrn Dr. Werner Berthold, der auch dieses Mal wieder die kritische Durchsicht des gesamten Manuskripts auf sich nahm.

Die Buchmesse 1995, die dem Schwerpunktthema Österreich gewidmet ist, schien uns der geeignete Anlass, eine Ausstellung über den Österreicher Richard A. Bermann zu zeigen.

Die Erarbeitung des Begleitbuches wäre ohne die Unterstützung zahlreicher Einzelpersonen und Institutionen nicht möglich gewesen. An erster Stelle danke ich herzlich Frau Dr. Clementine Zernik, New York, die die Bearbeiter mit zahlreichen Auskünften unterstützte, weitere Nachlass-Unterlagen zur Verfügung stellte und den Abdruck aller Texte von Richard A. Bermann gestattete. – Frau Magister Ulrike Spring, Wien, und Herrn Prof. Dr. Josef Poláček, Prag, haben die Verfasser für umfangreiche bibliographische Recherchen zu danken.

Die Karl H. Dietze Stiftung, Hamburg, und der Allgemeine Forschungspool der Universität Hamburg haben die Forschungen über Bermann grosszügig unterstützt.

Darüber hinaus gilt mein Dank allen Privatpersonen, Bibliotheken, Archiven,

Verlagen u.a., die bereitwillig Auskünfte erteilten, den Abdruck unveröffentlichter bzw. urheberrechtlich geschützter Texte gestatteten und Abbildungsvorlagen zur Verfügung stellten. Sie alle sind in den Verzeichnissen am Ende des Buches («Quellennachweis der Abbildungen», «Abdruckgenehmigungen», «Sonstige unterstützende Personen und Institute») genannt.

Die meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Deutschen Exilarchivs waren auch diesmal wieder am Gelingen von Begleitbuch und Ausstellung beteiligt. Besonders danke ich Frau Marie-Luise Hahn, die den Nachlass erschlossen hat und die Bearbeiter mit zahlreichen Hinweisen unterstützen konnte, Herrn Dr. Frank Wende für Recherchearbeiten sowie Frau Sabine Schneider, Frau Barbara Seib, Frau Britta Rosbach und Herrn Dirk Mewis für das Erfassen der abgedruckten Bermann-Texte und ihre Mithilfe bei der technischen Durchführung der Ausstellung.

Für ihre Unterstützung bei der technischen Gestaltung der Ausstellung sei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Kopierstelle und der Buchbinderei der Deutschen Bibliothek gedankt.

Die Herausgabe der Veröffentlichung wurde ermöglicht durch die Bereitschaft des Verlags K. G. Saur, das Begleitbuch in sein Verlagsprogramm aufzunehmen. Dem Verlag K. G. Saur und der Setzerei Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt, danke ich für die ausgezeichnete bewährte Zusammenarbeit.

Nicht zuletzt gilt mein herzlicher Dank der Gesellschaft für das Buch e. V. für die finanzielle Förderung der Publikation.

Frankfurt a. M., im August 1995

Klaus-Dieter Lehmann
Generaldirektor
Die Deutsche Bibliothek

Redaktionelle Hinweise

Die *Texte* wurden – auch in formaler Hinsicht – möglichst originalgetreu wiedergegeben.

Offensichtliche Fehler der Orthographie, Interpunktion und Grammatik wurden stillschweigend verbessert, persönliche Eigenarten in der Schreibweise jedoch beibehalten.

Bei maschinenschriftlichen und gedruckten Vorlagen wurde *ss* für *ſſ* eingesetzt, soweit es den Rechtschreiberegeln entspricht; *ae*, *oe* und *ue* wurden in *ä*, *ö* und *ü* umgeschrieben. – Handschriftliche Vorlagen wurden in ihrer vorliegenden Fassung wiedergegeben..

Ergänzungen wurden in eckigen Klammern eingefügt. Auslassungen sind durch [...] gekennzeichnet.

Absätze und neue Zeilen in der Vorlage wurden in der Regel durch neuen Zeilenbeginn wiedergegeben.

In den Anmerkungen finden sich *Besitzangaben* nur bei Briefen und Manuskripten anderer Archive; ist keine besitzende Stelle angegeben, befinden sich die Unterlagen im Deutschen Exilarchiv.

B. E.

Hermann Broch
Richard A. Bermarm (Arnold Höllriegel)
(1939)

Ein sonderbares und ausserordentliches und gleichzeitig bescheidenes Leben hat mit dem Tode Richard A. Bermanns (der sich als Schriftsteller Arnold Höllriegel genannt hat) sein Ende gefunden, sonderbar in seinem Mut, ausserordentlich in seiner Güte, bescheiden kraft der Redlichkeit, in deren Formen es sich abgespielt hat. Bestimmungsgemäss hätte diesem Leben bloss die Bescheidenheit gebührt, denn R.A. Bermann wurde als schwächliches und kränkliches Kind geboren, und es wäre zu erwarten gewesen, dass er, den diese Schwäche und Kränklichkeit niemals mehr verlassen sollte, in dem Milieu kleinbürgerlicher Sicherungen, dem er entstammte und das gerade dem altösterreichischen Beamtenstaat eigentümlich gewesen war, bequem und ohne weiteren Ehrgeiz verblieben wäre. Es wäre zu erwarten gewesen, dass er gleich seinem Vater die Beamtenlaufbahn eingeschlagen hätte, und im Grunde hielt er auch an diesem ursprünglichen Lebensplan – er hatte sich als Romano-Philologe für den Lehrberuf vorbereitet – auch späterhin in aller Treue fest, ja, er schämte sich sogar ein wenig der Wendung zum Ausserordentlichen, die ihm beschieden worden war, fast niemals nannte er sich Schriftsteller, noch viel weniger Geograph oder Forschungsreisender, sondern er wollte sich immer nur «Journalist» genannt wissen, gleichsam als ob der journalistische Beruf schon eine äusserste Extravaganz wäre, die sich ein bürgerlich bescheidener Mensch leisten darf. Allerdings war er ein ganz besonderer Journalist: am Anfang war er, wie so viele junge Wiener, die in den Journalismus geraten sind, als unpolitischer Feuilletonist tätig, doch eigentlich schon von allem Anfang an konnte er sich mit dem sentimentalischen Ästhetizismus, in dem sich das bürgerliche Feuilleton erschöpfte, nicht zufrieden geben: sein welthungriger, wahrheitshungriger, wirklichkeitshungriger Geist verlangte nach mehr, es verlangte ihm nach dem grossen Abenteuer der Wahrheit, welches die Welt und ihre Wirklichkeit zu bieten vermag, und zu diesem Abenteuer strebte er hin, zuerst durch die damals höchst ungewohnte soziale Pointierung seiner Feuilletons, dann durch die Befassung mit neuen Themen – er war einer der ersten, welche die Bedeutung des Films erkannt hatten –, und schliesslich durch den Übergang auf den Reisebericht, der immer mehr zu einem der Hauptinhalte seines Schaffens werden sollte. Diese erste Schaffensperiode währte bis zum Ausbruch des Krieges 1914, der für Bermann zu einem entscheidenden Erlebnis

werden sollte: Bermann war bis dahin ein sozialpolitischer Schriftsteller gewesen, der für Wahrheit und Gerechtigkeit eintrat, sich aber mit der aktuellen Tagespolitik, deren menschliche Schabigheit er durchschaute, nicht befasste; nunmehr wurde sein humanes Gewissen durch den Krieg vollends aufgerüttelt, und es galt, den Pazifismus, der seine Überzeugung war, zum Ausdruck zu bringen. Er war nicht der Mann, dies durch theoretische Erwägungen zu tun, es wäre dies überdies in Kriegszeiten nicht möglich gewesen, und weder seine Redlichkeit, noch seine Sucht nach dem konkreten Erlebnis hätten es ihm erlaubt, vom gesicherten Heim aus und ausserhalb der Gefahrenzone für den Frieden zu plädieren. So wählte er einen überaus merkwürdigen Ausweg, er wurde ein pazifistischer Kriegsberichterstatter, und er führte diese von ihm gewählte Mission mit doppeltem Mute durch, doppelt, weil er einerseits als Pazifist sich unausgesetzt gegen den Hochverratsparagrafen verging, andererseits jedoch dies mit so viel wirklicher Kühnheit besorgte, dass die ihm keineswegs günstig gesinnte Heeresleitung sich bemüssigt sah, ihn für Tapferkeit vor dem Feind auszuzeichnen, eine Ehrung, die neben ihm nur sehr wenigen Nichtkombattanten und keinem einzigen anderen Kriegsberichterstatter zuteil geworden war. Solcherart wurde dieser Antipolitiker zum politischen Schriftsteller, immer nur als nüchterner Tatsachenberichterstatter, und diese Linie behielt er auch nach dem Kriege bei. Indes, rastlos wie er war, es befriedigte ihn auch dies bald nicht mehr, obwohl er zu einem der führenden Journalisten Deutschlands geworden war, seine Blätter bei den grossen europäischen Konferenzen vertrat und alle Aussichten hatte, zu einer leitenden Stellung in den Redaktionen aufzurücken; Schreibstubentätigkeit konnte ihn nicht mehr befriedigen, und es begann die Epoche seiner grossen Reisen, rastlos und dabei reich, als hätte er bereits gehnt, dass ihm nicht mehr sehr viel Zeit zur Erfassung der Weltfülle zur Verfügung stehen würde. Er besuchte Lateinamerika, machte einen Vorstoss in die Amazonasregionen, er durchkreuzte die Südsee, er nahm an zwei grossen Expeditionen in die Sahara und in die libysche Wüste teil, und die Forschungsergebnisse, die nicht zuletzt ihm zu verdanken waren, blieben für ihn kostbarster Lebensbesitz. Und dies war auch selbstverständlich: denn der geheime Schlüssel dieses Journalistenlebens war das Bermann eingeborene, geheime und oftmals verheimlichte Dichtertum, sein dichterisches Streben nach totaler Welterfassung, die dichterische Sehnsucht nach einem gerechteren Weltzustand, die tiefe dichterische Liebe zur Gotteslandschaft, doch daneben auch die unausrottbare Hochachtung vor dem Exakten und Wissenschaftlichen, die in jedem Dichter steckt, die Goethe seine Farbenlehre über den Faust einschätzen hiess und folgerichtigerweise desgleichen bewirkte, dass Bermann in seinen geographischen Erfolgen die eigentli-


che Erfüllung seines irdischen Daseins sah. Doch da das Dichterische eine leider un-aufhaltsame Kraft ist, so musste auch dieser angeblich so nüchterne Reise- und Kriegs-berichterstatter sich ihr unterwerfen, und es entstanden neben seinen aufregenden Reisebüchern gewissermassen als Abfallprodukte die nicht minder erregenden Romane, darunter das «Mädchen von St. Helena», das «Urwaldschiff», der Mahdiroman, das «Bimini»-Buch und als letzter – geschrieben unter wachsenden Todesahnungen – der Roman «Back [vielm.: Home] from the Sea», das Buch vom Sterben des Dichters Stevenson, dem Bermanns stete treue Liebe gegolten hatte. Denn Stevenson hat Bermann sein ganzes Leben lang begleitet, er war die Liebe seiner Knabenzeit gewesen, in ihm hatte er die Verwirklichung seiner Abenteuerlust gefunden, ja, vielleicht war sie und mit ihr die insbrünstige, niemals abgeschwächte Liebe zur See ursprünglich von Stevenson in Bermann erweckt worden. Gleich Stevenson war er voller Knabenträume, gleich Stevenson hat er ihre Verwirklichung unentwegt einer geschwächten Konstitution abgetrotzt, und gleich ihm wusste er um die baldige Heimkehr: «Back from the Sea», Stevensons Grabschrift. Doch der letzte Anstoss zu diesem vorgeahnten frühen Heimgang erfolgte von den europäischen Umwälzungen her: der kranke Körper war den Anstrengungen der Einkerkering, die der Pazifist Bermann zu erdulden hatte, war den Aufregungen der Flucht aus der germanischen Hölle nicht mehr gewachsen; als Bermann vor einem Jahr in Amerika eintraf, war er bereits vom Tode gezeichnet, und er wusste darum. Nichtsdestoweniger war dieses Wissen für ihn bloss ein Ansporn, an der Verwirklichung seiner Ziele in noch verstärktem Masse weiterzuarbeiten. Hatte er schon früher eine umfassende Tätigkeit zu Gunsten und zur Rettung politischer Flüchtlinge ausgeübt, so wurde dies nun immer mehr zu seiner Haupttätigkeit; zusammen mit dem Prinzen Löwenstein hatte er die «American Guild for German Cultural Freedom» gegründet, um den emigrierten geistigen Arbeitern den Weg in der neuen Heimat zu ebnen, und mit unermüdlicher Selbstlosigkeit war er, der selber Hilfe benötigt hätte, mit all seinen Kräften bemüht, den Leidens- und Berufsgenossen tatkräftige Hilfe zu bringen. Es war dies sozusagen seine bereits testamentarische Haltung, und testamentarisch war auch seine letzte schriftstellerische, leider unabgeschlossene Arbeit, nämlich seine Autobiographie, welche das Fazit seines reichen Lebens zieht und nicht verloren gehen dürfte, da sie wahrhafte Geschichte ist, die treue redliche Geschichtsschreibung eines Kriegsberichterstatters, dessen Herz schliesslich über den Welttreueln gebrochen ist.

AIII 362122

Geburts-Zeugnis. 3 1/2

dem Unterzeichneten wird hiermit bescheinigt, daß am 1. Jethar und Junij 1893
 des Monats April im Jahre Eintausend Acht Hundert
achtzig und drei im April 1893
 dem Herrn Max Jermann
Inspector zur Pöschner
 von seiner Ehegattin Hannchen geboren Friedländer
 in Wien 14 Seegasse 13 im Prater
 geboren und dem selben der Name Richard Arnold
 beigelegt wurde.
 Eingetragen in dem Geburts-Protokolle der israel. Kultusg. in Wien Litt. Y Nr. 675
 Zur Befestigung dessen nachstehende eigenhändige Fertigung nebst Amtssiegel.
 Wien, am 25. Juni 1893

Die Seelsorge der israel. Kultusgemeinde in Wien.
Michael Birsley
 erz.



Geburts-Zeugnis für Richard Arnold Bermann, ausgestellt von der
 Israelitischen Kultusgemeinde in Wien, 25. Juni 1893

Jugend in Wien und Prag, publizistische und literarische Anfänge in Berlin (1883-1914)

Richard Arnold Bermann wurde am 27. April 1883, nach seinen eigenen Worten, «ziemlich zufällig in Wien» geboren, denn sein Vater Moriz Bermann, der Beamter bei einer Versicherungsgesellschaft war, «wurde öfters von Wien nach Prag» und wieder zurück nach Wien versetzt. Als er ein Jahr alt war, zog die assimilierte jüdische Familie Bermann nach Prag. In seiner Autobiographie schrieb Bermann: «Obwohl ich bis zum Alter von vierzehn Jahren in der schönen Stadt Prag lebte, denke ich an Prag nicht als meine Heimat. Heimat ist mir ein Dorf in Ostböhmen, wo ich viele Jugendsommer verbracht habe. Es heisst Brandeis an der Adler [...]». (K 11)

In Prag besuchte Bermann zunächst die *Deutsche Privat-Volksschule des Piaristen-Ordens* und dann das *K. K. deutsche Staatsgymnasium, Prag-Neustadt*, bis die Familie Bermann 1897 wieder nach Wien zurückzog. «Dort», so heisst es in der Autobiographie, «trat ich, heftig geblendet, in eine mir vollkommen neue Welt». (K 9) Die kulturelle Atmosphäre Wiens vertiefte eine Neigung zur Literatur, die Bermann schon im frühen Knabenalter in Prag erfasst hatte:

Was mich betrifft, so hatte ich mit sechs Jahren eine Short Story geschrieben (an deren Ende ich, der Erzähler, mitteilte, die geschilderten Erlebnisse hätten mich so aufgeregt, dass ich mich schliesslich vor Betrübniß aufgehängt hätte), – mit vierzehn Jahren schrieb ich ein komisches Ritter-Epos, mit fünfzehn ein Gedicht in Nibelungenversen zu Ehren der Buren, und etwas später Dramen in Sudermanns Manier. Auch produzierte ich, nachdem ich zuviel Heine gelesen hatte, Lyrik, – die mir Allah, der Herr des Gerichts, nicht anrechnen möge. (K 14/15)

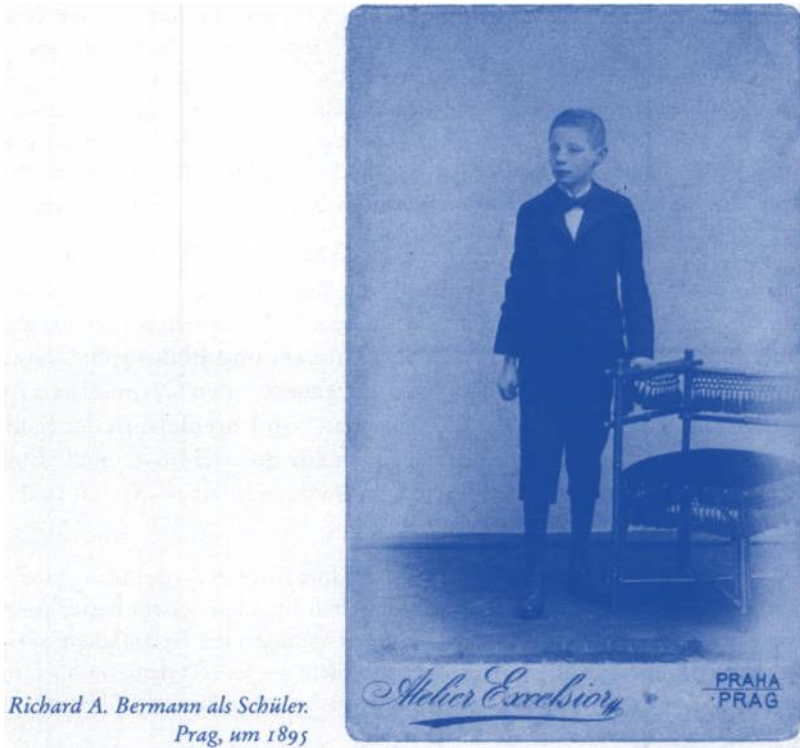
In Wien besuchte Bermann bis 1899 das *K. K. Sophiengymnasium*, von 1900 bis 1902 das *K.K. Erzherzog Rainer-Real-Gymnasium*. Dort gründete er bald nach der Jahrhundertwende einen «kleinen, von der Schulordnung nicht autorisierten Verein für Ethik und Literatur» (K 15) – eine Bezeichnung, die für die Literatur der Generation des Jüngsten Wien sehr charakteristisch ist. In diesem Verein, dem neben seinem Mitschüler Otto Müller zeitweise auch die späteren Schriftsteller Erhard Breitner, Leo Perutz, Berthold Viertel und Ernst Weiss angehörten¹, lasen die



Die Eltern:
Moriz Bermann und Hannchen,
geb. Friedländer.
Prag 1907

Mitglieder einander ihre ambitionierten und engagierten Erzeugnisse vor. Bermann, der schon in Prag Lamartines *Geschichte der Girondisten* gelesen und sich «für die französische Revolution begeistert» hatte, rechnete sich zu den «jungen Radikalen auf den Schulbänken» (K 7). Einen wesentlichen Rückhalt fanden die «jungen Radikalen» in Karl Kraus' ‚*Fackel*‘.

In meiner Schulklasse im Erzherzog-Rainer-Gymnasium nannten sich einige der ärmsten Schüler sehr heimlich «Sozialdemokraten»; es waren verwegene Burschen, die vor nichts Respekt hatten, selbst nicht vor den Leitartikeln der *Neuen freien Presse*. Damals stand in Wien ein Schriftsteller namens Karl Kraus auf, dessen Lebenswerk es schien, in seiner Zeitschrift *Die Fackel* eben die *Neue Freie Presse* mitsamt ihrem pompösen Stil und den bürgerlich-liberalen Idealen ihrer Leser zu verspotten; die Aufsätze der *Fackel* waren in dem herrlichsten Deutsch geschrieben, funkelten von Geist,



*Richard A. Bermann als Schüler.
Prag, um 1895*

Heller Exekutor
PRAHA
PRAG

und wir Jungen versteckten die flammenroten Hefte unter unseren Schulbänken und lasen sie während der Unterrichtsstunden. (Ku)

Zur im Juli 1902 glücklich bestandenen Maturaprüfung bekam Bermann von seinen Eltern eine Reise geschenkt; mit seinem Freund, dem späteren Rechtsanwalt und Schriftsteller Otto Müller, fuhr er mit der Eisenbahn von Wien nach Triest, von Triest zu Schiff nach Venedig, und von dort ging es zu Fuss bis nach Tirol. Der entscheidende Eindruck jener Reise war für Bermann, so schrieb er in seinen Lebenserinnerungen, der Augenblick, als der Zug die «trostlose, von Nebeln umwallte Steinlandschaft» der Karstberge bei Triest verliess:

Da bog in der Nähe der Station Opcina der Zug scharf um eine Felsenecke, und ich sah das blaue adriatische Meer tief unter mir, beschienen von der ersten Morgensonne.

Aus mir ist später ein Weltreisender geworden. Ich habe in viel trostloseren Wüsten als dem Karst grünende Oasen entdeckt, ich habe von Robert Louis Stevensons Grab auf dem Berg Vala auf die leuchtende Südsee hinabgeblickt, auf Inseln und Palmenhaine. Aber kein Augenblick meiner Reisen hat mir je das Entzücken gegeben wie dieser erste Blick auf ein südliches Meer. Er hat, wie Stevenson es ausdrückt, „in mir eine jungfräuliche Stelle des Empfindens berührte die unbändige Wanderlust, die später mein Leben bestimmen sollte, begann dort und damals.“ (K 17)

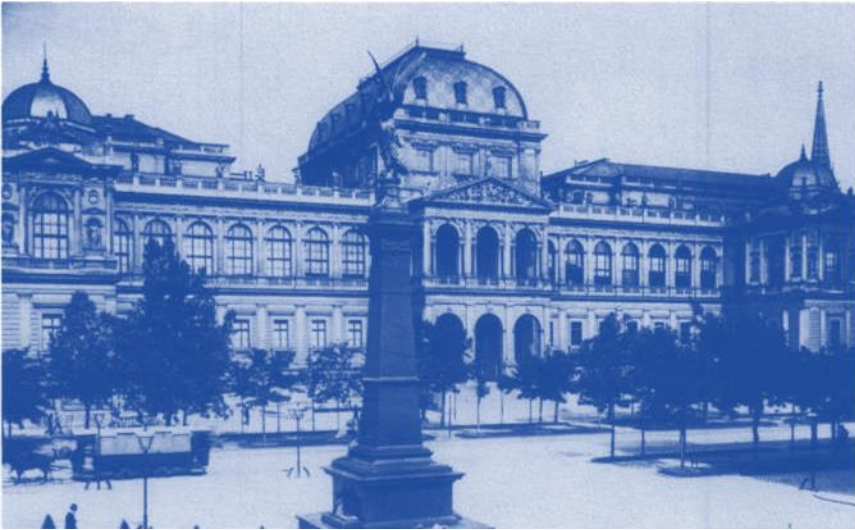
Nach der Rückkehr von der über zwei Monate währenden Reise musste Bermann auf väterliches Geheiss mit der Familie wieder nach Prag ziehen, um an der K. K. deutschen *Carl-Ferdinands-Universität* das von ihm gewählte Studium der Romanistik, Germanistik und Philosophie aufzunehmen. Hier hörte er Vorlesungen bei dem angesehenen Germanisten August Sauer und bei dem Philosophen Christian von Ehrenfels. In der Stadt, deren «Zauber» ihn nun erfasste und die er für die «schönste Stadt Europas, Rom ausgenommen» (K 20) hielt, fiel ihm das Einleben schwer. In der Autobiographie schrieb er dazu:

Obwohl ich in Prag aufgewachsen war und dort lange in die Schule gegangen war, obwohl ich meine Ferien in dem tschechischen Brandeis verlebt hatte, konnte ich die Sprache der Tschechen keineswegs mit genügender Geläufigkeit verstehen, sprechen oder lesen; und doch fehlt es mir nicht an Sprachtalent. So blieb mir das tschechische Prag verschlossen, und das deutsche schien mir geistig beengt. (K 23)

Seine Position im «grimmigen Ernst des Nationalitätenzwistes» zwischen den völkisch-reaktionären Deutschen, den nationalistischen Tschechen und den zionistischen deutschen Juden charakterisierte er als unhaltbar: «Ich hielt mich für einen Deutschen; mein Judentum bedeutete mir wenig, und die Tschechen hasste ich nicht. Ich passte nicht in diese Stadt» (K 25). Auch das literarische Leben Prags vermochte ihn nicht zu interessieren:

In Prag las man noch die Literatur der vorangegangenen Jahrzehnte, und die jungen deutschen (zum grössten Teil jüdischen) Schriftsteller Prags, die später eine bemerkenswerte Gruppe bilden sollten, sassen vorläufig noch auf den Schulbänken. Das deutsche Prag war hinter dem wirklichen geistigen Leben Deutschlands mindestens ein Jahrzehnt zurück; der einzige grosse deutsche Dichter, der Prags älterer Generation angehörte, Rainer Maria Rilke, hütete sich in der engen Heimat zu leben, die er freilich in herrlichen Versen besungen hat. (K 24)

Gegen den Willen des Vaters zog Bermann 1903 wieder nach Wien, wo er das Studium der Romanistik fortsetzte und sich zum, wie er schrieb, «Virtuosen des



Neue Universität, Wien

Hungerns» ausbildete, da sein Vater ihn durch «Aushungern» (K 29) nach Prag zurückzuzwingen versuchte. Diese Versuche bewirkten jedoch nur, dass der konstitutionell schwächliche Bermann vom Hungern, von den Anstrengungen des Studiums und der exzessiv betriebenen Lektüre «bald allerlei Nervenzustände» bekam:

Ein Freund, der Medizin studierte, riet mir, einmal den besten Nervenarzt Wiens zu konsultieren; er sagte, das sei Professor Sigmund Freud. Ich kam, ein nicht zahlender Patient, in sein Ordinationszimmer in der Berggasse. Er muss sich für mich interessiert haben, denn er lud mich ein, wieder und immer wieder zu kommen, nicht in das Ordinationszimmer, sondern in seine Privaträume, in denen es tausend schöne Dinge zu sehen gab. Der Mann, der später das Buch über den *Mann Moses* schreiben sollte, interessierte sich schon damals für Ägyptologie fast so sehr wie für die Neurosenlehre. (K 32)

Der «rege Umgang mit Freud» dauerte bis zum Sommer 1903; Bermann sah ihn erst 35 Jahre später wieder, «als wir beide, von den Nazis aus Wien vertrieben, in London ankamen» (K 34).

Neben Freud beeindruckte Bermann in seinen Studienjahren vor allem Viktor Adler, der ihn der österreichischen Sozialdemokratie nahebrachte:



Sigmund Freud. 1912

In einem Kaffeehaus hatte ich Karl Adler kennengelernt, den jüngeren Sohn des sozialdemokratischen Parteiführers Dr. Viktor Adler. Karl führte mich in das Haus seiner Eltern ein, und ich empfing einen starken Eindruck von der Persönlichkeit seines Vaters.

Viktor Adler war damals fünfzig Jahre alt. Er entstammte dem mir wohlbekannten Milieu des wohlhabenden jüdischen Bürgertums, ja, er war von Haus aus reich gewesen, bevor er sein Vermögen bedenkenlos seinen politischen Idealen geopfert hatte. Er hatte Medizin studiert, und dass er Arzt war, merkte man ihm sogleich an. Drei sehr ungleiche Menschen, die in meinem Leben eine Rolle gespielt haben, Freud, Adler, Arthur Schnitzler, hatten in ihrem Wesen etwas Gemeinsames: sie waren Österreicher, Juden und Ärzte; das gab ihnen eine gewisse sarkastische Güte, einen skeptischen Witz, einen Idealismus ohne Gläubigkeit. Viktor Adler hatte die zynische Zunge und das edle Herz, die alten, vielerfahrenen Ärzten oft eigen sind.

[...] Ausser den Arbeitern gehörte ein kleiner Teil der bürgerlichen Intellektuellen zu den Anhängern Viktor Adlers und seines Blattes, der *Arbeiterzeitung*. An der Universität gab es eine Gruppe sozialistischer Studenten und einen «Sozialwissenschaftlichen Verein», dessen Vorsitzender der junge Otto Bauer war. Unter dem persönli-

chen Einfluss Adlers näherte ich mich diesen Kreisen. Ich sympathisierte mit ihren Zielen, konnte mich aber niemals entschliessen, ein offizielles Mitglied der sozialdemokratischen Partei (oder irgendeiner andern) zu werden; das marxistische Dogma überzeugte mich so wenig wie irgendein anderes. Das verhinderte mich nicht daran, mich der Wiener Arbeiterbewegung zur Verfügung zu stellen. Ich unterrichtete in Arbeiterbildungsvereinen die Anfangsgründe der französischen Sprache, und ich nahm, so wenig mir das persönlich lag, von Zeit zu Zeit an den Strassendemonstrationen teil, die die Sozialisten gegen den Bürgermeister Lueger veranstalteten und die jedesmal von den «Luegerkosaken», der berittenen Polizei, rücksichtslos niedergeknüppelt wurden. (K 35-37)

Noch während des Studiums begann Bermann mit journalistischen Arbeiten. Seinen ersten Artikel durfte er für die *Wiener Woche*, ein «obskures Montagsblättchen» (K 31) schreiben, weil sein Nachhilfeschüler dort die Vertretung eines Redakteurs übernommen hatte. Bald nach dieser Episode erhielt er das Angebot, an einer kleinen Zeitschrift mitzuarbeiten:

Karl Ludwig Schröder, der «Dramaturg» (das ist der Stückeleser) des Kaiser-Jubiläums-Theaters, gründete damals in Wien ein Theater-Fachblatt, die *Dramaturgischen Blätter* und bot mir an, es mit ihm zu redigieren. Obwohl ich mich im Grunde wenig für die Dinge des Theaters interessierte, nahm ich den Auftrag an und fing an, für das Blatt Theaterkritiken und allerlei weise Aufsätze zu schreiben. Schröder, selbst ein armer Teufel, konnte mir kein Honorar zahlen, aber er lud mich ein für allemal ein, mit ihm in einem kleinen, von Theaterleuten besuchten Lokal zu Mittag zu essen. Hier lernte ich Schauspieler und Literaten kennen. (K 45)

Erstaunlich ist die Bandbreite der Arbeiten des zweiundzwanzigjährigen Bermann: er schrieb für die *Dramaturgischen Blätter* eine Ehrenrettung für den venezianischen Schriftsteller-Grafen Carlo Gozzi², stellte die *Dramaturgische Bibliographie* zusammen, rezensierte eine Edition der *Briefe der Frau Rat Goethe*³ ebenso wie Übersetzungen der Dramen von Sophokles und Calderon⁴. Die Zeitschrift stellte ihr Erscheinen jedoch schon Ende 1905 wieder ein, als der Dramaturg Schröder Wien verliess.

Von grösserer Bedeutung als die Arbeit für die *Dramaturgischen Blätter* erwies sich für Bermanns journalistische Laufbahn die Tätigkeit für die Zeitschrift *Der Weg*, die von dem umtriebigen Publizisten und nachmals bedeutenden Soziologen Friedrich Otto Hertz (1878-1964)⁵ herausgegeben wurde. Wie er zu dieser Tätigkeit kam, beschrieb Bermann in seiner Autobiographie:

Ein junger Soziologe, Dr. Friedrich Hertz, der der sozialdemokratischen Partei nahe-

stand, gründete [...] eine literarisch-politische Wochenschrift *Der Weg*, die etwa in der Art und nach dem Vorbild der amerikanischen *Nation* und ähnlicher Zeitschriften für die soziale und politische Demokratie und für die literarische Moderne kämpfen sollten. Mein Freund Otto Mfüller] war zum Redaktionssekretär des Blattes bestellt worden; er machte mich mit Dr. Hertz bekannt, und bald war ich ein Mitglied der Redaktion mit 60 Kronen monatlichem Gehalt. Das war keine grosse Summe, aber doch so viel, wie mir mein Vater zum Leben schickte. [...]

In der Redaktion des *Weg* herrschte eine reine, geistige europäische Atmosphäre, die mich sehr beglückte. Friedrich Hertz, der Herausgeber, war noch jung, aber schon als Autor einer bedeutenden Schrift bekannt, in der er, kommendes Unheil ahnend, die Rassentheorien eines Gobineau und Houston Stewart Chamberlain mit grossem Scharfsinn und dem fast unglaublichen Wissen eines Polyhistor kritisiert und ad absurdum geführt hatte.⁶ Während die österreichischen Intellektuellen der vorhergehenden Generation meistens Bewunderer alles Französischen gewesen waren, war Hertz ein erklärter Anglomane, ganz englischen Lebensformen und den politischen Idealen der angelsächsischen Demokratie zuneigend. Dorthin sollte *Der Weg* führen. Die Umgestaltung des österreichisch-ungarischen Doppelstaates in einen Bund freier, sich selbst verwaltender Nationen war sein Ziel. Ein Prager Universitätsprofessor, der für sein Volk, das tschechische, ähnliche Ziele anstrebte, Thomas G. Masaryk, war ein Freund des Blattes, und wenn er nach Wien kam, besuchte er die Redaktion.⁷

Die Mitarbeiter des *Weg* waren in der Mehrzahl junge Leute. Hertz schrieb die politischen und wirtschaftlichen Leitartikel, Richard Charmatz steuerte historische Aufsätze aus der politischen Geschichte Österreichs bei, im literarischen Feuilleton trieben Otto Mfüller] und der Kritiker Alfred Polgar ihr Wesen, einer der feinsten Köpfe jener Wiener Generation.⁸

[...]

In die beiden Zimmerchen des *Weg*, in der Nähe der Universität drang mehr frische Luft als in andere Wiener Redaktionsstuben. In Russland war eine Revolution ausgebrochen, die von den Stiefeln der Kosaken noch einmal niedergetrampelt wurde, deren Echo aber durch ganz Europa hallte. In Österreich sympathisierten natürlich die Sozialisten mit ihr – und die Redaktion des *Weg*. In unserer Redaktion verkehrten bald Menschen in langen Stiefeln und Russenblusen, Flüchtlinge aus Russland. Es waren die ersten politischen Emigranten, die ich zu sehen bekam; jeder von ihnen erschien mir wie ein Martyr und Heros. (K 46-49)⁹

Die Zeitschrift diente auch als Plattform des «Vereins für nationale Autonomie», in dessen Vorstand Friedrich Otto Hertz, Richard Charmatz, Thomas Garrigue Masaryk und vielleicht auch Hermann Bahr mitwirkten.¹⁰ Es ist zu vermuten, dass Bermann im «Verein für nationale Autonomie» und in der Redaktion der Zeit-

schrift für die Konzeption eines neuen Österreich gewonnen wurde, das nach den Vorstellungen des Vereins ein freier Bundesstaat sich selbst regierender, mitteleuropäischer Nationen werden sollte. Bermann hielt an dieser Vorstellung bis zum Frieden von St. Germain fest.

Doch nicht nur die politischen Ideen, auch die Vorstellungen Bermanns von den Aufgaben eines zeitgemässen Journalismus klärten sich während seiner Tätigkeit für den *Weg*. Im Februar 1906 veröffentlichte Bermann hier den Essay «Heine, der Journalist», der nicht weniger als ein programmatisches Manifest darstellt, Bermanns Bekenntnis zu einem ethisch verantwortlichen, modernen künstlerischen Journalismus, dem er lebenslang verpflichtet blieb.¹¹

Heine, der Journalist

Von Richard A. Bermann

Das eigenartige Leben, das Heinrich Heine in den ersten fünfzig Jahren nach seinem Tode geführt hat, verdient eine besonders ausführliche Erwähnung in der Kulturgeschichte unserer Zeit. Es ist nur schade, dass Heine selbst diese Geschichte seines Nachruhms nicht schreiben kann; er hätte sich sonst über seine behördlich nicht autorisierte Unsterblichkeit wunderbar lustig gemacht. Es ist nämlich tatsächlich schwer, die ernst-feierliche Totenjubelstimmung auf dem Gesicht zu behalten, wenn man die Situation überblickt: Jeder Mensch in unseren Landen hat seinen Heine gelesen; die Analphabeten singen wenigstens seine Lieder. Seine Feinde verachten und beschimpfen ihn. Aber seine Gedichte können sie nichtsdestoweniger auswendig. Und dabei haben sie sie nicht etwa in der Schule memorieren müssen, denn in der Schule ist Heine ja verpönt. Offiziell verkehrt unsere Kultur mit Heine nicht; auf den Strassen stehen seine Denkmäler nicht, in den Schulbüchern wird er höchstens kurz erwähnt, seinem Jubiläum zu Ehren gibt es keine Volksfeste und Parademärsche. Wenn man erklärt, dass er ein Schweinekerl war, wird man nicht gesteinigt. Ganz im Gegenteil. Wenn man sagt, dass er ein elender, wertloser Sudler war, ist man eine Stütze von Thron und Altar. Aber merkwürdig – man vergisst an den Sudler nicht. Er bleibt populärer als andere gottbegnadete Dichter, deren Jubiläen man mit Paradeaufzügen ehrt. Wie oft hat man ihn in den letzten fünfzig Jahren totgeschlagen! Und er lebt doch noch. Nicht einmal seine Verehrer haben ihn umbringen können. Und das ist mehr, als man von den Verehrern anderer Dichter sagen könnte. Man spuckt ihn an, wischt sich den Mund und pfeift seine Lorelei. Man lobt ihn und liest ihn doch. Sonderbar, höchst sonderbar!

Die Tatsache, dass ein Dichter durch ein halbes Jahrhundert hindurch auf alle Schichten wirkt, ohne dabei durch die offizielle Klassikerphrase propagiert zu werden, ist nicht ohne Weiteres ein Gradmesser für den Wert dieses Dichters. Wir wissen zwar, dass es den bedeutensten Künstlern in seltenen und kostbaren Augenblicken gelingt,

ein ganzes Volk in Begeisterung zu versetzen, ihre Seele in der ehrfürchtigen Scheu von Millionen Seelen vibrieren zu lassen. Aber wir wissen auch, dass die grössten Künstler eben nur für Augenblicke ihr Werk und ihr Volk in eins verschmelzen können und dass dann die Welle sofort in ihren natürlichen Behälter zurückflutet, in die mehr oder minder dünne Schicht der Intellektuellen, sozusagen die Gehirnrinde der Kultur. Man kann behaupten, dass es nicht die grossen Künstler sind, die die grossen Erfolge haben. Eine Wirkung auf unindividuelle, verschwimmende Massen ist vielleicht sogar direkt unkünstlerisch. Nur mit gemeinen Nachschlüsseln kann man jedes Tor aufsperrn, nicht mit kunstvoll geschmiedeten Zierstücken. Darum wirken heute wie ehemals am meisten unkünstlerische Produkte. Es ist in der Kunst wie in der Volkswirtschaft: die Nachfrage regelt das Angebot. Das Werk, das den meisten Bedürfnissen entspricht, schlägt die Konkurrenz aus dem Felde. Der Künstler aber arbeitet nicht auf Bestellung. Das tut der Journalist. Und man kann ruhig sagen, dass *nur* der Journalist die Massen in Fluss bringt. Die seltenen und kostbaren Augenblicke, von denen ich sprach, die Augenblicke, in denen ein ganz Grosser einmal sein Volk vergewaltigt und ihm den Durst suggeriert, für den er den Trank hat, die zählen kaum mit. Nur der Journalist wirkt auf alle, denn er dient allen. Und wenn Heinrich Heine auf die Massen gewirkt hat, dann war er eben durch und durch ein Journalist.

Es ist klar, dass sich gegen die Behauptung vielerlei einwenden lässt. Zunächst wird man versuchen, die lyrischen Gedichte von den sonstigen Werken Heines zu sondern. Denn dass die «Reisebilder» und dass «Deutschland» hervorragende journalistische Arbeiten sind, kann kein Verständiger leugnen. Schliesslich ist es auch klar, dass der «Atta Troll» und das «Wintermärchen» nur deswegen nicht für ein politisch-satirisches Witzblatt geschrieben worden sind, weil Heinrich Heine, weniger glücklich als sein Namens- und Geistesvetter Th. Th., nicht den «Simplizissimus» zur Verfügung hatte. Dass diese Werke eine unerhörte journalistische Prachtleistung darstellen, ist nicht allzu schwer zu beweisen. Heines Witz und seine polemische Neigung kennzeichnen den Journalisten auf fünfzig Schritte und fünfzig Jahre Distanz. Aber die lyrischen Gedichte! Können gute lyrische Gedichte journalistisch sein?

Eine Gegenfrage: Kann man zugleich Journalist und Dichter sein? Die Gabe, sich der Welt anzupassen – das Talent des Journalisten – kann sich doch mit der Gabe, die Welt sich anzupassen – dem Talent des Künstlers – kaum vereinigen lassen. Wer öfter als gelegentlich journalistisch wirkt und gut wirkt, ist kein Künstler. Und wenn ein Journalist lyrische Gedichte gemacht hat, dann ist nur zweierlei möglich. Entweder diese Gedichte sind unecht durch und durch, für den Tag angefertigt, Banknoten, nicht Gold. Oder wir stehen vor einer individuellen Ausnahme, die in das Schema nicht zu passen scheint und die doch wie jede echte Ausnahme die Regel bestätigt.

Das journalistische Kunstwerk ist eine Krankheit unserer Kultur, die wir genau kennen. Sein wichtigstes äusseres Kennzeichen ist, dass es grossen Erfolg hat. Sein wichtigstes inneres Kennzeichen ist, dass es für diesen Erfolg gemacht wird. Ein wichtiges Symptom ist die unproportionierte Hervorhebung der Form, eine gewisse Jahrmarktsbuntheit und im Allgemeinen der Verrat der Harmonie zugunsten der augenfälligen Wirkung. Tatsächlich werden derartige Werke meist von schöngeistigen Feuilletonredakteuren verbrochen. Man muss nur ganz leichthin an ein Machwerk dieser Art denken, um mit einigem Ekel den Vergleich solcher Tempelschändungen mit Heines Gedichten abzulehnen. Und doch bleibt der eine Berührungspunkt: auch Heines Gedichte wirken sofort und allgemein. Auch bei ihnen ist nicht erst ein Ringen, ein Überwältigen, ein Ergeben nötig. Die Stimmung packt den Leser ohne Widerstand, drängt sich ihm kampflos auf, jedem Leser. Diese unindividuelle Wirkung, dieses leichte Aufschliessen aller Tore ist durchaus journalistisch. Sind Heines Gedichte also journalistische Kunst? Nein, sie sind künstlerische Journalistik.

Der gewöhnliche Journalist passt sich allem an. Auch seiner Zeit, auch seiner Welt, auch seinem Beruf. Wie aber, wenn einmal einer geboren wird, in dem Zeit, Welt und Eigenart eine wunderbare Einheit bilden? Der sich deshalb der Welt nicht erst anschmiegen muss? Der bleibt, was er ist, der bleibt, wie er ist, und der doch immer in seine Umgebung passt, weil er eben ist, wie und was seine Umgebung ist? Jeder Mensch ist das Produkt seiner Zeit und seines Milieus; der Künstler aber weniger als alle anderen. Er ist anders, als die Welt um ihn, wenn auch ihr urverwandt. Aber wie, wenn einer geboren ist, der aus demselben Flusse ist, wie seine Zeit? Wenn er die Welt auf sich reduziert, das heisst künstlerisch schafft, ist er tatsächlich Künstler und Journalist zugleich. Er findet wie der Journalist die Formel für den Tag. Aber er findet sie in sich. Als solch ein an der Grenze stehendes Ausnahmewesen müssen wir Heine betrachten. Er war wie seine Zeit. Nicht nur die Spuren des allgemeinen Charakters finden sich an ihm. Wohlproportioniert fügt sich Zug an Zug. Dieses Ringen und Tasten, dieses sehnsüchtige Zerstören, dieses haltlose Suchen ist der Grundakkord der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Schopenhauer und Marx waren Zeitgenossen. In Heine sind beide. Im Widerspruche und doch in vollster Harmonie. Wer alle Strömungen seiner Zeit voll in sich vereinigte, musste auf seine Zeit wirken, selbst wenn er echt und gross war. Der Mann hat an der Welt verzweifelt und sie zugleich zu geniessen gesucht. Darin war er konsequenter Pessimist. Er war es auch in dem epikuräischen Auskosten des eigenen Schmerzes. Aber dieser Mann war auch der erste deutsche Dichter, der wieder an ein Wiederaufbauen der zerstörten Welt glaubte, der erste Überwinder des Weltschmerzes, das heisst der erste Sozialist und überhaupt der erste moderne Mensch in unserem Sinne, den nach dem Niederbruch des klassischen Renaissanceideals die deutsche Literatur hervorgebracht hat. Daher diese Fülle von positiven

Widerständen und aufbauenden Impulsen, die wir an dem Manne verehren. Der dichterische Tagesberichterstatter des Pessimismus fängt ganz langsam an, uns fremd zu werden. Der Pessimist Heine ist heute noch das Entzücken aller Gymnasiastenseelen. Aber der Freiheitskämpfer und der Schönheitskämpfer Heine liegt heute auch anderen Menschen noch nicht fern. Er ist noch von unserer Zeit, ist in gewissem Sinne einer der grössten Journalisten auch unserer Tage. Ein sonderbarer Fall: der Journalist, der vom Tage in die ferne Zukunft hineingewachsen ist. Der Künstler fixiert sich am Tage. Der Journalist den Tag schlechthin. Hier haben wir einen Journalisten, der Künstler ist. Ein volles Symbol der Zeit, nicht ein Atom der Zeit. Und daher immer jung wie die Gegenwart und unsterblich wie die Vergangenheit.

In: Der Weg. Jg. 1, H. 21 (17.2.1906), S. 13-14

Die Mehrzahl der Arbeiten Bermanns für den Weg gehörte aber einer anderen Gattung an: «ich schrieb scharfe, oft aggressive Glossen und gewisse mikroskopische Geschichten, die ich mit dem Teufelsnamen Belial zeichnete» (K 48). Es war kaum mehr als ein gutes Dutzend meist kurzer satirischer Beiträge mit antiklerikaler oder antiautoritärer Pointe, die Bermann unter den Teufelsnamen Belial und Ariel im Weg publizierte; ferner findet sich hier die erste unter dem Titel «Alfred und Eduard»¹² publizierte humoristische Alltags-Glosse, die später zu einem der journalistischen Markenzeichen Bermanns werden sollten. Einer der satirischen Kurzbeiträge mag das Genre charakterisieren¹³:

Glatteis

Von Belial

Auf den Strassen lag Glatteis. Die Passanten schimpften, die Hausmeister schimpften auch und streuten. Und die Buben fuhren auf einem Bein oder auf beiden die glatte Bahn entlang von dem Haustor bis zur Strassenecke. An der aber stand der Wachmann. Der schimpfte ebenfalls: «Wirst du aufhören, du Bengel! Du brichst dir ja ein Bein!» Husch, da war der kleine Schwarze um die Ecke und der Rothaarige sauste heran. «Aufhören, Kerl, elender!» schrie der Wachmann. «Das ist verboten! Du wirst dir ein Bein brechen!» Husch, da war der Rothaarige um die Ecke und der blonde Krauskopf sauste heran. Da packte den Wachmann gerechte Wut. «Stehen bleiben, Lausbub, verdammter! Willst du dir dein Bein brechen?» Und der Arm des Gesetzes fasste nach dem kleinen Matrosenkragen. Da rutschte das Kind aus, fiel hin und blieb wimmernd liegen. Es hatte ein Bein gebrochen.

In: Der Weg. Jg. 1, H. 12 (16.12.1903), S. 13

In seiner Autobiographie bekannte Bermann, dass viele von «Belials kleinen Teu-

feleien» unter dem «direkten Einfluss» (K 53) Peter Altenbergs entstanden waren:

Einst, als im Wiener Prater auf einer ‚Völkerschau‘ ein afrikanisches Dorf zu sehen gewesen war, hatte ein unbekannter junger Mann ein Bändchen Gedichte in Prosa, ungefähr in Walt Whitmans Manier, veröffentlicht und *Aschanti* genannt. Seither war dieser Dichter geistvoller und kultivierter kleiner Prosaskizzen zu einer Wiener Institution geworden wie der Stefan Sturm. Die wenigen Zeilen, die er erst in Wiener Zeitungen veröffentlichte, dann in Buchform sammelte, waren immer bezaubernd. Aber wenn P. A. – wir nannten ihn immer P. A. – sie nicht geschrieben hätte, wäre er immer noch P. A. gewesen. [...]

Wir lächelten hinter seinem Rücken und vergötterten ihn in unserem Herzen. Er war Narr, Parasit und Philosoph zugleich. Wohlhabende Leute pflegte er, der keineswegs ohne private Mittel war, schamlos anzubetteln. Er hielt die Welt für verpflichtet, ihn zu erhalten. Was mehr ist, sie war es. [...] P. A. war heimlich ein Trinker und gebrauchte bedenkliche Drogen. Dennoch predigte er uns jungen Leuten stets ein massvolles, hygienisches Leben – und gewisse Abführmittel, auf die er schwor.

Tausend Altenberg-Anekdoten waren im Umlauf. [...]

Niemand, der jetzt das Echo solcher Anekdoten hört oder der selbst die schon halb vergessenen Bücher Altenbergs liest, kann ermessen, was er meiner Generation gewesen ist. (K 50-53)

Bermanns satirische Vignetten «hatten Erfolg», gaben ihm in seinen Kreisen «eine Art Relief» und wurden «in oppositionellen Zeitungen viel nachgedruckt». Das so erworbene Ansehen verschaffte ihm die Möglichkeit, sich mit seinem Freund und Mitredakteur Otto Müller für noch unbekannte Talente einzusetzen – ein Bestreben, dem Bermann zeit seines Lebens treu blieb:

Ich muss sagen, Otto und ich taten in dieser Hinsicht manches Gute. Aus einem Haufen ungedruckter Manuskripte holten wir Gedichte eines jungen Mannes namens Berthold Viertel heraus und druckten sie; und ich entdeckte, dass unser schwindsüchtiger Redaktionsdiener Alfons Petzold ebenfalls sehr schöne Gedichte machte, und der junge Arbeiterdichter sah sich alsbald in dem Blatt gedruckt, für das er tagsüber Schleifen klebte. (K 48)¹⁴

«Der Winter 1905/06», schrieb Bermann in seiner Autobiographie, «war für mich eine glückliche Zeit. Unsere kleine Zeitschrift hatte, so wie man es in der Wiener Atmosphäre von Zeitschriften der Jungen gewohnt war, keinerlei materiellen Erfolg und ging nach einem halben Jahr wieder ein; aber solange dieses kleine Feuer-

COPIA.

Q. F. F. Q. S.

SUMMIS AUSPICIIS AUGUSTISSIMI IMPERATORIS AC REGIS
FRANCISCI IOSEPHI I

IN UNIVERSITATE LITTERARUM VINDOBONENSI

209

EUGENIUS PHILIPPOVICH DE PHILIPPSBERG

HUMER UTRINQUE DOCTOR GRÆCULIÆ POLITICÆ PROFESSOR PUBLICUS ORDINARIUS
IMPERATORIS AUSTRIACÆ A CONSILIO AULÆ

H. T. UNIVERSITATIS RECTOR

IOSEPHUS MARIA PERNTER

PHILOSOPHÆ DOCTOR PHYSICÆ TERRÆ PROFESSOR PUBLICUS ORDINARIUS
IMPERATORIS AUSTRIACÆ A CONSILIO AULÆ

ORDINIS PHILIPPORUM H. T. DECANUS

Davidus Henricus Müller
*philosophiæ doctor longiorum annorum pernicissimus professor publicus ordinarius
imperatoris austriacæ a consilio aulæ, academiæ scientiarum vindobonensis socius*

PROMOTOR RITE CONSTITUTUS

IN
VILLÆ CLARISSIMÆ

Richardum Arnoldum Bermann
Vindobonensem
*postquam et dissertatione reu. in scriptis Die 19. Junii de iura et privilegio
vraia et exanimis laudabilibus in philologia romanicæ prohi-
nam protulit*

DOCTORIS PHILOSOPHÆ NOMEN ET HONORES IURA ET PRIVILEGIA

CONTULIMUS IN EIVSQUE REI FIDEM HANC LITTERAS UNIVERSITATIS SIGILLIS SANCTANDAS
UTRAVIQUE.

VINDOBONÆ, DIE XIX. Mo. Junii

MCMVI.

Philippovich

J. M. Pernter

D. H. Müller

L. S.

Copiam cum originali in charta nigra publicè inscripta

Promotionsurkunde der Universität Wien für Richard A. Bermann vom 19. Juni 1906. In Abschrift vom 3. Dezember 1914

werk von Zeitschrift prasselte, gab es meiner dürftigen Jugend ein beglückendes Licht» (K 49). Nach dem Ende der Zeitschrift beschloss Bermann, erst einmal seine Dissertation zu beenden; sie galt der sprachwissenschaftlichen Untersuchung des altspanischen Dialekts der historischen Stadtrechtsurkunden von Navarra. Am 5. Mai 1906 wurde seine Dissertation über *Die Sprache der Fueros von Navarra*¹⁵ angenommen, am 19. Juni 1906 wurde er nach Ablegung der Rigorosenprüfungen «mit Auszeichnung approbiert» und zum Dr. phil. promoviert. Wie er das Rigorosum bei seinem Doktorvater, dem international angesehenen Romanisten Wilhelm Meyer-Lübke, bestand, schilderte Bermann später in seiner Autobiographie:

Meyer-Lübke war der Ansicht, dass man das Können eines Prüfungskandidaten nur nach seiner Dissertation beurteilen könne; er hasste das für die Prüfung rasch zusammengelehrte Scheinwissen. So wurde aus meinem mündlichen Rigorosum eine heitere Formalität; bevor er mich prüfte, ging der Professor noch einmal heraus, nicht ohne einen Haufen Bücher auf dem Tisch liegengelassen zu haben. Ein Lesezeichen in dem einen bezeichnete ein altportugiesisches Sonett, das offenbar übersetzt und interpretiert werden sollte, die anderen Wörterbücher und Grammatiken, mit deren Hilfe ich mir leicht alle sich aus der Lektüre des Sonetts ergebenden Fragen nach Syntax und Etymologie beantworten konnte. Nach einer Stunde kam der Professor wieder herein und lächelte mich an; wir erledigten das Prüfungsgeschäft in zehn Minuten. (K 54)

Seine Dissertation wurde Bermann bald sehr fremd. In einer ironischen Betrachtung aus dem Jahre 1922 exhumierte er das Ich, das sie verfasst hatte:

Soviel ich aus dem Manuskript enträtseln kann, handelt es sich vor allem darum, ob das Wort «nicht» im Altnavarresischen «no» oder «non» heisst; jener bienenfleissige Philologe namens Ich hat in dem ganzen dicken Kodex alle «nicht» gezählt, und kein Wort kommt natürlich in einem Gesetzbuch häufiger vor. Er hat, um es ganz genau zu sagen, 830 «non» und 432 «no» herausgebracht, und erhebt darob in einem mir vollkommen unverständlichen wissenschaftlichen Jargon ein wildes Geschrei; es scheint ihm, er habe etwas ungeheuer Wichtiges bewiesen.¹⁶

Die Promotion verbesserte Bermanns Situation nicht wesentlich. Sein Vater wollte ihn zwingen, «die Lehramtsprüfung zu bestehen und ein Mittelschullehrer zu werden», und um ihn zur Eile anzuhalten, gab er ihm weniger Geld als zuvor. Bermann freilich zog das «Hungerdasein» (K 57) dem Beruf des Mittelschullehrers vor und hielt verzweifelt nach Alternativen Ausschau. Die Rettung bot ihm im Herbst 1906

eine hochdotierte Stelle als Hofmeister, die er bei einem steinreichen, hochadligen und leicht wahnsinnigen italienischen Knaben antrat, der unter Bermanns Einfluss auf wundersame Weise immer gesünder wurde, während sein Lehrer immer mehr dem körperlichen und seelischen Siechtum verfiel. Als Lehrer dieses Horrorzöglings lebte Bermann in Mailand und an der italienischen Riviera in grösstem Luxus, den er aber auf Grund der Umstände nicht geniessen konnte. Aus einer akuten seelischen Krise rettete er sich im Herbst des Jahres 1907 mit knapper Not nach Wien zurück» – aus den seltsamen Abenteuern als Erzieher eines italienischen Barons gestaltete er später seinen ersten Roman *Der Hofmeister*¹⁷ (1911).

Im Anschluss an diese Episode, die ihm «den letzten Rest der Lust genommen» hatte, «ein Lehrer zu werden» (K 72), suchte Bermann in Wien glücklos nach einer Redakteursstelle. Nach einiger Zeit beschloss er, Hermann Bahr um Rat zu bitten, den er aus der Redaktionstätigkeit beim Weg kannte:

Bahr, der eifrigste Vorkämpfer der Moderne in Wien, schrieb Romane und Komödien im Geiste der Jungwiener Gruppe, zu deren Gründern er gehörte, aber seine eigentliche Bedeutung lag auf dem Gebiet des Essays und der Kritik. [...] Er hatte als Anarchist begonnen und entwickelte sich durch hundert Übergangsformen weiter, bis er am Schluss ein unbedingt gläubiger Katholik war. Schon vorher sah er mit seinem grauen Vollbart so aus wie der Herrgott auf katholischen Heiligenbildern. Hermann Bahr liebte es leidenschaftlich, junge Schriftsteller zu entdecken. Mir gab er, als ich mich in meiner Verlegenheit an ihn wandte, einen guten Rat: «Lassen Sie sich ein paar Schuhe doppelt sohlen und gehen Sie nach Berlin. Ehe die Doppelsohlen abgetragen sind, werden Sie in Berlin etwas gefunden haben. Hier in Wien stagniert alles, fast wie in Linz. In Berlin machen alle begabten jungen Menschen Karriere.» (K 73)

Bermann folgte dem Rat Bahrs und begab sich Ostern 1908 nach Berlin. Der einzige Mensch, den er dort kannte, war Karl Ludwig Schröder, der einstige Herausgeber der Wiener *Dramaturgischen Blätter*; er verschaffte Bermann eine schlecht dotierte Stellung bei seiner Berliner Zeitschrift *Theater-Courier*. Das Dutzend Aufführungskritiken und Rezensionen, das Bermann für den *Theater-Courier* verfasste, ist amüsant geschrieben, verdient aber kaum Beachtung. Wie wenig er seine Tätigkeit für die Zeitschrift schätzte, geht aus seinen Erinnerungen deutlich hervor:

Der *Theater-Courier* war ein jämmerliches Wochenblättchen, dessen eigentliche Be-

deutung in seinem Anzeigenteil lag. Die Mitglieder der kleinsten Schmierentheater in der Provinz waren gewohnt, in dieser Zeitschrift Engagements-Inserate zu finden; was sonst in dem Blatt stand, war ihnen vollkommen egal. Dieses ‚Sonst‘ hatte ich zum grössten Teil zu verfassen; ausserdem musste ich am Expeditionstag Adressen schreiben und Schleifen kleben. (K 75)

Nach einigen Monaten gelang es Bermann, «eine Anstellung bei einem der grossen Berliner Zeitungsverlage zu erhalten. Leider», schrieb er in der Autobiographie, «landete ich bei dem preussischsten und reaktionärsten Zeitungsunternehmen Berlins, beim Scherl-Verlag». (K 78) Bei Scherl wurde Bermann gut dafür bezahlt, dass er «die in der Zeitschrift *Die Woche* erscheinenden Bilder aktueller Ereignisse durch Schlagzeilen und kurze Texte» erklärte – eine Tätigkeit, die «den Ehrgeiz eines jungen Schriftstellers nicht ganz befriedigen» (K 80) zu vermochte. Daher versuchte er, im Feuilletonteil des *Berliner Lokalanzeigers* pointierte kleine Skizzen wie im *Weg* unterzubringen; die Versuche blieben aber erfolglos.

Um Anschluss an Berliner Schriftsteller- und Journalistenkreise zu finden, ging



Berlin, Unter den Linden. 1907

Bermann, der zunächst sehr ärmlich im Wedding wohnte, ins Café des Westens:

Ich fand in diesem Kaffeehaus viele Bekannte aus Wien. In Wien wurden viele Talente geboren; aber sie gingen später nach Berlin. Erst wenn sie in Berlin Erfolg gehabt hatten, wurden sie auch zu Hause anerkannt. So wimmelte es in Berliner Künstlerlokalen von jungen Österreichern. Dennoch fand ich bald heraus, dass zwischen der Wiener und der Berliner Bohème der Unterschied enorm war. Hier in Berlin war alles heftiger, greller, die Weltanschauungen, die Kunstmoden, die Laster. Der wilhelminische Militärstaat reizte rebellische junge Menschen ganz anders zur Opposition als Franz Josephs patriarchalisches Regime. In Österreich glaubten junge Bürgersöhne sich wer weiss wie radikal, wenn sie mit Viktor Adler und der Sozialdemokratie sympathisierten. In Berlin waren sie Anarchisten und redeten vom Bombenwerfen. In Wien galt ein Verhältnis mit einem ‚süssen Mädels‘ aus der Vorstadt für den Gipfel der Libertinage. In Berlin gab es Strichjungen und Nachtlokale, in denen geschminkte Männer in Weibertracht tanzten. In Wien trank man Heurigen, in Berlin schnupfte man Kokain. (K 76/77)

Den Ausweg aus seiner schwierigen Situation als subalternen Angestellten bei Scherl verschafften ihm jedoch nicht die Bekannten aus dem Café des Westens, sondern das Glück, das ihn eines Tages «seinen Landsmann Siegfried Bryk»¹⁸ treffen liess, der beim *Berliner Tageblatt* als die «rechte Hand des Chefredakteurs Theodor Wolff»¹⁹ galt. Bryk ermunterte Bermann, weiter die «kleinen Sachen» zu schreiben, mit denen er im Weg Erfolg gehabt hatte:

Er erbot sich, sie im Feuilletonteil des *Tageblatts* zum Abdruck zu bringen. «Sehen Sie sich um», sagte er. «Berlin ist die bunteste Stadt der Welt, voll von bemerkenswerten kleinen Lokalfällen, Spezialitäten, kuriosen Winkeln. Aber die Berliner Journalisten sehen das nicht; ein Wiener Feuilletonist, der Berlin entdeckt, wird Glück haben...». (K 81)

Bermann hatte Glück, aber an diesem Glück war Bryk, den er als seinen «Lehrer im Journalismus» (K 82) bezeichnete, nicht unschuldig; mit dem Hinweis auf die Lokalfeuilletons und dem Angebot, sie im *Berliner Tageblatt* abzudrucken, ebnete er ihm den Weg zum Erfolg. Gleich die ersten Beiträge Bermanns – er veröffentlichte sie unter dem Pseudonym «Belial», weil der Vertrag mit Scherl ihm eine journalistische Tätigkeit für andere Blätter verbot – stiessen auf grossen Anklang, und Bryk forderte ihn daher zu regelmässigerer Mitarbeit auf:

[...] meine kleinen Feuilletons im B. T. gefielen der Redaktion und dem Publikum. Bald erschienen sie so häufig, dass ich ein zweites Pseudonym wählen musste: «Baptist». Damit nicht zufrieden, begann ich auch die *Vossische Zeitung* mit Artikelchen zu versehen, unter denen «R. Merlin» stand. Bald war es nicht mehr möglich, ein liberales Abendblatt in die Hand zu nehmen, ohne über eines meiner Pseudonyme zu stolpern. Honorare kamen, und ich fing an, mich reich zu fühlen. In dem Gartenvorort Lichterfelde, wo ich jetzt wohnte, hatte ich im Pult eine ganz hübsche kleine Sammlung von Goldstücken – jedes Zwanzigmarkstück repräsentierte ein Feuilleton. Meine Genossen aus dem Café Grössenwahn wussten um die Existenz dieser Lade und kamen sie öfters besuchen. (K 83)

Den journalistischen Durchbruch erzielte Bermann aber weder mit den drei angegebenen Pseudonymen noch mit seinem Geburtsnamen, sondern unter dem Namen «Arnold Höllriegel», mit dem der Freund und Lehrer Siegfried Bryk 1910 in seiner Abwesenheit einen seiner Artikel gezeichnet hatte:

Als ich ihn anrief, um mein Erstaunen auszudrücken, sagte er, er habe mir, da ich mich des Hauses Scherl wegen im *Tageblatt* nicht Bermann nennen dürfe, einen Tiroler Bauernnamen gewählt, statt meiner vielfachen und sinnlosen Pseudonyme. Und dabei blieb es.

Bryk hatte gut gewählt. Ich schrieb weiter die gleichen Sachen, aber während «Baptist, Belial, und R. Merlin» nicht sonderlich beachtet worden waren, wurde Höllriegel langsam in Berlin bekannt. Noch war ich nicht eine anerkannte Figur des Berliner grossstädtischen Jahrmarkts, eine ‚Nummer‘ oder gar eine ‚Kanone‘ – aber schon auf dem Wege, es zu werden. (K 86)

Den erfolgreichen Start als Journalist in Berlin verdankte Bermann seinen kurzen Lokalfeuilletons. Sie bildeten gewissermassen die Kehrseite der Reiseberichte, für die er später berühmt wurde: richtete er in diesen den vertrauten Blick auf fremde Welten, so lenkte er in jenen den verfremdeten Blick auf die vertrauten, ein «Afrikaforscher der Alltäglichkeit» (Anton Kuh), der seine Forschungsergebnisse in geschliffen pointierten Artikeln veröffentlichte. Bermann schrieb über Vorträge, Ausstellungen, Aufführungen, Kongresse (wie beispielsweise den «Internationalen Kongress lebender Abnormitäten»²⁰), über Besuche bei interessanten Zeitgenossen, er schrieb zu allen möglichen und unmöglichen Anlässen – sogar über das Wetter: in den Hundstagen des Jahres 1911 protestierte er «feierlichst gegen das vollständig ungerechtfertigte Verlangen nach Aufhören der Hitze!»²¹ Die knappen Feuilletons mündeten zumeist in eine Pointe oder sind von vornherein als Glossen

konzipiert – «nette kleine Episoden, gut geschliffene Fensterchen aus dem Innern der Zeit»²². Wie sehr diese ironischen Miniaturen auch von der sprachlichen Pointe leben, wird deutlich, wenn Bermann die Heideblüte als das «Alpenglühen der Ebene»²³ oder die Litfasssäule als «öffentlichen Generalanzeiger der Berliner Stadtseele»²⁴ preist.

Viele der Feuilletons Bermanns aus dieser Zeit haben einen aktuellen Anlass und sind, wie auch immer brillant formuliert, für heutige Leser mit diesem Anlass veraltet. Eine Reihe von ihnen haben jedoch den Anlass überdauert. Ein Beispiel für sie ist der Artikel «Ausflug nach Deutschland», in dem Bermann, ähnlich wie Tucholsky in zahlreichen Artikeln, seinem Überdruß am hektischen Grosstadt-leben Berlins Luft machte:

Ausflug nach Deutschland

Von R. Merlin

Es ist wunderlich, warum die Berliner nicht häufiger einen kleinen Ausflug nach Deutschland machen. Nicht nach dem grossen, starken, lauten, schwarzweissroten Reich. In dem leben sie ja. Sondern nach Michels stillem, alten, schwarzrotgoldenen Deutschland, dem Reich, das nicht auf Landkarten verzeichnet war, sondern in Gemütern.

Es ist sonderbar. Um aus dem Reich von heute in das liebe, alte Land von vorgestern zu gelangen, bedarf man nicht der unheimlichen Wellschen Zeitmaschine, nicht des Aeroplans, der die Erde in einer Minute umkreist und – weil doch beim Weltumsegeln ein Tag gewonnen wird – gestern wieder ankommt, sondern es genügt als Fuhrwerk von heute nach vorgestern die königlich preussische Eisenbahn. In zwei, drei Stunden kann der Berliner Ausflügler aus unserem Betrieb hinauskommen in die Ruhe – nicht in die einsame Ruhe eines versteckten grünen Winkels, sondern in die belebte, geschäftige einer altdeutschen Kleinstadt. Freilich, man tut gut, über die Grenzen Brandenburgs hinauszufahren. So gottverlassen ein märkisches Nest auch sein mag, es denkt doch immer an Berlin, es imitiert Berlin, und hat dabei kein Glück. Der Berliner Geist macht erst dort halt, wo die Eisenbahnschranken nicht mehr schwarzweiss angestrichen sind, sondern grünweiss oder sonstwie. Altdeutschland lebt, dämmert heute noch in den eigenwillig und souverän kolorierten Ländchen, die das Einerlei der preussischen Landkarte so angenehm unterbrechen.

Zum Beispiel: Man geht gegen vier Uhr Nachmittag über den Potsdamer Platz, durch die Königgrätzer Strasse. Autos brüllen, Passanten, die keine Zeit haben, sich voneinander zu unterscheiden, sprechen von hasardspielenden Rechtsanwälten und dergleichen. Gut, man kommt zum Anhalter Bahnhof. Man legt vier Mark in einem

Billet an und steigt, mit einem guten Buch bewaffnet, in einen Zug. Nach dem zweiten Kapitel ruft draussen jemand: umsteigen! Man steigt um und bemerkt dabei die Elbe, freiheitlich ragende Kirchtürme, alte Bäume – Wittenberg. Nun steigt man wieder ein. Nach einigen Seiten muss man das Buch wieder einstecken und nochmals umsteigen. Schliesslich, fünf halbe Stündchen nach der Abfahrt von Berlin, ist man in Zerbst. Man steigt aus und reibt sich die Augen.

Erstens steht da eine Pferdebahn. Wirklich, eine Strassenbahn mit einem lebendigen, zoologisch richtigen Pferd vor dem Wagen. Im Innern des Wagens aber ist ein Kasten angebracht, und jeder Fahrgast wirft seinen Groschen Fahrgeld selbst ein. Hier verlässt man sich noch auf deutsche Treue und braucht keine Fahrscheine.

Der grosse Berliner soll das einmal probieren.

Und dann verbringt man einen Abend im alten Deutschland. Zuerst ein Spaziergang durch und um die Stadt. Da ist der Marktplatz. Die Zerbster sind sehr stolz darauf, dass er neu gepflastert ist. Aber ein geborener Zerbster, der mit mir aus Berlin kam, vermiste eine Regenrinne in der Mitte. In der Regenrinne dürfte er einmal gespielt haben. Sie ist weg. Aber das ist so ziemlich die einzige Veränderung, die sich seit einem Menschenalter in Zerbst störend ereignet hat. Sonst stehen die alten Giebelhäuser noch um den Markt herum, wie sie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert standen. Und Roland der Riese ruht mit seinen steinernen Zentnern auf einem Postament oder vielmehr auf einer unglückseligen Dackelgestalt, die nach der Meinung eines ururalten Steinmetzmeisters einen bösen Drachen vorstellen sollte. Und an dem Tor des schönen gotischen Rathauses prangen drei bunte Wappen. Die Zinnen von Zerbst, die anhaitischen Bären und halben Adler und Rauten, darüber aber – ein ehrwürdiger Anblick voll pathetischer Melancholie – der Doppeladler des Heiligen Römischen Reiches. Und daneben irgendwo auf einem alten, zinnengeschmückten Staatsgebäude über demselben Wappen das Reliefbild Kaiser Karls des Fünften.

[...]

Es gibt mehr Lokale mit bestimmten Stammtischen in Zerbst. Da ist eines, wo auf allen Tischen Flämmchen in bunten Gläsern flimmern. Wer nun dasitzt und raucht, steckt nicht etwa frech die Zigarre an dem Flämmchen an, sondern nimmt zuerst ein Zündholz ohne Kopf aus einem Behälter, brennt es an und hält es an die Zerbster Lokalimporte. Die Damen sitzen daneben mit ihren Handarbeiten und lauschen – das darf nicht vertuscht werden – dem Grammophon, das immerzu die deutsche Nationalhymne spielt, das herrliche Lied «Das haben die Mädchen so gerne».

Woraus man ersieht, dass dieses schöne alte Zerbst doch eine gewisse Sehnsucht nach der Berlinischen Form der Zivilisation hat. Gott, vielleicht würde man das mitfühlen, wenn man etwa acht Tage dableibe, zum Konzert ins Friedrichsholz ginge, zum Kaffee (den können sie übrigens in Zerbst nicht machen!) nach Jürrischau oder an die

grünen Ufer der nahen Elbe. Wenn die Bestimmtheit der kleinstädtischen Stammtische einem sachte auf die Nerven ginge.

Aber so! Ein Abend, ein Sommertag in diesem vergesenen Städtchen – es gibt zweieinhalb Stunden von Berlin nichts Schöneres, nichts Reineres. Das alte Deutschland lebt noch. Noch lebt Michels Zipfelmütze. Wenn das aufgeweckte Berlin sie sich doch hie und da einmal über die Ohren stülpen wollte! Noch auf lange! Nur für Momente der Heimkehr.

In: Vossische Zeitung, Nr. 430 (24.8.1912), S. 2

Wie nahe Lokal- und Reisefeuilleton beieinanderliegen können, vermag der folgende Artikel zu illustrieren:

Die Gefährtin

Von Arnold Höllriegel

Einmal musste ich meiner englischen Pfeife auch etwas bieten, und so habe ich mich in diesem Sommer von ihr nach London mitnehmen lassen. Wenn man in fremde Länder fährt, ist es so nett, jemanden mit zu haben, der sich auskennt.

Ich habe die Pfeife zwar in einem Geschäft in der Friedrichstrasse gekauft, aber man hat mir geschworen, dass sie ganz echt englisch ist. So oft ich sie in den Mund nehme, komme ich mir wie ein Gentleman von kosmopolitischen Allüren vor. Sie riecht nicht immer gleich gut, aber ich liebe sie.

Als ich in Hamburg in den Extrazug der Hamburg-Amerika-Linie stieg, um nach Cuxhaven zu fahren, begann meine Pfeife sich zu freuen. Ich behaupte nicht, dass sie in der Tasche zu hüpfen begann; ich sage nicht, dass sie lächelte, als ich sie hervorzog, aber wenn man mit einem weiblichen Wesen die ganze Zeit beisammen ist, lernt man seine Seele gründlich kennen. Die Pfeife freute sich, denn in drei Ecken des Coupes sassen drei sehr imposante Gentlemen und jeder rauchte eine englische Pfeife; es war aber hingegen ein Nichtrauchercoupe. Der Schaffner kam und sagte, das ginge nicht. Da sagte der Gentleman in der Ecke rechts: «I don't understand!» Die beiden anderen Herren waren der gleichen Meinung.

«I don't understand!» sprach also auch ich und steckte mir vor einem königlich preussischen Schaffner in einem königlich preussischen Nichtraucherabteil eine Pfeife an; und weil sich doch Nichtdeutsche in Deutschland alles gestatten dürfen, wurde ich keineswegs geköpft, und der Beamte kannte das schon und lies uns Stockengländer in Frieden rauchen, und meine Pfeife wurde überhaupt wild vor Vergnügen.

Was macht man, wenn man einen Hamburg-Amerika-Dampf er betritt? Man besieht sich erstens seine Kajüte. Man läuft zweitens durch alle Räume des Schiffes und ist starr vor Bewunderung. Man lehnt sich drittens malerisch an die Reeling und blickt hinaus auf die See. Das ist der grosse Moment für die kurze Pfeife, und man nimmt

sich vor, das geliebte Wesen während der ganzen Überfahrt nicht aus dem Mund zu nehmen, so gut schmeckt Seeluft, durch die Pfeife eingesogen. Doch braucht man den Mund auf hoher See hie und da zum Seekrankwerden, und noch viel häufiger (je nachdem) zum Essen. Es ist unglaublich, wie oft man die Pfeife weglegen muss, um andere gute Dinge in den Mund zu stecken.

Dennoch gehört die Pfeife unbedingt zur Überfahrt. Sie gibt einem ein Recht, den ganzen Tag gedankenlos auf Deck spazieren zu gehen oder im Stuhl zu liegen. Unter Deck könnte man furchtbar löbliche Dinge tun; man könnte in der so komfortablen Kajüte arbeiten oder im Schreibzimmer allen Cousinen die nötigen Ansichtskarten schreiben; man könnte im Salon geistvolle Gespräche mit wohlherzogenen jungen Damen führen, könnte im Turnsaal Gymnastik treiben –, aber nein, man hat das alles nicht nötig. Unter Deck darf nicht geraucht werden, und basta. Man hat also allen Grund, auf Deck zu bleiben und vollauf glücklich zu sein, wenn notabene der Seegang nichts dagegen einzuwenden hat. Nun gibt es allerdings auch ein eigenes Rauchzimmer, einen herrlichen Raum mit dunklem Holz und himmlischen Sitzpolstern. Das kommt aber später daran, irgendwo muss man doch den Abend verbringen.

Also gut; nach dem vierzehnten Gang des gottvollen Schiffsdiners kann ich leider nicht mehr weiter. Meine Pfeife wird unruhig; sie verlangt stürmisch nach dem Rauchsalon. Ich füge mich und sitze gleich darauf in einer weich gepolsterten Ecke, und alle halbwegs netten Leute um mich herum rauchen auch kurze Pfeifen, und wenn ich mich sehr anstrengte, kann ich mich genau so hinlummeln, wie der reizendste Engländer, und wenn ich die Pfeife recht verstehe, verlangt sie, dass ich jetzt noch Whisky-Soda trinke, und nach dem dritten Whisky-Soda weiss ich nicht mehr, ob das Schiff leise schwankt oder ob ich in einem Restaurant sitze, das leise besoffen ist, und es ist überhaupt ein herrlicher Zustand. Die Pfeife dampft mir etwas vor, und jetzt erst erfasse ich sie ganz: die englische Pfeife gehört zum Komfort, zur gedankenlosen Bequemlichkeit, die wir jetzt ein bisschen von den Engländern lernen. Die alte deutsche Gemütlichkeit von anno Wollwäsche hing mit den langen Troddelpfeifen zusammen, doch das ist vorbei. Die Grossvaterstühle weichen den Clubsesseln, und im Clubsessel kann man eine lange Pfeife deutscher Nation absolut nicht rauchen, ich habe es einmal probiert. So verschwindet das heimische Gemüt, und da kann man nichts machen.

Als ich zum erstenmal in London aufwachte, stürzte ich zunächst einmal aus dem Haus, um meiner Pfeife eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen. Ich stürzte quer über die Strasse zu einem Tabakhändler, und es ist nicht leicht, in London quer über die Strasse zu stürzen. Ich sagte dem Tabakhändler: «a real english tobacco-pouch, please!», und war sehr stolz darauf, dass «pouch» «Beutel» heisst und dass ich es gewusst hatte. Und der Tabakfritze zeigte mir Pfeifenbeutel in Mengen, nur waren mir alle nicht real english genug. Endlich kaufte ich einen furchtbar echt englischen, mit

einer englischen Inschrift darauf, und als ich die Inschrift zu Hause las, hiess sie «Made in Germany». So wundervoll machen wir den englischen Komfort schon nach, dass die englischen Gegenstände immer nur aus Deutschland stammen.

Vielleicht hat meine Pfeife gelacht, als ich den Beutel zu ihr in die Tasche steckte. Jedoch ich finde, in den letzten Tagen ist der teureren Reisegefährtin das Lachen einigermassen vergangen. Ich weiss nicht, es muss an der Londoner Mistluft liegen, aber meine Pfeife riecht nicht gut, und wenn ich ihr den schönsten Navycut ins Maul stopfe. Ich ertappe mich auf ketzerischen Gedanken: wie gut müsste eine Zigarre schmecken, wenn ich hier nur so leicht eine anständige zu zivilen Preisen herbeischaffen könnte.

Aber der Grund für den melancholischen Zustand meiner Pfeife wird wohl der sein: sie fühlt sich gekränkt. In Deutschland war sie ein reizender kleiner Luxus, hier ist sie eine schlichte Selbstverständlichkeit, und das vertragen weibliche Wesen nicht. In Berlin rauchen ja genug Leute kurze Pfeifen, aber nicht gar so viele, dass sich nicht jeder ein klein wenig exotisch und kosmopolitisch und fortgeschritten vorkommen könnte. Ehrlich gestanden: wir spielen alle hier und da gern ein bisschen die Engländer –, und hier in London verliert das an Reiz. Erstens bemerkt man bald, dass kein Engländer englisch sein kann, nämlich so, wie wir es auf dem Kontinent gelernt haben, und dass im Allgemeinen alles Englische von uns falsch ausgesprochen wird, – auch der lässige Komfort, den wir so sehr bewundern. Die langweilige, schmutzige Nebelluft ist vielleicht schuld daran. Hier in London erscheinen alle Dinge schmutzig, und sind doch meistens sehr gut gewaschen. Vielleicht fehlt allem Englischen im Ausland diese Kruste, und es glänzt mehr.

Es ist lächerlich – aber meine englische Pfeife tut so, als hätte sie Heimweh nach der Friedrichstrasse. Ich kann den düsteren Verdacht nicht unterdrücken, dass diese Pfeife überhaupt eine geborene Deutsche ist. Bei uns hat sie englische Allüren gehabt, weil es modern ist, und hat mit mir nur englisch gesprochen! Hier bemerke ich plötzlich, dass ihr Englisch einen Akzent hat. Wie wäre es, wenn wir von nun ab miteinander Deutsch sprächen?

In: Berliner Tageblatt. Jg. 42, Nr. 363 (20.6.1913), S. 2

In seinen ersten ärmlichen Berliner Jahren hatte Bermann sich nur wenige Reisen leisten können; sie führten zumeist zu seinen Eltern nach Prag und seltener zu seinen Freunden nach Wien. Als er dann regelmässig Beiträge für das *Berliner Tageblatt* und die *Vossische Zeitung* lieferte, begann er sich in Europa umzusehen. 1911 führten ihn Reisen nach Paris und auf die Insel Jersey, dann nach Rom und Elba; zahlreiche Reise-Episoden verarbeitete er zu Feuilletons für die Berliner Zeitungen.

1912 trat dann ein, was Bermann lange befürchtet hatte:

Um diese Zeit wusste so ziemlich die ganze Redaktion der Scherblätter, dass ich Arnold Höllriegel war, nur die obersten Götter des Verlags hatten noch nichts davon erfahren. Da berief der oberste Verlagsdirektor, der Statthalter des unsichtbaren Herrn Scherl, der Mann hiess Otto Roese und war preussischer als der alte Fritz, eine Verlagskonferenz ein. Die Auflagen der Seherischen Blätter waren im Sinken, und Herr Roese führte das ganz richtig auf ihre monumentale Langeweile zurück. Er hielt eine schöne Ansprache, sagte, man müsse trachten, die jungen Talente zu engagieren, die in den Konkurrenzblättern neuerdings aufgetaucht seien, – einen gewissen Höllriegel, der im *Tageblatt* und einen R. Merlin, der in der *Vossischen Zeitung* schreibe.

Da platzte die Bombe. Einer der Anwesenden (ich war viel zu niederen Ranges, als dass ich selbst bei dieser Konferenz der Halbgötter hätte dabei sein dürfen) sagte lachend, die Schriftsteller Höllriegel und Merlin seien mit dem Redakteur der *Woche*, Dr. Bermann identisch.

Man hätte sich denken können, dass daraufhin Herr Roese mich ersucht hätte, meine von ihm anerkannten Talente von nun an mehr in den Dienst des Lokalanzeigers zu stellen. Aber es geschah etwas ganz anderes. Er entliess mich wegen meines unzweifelhaften Kontraktbruches auf der Stelle.

Ein paar Tage lang war ich wirklich verzweifelt. Erst langsam bemerkte ich, dass ich allen Grund hatte, erleichtert aufzuatmen.

Die beiden letzten Jahre, die ich in Berlin als freier Schriftsteller verbracht habe, waren Jahre des Aufstiegs. Die Feuilletons, die ich weiter im *Tageblatt* und in der *Vossischen Zeitung* veröffentlichte, wurden allmählich zu einer Berliner Institution. (K 92/93)

Auch ausserhalb Berlins wurden Bermanns Feuilletons gelesen: im Jahre 1911 hatte die *Frankfurter Zeitung* eine Reihe von ihnen nachgedruckt, seit 1913 übernahm das *Prager Tagblatt* die meisten von ihnen.

Publizität als Reiseschriftsteller erlangte Bermann erstmals mit seinen Feuilletons über Irland. Über seine Irland-Reise schrieb er in seiner Autobiographie:

Ich fuhr zum ersten Mal nach London, besuchte die Isle of Man und ging von dort nach Dublin. Ich bereiste ganz Irland, entzückt von der Schönheit dieser von satten Grün und sanftem Regen tiefenden Insel, und ich war entsetzt von der Armut, die ich hier, im Hinterhof des so begüterten England, kennenlernte. Meine Reise hatte einen journalistischen Zweck: In Irland war die politische Spannung zwischen Homerulern und Ulsterleuten so gross geworden, dass der Ausbruch eines Bürgerkrieges unmittelbar bevorzustehen schien. Es war der einzige Krieg, den wir im Sommer 1913 für wahrscheinlich hielten, soviel man, nicht ganz ernsthaft, in Europa von bevorstehenden Konflikten zu munkeln begann. Jedenfalls konzentrierte sich das Interesse der Zei-

tungsleser auf Irland, und ich erregte eine kleine Weltsensation, als ich ein Interview mit Sir Edward Carson, dem Führer der Orangeleute von Ulster, veröffentlichte. (K 112/113)

Unter der Überschrift «Sommertage in Irland» erschienen Bermanns Reise-Feuilletons im Juli und August 1913 zunächst in der *Vossischen Zeitung*²⁵, jeweils ein Bericht erschien daneben im *Berliner Tageblatt*²⁶ und im *Prager Tagblatt*²⁷.

Diese Beiträge schildern in gedrängter Form und mit vielen Pointen markante Reise-Eindrücke, enthalten aber, sieht man einmal vom Carson-Interview ab, kaum politische Betrachtungen. Im Frühjahr 1914 brachte Bermann jedoch unter dem Titel *Irland*²⁸ ein Buch heraus, in dem die Reisefeuilletons in ein ernsthaftes politisches Buch integriert waren, das, freilich in sehr kurzweiliger Manier, auch über die Geschichte, politische Gegenwart, soziale Situation und Literatur des Landes informierte. In seinem Buch machte Bermann auch kein Hehl daraus, dass er ein Anhänger des Home-rule war. Er verglich das nach Unabhängigkeit strebende Irland mit den Nationalitäten des Vielvölkerstaats Österreich-Ungarn und steuerte unter der Überschrift «Parallelen» einen brillanten, noch heute lesenswerten, Vergleich zwischen den Juden und den Iren bei, die er als «Juden des Okzidents» bezeichnete. Überdies verglich er die neuhebräische mit der neukeltischen Literaturbewegung, die er beide ablehnte, und aus diesem Vergleich ist vermutlich über das Selbstverständnis des assimilierten, antizionistischen Juden Bermann genausoviel zu lernen wie über Irland.

Durch sein Irland-Buch wurde Bermann im Frühjahr 1914 auch in den seriösen literarischen Zeitschriften des Kaiserreichs bekannt; Auszüge erschienen in Maximilian Hardens *Zukunft*²⁹, in Siegfried Jacobsohns *Schaubühne*³⁰ und in der Münchner literarischen Zeitschrift *März*³¹, in der Hermann Hesse das Buch als eines lobte, «das voll von Witz und amüsanter Darstellungskunst steckt»:

Das Buch ist so subjektiv wie ein flott und geistreich geschriebenes Reisebuch nur immer sein kann, dennoch lernt man daraus über Irland, fast mehr noch über England, eine Menge Lernenswertes. [...]

Die Unsentimentalität dieses guten Buches ist nicht schnoddrig, denn der Verfasser ist Österreicher, und seine Poesie ist verschämt und nicht oberflächlich, denn er ist ein moderner Mensch voller Misstrauen gegen sich selber. Er müsste ein guter Reisekamerad sein.³²

Von den übrigen, durchweg positiven, Rezensionen³³ soll hier nur der Anfang derjenigen des Schriftstellers Ernst Weiss wiedergegeben werden:

Irische Impressionen

Ein junger Schriftsteller, durch Jahr und Tag an den Dienst seiner Arbeit gebunden, nimmt seinen Sommerurlaub. Die Welt ist gross, überall, in der Nähe wie in der Ferne, interessant. Da aber dem Schriftsteller das seltene Glück zweier Urlaubsmonate, zweier ganzer Monate der Freiheit, des Ausspannens zu teil geworden ist, zieht er die Ferne der Nähe vor. Er hat die feste Absicht, keine Zeile zu schreiben. Aber die neue Welt ist stärker als er. Die Insel Irland, der ruhigste weltabgewandteste Ort der Erde, wird ihm zum intensivsten Erlebnis. Es nützt ihm nichts, dass er ohne Füllfeder, ohne das gewohnte Arsenal von Büchern, Zeitungen, Revuen ausgerückt ist, dass er den Telephonen und Telegraphen entrückt zu sein glaubt: er muss schreiben, seine Schlenker-Reise wird zur Entdeckungsreise gegen seinen Willen.

Die Frucht dieser Ferienfahrt im Sommer 1913 ist *Richard A. Bermanns* Buch über Irland, das soeben im Hyperionverlage in Berlin erscheint.

Die zeitungsfüllenden, aber im letzten Grunde vielleicht sehr tragikomischen Ereignisse der letzten Tage, die Kämpfe der Ulster-Leute gegen, die Kämpfe der Iren um Homerule, haben ein sehr wirkungsvolles Nachwort zu Richard Bermanns Buch geschrieben.

Bermanns Buch hat nur den Reiz, die leichte Anmut der feuilletonistischen Arbeit. Im Grunde ist es aber eine Art historischer Skizze; Bermann bringt ein Stück Weltgeschichte, das er ganz aus der Nähe gesehen, das er mit dem Spürsinn eines ausgezeichneten Journalisten sogar vorausgeahnt hat. Er bringt es nicht mit der Langeweile, mit den pompösen ellenlangen Perioden des zukünftigen Geschichtsschreibers, sondern in kurzen knappen Sätzen, in kleinen Artikeln, die scheinbar ganz unabsichtlich aneinandergereiht sind, deren jeder aber etwas zu sagen hat. Die irische Frage ist ein Stück menschlicher Dummheit, ein Stück menschlicher Habgier, ein Stück menschlicher Unterdrückungssucht, Eroberergier, ein Stück menschlicher Schwäche, nationaler Übertreibung und nationaler Feigheit, und weil es all' dies gleichzeitig ist, ist es ein Stück Wirklichkeit.

[...]

Dr. Ernst Weiss

In: National-Zeitung. Berlin. Jg. 67, Nr. 76 (31.3.1914), Beiblatt

Welches Glück ihm das Ende der Irland-Reise bescherte, schilderte Bermann in seiner Autobiographie:

Zur Rückreise nach Deutschland benutzte ich statt eines der üblichen Kanalboote einen

Dampfer der Hapag, der auf der Rückreise von Amerika in Southampton anlegte. Es war das erste grosse Schiff, auf dem ich je gereist war, und ich war so entzückt von dem Komfort eines Ozeandampfers, dass ich darüber einen begeisterten Aufsatz für das *Berliner Tageblatt* schrieb. Die Folge war ganz unerwartet, aber erfreulich: ich bekam einen Dankbrief von Albert Ballin, dem Präsidenten der Hamburg-Amerika-Linie, und er lud mich ein, auf einem seiner Schiffe eine grössere Vergnügungsreise als Gast der Gesellschaft zu unternehmen. Aus dem beigelegten Programm der für das Jahr 1914 geplanten Kreuzfahrten wählte ich, nicht allzu schüchtern, die grösste und schönste: ich wollte zu Neujahr auf der «Cleveland» nach Indien reisen.

Man kann sich die Freude eines ohnedies von der Wanderlust befallenen jungen Schriftstellers vorstellen, dem solch ein Geschenk in den Schoss fiel. Ich erzählte natürlich im Kaffeehaus von der bevorstehenden Reise; das hatte die Folge, dass ich einigen anderen Schriftstellern darauf Lust machte. Sie wandten sich an die Hapag und wurden ebenfalls eingeladen. (K 115)

Die beiden Schriftsteller, die sich an Bermanns Einladung angehängt hatten, waren René Schickele³⁴ und Balder Olden. Die Reise begann Anfang Januar 1914 in Genua und führte, jeweils mit kürzeren Landaufenthalten, über Neapel, Palermo, Malta, Athen und Kairo nach Indien. Indien hatte nicht nur in der Luxustouristik – 1914 erschien der erste *Baedeker* über Indien –, sondern auch in der Literatur eine grosse Konjunktur:³⁵ Während die meisten Indien-Bücher sich jedoch aus Antipathie gegen die europäische in das Wesen der fremden indischen Kultur – oder was sie dafür hielten – versenkten, machte Bermann kein Hehl daraus, dass ihm die indische Kultur weitgehend fremd war und blieb; er interessierte sich – wenn er nicht das behagliche Leben auf dem Luxusdampfer oder in dem mit Duschen ausgestatteten Reisezug in Indien beschrieb – besonders für die britischen Überformungen des indischen Alltagslebens. Seine amüsant geschriebenen Reisefeuilletons von der Indien-Reise erschienen in zehn Folgen von Februar bis Mai 1914 in der *Vossischen Zeitung*.³⁶ Über eine Episode in Kairo allerdings berichtete er freilich erst in seiner Autobiographie:

Am letzten Abend unseres Aufenthalts in Kairo sassen wir, in korrekter Abendkleidung, in der Bar unseres Hotels, Es war schon sehr spät, und wir waren nicht mehr ganz nüchtern. Da erwachte, etwas nachträglich, mein Gewissen. Ich sagte, und mit Recht, es sei idiotisch, Kairo zu verlassen und nicht einmal die Pyramiden gesehen zu haben.; ich schlug vor, sie noch jetzt, in dieser Vollmondnacht zu besuchen. Gesagt, getan. Wir mieteten ein Auto und fuhren hinaus nach Gizeh. Beim Mena-Haus muss-

ten wir das Auto stehen lassen und den Rest des Weges auf gemieteten Kamelen zurücklegen; es sah ziemlich grotesk aus, wie wir, im Frack oder Smoking mit Lackschuhen, von den Kamelen durch die mondbestrahlte Wüste geschaukelt wurde.

Trotzdem es zwei Uhr nachts war, waren die Beduinen, deren Privileg es ist, den Touristen als Führer die Pyramiden und die Sphinx zu zeigen, noch nicht in ihre schwarzen Zelte schlafen gegangen und empfingen uns mit einem grossen «Bak-schisch»-Geschrei. Geschoben und gezogen von diesen zerlumpten Wüstensöhnen erstiegen wir nun die grosse Cheops-Pyramide; der Mond, der doch in Ägypten schon manches gesehen hat, machte ein verwundertes Gesicht, als er die befrackte Gesellschaft über die ehrwürdigen Steinblöcke turnen sah. Uns allen voran, in einer Art Rage, kletterte Schickele. Er trug zum Smoking einen weissen Tropenhelm, den er tags zuvor in Kairo gekauft hatte und auf den er sehr stolz war.

René Schickele erreichte, während ich noch mühsam hintendreinkeuchte, als erster die Spitze der Pyramide und fing nun, begeistert, teils vom Rausch der Weltgeschichte, teils vom Whisky, eine donnernde Rede an. Er sprach sein heimisches Idiom, das Elsässer Deutsch; er behauptete nämlich, es müsse noch von der Schlacht bei den Pyramiden her den dortigen Beduinen verständlich sein. Hätte doch sein Landsmann Kleber diese Schlacht für Napoleon gewonnen.

Er erzählte von der Schlacht. Den Tropenhelm hatte er abgenommen und gestikuliert damit; der Wüstenwind zauste in den blonden Haaren des ekstatisch erregten Dichters. «Und dann», sagte er zu dem Beduinenscheich, «ist Kleber zum General Bonaparte gekommen, hat salutiert und gesagt: ‚Mon général, mir ham se geschmisst‘» Und er warf seinen Tropenhelm mit einem grossen Schwung von der Spitze der Pyramide in die dunkle Unendlichkeit der Wüste hinaus.³⁷ Er hat den Hut niemals wiedergesehen. (K 12 5-127)

Balder Olden verarbeitete die Indien-Reise des Jahres 1914 im Jahre 1928 zu einem Roman, in dem ein Journalist namens «Lindpeitner» eine gewisse Rolle spielt:

Der Lindpeitner war natürlich an Bord, wie sich's für ein solches Schiff gehört, in seinen Ziehharmonikahosen, mit dem grundguten Alraunengesicht. Er sass in einem klappbaren Schreibtischstuhl eigener Erfindung und schrieb, schrieb. Er schrieb schon «Suez-Kanal», Feuilleton Nr. 3, während der «Neptun» noch die blauen Wasser zwischen Capri und Ischia schnitt.

Wer irgendwo bei Lindpeitner sitzt, ist zu Hause.

Er weiss alles von jedem, weiss, wer wen mit wem betrogen hat, denkt immer an die andern und spielt nur als Schilderer mit. Wenn es ihn nicht gäbe, müsste Lindpeitner erfunden werden, – für die Zeitungen und für seine Freunde.³⁸

Bermann liess es sich nicht nehmen, über Oldens «kleinen humoristischen Roman» eine Rezension zu schreiben, an deren Ende er den Leser auf die Gestalt des Lindpeitner aufmerksam machte:

Sehr sympathisch, geradezu edel, ist eine vom Autor viel zu wenig betonte Nebenfigur in dem Buch, ein Reiseschriftsteller namens Lindpeitner. Soweit über diese wirklich sonst hochanständige Nebenfigur kleine Bosheiten ausgesagt werden, muss ich dies als Kritiker rügen. Balder Olden hat mir gesagt, dass er den Namen Lindpeitner gewählt habe, weil er einer der beiden Bauernnamen sei, die in Garmisch-Partenkirchen vorherrschen. Ich war nie in Garmisch-Partenkirchen, aber es scheint, der andere Bauernname dort ist: Höllriegel.³⁹

Bermanns abschliessendes Feuilleton über die Indien-Reise erschien nicht in der *Vossischen Zeitung*, sondern im *Berliner Tageblatt*; es zieht unter der Überschrift «Europa» eine nachdenkliche Bilanz:

Europa

Von Arnold Höllriegel

Das ahnt man beim bürgerlichen Zuhausesitzen nicht, was das ist: Europa.

Neulich einmal standen wir auf dem obersten Deck eines grossen Schiffes und sahen, während die Sonne eben unterging, eine wildfremde felsige Küste: Kalabrien. Keiner von uns war vorher dagewesen, viele Tagesreisen waren es noch bis zur Heimat. Unser Hapagschiff «Cleveland» sollte gar nicht in einem kalabrischen Hafen anlegen, es war einfach eine fremde Felsenküste am Horizont. Und doch war das eine Freude –! Eine wilde Heimatsfreude. Endlich wieder Europa!

Es ist schwer zu sagen, warum man sich so toll freut, wenn man aus Asien, aus Afrika nach Europa zurückkommt. Wir Teilnehmer an der diesjährigen Orientfahrt der Hamburg-Amerika-Linie sind zuerst in Ägypten gewesen, dann in Indien, auf Cylon, dann in Palästina, dann wieder ein bisschen in Ägypten, und dann sahen wir mit aufgeregter Wonne die Felsen der kalabrischen Küste. Zwei Monate waren wir aus; hatten ein Schiff mit, voll von faulen Ledersesseln und Pilsener Bier, kamen aus dem Europäischen nie recht hinaus.

Abgesehen davon, dass so ein grosses Schiff im wildesten Orient immer ein europäisches Luxushotel bleibt, abgesehen davon, kommt man wirklich nicht so leicht aus Europa hinaus. Vielleicht deswegen: dieses Europa stinkt durch die ganze Welt und nur, wenn man wirklich mitten in Europa sitzt, ist man abgestumpft und merkt nicht, wie sehr Europa stinkt. Aber draussen – man kann sehr weit reisen, und es stinkt doch noch nach Europa.

Also zum Beispiel wir waren in Haiderabad im Süden Indiens. Wir fahren durch die

Stadt; hinter dem Wagen stand ein demütiger Diener, vor dem Wagen rannte ein Läufer: Achtung, Sahibs kommen! Die Polizisten seiner Hoheit des Nizams salutierten, wenn wir vorbeifuhren, die Schildwachen erwiesen uns hohen weissen Sahibs stramm die militärischen Ehren. (Ja, man ahnt nicht, was das ist: Europa. Draussen erfahren wir, dass wir alle von Geburt Fürsten sind, wenn auch im Vaterland nicht gebührend anerkannt.) Wir fuhren durch die Stadt Haiderabad. Programm der Besichtigungen: Besuch der Paläste des Nizams und seiner Grossen. Wir sassen stolz-bequem im Wagen, und etwas Europäisches in uns träumte von Tausendundeiner Nacht. (Märchenschätze. Zauber des Orients. Odaliskten.)

Dann kamen wir in den ersten Palast. Im Vorhof war ein Brunnen mit Marmorbalustraden. Rings herum standen traute Gipsfiguren: Der Zwerg mit dem Reh. Der grosse Pilz. Brüderchen, das neckisch den Schirm über Schwesterchen aufspannt.

Im grossen Empfangssaal nicht ein orientalisches Stück. Öldruckbilder in billigen Goldrahmen. Nippes aus Glas und Porzellan zu fünfundzwanzig Pfennig das Stück. Es stank nach den übelsten Spiesserkörnern von Europa. Gott sei Dank, so abendländisch sind wir bei uns nicht mehr. *Wir* haben orientalische Teppiche. Hier – tausend und ein Katernmorgen nach tausend und einer Nacht.

Es stinkt in der weiten Welt nach Europa. Wenn man in Port Said den ägyptischen Boden betritt, gleich packt einen irgendein arabischer Junge dreckig-vertraulich am Ärmel und sagt, sagt in einem verfaulten Deutsch: «Psst, Baron, gude Schweinerei!» Und zeigt stinkende Pariser Ansichtskarten. So sieht jetzt die orientalische Sinnlichkeit aus. Und der Orient weiss, dass der Deutsche glücklich ist, wenn er Baron genannt wird. Und der Orient – stinkt nach dem Okzident.

Man weiss ja, was für Schauspiele den Nachtbumblern in den entsetzlichen Gässchen um den Fischmarkt in Kairo vorgeführt werden. Ist der Orient verderbt, dass dort solche widernatürlichen Greuel alltäglich sind? Es war schon mancher Europäer über den Orient sittlich entrüstet, und hat doch am Abend gezahlt, um zusehen zu dürfen.

Es stinkt. Die «Cleveland» lag vor Jaffa: vor uns sahen wir, mancher tief ergriffen, mancher neugierig, das Heilige Land. Da kamen die Boote, uns vom Schiffe abzuholen. Sie schaukelten tüchtig. Braune Ruderer sangen im Takte, wenn sie die Ruder senkten. Wir stiegen ein; die starken Burschen sangen. Man hätte wissen mögen, was so ein palästinensischer Araber beim Rudern singt. Aber, zum Donnerwetter, man verstand es ja, wenn man genauer zuhörte. Dies war das erste Lied, das uns aus dem Heiligen Land entgegentönte: Birri drinki, birri drinki, thank you. Backschisch, hurrah. [...]

Herrgott, wie hat der Abfall Europas die schöne Welt versaut! In Palästina hat man mehr noch davon bemerkt. Und überall. Und überall! In den grossen Pilgertempeln Südindiens verkaufen dicke nackte Bramahnen an Gläubige aus den verschlossenen Tälern Himalayas bunte Götterbilder «Made in Germany» – so wie sich ein Bilderkra-

genmann in Germany indische Götter vorstellt. Das erste, was ich im Speisesaal unseres Expresszuges auf der Insel Ceylon sah, waren kohlrabenschwarze eingeborene Gentlemen, die Whisky-Soda tranken, viel Whisky und wenig Soda. In einem einsamen türkischen Karawanenrasthause auf dem Wege nach Jericho, mitten in der Bergwüste Juda, sassen bewaffnete Beduinen und blau tätowierte Beduinenfrauen, ansonsten aber bekam man palästinensische Antiquitäten zu kaufen, zum Beispiel Kürbisflaschen mit der verwitterten Inschrift «Souvenir de Nil». In Suez kam ein arabischer Händler an Bord des Schiffes und verkaufte uns Passagieren Dutzende, nein Hunderte von Stücken – aus Nilpferdhaut. Ein Pfund Sterling kosteten die ersten, später wurde der Händler milde und gab sie schon für fünf Mark. O, man sah förmlich das dunkle Afrika: schwarze Jäger hatten irgendwo an den Nilquellen die wilden Rhinocerosse gejagt, damit diese Stücke...

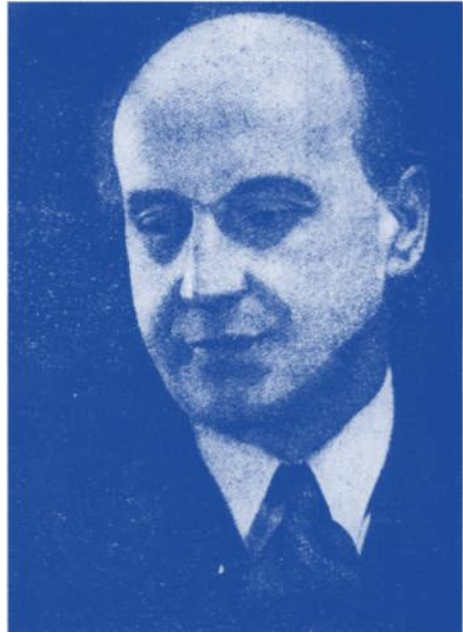
Aber es ist jammerschade, dass der Händler an meinem Stock den grünen Zettel kleben liess. Der Händler konnte die geheime zentralafrikanische Inschrift auf dem Zettel nicht lesen, aber ich. Sie lautete: «Hochprima Ochsenziemer mit Stahleinlage. Deutsches Fabrikat».

Bis in die letzten Poren ist all den fremden Ländern der Schund Europas gedrungen. Wenn man diese Gegend, Europa, nie gesehen hätte, und man sollte sie von Asien oder Afrika aus beurteilen, – gut würde einem Europa vorkommen! Und doch: welch ein herrlicher Erdteil! Ich spreche nicht vom Klima, nicht von sommergrünen Wiesen in Tirol, nicht einmal von Goethe und Michelangelo, um die herum einem verschiedene Erdteile gestohlen werden können. [...]

Gott sei Dank, wir Europäer wissen doch etwas von der Welt, wollen etwas von ihr wissen. Da war (Gott sei Dank, wir sind Europäer) so ein Amerikaner mit uns, steinreich, am Abend immer besoffen, verachtet von den Kellnern, denen er fortwährend Goldstücke hinwarf. Der stand in Agra vor dem Taj Mahal, dem unsäglich herrlichen weissen Marmorgrab einer schönen Frau, die ein Kaiser geliebt hat. Ein Europäer soll den Bau geschaffen haben, aber gleichviel, alle reine Schönheit ist immer irgendwie europäisch.

Der Amerikaner stand vor dem Grab der schönen Sultanin von Hindostan und sagte: «Spass. Carnegie hat Geld genug, um vier solche Dinger hinzubauen, wenn er will!»
Sprachs. Kurz und gut, ich lobe mir unser Europa.⁴⁰

In der Zeit seines beginnenden Aufstiegs als Journalist fuhr Bermann häufiger nach Prag, um seine Eltern zu besuchen und gelegentlich Vorträge zu halten. Über einen dieser Vorträge hielt Franz Kafka in seinem Tagebuch fest: «Nichts, aber mit einer hie und da ansteckenden Selbstzufriedenheit vorgetragen»⁴¹; die Veranstalter meinten hingegen: «Am 14. Dezember sprach Dr. Richard A. Bermann, der bekannte Berliner Schriftsteller und Romancier, über literarische Momentaufnah-



men Bermanns ebenso witzige als geistvolle Schilderungen der ‚Moderne‘ wurden mit reichstem Beifalle aufgenommen». ⁴²

So wie er im *Prager Tagblatt* über Berlin referierte, berichtete er gelegentlich in deutschen Zeitungen auch über Prag, dessen Kulturleben sich seit seiner Jugend völlig verändert hatte. In seiner Autobiographie schrieb er darüber:

Bei meinen Aufenthalten in Prag wurde ich, ein in Berlin Anerkannter, von den jungen Schriftstellern viel beneidet, die es auf einmal in den Prager Kaffeehäusern gab. Es war einjahrgang deutsch schreibender junger Literaten herangewachsen, lauter Juden, die eine Gruppe zu bilden begannen. Max Brod begann seine Romane zu veröffentlichen. Der blinde Autor Oskar Baum, trotz seinem Gebrechen ein fröhlicher und glücklicher Mensch, schrieb ergreifende Bücher über «Das Leben im Dunkel». Ein noch unbekannter junger Mann namens Franz Kafka verkehrte in Baums Haus; die Freunde hielten viel von ihm. Ein junger Reporter der *Bohemia*, Egon Erwin Kisch, begann Aufsehen zu erregen. Und eines Tages sprach man von einem jungen Lyriker [Franz Werfel],

der noch auf der Schulbank sass. Etwas herablassend verlangte ich, seine Gedichte zu sehen. Er schickte mir ein Schulheft voll von Versen. (K 94)

In seinen Berichten über Prag suchte Bermann nicht nur über die Entwicklung der Stadt zu informieren, sondern zugleich auf die damals noch weithin unbekannt jungen deutschsprachigen und tschechischen Schriftsteller hinzuweisen. Mit dieser Art von Berichterstattung und seinen persönlichen Kontakten wurde Bermann zu einem wichtigen Vermittler zwischen der literarischen Kultur Prags und Berlins. Sein erster Beitrag über Prag erschien 1911 in der *Frankfurter Zeitung* unter der Überschrift «Das alte Prag stirbt»:

Das alte Prag stirbt

Von Belial

Prag, Weihnachten, 1911

Wieder einmal Weihnachtsbesuch in der alten Stadt. Aber nein, sie ist nicht mehr die alte. Die hunderttürmige hat man sie früher genannt oder die goldene, weil ihre Türme und Kuppeln eben im Goldglanz schimmern, wenn man von oben hinabblickt auf den schwermütigen Reichtum der Moldauebene.

Ich möchte wissen, wie man es anfängt, dem modernen Prag einen architektonischen Kosenamen zu geben wie dem alten. Soll man sagen: die zentralgeheizte? Die warmwasserversorgte? Vor einem Jahrzehnt etwa haben die Prager Stadtväter entdeckt, dass über der edlen Patina der alten Stadt Schmutz lag. So kratzten sie denn mit Hilfe des Staates den Schmutz weg und die Patina erst recht. War das Judenviertel, das älteste, traurigste, rührendste *Ghetto* der Welt, unhygienisch? O, man hat wunderbare Zinshäuser hingebaut, wo die verpesteten Gässchen sich schlängelten. Lift, Zentralheizung und übermässige Wohnungspreise. Jedes Haus im «slavischen» Stil, das heisst die banale Fassade ist mit roten und blauen Bildern bemalt, die etwas Historisches darstellen. Wo die Historie lebte, malt ein Anstreicher Historienbilder.

Gut, das muss alles sein, damit es in fünfhundert Jahren wieder neue alte Häuser gibt. Aber das furchtbare Loch, das die breite neue Avenue in die köstliche Geschlossenheit dieses Altstädter Rings reisst? Und das Repräsentationshaus, das unmittelbar an den wundervollen Pulverturm gebaut wurde, den Vater der hundert Türme? Es ist grün und blau und rot. Ein ausgezeichneter Glaser hat die Scheiben des prunkvollen Cafés eingesetzt. Ein ausgezeichneter Stadtkassierer hat Million um Million aus dem Säckel gezogen. Aber der arme Pulverturm liegt nun im Sterben; man fühlt plötzlich, wie die gespreizten Beine seines Torwegs zu schlottern beginnen. Der Turm stirbt,

weil seine edle Architektur, eine geborene Deutsche, die pseudoslavische Nachbarschaft nicht verträgt. Und das alte Prag stirbt überhaupt.

Die Stadtväter wissen es. Warum hätten sie sonst am Rathaus den bronzenen Grabstein angebracht? Nämlich, etwas weiter baut man ein neues, sehr slavisches Stadthaus, sicher mit Zentralheizung. Von jetzt ab ist dieses schönste alldeutsche Rathaus Österreichs eine einbalsamierte Leiche, ein Museumsobjekt mitten auf der Strasse. Und die Tafel erklärt, ein bisschen wie Marcel Salzers «bemischer» Fremdenführer: Hier starben im Jahre 1621 für die Freiheit Böhmens folgende Märtyrer. Und nun kommt eine lange Liste. O, es waren lauter Ur-Tschechen, die Männer, die hier das Schafott bestiegen, weil sie die Privilegien der Stände Böhmens und die evangelische Freiheit auf dem Weissen Berge verteidigt hatten. Die Tafel nennt die Namen. Da war Jan Sulths z Felsdorfu, der nicht etwa Schultheiss von Felsdorf geheissen hat. Oder Jiri Hausild z Fürstenfeldu. Oder Simon z Spicherku. (Das geheimnisvolle z ist die tschechische Ausgabe der sozialen Zauberformel «von».) Sogar unter der berühmten Uhr, dem Meisterwerk deutscher Handwerkskunst, steht so dick, dass es jeder lesen muss: Alttschechische Uhr.

Ein sonderbares Volk. Es ist ihnen nicht genug, dass sie jetzt da sind, stark, robust, gesund, zukunftsreich. Dass sie heute feine Künstler haben, ein veredeltes Gewerbe, Staatsmänner, Warmwasserversorgung. Nein, sie wollen sich auch eine Vergangenheit erobern. Junge Menschen, die jung sein wollen, aber schon tausend Jahre alt. Da hat ein tschechischer Professor freiwillig das Leben verlassen. Er war gesund und berühmt und glücklich, aber er konnte es nicht ertragen, dass die Köninghofer Handschrift gefälscht ist. Svatupluk *Cech*,

Neruda, Vr Micky, Machar, die jungen Poeten konnten ihm nicht genug Lebensfreude geben. Er brauchte ein vergilbtes Literaturdenkmal. Aber es war nicht vergilbt, sondern künstlich gelb gemacht.

So ist es zu verstehen, dass in Prag allzueifrig gegen die alte Stadt gewütet wird. Diese alte Stadt spricht deutsch oder doch utraquistisch. Wo man den ehrwürdigen Gebäuden das Wort im Munde verdrehen konnte, da ist es geschehen. Aber noch gibt es in den Seitengassen über Haustüren Madonnenbilder mit frommem deutschem Um-spruch! Also auf, Hacke und Schaufel, Brecheisen und Schubkarren!

Wie lange werden wir noch auf der vorgeschobenen Mühlenplattform bei der Steinernen Brücke stehen und die finsternen Konturen des *Hradschins* sehen, die leise im Spiegel des Stroms schwanken, [...] und all die goldenen Dome jener Kleinseite, die stolzer ist als Genua, malerischer als Venedig? Hacken, Karren! Die Stadt stirbt.

Und es entsteht eine slawische, eine *moderne* Stadt. Sie ist schon so tschechisch, dass die jungen slawischen Künstler und Literaten langsam wieder anfangen, die fremde deutsche Kultur zu entdecken. Wenn ich in Prag einen Band Wedekind kaufen will, gehe ich am besten in eine ultratschechische Buchhandlung, wo ich ebenso gut



Prag. Blick vom Mustek-Platz auf den Graben. Um 1900

jeden Band von Henri de Regnier bekommen kann. Die deutschen Buchhandlungen halten noch bei Baumbach.

Auf der anderen Seite eines unermesslichen Abgrundes steht das *deutsche* Prag, das ja doch nicht umzubringen ist. Freilich, die deutschen Aufschriften auf der Strasse werden seltener, das Deutsche Haus verfällt sichtlich, weil der Magistrat einen Neubau zu hintertreiben weiss. Aber da ist die Universität, die Technik, die mächtige deutsche Kaufmannschaft.

Da ist der Graben. Jetzt gibt es auf dieser letzten deutschen Strasse schon einige tschechische Häuser – in Prag wird über so etwas Buch geführt. Aber es ist noch die heroische Gasse von einst.

Und dann die *Cafés*. Da gibt es so ein paar Tische. Da ist der begabteste Schilderer dieser seltsamen böhmischen, jüdischen, deutschösterreichischen Dinge, der zäh nach Grosse ringende Max *Brod*. Da ist sein getreuer Adjutant, der junge Lyriker Otto *Pick*. Und der blinde Dichter Oskar *Baum*. Ihm haben, als er ein Kind war, tschechische Strassenjungen Steine in die Augen geworfen – weil er ein Deutscher ist. Und daher ist er ein deutscher Dichter geworden, statt etwa ein Mann mit einem Beruf.

Und dann ist da ein ganz junger Mensch, der Franz *Werfel* heisst und eben einen Band Lyrik «Der Weltfreund» herausgegeben hat. Wenn nicht alles täuscht, ist da aus dem slawischen Prag ein ganz, aber ganz grosser deutscher Dichter hervorgegangen. Mit grossem Ernst sei das hier gesagt.

Demoliert und modernisiert! Zerstört alte deutsche Turmbauten und junge deutsche Dichteraugen! Nein, das alte Prag stirbt nicht.

In: Frankfurter Zeitung, Jg. 56, Nr. 306 (30.12.1911)

Bermanns Artikel über Prag sind zumeist von einer melancholischen Grundstimmung geprägt. Gerade weil er ein Anhänger der Autonomie der Nationalitäten in der österreichisch-ungarischen Monarchie war, begrüsst er das Aufstreben des modernen tschechischen Prag; die mitunter sehr gewaltsamen Bestrebungen zur Beseitigung der deutschen Vergangenheit der Stadt betrachtete er aber mit Trauer. Aufmerksam verfolgte er die aufstrebenden avantgardistischen Bewegungen der jungen deutschen und tschechischen Moderne; sie vermochten ihn aber nur sehr bedingt mit Zuversicht zu erfüllen, da er um den Bestand des altertümlichen Staates besorgt war, der die auseinanderstrebenden Kulturen beherbergen sollte. Diese Sorge wird aus dem Artikel «Das wacklige Dach» aus dem Jahre 1913 deutlich:

Das wacklige Dach

Von R. Merlin

Prag, Mitte November

Die Studenten der tschechischen Technischen Hochschule in Prag streiken ein bisschen. Nicht, wie das im gesegneten Österreich vorzukommen pflegt, aus politischen Gründen oder weil ein Professor missliebig ist; nein, einfach, weil die Decken der k. k. Hörsäle bedenklich wackeln und nächstens einmal einstürzen dürften, und weil diese unbegreiflichen jungen Leute im kritischen Moment nicht gerade unter besagten Decken sitzen möchten. Die hohe Behörde meint freilich, das sei kein Grund; die Decken haben schon vor Menschenaltern gewackelt und es sind doch Generationen tüchtiger Techniker erzogen worden. Wenn nur die Decken nicht einstürzen, die diese jungen Techniker konstruieren lernen. Was die k. k. ärarischen Gebäude betrifft –

[...]

Also es gibt ein modernes deutsches Prag und ein modernes tschechisches Prag; beide bauen sich kraftvoll neue Häuser, darin zu wohnen – aber dem Staat Österreich stürzen seine alten Dächer ein. Oder sie stürzen ja gar nicht ein; die hohe Behörde hat ja recht, sie wackeln schon seit einem Jahrhundert und immer wieder sind unter ihnen

neue, prächtige Generationen herangewachsen. Nämlich dieses alte Land ist ja so reich, so unendlich reich an Menschen. Jetzt wandern sie aus; sie glauben nicht mehr an die Ewigkeit der ärarischen Dächer. Es ist eine Angst hier: vielleicht stürzen sie jetzt doch ein. Und nicht nur die tschechischen Techniker beginnen zu streiken. Der liebe alte Staat wird doch einmal in neue, luftige Gebäude übersiedeln müssen.

In: Vossische Zeitung, Nr. 579 (13.11.1913), Sp.1-2

Wenige Tage vor Beginn des Ersten Weltkriegs erschien in der *Vossischen Zeitung* Bermanns Artikel «Böhmen», der die widerstrebenden Gefühle noch einmal zusammenfasst, die er seiner Heimat gegenüber hegte:

Böhmen

Von R. Merlin

Ich stehe auf dem Marktplatz, nein vielmehr auf dem «Ring» der kleinen nordostböhmischen Stadt und soll stundenlang auf irgendetwas warten. Es ist heiss; das grobe Pflaster in der Mitte des Platzes glüht, die Vergoldung der Mariensäule funkelt. Es kann auch eine Pestsäule sein; ich werde einmal nachsehen. Jetzt ist es besser unter den offenen Bogengängen. Einmal, zweimal herum um den Platz. [...]

An der Ecke, wo das schattige Gässchen einmündet, kleben Plakate. Ein grosses, weisses, mit der Überschrift: «Lieber Graf Stürgkh!» Der alte Kaiser dankt dem Volke von Österreich für seine Trauer um den ermordeten Thronfolger. Daneben ein geziemend kleines Plakat, schwarz-gelb. Den k. k. Leiter der k. k. Bezirkshauptmannschaft drängt es, der «geehrten Bevölkerung» für ihre «herzdikierte Teilnahme», die «in den schweren Tagen für Österreich und unser Kaiserhaus den einzigen Lichtblick» gebildet hat, drängt es, dafür «echten Dank und stille Anerkennung» auszusprechen. Es riecht unangenehm nach k. k. Bezirksamtsdeutsch und geschwollenen Phrasen. Die Plakate sind schon ein paar Tage, Wochen schon alt. Drüben auf dem Gebäude der k. k. Bezirkshauptmannschaft und des k. k. Bezirksgerichts hängen noch die schwarzen Trauerfahnen. Die Statue des Volkskaisers Josef sieht sie ernsthaft und ehern an. Am altertümlichen Giebel des Rathauses hängt aber eine festlichere Fahne: schwarz-rot-golden. Aha, da klebt das dazugehörige Plakat, schwarz-rot-gelb umrahmt: Kreisturnen. Oder vielleicht Gauturnen. «Am 24. Heuer!» dieses Jahres. Alle liebwerten deutschen Volksgenossen werden eingeladen, recht vollzählig... Wenn nur die bösen Tschechen nicht etwa eine weiss-rot-blaue Gegendemonstration veranstalten! Hier auf dem Ringplatz mit den deutschen Lauben und Giebeln merkt man ihre Existenz nicht, aber sie sind da, die Feinde. In der Fabrik, die dort raucht, arbeiten sicher tschechische Arbeiter.

(Der Fabrikant sitzt aber in deutsch-nationalen Vereinsausschüssen und sagt nie «Guten Tag!», wenn er kommt, sondern immer nur «Heil!»)

Aha, die Buchhandlung. Also, wenn die Stadt so gut deutsch ist, hier muss es sich zeigen. Sicher klammern sich diese bedrohten Deutschen an die geistigen Werte ihrer Nation, lesen nur das Beste? Ich suche unter den ausgestellten Büchern das Beste, das Gute. Aber es muss ausverkauft sein, es ist nur Schund übriggeblieben. Und ferner Broschüren über die politische Lage. Da, vielleicht wird dieses weisse Heft interessant sein. Es heisst «Maturazeitung»; die Abiturienten der hiesigen Realschule haben das Heft herausgegeben. Man wird sehen, wie es hier in jungen Köpfen aussieht.

Ich setze mich an einen der Tische, die vor dem «Ross» im Schatten des Laubenganges stehen. Offiziere kommen, eine ganze Gruppe, ohne Säbel, Stöcke in den Händen, die feldgrauen Hosen in den Stiefeln. Sie haben das Schlachtfeld besichtigt. Jetzt setzen sie sich, bestellen ihr Essen, sprechen gedämpft. Aber man hört die Worte: «Der serbische Generalstab». Sie reden wahrscheinlich weniger von 1866 und der preussischen Taktik als von näheren Dingen, die jetzt so in der österreichischen Luft liegen.

Ich entfalte die «Maturazeitung». An der Spitze steht fettgedruckt eine Anmerkung: «Im Schuljahre 1913/1914 brachte die Realschule rund 1'300 Kronen für nationale Zwecke auf.» Brav, ihr seid löblich gewesen, junge Leute. Seid ihr auch jung gewesen? Ich muss in dem dicken Heft erst eine halbe Stunde suchen, ehe ich herausbringe, dass der Geschichtslehrer einmal gesagt hat: «Nach der Schlacht bei Aspern hat Erzherzog Karl das Feldherrntalent niedergelegt.» Ehe ich in dem Heft so weit gelange und mich freuen darf, muss ich zuerst einen Leitartikel über das Deutschtum in Böhmen lesen, und ganz besonders über die Markomannen, die schon vor den bösen Tschechen dagewesen sind. Nun denkt man: jetzt werden aber die Klassenwitze kommen, die Schulzimmerblüten. Nein, es kommt ein langer Aufsatz über nationale Rassentheorien. (Man erfährt, dass schon die Philister der Bibel Germanen waren; daher sind genau elf v. H. aller Judenkinder blond. Ja, so war das!)

Hinter mir sitzen Bürger um einen Stammtisch, sprechen sehr viel vom Essen (der Rostbraten da kann unmöglich von Mastochsenfleisch sein: es ist ein Skandal!), ein bisschen von den Serben und meistens von irgendeinem Oberbegriff des k. k. Leiters der k. k. Bezirkshauptmannschaft. «Herr Abgeordneter, da sollten sie sich doch wirklich ins Mittel legen!» Der Herr Abgeordnete zuckt weise die Achseln: «Ich bitte sehr, hier ist nicht mein Wahlkreis, ich möcht' mir das auch schön verbitten, wenn sich in meinem Wahlkreis ein fremder Abgeordneter einmischen möcht'!»

Ich denke mir: o Gott, wie elend wird dieses wunderbare reiche Land regiert! Aber die jungen Leute werden jung sein, hoffentlich! Ich blättere krampfhaft in dem weissen Heft, möchte Jugend finden, finde nur Unreife. Da hat keiner mit glühenden Wangen

im Geheimen seinen Nietzsche gelesen, sich von Wedekind oder Freud den jungen Kopf verdrehen lassen. Bier haben sie gesoffen, heimlich. Ein bisschen geflirtet. (Aber wenn der Direktor sieht, dass man seine Cousine an ihr Haustor begleitet, rügt er es als unsittlich.) Provinz, Provinz. Die Wässer deutschen Gegenwartslebens, die hier brausen und schäumen müssten, stagnieren, werden trübe in diesen bedrohten Grenzstädten. Ich muss an Prag denken, wo die neuesten deutschen Bücher immer zuerst in den tschechischen Buchhandlungen ausgestellt werden. Der Deutschböhme hält noch bei Felix Dahn; der Tscheche ist von einem neuen deutschen Autor schon geistig beeinflusst, wenn sein deutscher Nachbar seinen Namen noch nicht kennt.

Zum Bahnhof. Ein Bürgerschullehrer, dem ich begegne, klagt: jetzt hat er mit grosser Mühe die Lehramtsprüfung aus der tschechischen Sprache gemacht – und nun lehnt der Gemeinderat zum zehnten Mal die Einführung dieser Sprache als Unterrichtsgegenstand ab. Aus nationalen Gründen. Folglich wird auch künftig der deutsche Gewerbetreibende auf tschechische Kunden verzichten müssen, wird der kleine Beamte hinter dem Tschechen zurückstehen müssen, der beide Sprachen des Landes beherrscht. Man schüttelt den Kopf. Man muss, wie ein Führer der Deutschen in Böhmen gesagt hat, wirklich ein «gelernter Deutschböhme» sein, um die Sachen zu verstehen.

Bahnfahrt durch das Land. In jeder vierten Station steht der Zug viertelstundenlang; in jeder fünften muss man umsteigen. Wenn der Schaffner kommt, reicht ihm der Fahrgast mit der Karte zugleich eine Nickelmünze, nicht zum Zweck irgendeiner Bestechung, nur so aus schlechter Gewohnheit. Es steigen Deutsche ein und sprechen mit hartem slawischem Akzent, es steigen Tschechen ein und mischen in jeden Satz ihrer Konversation mindestens ein deutsches Wort. Ich sehe mich in dem abscheulichen, unbequemen Wagen um. Eigentlich sehen die Deutschen hier genauso aus wie die Tschechen. Und umgekehrt. Lauter wohlgenährte Menschen, nicht dick, sondern eben mit solider fetter Nahrung wohlgenährt und dem besten Bier der Welt. Wer weder Deutsch noch Tschechisch verstünde, würde schwören, es sei die gleiche Nation, und zwar eine mit ausgeprägten nationalen Eigenheiten. Sie wohnen Tür an Tür, sie haben die gleichen Nationalspeisen, führen oft die gleichen Familiennamen. Und sind gezwungen, einander zu hassen, diesem Hass die beste Wärme ihres Lebens zu opfern.

Draussen das Land. Abgesehen von einigen Kurorten kennt kein Europäer Böhmen; die ekelhaften Eisenbahnverhältnisse schrecken ab. Aber, europäische Menschen, was ist das für ein wunderbares Land! Nirgends sonst ist die Erde so schwer und satt; ein gedrungener Reichtum, eine gesicherte Fülle lassen die Felder erglänzen. Und am Horizont liegen blaue Wälder; man könnte ihren Zug mit dem melancholischen Bogenstrich böhmischer Geiger vergleichen. Und Flüsse, hell, ruhig, nicht romantisch erregt, aber nie langweilig; in diesen Hochebenen empfindet man immer etwas vom Hauch

der Gebirge. Die Bauernhäuser sehen alt und ernsthaft aus. Schöne Barockkirchen ragen über behäbige Städtchen. Station Neubydschow. Ein Nest? Ja, aber ganz anders als anderer Vögel Nester ausserhalb Böhmens. Es wäre für Europäer schon der Mühe wert, einmal etwas vom böhmischen Kleinstadtleben zu erfahren, von Neubydschow. Übrigens ist das leicht; man lese einfach das Buch «Die böse Unschuld» von dem Prachtkerl Oskar Baum. (Verlag Rütten und Loening.) Der Ort heisst im Buch anders, aber es handelt sich um die Juden von Neubydschow, um die alte Gänslerin, um den Kornhändler, um den Mediziner, der in Prag studiert und in den Ferien zu Hause so ein merkwürdiges Erlebnis mit einer falschen Schwangerschaft hat. Man riecht die böhmische Provinz, wenn man das Buch liest. Es ist ein kräftiger Geruch, aber ein eigener.

Wieder eine Station. Ein Mensch aus dem Prager Literaturcafé steigt zu mir ein. Ich frage, er erzählt, es fallen viele Namen. Ich überlege, wie viele gute und leidliche deutsche Autoren doch in diesem Prager Literaturcafé sitzen, sassen. Dieses Land ist unerhört reich an allen Dingen; auch an Literatur. Jetzt fangen die Tschechen auch schon an, moderne Dichter zu haben – es wird im Prager Zentrum bald unmöglich sein, eine halbe Stunde spazieren zu gehen, ohne auf einen bekannten Autor zu treten. Ja, es wird so eng auf dem Prager Graben, dass man schon manchmal deutsche Künstler mit slawischen stehen und sprechen sieht. Es ist nicht auszudenken, es geht in ein böhmerländisches Gehirn die Vorstellung einfach nicht hinein. Und doch... Dieses Böhmen ist, wenn man nicht denkt, sondern nur aus dem Fenster schaut, so ein schönes Land, so ein reiches...!

In: Vossische Zeitung, Nr. 371 (24.7.1914), Abendausgabe

Da Bermann beim *Berliner Tageblatt* für Lokalfeuilletons bekannt war, hatte er zunächst kaum Gelegenheit, über Literatur zu schreiben – es sei denn, er besuchte literarische Veranstaltungen oder verband Lokales und Literarisches miteinander. Für beide Varianten gibt es Beispiele. So schrieb er am 7. Juli 1910 einen Bericht über den Zweiten Abend des «Neopathetischen Cabarets» den die Avantgarde des Berliner Expressionismus, der von Kurt Hiller gegründete «Neue Klub» veranstaltet hatte:

Neopathetiker

-al.

Gestern waren wir zu einem Abend des «Neopathetischen *Kabarets*» eingeladen, veranstaltet von dem «Neuen Klub». Man ging hin, weil man sich unter «Neopathetisch»

etwas Interessantes und unter Kabarett etwas Amüsantes vorgestellt hatte. Und weil Frau Tilla Durieux aus einem neuen Drama von *Wedekind* vorlesen sollte.

Als man aber in dem stilvollen, dunkelgetönten Saal des Papierhauses in der Desauerstrasse sass, bemerkte man, dass es auf dem Podium zwar ein Corpus juris gab, aber kein Klavier. Der Conferencier (natürlich das schüchternste Mitglied des «Neuen Klubs») erzählte rasch etwas von Hedonismus, um zu erklären, inwiefern wir doch einen Kabarettabend vor uns hatten. Aber uns war jede Täuschung benommen: die Jünglinge hatten einfach die Absicht, uns ihre gesammelten Werke vorzulesen, vorzulesen, vorzulesen.

So etwas passiert einem ja oft im Leben, und oft hat man seine Freude daran. Allerdings, eigentlich stellt man sich so einen Abend anders vor. Man denkt an zerzauste Mähnen, an ein Café zweiten Ranges, an Biergläser, an begeisterte Erregungen, an temperamentvolles Schimpfen und enthusiastisches Loben. An irgendeinen kleinen Mimen, der entweder die mässigen Verse seiner Freunde schwungvoll oder die Gedichte von Goethe und Rainer Maria Rilke schlecht vorträgt und der dann zum Dessert einen berühmten Schauspieler zum Totlachen gut kopiert. Man denkt an gebrochene Versfüsse sonderzahl – und an manchen jungen, reinen Klang, der dazwischen schwebt.

Mein Gott! In Berlin und im Jahre 1910 finden solche Seancen in architektonischen Meisterwerken von Sälen statt. Das Zauberwort «Aufmachung» verstehen auch die wildesten Lyriker unserer Zeit. Die Haare sind kurz und die Fräcke tadellos geschnitten, und ebenso wohlgekleidet sind die Verse. Es ist fürchterlich wie hoch unser lyrisches Niveau geworden ist. Deswegen gibt es so wenig frei ragende Spitzen. Da tritt ein sympathischer junger Mann vor und liest eine Skizze. Nein, *die* Skizze. Wir kennen sie. Da ist nie mit einem geraden Wort erzählt, dass ein Licht erlosch oder ein Stern funkelte. Das Licht wird in tausend durchscheinende Worte gehüllt, um den Stern schweben hunderttausend Düfte einer raffinierten Sprachkunst. Und dann der erste Lyriker (ich habe ihm heilig schwören müssen, seinen Namen in diesen Spalten zu erwähnen; also er heisst Georg Heym; sein Nachruhm sei hiermit begründet). Nein, dieser blonde junge Mann hat schon in der Wiege nicht mehr falsch skandiert. Seine Reime sind erlesen, und in jedem neuen Vers hat er ein neues dichterisches Bild mit klangvollen Worten. Da drängen sich Würmer flügel Schlagend unter den roten Stirnen toter Schädel. Da wird der Wolkenzug zum Totentanz. Tausend Blumen fallen auf unsere brave Spree, der das eine Lied gewidmet ist. Talent, Talent! Aber wo bleibt der frische, junge Klang? Wo das neue Pathos, das uns versprochen war?

Stefan George hat viele Saaten zertreten; er ist kein Meister für junge Jünger.

Weiter im Programm. Herr Golo *Gangi* erklärt, er würde platzen, wenn er uns nicht

gewisse Stellen aus Nietzsche vorlesen dürfte. Wir wollen nicht, dass er so grausam sterbe. Er liest aus Nietzsche vor. Schlecht übrigens, aber er ist wirklich begeistert. Die Lichter im Saal sind verlöscht, nur die Pultlampe zeigt das scharfe Profil eines jungen Kopfes, in dem es ehrlich wogt. Ver sacrum. So etwas ist wirklich schön.

Pause. Da ich eine Pressekarte abgegeben habe, gibt man mir Gedichte zu lesen («im Vortrag kommen sie doch nicht so zur Geltung») und klärt mich über die Ziele des «Neuen Klubs» auf. Jede Woche einmal kommen die Leute zusammen. Im Winter wollen sie regelmässige Kunstabende im Salon Cassirer veranstalten. Ein bisschen jugendfrisch sind sie doch. Sie wollen nämlich ernstlich mit diesen Abenden viel Geld verdienen und dann davon eine Zeitschrift gründen, einen Verlag, ein neues Theater natürlich auch. Tilla Durieux hat jedenfalls schon einen Engagementsantrag in der Tasche.

Nach der Pause liest sie vor. So, wie nur sie lesen kann. *Wedekinds* Tragödie «*In allen Wassern gewaschen*» ist einfach die Geschichte eines auf psychologischem Wege bewirkten Lustmordes. Das deutsche Wort fehlt, um auszudrücken, mit welcher verstehender Reinheit die Durieux diese starken Dinge zu sagen weiss. Der spleenige Amerikaner, der vorgibt, sich vergiften zu wollen, und das Weib in den Tod treibt, das ihm angeblich nur den Tod versüssen sollte – beide klingen so selbstverständlich in dieser klaren, scharfen Stimme.

Wieder Pause. Das Neopathetische Kabarett ist kein Kabarett, aber langsam zieht unter die Zuschauer Kabarettstimmung ein. Ein paar famos freche Gedichte des Pragers Max Brod werden sehr belacht, als sie der kahlköpfige und wohlbefrackte Lyriker *Kurt Hiller* rezitiert. Nach diesen Schellentönen voll verhaltener Narrenmelancholie kommen einige Gedichte von dem Vortragenden selbst. Sie sprechen von nächtlichen Sitzungen bei Bois und anderen Giftigkeiten der Grossstadtnächte. Sie sind ungemain formgewandt. Keiner im Auditorium wurde warm. Aber einer war vom Klub dazu angestellt, immerzu zu klatschen.

Die vorletzte Nummer. Der Herr nennt sich ohne zwingenden Grund J. van *Hoddis*.

Zuerst macht er der Mode des Tages seine Verbeugung. Sausende Gewalten, unerwartete Reime, Dröhnen und Schmetterern. Dann auf einmal kam ein junges, unverschämtes, lustiges Gesicht unter der Maske hervor. Ein Zyklus «Variété». Das ist es! Das kann ein Berliner Grossstadtjüngling von 1910. Ein groteskes Verskapriccio nach dem anderen. Das tanzt und lacht und grinst und hat doch viel ernsteren Sinn, als die sausenden Gewalten und die flügel Schlagenden Würmer. Herr van Hoddis wird wahrscheinlich auch Kommerzien-, Justiz-, oder Sanitätsrat werden. Dann aber wird ein Dichter an ihm verloren gegangen sein.

Zum Schluss las Armin *Wassermann* eine Novelle seines Bruders Jakob vor. Sie war voll exotischer Buntheit und köstlicher, lebender Träume. Wir werden sie ach-

tungsvoll grüssen, wenn wir sie gedruckt wiedersehen werden. Aber am 6. Juli, eine Viertelstunde vor Mitternacht, haben wir sie sehr lang gefunden.

Drei Stunden Neopathetik ist überhaupt etwas viel.

In: Berliner Tageblatt. Jg.39, Nr. 339 (7.7.1910), Abendausgabe, S. 2

Im Januar 1913 nahm Bermann eine von Karl Kraus angeregte⁴³ Sammlung für Else Lasker-Schüler zum Anlass für den folgenden Artikel:

Für Else Lasker-Schüler

Von Arnold Höllriegel

Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär'
Und der bleierne Schatten, der niederfällt,
Lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen...
Das Leben liegt in allen Herzen
Wie in Särgen.

Du! Wir wollen uns tief küssen...
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
An der wir sterben müssen.

Die bizarre Frau Lasker-Schüler hat dieses Gedicht und mehr solche Gedichte geschrieben. Daher muss man jetzt für sie einsammeln. Wenn jemand eine seltsame Erscheinung ist, wenn er in den Cafés durch Tracht und Haltung auffällt, wenn seine Werke dem Spiesser etwas konfus vorkommen, dann ist dieser jemand unter Umständen ein gemachter Mann. Nämlich dann, wenn die Tracht, die Haltung und die Eigenart der Gedichte pure Posen sind, und nichts dahintersteckt, nicht der Wahnsinn des Schaffenden, nicht das Wunder der Kunst.

Else Lasker-Schüler ist ziemlich bekannt in Berlin. Man zeigt in Cafés und bei literarischen Vorlesungen mit Fingern auf sie. Frau Lasker-Schüler trägt eine knallrote oder knallgrüne Schärpe um den knabenhaften Leib gewickelt, ihre Haare sind nicht so frisiert, wie es heiliger Brauch ist, aus dem Gesicht spricht etwas Seltsames. Auch sass so mancher einmal schon am Nebentisch und hörte zu –, na, ich sage Ihnen! Einmal behauptet sie, dass sie eben bei einer Fürstin den Tee genommen hat – einmal erzählt sie, dass sie selbst die Prinzessin Tino von Bagdad ist, und in ihrer Jugend ein Eseltreiberknabe in Kairos Strassen gewesen ist. Ja, sie kann auch Arabisch und spricht es gleich: Chamai kaladni umharrina chamai! (Oder ähnlich).

Phantastische Ohrgehänge baumeln. Es sieht wild aus. Am Nebentisch sieht es wild aus. Der Nebentisch lacht sich weg und kauft die Bücher der Lasker-Schüler nicht und



Else Lasker-Schüler. Berlin 1906

wird sich auch an der Sammlung nicht beteiligen, obwohl, siehe da, wirklich zwei Fürstinnen den Aufruf unterzeichnet haben.

Sollte der deutsche Literaturlerter nicht vom Nebentisch aufstehen und sich an den Hauptisch setzen? Er höre der Else Lasker-Schüler einmal eine Stunde zu. Was sie zu sagen hat, wird ihm wie ein heftiges und erfülltes Phantasieren vorkommen, wie ein wildes Rasen, und dann wird er bemerken, dass da eine Träumende spricht und eine, die etwas zu träumen hat. So war ihr lieber Freund Peter Hille. Man hat auch mit Fingern auf ihn gewiesen, er war auch lächerlich angezogen und sprach und schrieb auch viel wirres Zeug, und er war ferner derjenige Dichter, der das beste deutsche Waldgedicht ersonnen hat:

«Wald, du moosiger Träumer,
Wie deine grüngoldenen Augen funkeln...»

Und gehungert hat er auch, und im Elend verkommen ist er auch. Wer einen Band der Lasker-Schüler in die Hand nimmt, wird ein Gedicht, eine Zeile Prosa, eine kleine

Zeichnung finden, die diese seltsame Frau als ein Künstlerin seltenster Art voll legitimieren. Aus einem atemlosen Hasten der Bilder, Quellen der Träume, Kreischen der Hysterien, kommt nimmer und nimmer wieder soviel Edles und Weltvergessenes und nochmals Edles an die Oberfläche – dass es dieser Frau in diesem Berlin unter allen Umständen materiell schlecht gehen muss.

Sonst pflegen schreibende Damen ja reich zu werden. Andere pflegen sich auch viel normaler aufzuführen. Der Nebentisch meint «Ach, wie nett!», und es muss nicht erst eingesammelt werden. Aber sitzt denn wirklich alle Welt an diesem unappetitlichen Nebentisch?⁴⁴

In: *Berliner Tageblatt*. Jg. 42, Nr 40 (23.1.1913), 1. Beiblatt, S. 2

Um auf sein einstiges Vorbild Peter Altenberg aufmerksam zu machen, mischte Bermann 1912 Elemente des literarischen und des Reise-Feuilletons zu einem liebevoll ironischen Porträt zusammen, in dessen weitem Rahmen er auch Hermann Bahr mit unterbrachte:

P. A. auf dem Semmering

Von Arnold Höllriegel

Man soll sich zuerst die Buchhandlungen ansehen, wenn man in einem Fremdenort ankommt. Die Bücher, die die Besucher kaufen, das ist die Seele des Orts.

In der Bahnhofsbuchhandlung auf dem Semmering sind neben der üblichen Reiselektüre – aber sie wird in der letzten Zeit entschieden kultivierter – einige Bände ausgestellt, die man sonst nicht auf Bahnhöfen kauft, «Wie ich es sehe», «Was der Tag mir zuträgt». Und die anderen seltsamen und köstlichen Bücher von *Peter Altenberg*.

Man wundert sich, bis man später eine Lösung des Rätsels findet. Die Bücher sind nicht als Reiselektüre da, sondern als Reiseführer. Als die tiefere Erklärung einer Sehenswürdigkeit.

P. A., der Dichter, wohnt auf dem Semmering. Also, wenn ihr die Herbheit dieser unvergleichlichen Waldhöhe genießen wollt – ihr werdet P. A. begegnen. Und dann werdet ihr entweder taktlos lachen, mit Fingern auf den Sonderling zeigen und überhaupt Prügel verdienen – oder ihr werdet (immerhin mit einem kleinen, anständigen Lächeln) zur Buchhandlung gehen und einen der Bände kaufen, um nachzusehen, wie ihr euer Lächeln zu verstehen habt.

Zuerst, bitte, ein Spaziergang auf einer der wunderbaren Höhenstrassen. Es hat gestern geschneit und der Schneeberg, die Rax, der Sonnwendstein sehen nicht aus, wie die braven mittleren Vorberge, die sie eigentlich sind, sondern wie gletscherstarrende Hochgebirge. Wallende Nebel, die plötzlich aus Felsenklüften emporsteigen. Aus dieser Frische, aus dieser etwas rauhen Schönheit, aus der beginnenden Schneeluft heraus

muss man zu P. A. kommen – in ein banales Hotel, in ein getreulich auf die Höhe verpflanztes Wiener Café mit Pikkolos, Schalen Melange und Abendblättern.

Der Hotelportier weiss genau Bescheid, wenn man nach P. A. fragt. P. A. liegt seit fünf Stunden im Bett. Er hat sich zweimal Bier kommen lassen. Er wird entweder bald erscheinen oder ganz im Bett bleiben... Aber nein, er kommt.

Er kommt mit hilflos steifen Schritten, die wie fesches Marschieren aussehen möchten. Er reicht den Besuchern eine greise, kranke Hand und winkt mit der anderen dem Kellner, damit er den Ventilator in Bewegung setze. Wo P. A. ist, sind auch Ventilatoren, und sie bekommen zu tun.

«Wie geht es, Herr P. A.?» «Es geht schlecht. Ein *vollkommen* gestörter Organismus!» sagt P. A. Und er betont das Wort «vollkommen» so, dass man es eigentlich fett drucken müsste. Es ist ein Superlativ von zerstörtem Organismus – behauptet P. A. und rückt den Hut zurecht. Den Hut, einen rauhen, kleinen Kegel aus grauem Filz, behält er immer auf den entschwundenen Haaren. Die beiden weichen Enden des Schnurrbarts hängen unter dem Hutrande hervor. Das Gesicht ist frisch, nur die Augen, vor allem aber diese Hände sind müde.

Den Anzug muss man auch beschreiben. Ein klein bisschen ist er doch dazu da, auf dass er beschrieben werde. Also ein weicher Hemdkragen und eine neckisch verknotete dünne Krawatte von gelber Farbe. Ein weiter Leibrock gelb wie Herbstlaub, aus einem ganz weichen Stoff, wie ihn nur Damen tragen. Eine graue Hose von unwahrscheinlicher Fassung – eine wallende Toga in Hosenform. Ein breiter Ledergürtel, an dem ein ganz merkwürdiger Lederbeutel baumelt. Und an einem dicken grünen Strick eine grosse blanke Automobilpfeife.

«Ich habe einmal eine Autotour gemacht,» sagt P. A.

Und jetzt muss man sich das ganze Bild P. A. noch kariert denken, ziemlich kräftig kariert.

P. A. erklärt seine Kleidung ganz gern selbst. «Einen Mantel trage ich nie – absolut nie. Auch im Winter bei – 22 Grad nicht.»

Aber am Haken hängt ein grosskariertes Ulster. Nachher beim Weggehen zieht P. A. ihn ganz harmlos an. Wenn er spricht, wie wenn er schreibt, meint er immer das, wonach er sich sehnt, nicht das, was ist.

Mit plötzlicher Lebhaftigkeit und fettgedruckten Superlativen erzählt er, wohin er immer ohne Mantel zu gehen pflegt. Der Semmering ist meist windstill, aber er hat in der Nähe der Passhöhe seine stürmische Ecke. *Nur* dahin geht P. A.. Wo anders kann er *überhaupt* nicht leben. Nur Luft, Luft, Luft. Und darum wird er jetzt *immer* auf dem Semmering bleiben.

Aber alle Ihre Verehrerinnen unten in Wien?

Eine Geste der Verachtung. Mögen Sie!

Und alle ihre Freunde in den Cafés? Das Zentral verwildert sichtlich ohne P. A.!

Auch von den Freunden will P. A. nichts wissen. Aber plötzlich lächelt er. Ja, das glaubt er schon, dass er den Freunden fehlt. Früher hat er ihnen beim Drahn immer viel Geld gespart. Jetzt lassen sie sich in den Nachtlokalen *sicher immer* «würzen». Früher war P. A. da und sagte: *So* viel gibst du ihr, nicht einen Heller mehr. Ja, er hat seinen Freunden viel Geld erspart.

Und es ist wahr, P. A.'s Freunde erkennen es an.

«Schreiben sie etwas, Herr P.A.?»

Die Hand wird dramatisch. Schreiben? P. A. hat nur einen Wunsch: frische Luft – und nebenbei viel essen, viel rauchen, vor allem viel trinken. Ein *vollkommen* zerstörter Organismus – was wollen sie! Er liest auch *niemals* ein Buch.

Aber fabelhaft, wie er die neusten Literaturwerke mit einem feinen Wort einschätzt.

Eine Dame sitzt schweigend am Tisch. Auf einmal sieht P.A. sie an. «Ich habe ja gleich gesehen, dass sie ein *adliger* Mensch sind. Wie können sie in Berlin leben – in einer Massenstadt, wo die Küche so schlecht ist? Ziehen sie aufs Land – leben Sie diät –»

Eine weite Geste. P. A. steht auf und geht. Aus Versehen nicht auf die Passhöhe, wo die windige Ecke ist.

Auf dem Weg trifft er einen gescheiterten Menschen mit einem langen, grauen Herrgottsbar. Der Bart fließt auf eine dünne, hellblaue Leinenjacke hinab.

«Sie sind wundervoll gekleidet, Herr *Bahr*!» sagt P. A. ganz entzückt.

Hermann Bahr lacht. «Ich bin überhaupt nicht gekleidet, sondern verhüllt – wegen der Polizei. Unter der Jacke trage ich gar nichts.»

Der kranke Dichter reicht dem gesunden die Hand und sie gehen nach zwei verschiedenen Seiten auseinander. Bahr, der die komplizierte westeuropäische Kultur predigt, geht halb nackt, wie er ist, zur windigen Ecke und auf den nächsten Berg, um sich zu seinem vegetarischen Nachtmahl Appetit zu holen.

P. A. wird gleich in einem anderen Restaurationslokal den Ventilator in Bewegung setzen lassen. Oder er legt sich gleich ins Bett.

Und ihr, bitte, geht jetzt zur Bahnhofsbuchhandlung. Lest von der Sehnsucht eines Kranken nach der Gesundheit. Lest von edlen Frauen und erblühenden Kindern. Lest die heischenden Superlative, die entbehrenden Beiwörter.

P. A. sitzt unterdessen im gut ventilerten Café des Südbahnhotels, raucht sehr viel und blickt durch dicke Scheiben auf den weiten Kreis der Berge.

Er weiss zu sagen, wonach er sich sehnt. Er ist P. A., der Dichter.

In: *Berliner Tageblatt*. Jg. 41, Nr. 568 (6.11. 1912), *Abenausgabe*, S. 2

Nicht nur in seinen Artikeln über Prag machte Bermann auf die junge Prager Literatur aufmerksam, sondern auch in einer Reihe von eigenen Beiträgen. So schrieb er 1912 ein ausführliches Porträt über den blinden Prager Schriftsteller Os-

kar Baum⁴⁵, und 1913 nahm er ein «Gespräch über moderne Romane» zum Anlass, um auf *Die Galeere* den ersten Roman seines Freundes⁴⁶ Ernst Weiss hinzuweisen, der damals noch völlig unbekannt war:

Ein Gespräch über moderne Romane

Von Richard A. Bermann

[...]

Ja, aber sie [die These in Ernst Weiss' Roman *Die Galeere*] ist wirklich und warm gestaltet, man liebt das Raisonement nicht, wird aber mitgerissen und verzeiht. Sehen sie, dieses Buch kommt wild und heiss hervorgesprudelt; es ist zu geschickt, aber ungeheuer lebendig und temperamentvoll. Dieser Erik Gyldendal schimmert wirklich im starren, gespenstischen Licht einer Röntgenröhre. Ein Verderber der Frauen, eine Gefahr für alle, die ihn lieben – weil er nur leuchtet und leer ist. Gott, die Sache spielt in Wien – so ganz und gar ungemütlich und hart konnte der Autor den Helden nicht machen. Es gibt eine schöne, milde Szene, sie ereignet sich am Leopoldsteiner See – also da glaubt man dem Doktor seine unbefangene Bösartigkeit nicht. Und weil man nicht daran glaubt, ist es die schönste Szene des Romans. Nein, das ist die letzte, die mit ihr innerlich kommuniziert. Da liegt der arme Kerl sterbend da – die Röhre ist zerbrochen worden, sie leuchtet nicht mehr, die anderen Menschen sind von dem Einfluss dieses Glanzes frei. Eriks Vater und seine Mutter sind im Zimmer; sie küssen sich über dem Bett. Küssen sich zum erstenmal seit Jahren, wie um diesen Sohn auszuschalten, um ohne ihn wieder zu beginnen. Jetzt ist er ganz fertig. Jetzt stirbt er. Ich glaube nicht, dass in diesem Jahre eine gedruckte Seite erschienen ist, die ebenso schön und tief wäre. Ein Buch, das lauter solche Seiten enthielte, wäre das Buch, das sie lesen wollen. Ein Buch, in dem alles äussere Leben Symbol für die Menschen ist und jedes Symbol wirkliches Leben. Ein Buch ohne viel Sentimentalität und doch human. Nun, lauter solche Seiten hat dieser Roman nicht. Es gibt Niederungen und allerlei getrübe Stellen. Aber es ist ein bemerkenswertes Buch voll Kraft und Form. Es ist eine Vorstufe zu einem wirklich modernen Buch.»

[...]

In: *Vossische Zeitung*, Nr. 436 (28.8.1913), S. 2

Wie viele junge Autoren um 1910 interessierte Bermann sich für das neue Medium des Films⁴⁷:

Da gab es jetzt einen ganz neuen Trick; lebende, zappelige Bilder, auf eine Leinwand projiziert. Sie galten noch als eine Pöbelbelustigung, aber mich hatte das Ding von Anfang an interessiert. Einmal zog ich mir den Zorn des Theatermannes Karl Ludwig

Schröder zu, weil ich in einer seiner Theaterzeitschriften (die der Gute immerzu gründete und die immer eingingen) in vollem Ernst einen Aufsatz über das Kino veröffentlichen wollte. Das könnte nicht gedruckt werden, sagte er mir voll gerechter Entrüstung. Was hatte das Kino mit der hohen Schauspielkunst zu tun? (K 89)

Was ihm bei Schröder misslang, erreichte er bei der *Frankfurter Zeitung*⁴⁸ und im *Berliner Tageblatt*, die Stellungnahmen zum neuen Medium von ihm akzeptierten. Im *Berliner Tageblatt* schrieb Bermann 1910 vermutlich die erste Einzelkritik eines Films⁴⁹ – keines Spielfilms freilich, sondern der Abfilmung eines Bühnenerignisses. Als Max Reinhardt mit der Tanzpantomime *Sumurun* einen grandiosen Erfolg hatte, beschloss die Berliner Filmfirma Deutsche Bioscop, an diesem Erfolg teilzuhaben, und ‚kinematographierte‘ die Bühnenaufführung in voller Länge. Die Mängel dieser ‚Verfilmung‘ kritisierte Bermann unter dem Pseudonym «Baptist» im *Berliner Tageblatt* vom 6. Juni 1910⁵⁰.

Bermann wollte sich indes nicht mit der Rolle des Kritikers begnügen, sondern mit Hilfe einer Film-Story selbst zur Zukunft des neuen Mediums beitragen:

Wir jungen Revolutionäre des Café des Westens wollten es nicht einsehen, dass das Kino keine Zukunft haben könne. Einer von uns, der Kritiker Kurt Pinthus, erregte bei allen ernsten und verständigen Leuten dadurch das unliebsamste Aufsehen, dass er eines Tages alle jungen Literaten unseres Kreises einlud, je einen Entwurf für einen Film zu schreiben. Und diese Entwürfe (von mir hatte er zwei erhalten) veröffentlichte er dann in einem Band *Das Kino-Buch*.[^] Es war der erste Versuch der hohen literarischen Muse, mit dem Film zu flirten, und er ist schlecht ausgegangen – so viel ich weiss, ist nicht ein einziges dieser von uns vorgeschlagenen Szenarios wirklich verfilmt worden. (K 89)

Bermann kritisierte *Das Kino-Buch*, das kaum auf Resonanz stiess, nicht erst in seiner Autobiographie, sondern bereits Ende 1913:

Gedrucktes Kino

von Richard A. Bermann

Ein neues Sammelbuch enthält unter fünfzehn Beiträgen zwei, die von mir sind. Die allergewöhnlichste literarische Delikatesse verbietet mir daher, über das Buch zu schreiben. Indessen, das Buch ist so wichtig oder könnte so wichtig sein, dass alle literarische Delikatesse, selbst die allergewöhnlichste, das heuchlerische Maul zu halten hat.

Ob es gute, künstlerische, literarische Kinostücke gibt oder geben kann, danach hat man des öfters gefragt. Merkwürdigerweise hat man aber bisher die eine entscheidende Frage nie gestellt: Wie sieht denn das Buch zu diesen Films aus? Ist es kultiviert? Kann man es lesen und sich etwas Hübsches vorstellen, auch wenn man den lebhaften Film nicht gesehen hat, wenn er am Ende noch gar nicht gekurbelt worden ist? Wenn Schriftsteller mit künstlerischem Gewissen einen Film zu entwerfen suchten, wie sieht – nicht der Film, wie sehen die Entwürfe aus?

Im Verlag Kurt Wolff zu Leipzig ist jetzt «Das Kinobuch» erschienen, ein Band, der Kinodramen von Bermann enthält (ich stehe auf dem Titelblatt nun einmal an erster Stelle), von Hasenclever, Langer, Lasker-Schüler, Keller, Asenijeff, Brod, Pinthus, Jolowicz, Ehrenstein, Pick, Rubiner, Zech, Höllriegel, Lautensack. Ferner eine Einleitung von Kurt Pinthus und einen Brief von Franz Blei. Man sieht: junge Literatur, einige ganz Radikale von der Linken darunter. All die Leute schreiben auf einmal Kinofilms. Also werden die Routiniers, die Kinodramaturgen, die Bureauliteraten der grossen Filmgesellschaften einmal zu sehen bekommen, was ein künstlerischer Film ist!

Möglich, dass es keine künstlerischen Films gibt, oder dass wenigstens die Kunst des Films nicht beim Autor ist, sondern beim Kunstphotographen und beim Regisseur. Möglich. Aber dann soll ein Buch von fünfzehn jüngern Autoren, ein Kinobuch von ihnen, doch wenigstens ein ernstes Ringen mit dem Problem zeigen, eine Niederlage mit Schlachtmusik und fliegenden Fahnen.

Es ist bedauerlich, dass von so viel Glorie nichts zu vermelden ist. Ein Teil der Autoren hat sich aus der Affaire gezogen; diese schrieben zwar keine besondern Kinostücke, aber sehr nette kleine Prosaskizzen, maskiert als Kinostücke. Kino-Buchdramen. Oder vielmehr Novelletten, die sich inhaltlich so halbwegs den Begrenzungen und Möglichkeiten des Kinofilms unterwerfen, die etwas von der Abenteuerlichkeit, Zapplichkeit des Kinos haben, die scheinheilig so tun, als wären sie Film-Inhalte und die doch nichts sind, als ein Ulk, ein Atelierfest, ein Maskenschwank. Da ist «Der Tod Homers» von Albert Ehrenstein. Eine entzückende Offenbachiade, ein grosser Spass für jeden, der da liest: «Einundzwanzigstes Bild. Zeigt den Bauch des Regierungsrats Professor Methusalem Leichenstil, der, um schneller zu avancieren, sich allen bildlichen Schmuck des achilleischen Schilds auf den Bauch tätowieren liess.» Gewiss, das kann kein Mensch verfilmen. Folglich könnte aus diesem Entwurf kein schlechter Film gemacht werden, und das ist mehr, als man von allen Beiträgen des Kinobuches behaupten kann.

Nicht alle Filmideen des Buches sind ausführbar. Von den ausführbaren sind einzelne ganz nett, so ein kleiner pädagogischer Scherz von Max Brod, eine revolutionäre Kino-Pantomime von Ludwig Rubiner. Aber wo bleibt die grosse Umwälzung? Wo die Augen, die von den Routiniers gemacht werden sollten? Ganz nett – dazu ein Band in einem literarischen Verlag, versehen mit einer feierlichen Vorrede.

Ich werfe uns allen ein bisschen Leichtfertigkeit vor. Haltet vom Kino, was ihr wollt – jedenfalls ist es nicht ganz leicht, eine strenge Folge von Bildern in technischer Vollendung aufzubauen. Ich schlage das Kinobuch in der Mitte auf und finde den Satz: «Der Phantasie des Lesers und des Kinoregisseurs ist es nun überlassen, sich vielerlei spasshafte oder rührende Szenen für die Robinsonade auszusinnen, in denen das Zusammentreffen der Kulturmenschen, ihrer Lebensgewohnheiten und Kulturdinge mit dem primitiven Natur-Not-Zustande sehr komisch wirken muss.» Ich finde den Satz: «Plötzlich stimmt irgendeiner in der Ecke die Internationale an. Dreissig, vierzig, hundert Stimmen erheben sich zugleich.» Die erste Stelle verlangt ein bisschen viel vom Kinoregisseur – denn soll Er dichten oder soll der Dichter dichten? Die zweite Stelle verlangt noch mehr vom Kino-Regisseur: er soll von einem Bild die Internationale singen lassen. Fast in jedem Abschnitt des Buches finden sich solche Stellen. Wenn die Routiniers jetzt noch nicht gesehen haben, wie man künstlerische Films macht –, Ich meine, sie lachen sich schief.

Nein, es ist nichts geworden als ein Buch, das sich stellenweise sehr angenehm liest, worin sehr drollige und sehr anmutige Seiten stecken mögen. Und doch beweist mir dieses Resultat nichts gegen die theoretische Möglichkeit wirklich guter Kinostücke. Wenn Goethe das Kino erlebt hätte, hätte er in einer müssigen Stunde sicher einmal einen Film geschrieben. So war er. Hätte ein Film von Goethe nicht gut werden können?

In: Die Schaubühne. Jg. 9, Nr. 43 (23.10.1913), S. 1028-1029

War es Bermann nicht gelungen, ein Szenario zu verfassen, das verfilmt wurde, so gelang, es ihm immerhin, einen erfolgreichen Roman zu schreiben, in dem der Film eine wichtige Rolle spielte. In seiner Autobiographie versicherte Bermann, er habe den Roman auf Grund einer Wette mit dem Literatur-Agenten Rudolf Schwarzkopf geschrieben, deren Gegenstand die Frage war, «ob jemand binnen einer Woche einen Roman über das neue Film-Milieu schreiben könne». Bermann gewann.

Ich hatte, Tag und Nacht arbeitend, eine wilde Geschichte geschrieben, *Die Films der Prinzessin Fantoche*. Sie spielte an der Riviera und erzählte, wie ein Bankier, der auch der Besitzer eines Filmunternehmens war, an seinem Geburtstag zur Unterhaltung seiner Gäste in seiner Villa Filmaufnahmen machen lässt. Aber der fingierte Einbruch, der dargestellt werden soll, geht ernst aus. Der Kinooperateur hat ausser seinem Apparat auch einen Revolver bei sich und sagt, während der Bankier und seine Gäste noch über den Spass lachen, der mit ihnen getrieben wird, plötzlich «Hände hoch!» – und der angebliche Filmstar, eben die im Titel genannte Prinzessin Fantoche, raubt das Millionärshaus aus und verschwindet dann mit ihrer Bande. – Was in dem schamlos zusammengewinkelten Buch dann folgte, war eine Art Räubergeschichte, verbunden

mit jenen komischen Verfolgungen, die damals das Wesen der Filmkomödie auszumachen schienen. [...] Nachdem ich den Scherz noch ein wenig ausgesponnen hatte, gab ich ihm schliesslich ein Happy Ending: es stellte sich heraus, dass der ganze Unfug der Prinzessin Fantoche, der die Polizei Italiens in Erregung gehalten hatte, nur ein grosses Reklamemanöver des Bankiers und seiner Filmgesellschaft war, – und die Prinzessin Fantoche blieb nicht nur unbestraft, sondern kriegte noch den Sohn des Polizeipräsidenten.

Man sieht, es war ein etwas dürftiges Thema für einen wie immer scherzhaft gedachten Roman. Aber es war, glaube ich, tatsächlich das erste Buch in irgendeiner Sprache, das sich mit dem Film und seinen Möglichkeiten beschäftigte.

Schon gab es Kinozeitschriften. Statt mein Gesudel, wie ich ihn gebeten hatte, zu verbrennen, bot Schwarzkopf den ersten Filmroman der ersten Filmzeitschrift *Die Lichtbild-Bühne*⁵² an; sie druckte ihn ab mit einer Vorbemerkung, die so anfang: ‚Das Jahrhundert der Technik hat seinen Dichter gefunden.

Noch siebenunddreissig Zeitungen und Zeitschriften druckten das Machwerk ab. Es wurde ins Tschechische, Italienische, Polnische übersetzt. Und es hatte mehr Glück als jene literarischen Entwürfe des *Kino-Buchs*‘, es wurde ein Film daraus gemacht³ Das Jahrhundert der Technik hatte vielleicht nicht seinen Dichter gefunden, aber der Dichter der «Fantoche» hatte eine wahre Goldgrube gefunden.

Und noch viele Jahre später, nachdem ich mich durch blutige Arbeit bemüht hatte, solche Jugendsünden vergessen zu machen, ist es mir immer wieder passiert, dass wohlmeinende Leute mir ins Gesicht diesen Wechselbalg von einem Fünftagekind, die dumme Räubergeschichte von der Filmprinzessin, über mein ganzes sonstiges Oeuvre priesen, mir ins errötende Gesicht. (K 90-92)⁵⁴

Als aus dem Zeitschriftenroman 1921 auch noch ein Buch gemacht wurde, schrieb der Rezensent des *Wiener Neuen 8 Uhr Blatt*‘.

Ja, wer kommt denn da? Das ist ja unsre liebe alte Prinzessin Fantoche. Ebenso wie sie in der Erzählung «Die Films der Prinzessin Fantoche» von Arnold Höllriegel mit ihrem jungen Geliebten immer dort auftaucht, wo der Papa Polizeipräsident sie am wenigsten vermutet, ebenso wie sie immer wieder eine neue Gestalt annimmt, so geht es auch mit der Erzählung selber. Sie gefiel sofort nach ihrem Erscheinen so gut, dass sie in Fortsetzungen in den meisten deutschsprachigen Blättern von München bis Mährisch-Ost-
rau abgedruckt wurde. Dann wurde sie verfilmt. Jetzt erscheint sie zum Vergnügen aller, die sie schon erheitert hat, auch als hübscher Band im Iff-Verlag⁵⁵.

In den Jahren 1911 bis 1914 publizierte Bermann im *Berliner Tageblatt*, in der *Vossischen Zeitung* und gelegentlich in literarischen Zeitschriften⁵⁶ eine ganze Reihe von kurzen Erzählungen, die zum Teil auch im *Prager Tagblatt* wieder ab-

gedruckt wurden. Im Gegensatz zu seinen Feuilletons, für die Bermann reale Ereignisse oder Erlebnisse zum Ausgangspunkt nahm, sind seine fiktionalen Texte aus dieser Zeit wenig originell; sie lohnen einen Wiederabdruck in der Regel kaum. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie in der zeitgenössischen Kritik auf Ablehnung stießen. Im Gegenteil: Bermanns erster Roman, *Der Hofmeister*, erhielt im *Prager Tagblatt* eine ausführliche und ausserordentlich positive Kritik des Schriftsteller-Kritikers Otto Pick, der sich sehr rühmig für die junge Prager Literatur einsetzte – und Bermann sogleich als gebürtigen Prager, der in Berlin lebt⁵⁷, reklamierte. Erheblich kürzer, aber auch sehr wohlwollend ist die Kritik, die Tucholsky 1913 veröffentlichte:

Der Hofmeister

Ein Roman von Richard A. Bermann. Eine feine Sache. Also denken Sie sich einen Erzieher, der mit einem Trottel durch Italien fahren muss. Trottel links, also auch Geld links, die Notwendigkeit, der dreckige Beruf. Rechts: Italien, das Leben, der blaue Himmel. Links siegt. Der Mann geht an dem Bengel kaputt. Nein, er geht an sich kaputt, weil er zu feig ist, dem Ding ein Ende zu machen, zu kündigen, davonzulaufen. Er bleibt, und als er erst ihm anvertrautes Geld verspielt hat, da ist es aus. Aus diesen Fängen kommt er nicht mehr heraus. Er bleibt, der Vater des Trottels verzeiht ihm, er bleibt und geht kaputt.

Wie das gemacht ist! Das Buch ist dreihundertneunzehn Seiten stark, und die sind durchweg in deutscher Sprache geschrieben, was man nicht von allen Büchern behaupten kann, die in Deutschland, also bei Georg Müller, erscheinen. Dieses ist wirklich ein Labsal. Im Stil, in der Technik, in der Landschaft. Aber wer liest das? Dabei ist es gar nicht einmal schwer, sondern leicht und unterhaltend. Trotzdem: ich bin überzeugt Herr Bermann, «der» Käufer war ihr ergebener

Peter Panter

In: Die Schaubühne. Jg.9, Nr. 26/27 (3 7.1913), S. 688-689

Der Inhalt von Bermanns zweitem Roman, *Das Seil*, geht aus der ausführlichen, etwas euphorisch geratenen Kritik seines Prager Freundes Oskar Baum hervor:

Das Seil. Eine Ehegeschichte. Von Richard A. Bermann.
Berlin, S. Fischer. 212 S.M. 3,50 (4,50).

Und es ist wirklich eine hübsche Begebenheit, die Geschichte dieser zwei jungen



*Einband der Erstausgabe, Berlin:
S. Fischer 1914*

tapferen Menschen, die da in trotzigem Widerstreben gegen die Neigung, die sie zueinander zieht, einander vergebens beweisen und vergebens nicht glauben, dass sie gute Kameraden sein wollen.

Eine Studentin und ein Student, der eben Doktor geworden. Sie, eine verweichlichte Millionärstochter, will mit ihm, dem ruppigen, herben Bauernstämmling aus dem Alpengebiet, unter den gleichen spartanischen Bedingungen eine Fusswanderung durch die tiroler Alpen unternehmen.

Sehr hübsch wird diese originelle Ferienreise auf ihren Höhepunkt geführt, als das Mädchen auf Umwegen ihre Liebe erkennen lernt und sich vor ihr gewissermassen verstellt und in der Verwirrung ihrer Gedanken irgendwo hoch oben in einer Gebirgsschenke das gemeinsame Reisegeld verliert und mit wunden Füßen den sehr beschwerlichen Abstieg antreten muss. Aber nicht mit einer Silbe, nicht mit einer Miene verrät Reue, Liebe oder Triumph die ausbedungene Kameradschaft. Sie halten es bis zum Schluss aus, fast bis zum Schluss. Das Seil, mit dem sie an bedenklichen Stellen aneinander gebunden sind, das, als sie für eine Nacht ein Zimmer teilen müssen, ihre

Lager trennt, wird ein leicht deutbares, immer nur diskret berührtes Symbol. Sie wollen es auseinanderschneiden, damit jeder ein Andenken habe, lassen es aber dann doch beisammen, da sie selbst nicht mehr voneinander gehen.

Auch die Nebenpersonen sind ausser der ein wenig papiernen Frauenrechtlerin in der zillerthaler Sommerfrische ausserordentlich lebendig geschildert wie die Bilder der Landschaft auf der abwechslungsreichen Wanderung.

Die innere Welt dieses Buches ist jene wunderbare Zeit der Jugend, die nicht mehr in der Schule und noch nicht im Leben sich bewegt, in der so viel vom Kinde noch und doch auch schon so viel vom fertigen Menschen nebeneinandersteht. Die äussere Welt ist freilich wichtiger in diesem Buch. Es ist ein leichtes, herzhaftes Buch, gut in den Rucksack zu stecken, als Wegführer voll farbenreicher Illustrationen, für eine Wanderung durch die tiroler Alpen. Es passt zu diesen Alpen und wird so wenig wie diese enttäuschen, wenn man nichts anderes von ihm erwartet, als es geben will.

Prag-Weinberge

Oskar Baum

In: *Das literarische Echo*. 16 (1913/14), Sp. 1642-1643

In seiner Autobiographie hielt Bermann fest, welche Bedeutung es für ihn hatte, dass sein zweiter Roman im S. Fischer Verlag erschien:

Mein Roman *Das Seil*, in dem ich meine Liebe zu den österreichischen Alpen auszudrücken versuchte, erschien zuerst in der *Vossischen Zeitung*⁵⁸, dann veröffentlichte ihn der Verlag S. Fischer als Buch. Das war damals in Deutschland gleichsam ein Adelsbrief für einen jungen Autor. Der alte Samy Fischer, ein kleiner Jude aus der Slowakei, hatte diesen Verlag zum ersten des Kontinents gemacht. An dem Tag unseres Vertragsabschlusses, als er mir lächelnd die Hand reichte, fühlte ich mich in einen Klub aufgenommen, dem auch Hauptmann, Schnitzler, Knut Hamsun, Bernard Shaw angehörten. Ich kam mir wie eine Art Klassiker vor, – dann dachte ich an meine literarischen Sünden, an meine oft flüchtig hingeschriebenen Feuilletons, an diese schreckliche *Prinzessin Fantoche* – und gewann wieder die Besinnung zurück.

(K 93)⁵⁹

Als Verfasser zweier Romane, als Autor des *Irland*-Buchs und als der Feuilletonist mit den fünf Pseudonymen – Ariel, Baptist, Belial, R. Merlin und vor allem Arnold Höllriegel – war Richard A. Bermann am Vorabend des Ersten Weltkriegs eine nicht zu übersehende Figur des Berliner publizistischen und literarischen Lebens, deren Wirkung bis nach Prag reichte. Ein Ärgernis war er für *Die Aktion*, die ihn zu Recht nicht als einen der Ihren ansah, sondern als Repräsentanten einer Generation, deren Vorbild nicht der Expressionismus, sondern das Junge Wien Schnitz-

lers und Altenbergs war. In der *Aktion* veröffentlichte Hugo Kersten den folgenden Text als Rezension zu Bermanns Roman *Das Seii*:

Diese begabten Burschen, die über alles zu reden wissen und die alles können, werden nachgerade zu einer Landplage. Sie quatschen in den Journalen (unter drei Pseudonymen) und sie quatschen Bücher. Es geht ihnen flink von der Hand, und es gibt nichts, das einem gewandten Feuilletonisten unerreichbar schiene (Effemination in der Literatur).

Bedauerlich ist nun nicht, dass solche Sachen geschrieben werden. Im Gegenteil. Es kann gar nicht genug davon geben. Vielleicht, dass eine Zeit dann endlich Übelkeiten bekommt von ihren Talenten.⁶⁰

Anmerkungen

- 1 Über diesen Verein, der in Perutz' Erinnerung und zeitgenössischen Briefen von Ernst Weiss den Namen «Freilicht» trug, vgl.: Leo Perutz 1882-1957. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek Frankfurt am Main. Wien, Darmstadt: Paul Zsolnay Verlag 1989, S. 23-24 und Peter Engel, Hans-Harald Müller: Unveröffentlichte Briefe von Ernst Weiss an Leo Perutz. Edition und Kommentar. In: *Modern Austrian Literature* 21 (1988) S. 27-60, S. 30. Der Verein wird auch in einem frühen hs. Tagebuch von Berthold Viertel erwähnt (Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestand A: Viertel., Zugangsnummer 693142/1.)
- 2 Richard A. Bermann: Gozzi, in: *Dramaturgische Blätter* 5 (1905) S. 112-113.
- 3 Die Briefe der Frau Rat Goethe, in: *Dramaturgische Blätter* 6 (1905), S. 139-140.
- 4 Übersetzungen, in: *Dramaturgische Blätter* 7 (1905) S. 164-165.
- 5 Vgl. Reinhard Müller: Friedrich Otto Hertz (1878-1964). Ein bio-bibliographischer Beitrag. In: *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Jahrbuch* 4 (Wien 1994) S. 58-74.
- 6 Vgl. Friedrich Hertz: *Moderne Rassetheorien. Kritische Essays*. Wien 1904.
- 7 Zu Masaryks 75. Geburtstag schrieb Bermann ein ausführliches Porträt, vgl. R. A. B.: Masaryk. In: *Der Tag* Jg.4, Nr. 814 (7.3.1925) S. 7 .
- 8 Bermann vergisst bei den Feuilleton-Mitarbeitern Berthold Viertel zu erwähnen, mit dem er seit den Tagen des «Vereins für Ethik und Literatur» einen engeren Kontakt pflegte.
- 9 Vgl. dazu Belial: Eine Episode aus den Moskauer Strassenkämpfen. In: *Der Weg* Jg. 1, Heft 14 (30.12.1905)8.9.
- 10 Hinweis von Reinhard Müller, *Archiv für Geschichte der Soziologie in Österreich*, Karl-Franzens-Universität Graz.
- 11 Richard A. Bermann: Heine, der Journalist. In: *Der Weg* Jg. 1, Heft 21 (17.02. 1906) S. 13-14.
- 12 Vgl. Ariel: Alfred und Eduard. In: *Der Weg* Jg. 1, Heft 5 (28.10.1905) S. 14.
- 13 Belial: Glatteis. In: *Der Weg* Jg. 1, Heft 12 (16.12.1905) S. 15.

- 14 Zu Alfons Petzold vgl. auch Arnold Höllriegel: Erinnerung an einen Dichter. In: BT Jg. 52, Nr. 65 (8. 2. 1923) S. 2.
- 15 Dissertation und Abschrift der Doktorurkunde befinden sich im Nachlaß.
- 16 Arnold Höllriegel: Das Massengrab. In: Wiener Allgemeine Zeitung Nr. 13 142 (22. 2. 1922) S. 7.
- 17 Richard A. Bermann: Der Hofmeister. Die Geschichte eines Niederganges. – München und Leipzig: bei Georg Müller 1911.
- 18 Zu Siegfried Bryk vgl. die Nachrufe von Theodor Wolff und Erich Dombrowski, in: BT Jg. 53, Nr. 419 (3. 9. 1914) S. 2.
- 19 K, S. 80.
- 20 Vgl. Arnold Höllriegel: Ikla. In: BT Jg. 41, Nr. 292 (11. 6. 1912) 1. Beiblatt.
- 21 Arnold Höllriegel: Protest. In: BT Jg. 40, Nr. 394 (5. 8. 1911) S. 2.
- 22 Arnold Höllriegel: Anekdoten. In: BT Jg. 41, Nr. 379 (27. 7. 1912) S. 2. – In diesem Beitrag beklagt Bermann den Verfall der zeitgenössischen Erzählkunst und preist den Erzähler Schnitzler als »klarsten Sprecher von heute«.
- 23 Arnold Höllriegel: Heide. In: BT Jg. 41, Nr. 464 (11. 1912) S. 3.
- 24 Arnold Höllriegel: Das Wunderbare. In: BT Jg. 42, Nr. 134 (14. 3. 1911) S. 2.
- 25 Vgl. M. [sic] Merlin: Sommertage in Irland. I: Cork. In: VZ Nr. 352 (14. 7. 1913) S. 2. R. Merlin: Sommertage in Irland. II: Durch die grüne Insel. In: VZ Nr. 361 (19. 7. 1913) S. 2–3. R. Merlin: Sommertage in Irland. III: Der Park der Lords. In: VZ Nr. 365 (21. 7. 1913) 2. Beilage. R. Merlin: Sommertage in Irland. IV: Die Meistersinger von Irland. In: VZ Nr. 369 (23. 7. 1913) S. 2. R. Merlin: Sommertage in Irland. V: Der Held von Tullow. In: VZ Nr. 375 (26. 7. 1913) S. 2. R. Merlin: Sommertage in Irland. VI: Der Damm des Riesen. In: VZ Nr. 395 (6. 8. 1913) S. 2. R. Merlin: Sommertage in Irland. VII: Andenken. In: VZ Nr. 413 (16. 8. 1913) S. 2.
- 26 Vgl. Arnold Höllriegel: An der irischen See. In: BT Jg. 42, Nr. 409 (14. 8. 1913) S. 2.
- 27 Vgl. Richard A. Bermann: Bei Sir Edward Carson. In: PT Jg. 39, Nr. 82 (25. 3. 1914) S. 1–3
- 28 Richard A. Bermann: Irland. – Berlin: Hyperionverlag 1914.
- 29 Vgl. Richard A. Bermann: Dublin. In: Die Zukunft Nr. 86 (31. 1. 1914) S. 149–152.
- 30 Vgl. Richard A. Bermann: Der Held von Tullow. In: Die Schaubühne. Jg. 10, 1, Nr. 6 (5. 2. 1914) S. 164–165.
- 31 Vgl. Richard A. Bermann: Ulster. In: März Jg. 8, 1 (Januar–März 1914) S. 217– 223. – Nach Beginn des Ersten Weltkriegs schrieb Bermann den Artikel »Irland und wir«, in: März 8, 4 (Oktober–Dezember 1914) S. 216–220.
- 32 Hermann Hesse: Irland. In: März 8, 4 (Okt.-Dez. 1914) S. 259–260.
- 33 Vgl.: Richard Charmatz: [Rez.] R. A. Bermann, Irland. In: PT Jg. 39, Nr. 106 (19. 4. 1914) S. 31; Richard May: Das Homerule-Problem. In: VZ Nr. 293 (12. 6. 1914) Literarische Umschau; Paul Mayer: [Rez.] R. A. Bermann, Irland. In: Die Aktion 4 (1914) Sp. 578.
- 34 Schickele publizierte seine Reiseeindrücke in der *Frankfurter Zeitung*, vgl. René Schickele: Werke in drei Bänden. Bd. 3. – Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1959, S. 849–862.
- 35 Vgl. dazu: Vidaghiri Ganeshan: Das Indienbild deutscher Dichter um 1900. – Bonn 1975; Christiane Günther: Aufbruch nach Asien. Kulturelle Fremde in der deutschen Literatur um 1900. – München 1988.

- 36 Über die letzte Etappe dieser Reise, die über Südindien bis nach Ceylon führte, berichtet Bermanns Artikel «Der Postzug von Jaffna». In: Der Tag Jg. 2, Nr. 50 (18.1.1923) S. 3-4.
- 37 Diese Episode findet sich auch in Arnold Hoellriegel: Der grosse Pyramiden-Rekord. In: Der Sonntag Nr. 35, Beilage des Wiener Tag Jg. 13, Nr. 4112 (25.11.1934) S. 2. Dort schliesst der Satz an: «Von unten aber antwortete auf die elsässischerdeutsche Rhapsodie ein dumpfer Chorus, der ewige Chorus der Beduinen von Gizeh: ‚Bakschisch, Bakschisch, Bakschisch, Bakschischh»
- 38 Balder Olden: Flucht vor Ursula. Berlin: Universitas 1928, S. 90/91.
- 39 Arnold Höllriegel: Flucht vor Ursula. In: BT Jg. 57, Nr. 356 (30.7.1928) S. 2.
- 40 Arnold Höllriegel: Europa. In: BTJg. 43, Nr. 187 (14.4. 1914) S. 1-2.
- 41 Franz Kafka: Tagebücher [1.], hrsg. von Hans-Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasley. Frankfurt/M. 1990 (= F. K.: Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe) S. 613.
- 42 65. Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. 1913. Prag 1914, S.55.
- 43 Vgl. dazu Hartmut Binder: Else Lasker-Schüler in Prag. Zur Vorgeschichte von Kafkas «Josefine»-Erzählung. In: Wirkendes Wort 44 (1994) S. 405-438, S. 408-409.
- 44 In einem undatierten Brief an den Verleger Kurt Wolff schreibt Else Lasker-Schüler, sie habe Bermann «vor einigen Tagen gehohlet» – ob es tatsächlich zu einem solchen Vorfall kam und welchen Anlass er hatte, ist unbekannt. Vgl.: Lieber gestreifter Tiger. Briefe von Else Lasker-Schüler. Herausgegeben von Margarete Küpper. Bd. 1. – München: Kösel-Verlag 1969, Nr. 70, S. 94.
- 45 Vgl. Baptist: Eine Stimme aus dem Dunkel. In: BT Jg. 41, Nr. 195 (17.4.1912) S. 2.
- 46 Die Freundschaft zwischen Bermann und Weiss zerbrach aus unbekanntem Gründen noch im Ersten Weltkrieg. In einer autobiographischen Skizze aus dem Jahre 1927 schrieb Weiss über die Vorkriegszeit: «Ich hatte damals schon meinen ersten Roman *Die Galeere* geschrieben, glaubte aber nicht, dass er je gedruckt werden könnte, obwohl mich Freunde, zum Beispiel der Schriftsteller Richard A. Bermann, sehr aufmunterten und alles Mögliche taten.» Ernst Weiss, Autobiographische Skizze. In: E. W., Die Ruhe in der Kunst. Ausgewählte Essays, Literaturkritiken und Selbstzeugnisse 1918-1940. – Berlin und Weimar: Aufbau Verlag 1987, S. 398-401, S. 399-400.
- 47 Vgl. dazu: Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium. Herausgegeben und kommentiert von Jörg Schweinitz. – Leipzig: Reclam 1992 (Reclam-Bibliothek Bd. 1432).
- 48 Vgl. Belial: Wissenschaft und Lichtspiele. In: Frankfurter Zeitung Jg. 56, Nr. 22 (23.1.1912) S. 1 und ders., Kammerlichtspiele. In: Frankfurter Zeitung Jg. 56, Nr. 39 (9.2. 1912) S.1.
- 49 Nach: Helmut H. Diederichs: Anfänge deutscher Filmkritik. Stuttgart 1986, S. 42.
- 50 Bermanns Kritik wurde in der *Lichtbild-Bühne* Nr. 98 vom 11.6.1910 nachgedruckt; der Nachdruck wurde eingeleitet durch die Sätze: «Die sehr stark auseinandergelassenen Meinungen über dieses Experiment haben sich vorläufig noch nicht genügend geklärt. Unter den zahlreichen Kritiken der Tagespresse ist die des *Berliner Tageblatts* besonders lesenswert.» (Hinweis von Dr. Corinna Müller, Hamburg).
- 51 Vgl.: Das Kinobuch. Kinodramen von Bermann, Hasenclever, Langer, Lasker-Schüler, Kel-

ler, Asenijeff, Brod, Pinthus, Jolowicz, Ehrenstein, Pick, Rubiner, Zech, Höllriegel, Lautensack. Einleitung von Kurt Pinthus und ein Brief von Franz Blei. – Leipzig: K. Wolff, 1914 [erschieden 1913]. Richard A. Bermann: Leier und Schreibmaschine, S. 29-34 und Arnold Höllriegel: Galeotto, S. 127-134.

- 52 In dieser Zeitschrift konnte der Roman nicht gefunden werden. Der früheste Abdruck, der sich finden liess, ist der folgende: Arnold Höllriegel: Die Films der Prinzessin Fantoche. Eine moderne Abenteuergeschichte. In: PT. Beginn: Jg. 39, Nr. 113 (26.4. 1914) Ende: Nr. 152 (5.6.1914).
- 53 An den Übersetzer und Literaturagenten Rudolf Kommer schrieb Bermann am 9. Oktober 1921 nach England: «Ich lasse Ihnen auch den schon bekannten kleinen Scherzroman *Die Films der Prinzessin Fantoche* zuschicken, der eben im Ilf (=Rikola) Verlag erschienen ist. Das ist natürlich nur ein kleiner Ulk, aber er hat bisher immer so viel Erfolg gehabt (er ist in 47 Zeitungen und in 4 Sprachen erschienen und, schlecht, verfilmt worden), dass ich ihn wohl oder übel für zugkräftig halten muss.» (ÖNB)
- 54 Auch gegenüber seinem Freund Leo Perutz, hielt Bermann mit seiner Meinung über den Roman nicht hinter dem Berge; am 25. Mai 1921 schrieb er an ihn: «Die ‚Fantoche‘, diese Drecksau, ist schon gesetzt. Ich wäre nur halb entzückt, wenn sie sehr einschlagen würde. Zur anderen Hälfte entsetzt.»
- 55 5 Anonym: Neue Bücher. In: Neues 8 Uhr Abendblatt (Wien) Nr. 2414 (14.10. 1921) S. 6
- 56 Vgl. z.B. Richard A. Bermann: Die Hochzeitsreise. In: Licht und Schatten Jg. 4, Nr. 9 (unpaginiert), 3 S.
- 57 Otto Pick: [Rez.:] Richard A. Bermann, Der Hofmeister. In: PT Jg. 36, Nr. 194 (16.7.1911, Morgen-Ausgabe) S. 17-18.
- 58 Vgl. Richard A. Bermann, Das Seil. Eine Ehegeschichte In: VZ, Beginn: Nr. 248 (16.5. 1912), Ende: Nr. 294(12.6. 1912). Der Abdruck wurde am 15.5.1912 eingeleitet mit der redaktionellen Vorbemerkung: «Wir beginnen morgen mit dem Abdruck des Romans *Das Seil* von Richard A. Bermann. Der Dichter ist zuerst mit dem Roman *Der Hofmeister* hervorgetreten, den die Kritik übereinstimmend als Beweis eines starken Talents anerkannt hat. Seine neueste geistreiche und liebenswürdige Arbeit dürfte allgemeinem Interesse begegnen.»
- 59 Einen Bericht über die Aufnahme seines zweiten Romans durch den Verleger gibt Bermann auch in seinem Nachruf auf Samuel Fischer, vgl. Arnold Höllriegel: Sami. In: Die Stunde Jg. 12, Nr. 3 480 (17.10. 1934) S. 3.
- 60 Hugo Kersten: Richard A. Bermann, Das Seil. In: Die Aktion 5 (16.1. 1915) Sp.48.

Als «pazifistischer Kriegsberichterstatter» im Weltkrieg (1914-1918)

Obwohl Bermann als politisch wohlinformierter Journalist sich der drohenden Kriegsgefahr bewusst war, wurde er vom Beginn des Krieges doch ebenso überrascht wie die österreichischen und deutschen Intellektuellen insgesamt. Als am 28. Juni 1914 in der Berliner Strassenbahn Extrablätter mit der Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajevo verteilt wurden, hatte er sogleich die Intuition (K 149), dass das den Weltkrieg bedeute. Gleichwohl aber fuhr er erst einmal mit seinem Freund, dem Rechtsanwalt und Schriftsteller Otto Müller, und dessen Familie in die Ferien nach Spital am Pyrn.

Nach der Gesamtmobilisierung der österreichisch-ungarischen Armee am 31. Juli 1914 brachen die Freunde den Urlaub ab; Otto Müller musste zu seinem Trupenteil in Mähren einrücken. Bermann begleitete ihn auf der Fahrt:

In Iglau musste ich von dem geliebten Freund Abschied nehmen, Ich wusste nicht, wie mir zumute war. Ich kehrte allein nach Wien zurück. So tief fühlte ich den Einschnitt in meinem Leben, den der Ausbruch des Krieges für mich bedeutete, dass ich gar nicht daran dachte, meine bisherige Berliner Existenz fortzusetzen. Ich ging in Wien herum wie ein Betäubter. Es dauerte lange, ehe ich wieder anfang, durch die Nebel der Weltkatastrophe meinen Weg zu sehen, wieder ich selbst zu sein. (K 152)

Im Gegensatz zu vielen Intellektuellen leugnete Bermann in seiner Autobiographie jedoch nicht, dass er in den ersten Kriegswochen für den Krieg war:

Ich werde hier nicht behaupten, dass ich von Anfang an den in Wien herrschenden Kriegenthusiasmus nicht mitgemacht habe. Für den Krieg, in dem wir freiheitlich Gesinnten vor allem die Abwehr des über Russland herrschenden, nach Mitteleuropa ausgreifenden Despotismus sahen, hatte sich in Deutschland die Mehrheit der Sozialdemokraten, in Österreich Viktor Adler ausgesprochen. (K 152)

Wie zahlreiche sozialistische Intellektuelle in Deutschland und Österreich glaubte Bermann Ende 1914 an die offizielle Propaganda, dass die Mittelmächte sich in einem gerechten Verteidigungskrieg gegen Russland, England und Frankreich befänden. Seine nicht sehr zahlreichen Artikel vom Ende des Jahres 1914 sind jedoch frei von Hass und Kriegsbegeisterung – sie treten für einen selbstbewussten Ver-



Berlin 1914: Abfahrt des einberufenen Landsturms. Fotografie von Otto Haeckel

teidigungswillen ein, der freilich auch auf französischem Boden bekundet werden durfte. So schloss er beispielsweise einen Artikel über die Beschiessung der Kathedrale von Reims durch deutsche Artillerie mit dem Passus:

Die einfache Wahrheit ist: für alles Schöne und Europäische in der Welt schlagen sich jetzt Deutschland und Österreich. Auch für die altfranzösischen Kathedralen, für ihren tieferen Sinn. Und wenn deutsche Mörser dabei in alle Strebepfeiler Frankreichs Löcher schiessen müssten.¹

Diesen in seinem nationalistischen Idealismus wohl spektakulärsten Artikel Bermanns aus der Kriegszeit bezeichnete im März 1918 ein tschechischer Politiker als hasserfüllten Aufsatz über Frankreich und die Franzosen. Bermann entgegnete darauf – noch unter Bedingungen der Kriegszensur:

Ich habe das nicht ohne Betroffenheit gelesen und dann zu Hause nachgesehen; und ich atme wieder freier. Nein, ich habe auch in jener Zeit der schwersten Kriegspsychose niemals eine grosse europäische Brudernation gehasst oder solchen Hass lügnerrisch vorgetäuscht. Sie erinnern sich doch nicht recht: der Aufsatz, den Sie wohl mei-

nen, war nicht von Hass erfüllt, sondern von Trauer und einer vielleicht ziemlich zornigen Liebe. [...]

Freilich kann ich mich zu so mancher Ansicht, die ich damals (ich hoffe: ehrlich) aussprach, nicht mehr bekennen. Wenn mir irgendjemand erzählt, das ungeheure Geschehen dieser Jahre habe seine Meinungen über die Gesellschaft, den Staat und einzelne Staaten nicht von Grund auf umgewälzt, kann ich ihn nur zu so übermenschlicher, vorausblickender Weisheit beglückwünschen oder aber starrer dogmatischer Verbohrtheit bezichtigen. Ich bekenne, sehr oft und sehr tief geirrt zu haben; [...]

Bermann gehörte, betrachtet man seine Artikel aus den ersten Kriegsmonaten, zweifellos zu den gemässigten und besonneneren Journalisten dieser Zeit. Über die Kriegseuphorie der ersten Monate schrieb er in seiner Autobiographie:

Der Kriegsrummel in Wien war allgemein und unbeschreiblich. Es begann am Morgen, wenn man die Zeitung aufmachte, in der begeisterte Kriegsgedichte von so gut wie allen bekannten Schriftstellern des deutschen Sprachgebietes standen, und dauerte bis zum Abend, den die Wiener dazu benützten, auf der Ringstrasse vor dem Kriegsministerium patriotisch zu demonstrieren. Es schien verdienstlich, Lärm zu machen, in die Cafés und Praterwirthshäuser zu gehen und jeden Augenblick aufzuspringen, wenn irgendein Fiedler die deutsche, österreichische, ungarische, bulgarische Nationalhymne auf seiner Geige kratzte. Und auch die italienische Hymne wurde Abend für Abend in den Cafés gespielt und stürmisch begrüsst; wir wussten doch, dass Italien ein Mitglied des Dreibundes war. Auch die Japaner, die einmal mit Russland einen Krieg gehabt hatten, schienen uns teure Freunde zu sein. Ich sehe so aus, dass man mich zur Not mit einem Japaner verwechseln kann. So wurde ich damals auf der Kärntnerstrasse von einem mir völlig Unbekannten aufgehalten. Er schrie mir Bonsai ins erstaunte Gesicht und schloss mich dann mit grosser Herzlichkeit in die Bruderarme. (K 153)

Dass er auch mit der anderen Seite der Kriegsbegeisterung, der Xenophobie und der paranoiden Jagd auf Spione in Berührung kam, weil er nunmehr für einen Serben gehalten wurde, teilte Bermann im März 1915 mit – in einem Artikel, aus dem überdies hervorgeht, wie weit der Kriegsenthusiasmus auf dem Weg vom Erhabenen ins Lächerliche schon fortgeschritten war:

Dokumente

Als die Erde sich auftat und diesen Krieg hervorspie, dachte man unter anderem Erhe-

benden, jetzt sei wenigstens das papierene, das tintenklecksende Jahrhundert zu Ende, und man könne allen papierenden Kram von sich werfen. O ja! Kurz nachdem man nicht ohne Stolz und Rührung entdeckt hatte, dass man doch zu einem lieben, lieben Vaterland gehörte, entdeckte man zweitens, dass man diese Zugehörigkeit nicht nur durch die schönsten Gefühle, sondern auch durch gehörig gestempelte Papiere nachzuweisen hat.

Ich zum Beispiel – ein unerhörtes Glück, dass ich immer den Renommierpass in der Brieftasche trug! Er war längst abgelaufen; aber es war ein kaiserlich türkisches Visum darauf, und er war mit mir in Palästina und Indien gewesen. Solange Frieden herrschte, hat kein Mensch diesen Pass zu sehen verlangt, ausser den Freunden im Kaffeehaus, die auf das kaiserlich türkische Visum neugierig waren. In ganz Hindostan hatte kein Wachmann nach meinem Pass gefragt. Aber kaum war der Krieg da, so rettete mir der Pass in Hietzing mein junges Leben.

Nämlich das war damals so: dem Fräulein aus der Konditorei an der Ecke bin ich gleich verdächtig vorgekommen, und als mir einmal ihre Indianerkrapfen nicht geschmeckt hatten – oder so was –, da sagte sie: der Herr muss a Russ' sein oder a Serb'! Na, und der Herr Huber oder Pfinzelberger, was weiss ich, aus der Penzingerstrasse, der ist ein scharfer Patriot – und überhaupt, so nahe bei Schönbrunn, wer kann wissen? Also, wie ich eines Tages mit meiner Zigarre in der Herbstsonne stehe und einen dekorativen Eindruck mache, kommt mit schlangenkluger Harmlosigkeit der Herr Gschafflhuber oder Pfinzelberger, was weiss ich, aus der Penzingerstrasse auf mich zu, grüsst mich trügerisch und fragt mich, bitt' schön, wo denn da die Ameisgasse ist. Ich bin in der Hietzinger Bezirksgeographie noch nicht gar so beschlagen und sage: «Bedauere!» Der Herr Wasweissich wird immer lebenswürdiger und schmeichelt, raffiniert wie drei Geheimpolizisten: «Da ist der Herr wohl gar kein Hiesiger nicht?» Ich finde, dass das Herrn Pfinzelberger eigentlich nichts angeht und sage ihm das und beschliesse die Konversation. Ha! sagen die Augen eines scharfen Patrioten aus der Penzingerstrasse. Und während ich Ahnungsloser weiter die Sonne geniesse, rennt ein kriegsfreiwilliger Spionentlarver rasch zum nächsten Wachmann und sagt ihm, jetzt sei es gewiss, dass der Herr dort ein Serbe ist und ein Russ' ausserdem, und das Fräulein aus der Konditorei an der Ecke habe es gleich gesagt. Der Wachmann steht plötzlich neben mir und salutiert; in dieser Sekunde sind aber auch schon plötzlich alle Hausmeister des dreizehnten Bezirkes aus dem Boden hervorgeschossen und stehen um mich herum und warten interessiert ab, ob ich gehängt oder aber mit dem Säbel gespiesst werde. Der Herr aus der Penzingerstrasse weiss es so bestimmt, dass ich ein serbischer Spion bin, die Hausmeister schwören darauf, der Wachmann macht ein Gesicht wie eine dienstliche Sphinx – ich selbst prüfe mein Gewissen, ob ich nicht am Ende aus Belgrad bin –, aber da fällt mir mein abgelaufener indisch-türkischer Renommierpass ein, und mit neu erwachendem Lebensmut ziehe ich die Brieftasche. Eine

Minute später machte der Sherlock Holmes aus der Penzingerstrasse eine betäubte Miene zum guten Spiel, der Wachmann entschuldigte sich, die Hausmeister sind noch nicht überzeugt, aber verschwinden und verbreiten nur das Gerücht, dass man einen heimlichen Grossfürsten verhaftet hat, als er gerade eine Bombe rauchte.

[...]

Arnold Höllriegel

In: *Die Zeit*. Jg. 14, Nr. 4466 (2.3.1913), S. 1-2

Bermann scheint zu Kriegsbeginn in der Tat nicht gewusst zu haben, was er tun sollte. Zwei Erlebnisse trugen, so berichtet er in seiner Autobiographie, zu seiner Ernüchterung bei. Das erste war die Musterung: «Rohe Sklavenvögte trieben einen vor die grossmächtige Kommission, die, lachend und rauchend ihre Auswahl aus dem zur Schau gestellten Schlachtvieh tätigte. Niemand, der durch diesen Höllensaal getrieben worden war, konnte sich nachher noch für die patriotischen Phrasen von Heldentum und Tod begeistern». (K 155) Das zweite Erlebnis war ein Besuch bei seinem Freund Otto Müller, der an der Front in Galizien verwundet worden war und, noch kaum genesen, sofort wieder an die Front geschickt wurde.

Zur Kriegspublizistik verspürte Bermann zunächst keine Neigung:

Obwohl ich im Unterschied zu den patriotisch begeisterten Leitartiklern der Wiener Zeitungen wenigstens schon den Kanonendonner von Ferne gehört hatte, verzichtete ich unter solchen Umständen darauf, meine Meinung über den Kriegsverlauf zu äussern und schrieb lieber Burgtheaterkritiken. Sie waren nicht besonders gut, aber mit ihnen konnte ich wenigstens keinen Schaden anrichten. (K 167)

Nach einigen Wochen, die er mit Übersetzungen und Vorarbeiten für einen Roman verbracht hatte, ergriff Bermann wegen seiner Untätigkeit ein dumpfes Unbehagen, und er beschloss, sich freiwillig beim Roten Kreuz für die Verwundetenhilfe zu melden.³

Schon nach wenigen Einsätzen musste er indes feststellen, «dass er zum Anlegen der Verbände und Schleppen von Tragbahren in hoffnungsloser Weise ungeeignet war: Meine Aufgabe im Leben war das Sehen und Schreiben, nicht das Schleppen». (K 169)

Seine Beiträge zur Wiener Presse erschienen seit dem Herbst 1914 in der Wiener Tageszeitung *Die Zeit*, für die er sich entschieden hatte, weil sie in Opposition nicht nur zur Politik der österreichischen Regierung, sondern auch zur regierungsloyalen *Neuen freien Presse* stand. In seiner Autobiographie begründete er, wes-

halb er sich für die liberale ‚Zeit‘, in der auch prominente Sozialisten schrieben⁴, entschied:

Die *Zeit* hatte bis zum letzten Augenblick gegen [Leopold Graf] Berchtolds Balkanpolitik und gegen das Ultimatum an Serbien protestiert. Als der Krieg da war, hatte sie das Protestieren freilich lassen müssen, aber sie hetzte nicht und behielt den ganzen Krieg hindurch eine europäische Haltung. Da ich beschlossen hatte, in Österreich zu bleiben und in Wien ein Blatt brauchte, näherte ich mich der *Zeit* und wurde bald ihr ständiger Mitarbeiter. (K 154)

Im Frühjahr 1915, als Bermann sich «immer entschiedener in einen Pazifisten» (K 169) verwandelt hatte und sein Drang, «wenigstens zu erfahren, was an den Fronten wirklich vorging» (K 171), immer heftiger wurde, machte ihm der Chefredakteur der *Zeit* ein Angebot, das er, nicht ohne Gewissensqualen, annahm:

Der Korrespondent der *Zeit* im österreichischen Kriegspressequartier war an Typhus erkrankt, und ein Nachfolger für ihn wurde gesucht. Der Chefredakteur, Dr. [Heinrich] Kanner, bot mir den Posten an. Ich überlegte lange. Die im Kriegspressequartier lebenden und unter strenger Aufsicht der Militärzensur schreibenden Journalisten genossen beim Publikum keinen besonderen Ruf. Sie waren zwar für die offiziellen Lügen, die sie zu verzapfen hatten, keineswegs immer verantwortlich, aber verantwortlich wurden sie von ihren Lesern gemacht. Auch Leute, die die patriotischen Kriegssphrasen der Behörden noch immer gläubig mitbeteten, wurden nervös, wenn sie sie von einem Journalisten geschrieben fanden, der sich, der allgemeinen Meinung nach, weit hinter der Front vor aller Gefahr drückte und immer nur schilderte, wie heldenhaft er sich verhalten habe. Karl Kraus, der unerbittliche Satiriker, der in den aristophanischen Seiten seiner *Fackel* den Wienern die ganze innere Verlogenheit des in Blut und Kot zusammenbrechenden Regimes, besonders aber seiner Presse, zum Bewusstsein brachte, hatte das Kriegspressequartier mehr als alles andere zur Zielscheibe seiner bösen Scherze gemacht, die ganz Wien verschlang. Ihn und mein Gewissen fürchtete ich, als ich überlegte, ob ich wirklich auch ins Pressequartier gehen und dort mitlügen sollte. Dass man mir mindestens verbieten würde, die ganze Wahrheit zu schreiben, das stand fest. Aber muss man positiv lügen, fragte ich mich. Und ich nahm mir vor, während des ganzen Krieges wenigstens nicht ein Wort zu schreiben, das ich als falsch kannte; nichts zu schildern, als was ich selbst gesehen haben würde und im übrigen meine Haut so zu Markte zu tragen wie die Soldaten. Gerade weil ich mich nun schon zu einem Pazifisten entwickelt hatte, fühlte ich die Verpflichtung, mich im Felde persönlich zu exponieren. Zu Hause in Wien oder in der sicheren Schweiz sitzen und heimlich oder auch offen schimpfen, das war doch zu leicht. (K 171/72)

Als Bermann sich vom Chefredakteur für das – schon von Zeitgenossen stets als KPQ abgekürzte – Kriegspressequartier⁵ nominieren liess, war dessen Kommando, wie er anmerkte, nicht böse, einen so selbständig ausserhalb des KPQ operierenden Schlachtenbummler einzufangen und zu disziplinieren (K 173). Die Funktion des KPQ war ihm bei seinem Antritt als Korrespondent völlig klar:

Der Gedanke war: Die Vertreter der Presse in völliger Abhängigkeit zu halten, teils durch drakonische Verordnungen, teils aber durch eine grosszügige Gastfreundschaft und ein kluges Entgegenkommen. [...]

Die österreichischen, ungarischen und deutschen Berichterstatter standen alle im militärdienstpflichtigen Alter, einige waren Reservisten der Armee. Wenn sie anders berichteten als es dem Kommando des KPQ erwünscht war, konnte man sie ohne Weiteres, wie der militärische Ausdruck lautete, einrückend machen, aber auch jemand wie ich, der zum Kriegsdienst untauglich erklärt worden war, unterstand während seines Aufenthaltes im KPQ der militärischen Disziplin und man konnte ihm jederzeit mit einem kriegsgerichtlichen Verfahren drohen, wenn er meinte, er sei ein unabhängiger Schriftsteller und habe das Recht auf eine freie Meinung. Mir ist es mehrmals passiert. (K 189/90)⁶

Bevor es mit dem KPQ ernst wurde, durfte Bermann im April 1915 allerdings noch eine Dienstreise in die Niederlande antreten, deren Zweck es war, den österreichischen Lesern zu schildern, welche Folgen der Krieg im neutralen Ausland zeitigte. Zugleich hatte Bermann vom Chefredakteur jedoch den Auftrag erhalten, sich in der in den Niederlanden erhältlichen internationalen Presse über die Einstellung gegenüber Deutschland und Österreich zu informieren.

Am 2. Mai begab sich Bermann dann ins Kriegspressequartier, das «damals in einem Ort der Slowakei mit dem Namen Nagy-Bicse (Gross-Bize)» (Ki 76) lag. Ein paar Tage darauf erschien in der *Zeit* ein mit dem amtlichen Zusatz «Kriegspressequartier, am 3. Mai 1915» versehener Artikel, in dem ein nachdenklicher Bermann sich zu Wort meldete:

Marlborough s'en va t'en guerre, ein neuer Kriegsberichterstatter geht ins Pressequartier. Vielleicht sollte er, kaum angelangt, eine ausserordentlich strategische Bildung beweisen und fachlich darlegen, wie der Krieg zu verlaufen hat; aber er gesteht lieber, dass er wie irgendein gewöhnlicher Zeitungsleser erst noch allerlei zu lernen und zu erfahren nötig hat und in der Zwischenzeit immer lieber nur von Dingen reden will, die er selbst erlebt.⁷

Bermann war in den folgenden Jahren in der Tat bemüht, nur über die Ereignisse zu schreiben, deren unmittelbarer Zeuge er geworden war. Im Mai 1915 berichtete er zunächst aus Galizien, über die Erfolge, die deutsche und österreichische Truppen gegen die russischen erzielten. Generell schenkte er jedoch der strategischen Kriegsführung ein geringeres Interesse als den kleinen, eher unbedeutenden alltäglichen Ereignissen am Rande des Krieges. Am 3. Juni 1915 publizierte er in der *Zeit* einen fast programmatisch «Die kleinen Dinge» überschriebenen Beitrag, in dem es dazu u.a. heisst:

All diese kleinen Notwendigkeiten des Lebens spielen im Krieg neben den grossen Worten, neben Heroismus und Schlachtendonner eine sehr grosse Rolle. Krieg, das ist das Grösste und das Kleinlichste, das Reinste und vor allem auch das Schmutzigste auf Erden. Wozu den Schmutz aus der Welt lügen, die Läuse, den Gestank? All das spielt sogar eine strategische Rolle und ist im Kriege oft wichtiger als alle Granaten, soviel Lärm sie auch machen. Und dann plötzlich wieder, neben diesem krankhaften Rückfall ins Kulturlose, das unverwüstliche moderne Leben, irgendwo ein Hotel mit Lift und elektrischem Licht oder nur eine unentweihete Wiese mit gelben Maiblumen – dann versteht man den Krieg plötzlich nicht mehr, glaubt, dass er unmöglich vorhanden sein könne.⁸

Im Juni 1915 berichtete Bermann von der Isonzo-Front, im August fuhr er nach Wolhynien, im September nach Südtirol, im Oktober über Belgrad nach Bosnien, Montenegro und schliesslich im Januar 1916 nach Konstantinopel, von wo aus er als einziger Korrespondent ein Interview mit dem türkischen Verteidigungsminister Enver Pascha nach Wien schicken konnte, weil er es aus Kostengründen mit dem Botschaftskurier sandte und nicht auf dem schnellsten Wege per Telegramm – Enver Pascha hatte alle Telegramme über sein Interview abfangen lassen.⁹ Im Februar 1916 ging es an die russische Front, dann nach Albanien, und in einem «Von Wolhynien nach Albanien» überschriebenen Beitrag blickte Bermann auf die ersten 10 Monate seiner Korrespondententätigkeit zurück:

Unendlich ist der Platz dieses Krieges. Ich Zuschauer bin in den letzten zehn Monaten in Galizien gewesen, dann am Isonzo, dann in Wolhynien, dann in Tirol, dann in Serbien, dann in der Herzegowina und in Dalmatien, dann in Galizien, dann im Sandtschak, dann in Konstantinopel, dann wieder in Wolhynien und fahre jetzt nach Albanien – ich beiseite, wieviele, viele Menschen leben jetzt so?¹⁰

Bermann führte dieses Leben noch bis Ende 1917 weiter, er berichtete aus Polen, Litauen, Siebenbürgen, verbrachte die Jahreswende 1916/17 in Rumänien, um im

Frühjahr 1917, nach einem Erholungsurlaub in Wien, wieder Berichte von der Isonzo-Front zu schicken und im August 1917 als erster Wiener Korrespondent die Rückeroberung von Czernowitz zu melden, an der er – einem expliziten Befehl des KPQ-Kommandos zuwiderhandelnd – teilgenommen hatte¹¹.

Im Herbst 1917 hatte Bermann allein in der *Zeit* annähernd 200 Kriegskorrespondenzen publiziert, im Dezember des Jahres erhielt er «auf allerhöchsten Entschluss das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens mit den Schwertern». Im Belohnungsantrag wurde die Auszeichnung wie folgt begründet:

Wirkt als Kriegsberichterstatter der *Zeit* und des *Berliner Tageblatt* mit hervorragendem Fleisse an der publizistischen Propagierung der Leistungen der k. u. k. Wehrmacht – insbesondere auch in Deutschland – sehr verdienstvoll mit. Trotz körperlicher Bresthaftigkeit sehr tapfer, wiederholt (namentlich am Isonzo) in Ausübung seiner Tätigkeit im schwersten Feuer. Seine Berichte sind, von tiefer Liebe zum Vaterland getragen, ausserordentlich wirksam.¹²

Ob Bermanns Artikel zur Propagierung der Leistungen der k. u. k. Wehrmacht ausserordentlich wirksam waren, muss bezweifelt werden. Wenngleich das von Hermann Broch für Bermann gewählte Prädikat «pazifistischer Kriegsberichterstatter» für das erste Kriegsjahr nicht uneingeschränkt zutrifft, so gilt doch Brochs Feststellung, Bermann habe auch im Kriege «immer nur als nüchterner Tatsachenberichterstatter» geschrieben. Zahlreiche Beiträge Bermanns haben eher den Charakter von Reiseberichten als den von Kriegskorrespondenzen; um ihren Charakter zu verdeutlichen, soll hier zumindest ein typischer, gekürzt, wiedergegeben werden¹³:

Krieg gegen Montenegro

Von unserem Kriegsberichterstatter

Süddalmatien, im November.

Ich schliesse die Augen und sehe die vielen starken Bilder wieder: die dunklen Bergkämme unter dem wolken schweren Herbsthimmel, die wirren bleichen Steine zwischen dem Gestrüpp der Hänge, die tiefen Löcher, in denen ein wenig fruchtbare Erde wie ein vergrabener Schatz liegt, die breiten Flüsse, die plötzlich aus den unterirdischen Höhlen hervorbrechen und blau dahinströmen und wieder geheimnisvoll in den Bergen verschwinden. Die toten Dörfer an der Landstrasse sehe ich; die Häuser mit geborstenen Dächern, die Kirchen ohne Glockenschlag, die Minarets, auf denen kein Muezzin

N. 4658 1911.

K. G. P. Presch

Seine Majestät
Der Kaiser von Oesterreich
 König von Böhmen u. s. w.
 und Apostolische König von Ungarn

haben mit Allerhöchster Entschliessung
 vom 2. Dezember 1911
 dem Schenksteller

Dr. Richard Bermann
 denn Kriegspionierarbeiten

in Anerkennung vorzüglicher Leistungen als Kriegsdienststatthalter
 und tapferen Verhaltens vor dem Feinde,

Ritterkreuz
 des kaiserlich-österreichischen

Franz-Joseph-Ordens mit der Kriegsdekoration,
 mit Schwertern

Allmächtig zu verliehen geruht.

Was hiermit bescheinigt wird.

Wien, am 7. Dezember 1911.

Von Seiner k. u. k. Apostolischen Majestät
 Oberstkämmereramt.

Keller

Verleihungsurkunde des Ritterkreuzes des kaiserlich-österreichischen Franz-Joseph-Ordens mit der Kriegsdekoration an Richard A. Bermann.
 Wien, 7. Dezember 1911

mehr Allahs Namen ruft. Und Steine, Steine, Steine. Und irgendwo, in einer geschützten Ecke, ein Feigenbaum, ein Myrtenstrauch, köstlich anzusehen in der verzweifelten Öde. Und Steine, Steine, Steine, bleich und traurig. Und irgendwo eine Herde schwarzer Hammel zwischen dem Geröll; kleine wilde Pferde, die quer über den Berg rennen, ein Hirt in weiten blauen Hosen, mit buntem Gürteltuch und der roten serbischen Mütze, wie sie auch die Montenegriner tragen. Und Steine, Steine, Steine. Und schliesslich, von einem Bergpass hinabgeschaut, göttlich trostreich, erlösend, befreiend, das Bild des Meeres.

K. u. k. Defensionslager Avtovac. Gestern bin ich in Mostar herumgegangen und habe gar nicht genug sehen können von der orientalischen Schönheit der Stadt. Kein Ort, für einen Europäer zum Existieren, aber so schön! Gewimmel von Häuschen an der Narenta, die hohe türkische Brücke; das tolle Wasser unter überhängenden Feigenästen sprudelnd und zischend, eine Felsenhöhle, in der Esel angebunden sind, wie im Stall zu Bethlehem, beturbante türkische Grabsteine, ganz schwarz vor Alter, neben einer patinierten Moschee; bunte Türken, in einer schwarzgeräucherten Kaffeebude hockend, Serbenfrauen in kurzen gestickten Jacken, Gestank von frisch abgezogenen Wolfsbälgen, die im Basar hängen, o wie schön, wie schön! Nur, für einen Europäer, wirklich kein Ort zum Existieren. Wenn ein Provinznest auch noch unverfälscht orientalisch ist.

Heute, in Avtovac, fünf Autostunden weiter, höre ich von diesem Mostar reden, als wäre es eine Stadt kultivierter Wonnen wie Paris oder Wien. Seit fünfzehn Monaten leben zivilisierte Menschen in Avtovac – ahnt einer, was das ist? Ein paar elende Steinhäuser um die serbische Kirche, das Kaffeeloch, in dem man für zwölf Heller den türkischen Schwarzen trinkt, immer wieder trinkt, dann weiter hinten das militärische Lager in seiner ärarischen Geradlinigkeit; Menage, Baracken. Und rings um all das die Steine, die Steine. Dort auf dem schwarzen Grat also stehen die Montenegriner? Ach Gott, sie stehen und kommen nie. Seitdem man sie im vorigen Herbst so gejagt hat, gibt es nur Patrouillengeräufe.

Der schwarzhaarige ungarische Oberleutnant, der aus lauter Verzweiflung so wunderschön malt, erzählt mir mit dem Redeeifer eines Gelingweilten zum sechstenmal, wie das im vorigen Jahr war, so ein schneidiger Kampf gegen eine Übermacht, und eine kurze ruhmvolle Offensive hinein in das verdammte Bergland, o Zeiten!

Seither – Avtovac, Avtovac. Dienst im Lager oder manchmal in einem der Blockhäuser an der Front; vor der Kaserne steht ein Wehrmann im Eisen und lässt sich nageln, im Kaffeeloch trinkt man einen Schwarzen, es besteht die vage Aussicht, einmal dienstlich nach Mostar geschickt zu werden. Welch ein Glück, Mostar!

[...]

Arnold Höllriegel.

In: Die Zeit. Jg. 14, Nr. 4781 (12.11.1915), S. 1-2

Dass Bermann im Krieg aber kein naiver Schlachtfeld- und Reisefeuilletonist, dass er ein seiner politischen Funktion bewusstes Mitglied des KPQ und folglich ein Kriegsberichterstatter mit unglücklichem Bewusstsein war, geht aus seiner Autobiographie hervor:

Ich aber war, das darf ich von mir sagen, weder blind noch dumm, ich sah hinter die Phrasen. Ich sah, man demonstrierte es mir ja beflissen, das skandalöse Wohlleben der höheren Stäbe hinter der Front und in der Etappe, und sah, dass im Hinterland und bald genug auch an der Front der Hunger umzugehen begann. So geschickt ich geführt wurde, ich sah doch hier und dort im Vorbeieilen durch die Gräben einen Soldaten, der krumm geschlossen oder mit den Armen an einen Baum gebunden war, so dass die Füße den Boden nicht erreichten; dann sollte ich über die Opferfreude einer Armee schreiben, in der solche Strafen etwas Gewöhnliches waren. Ich sah in den Ortschaften hinter der Front Galgen, an denen Spione, Verräter, tschechische oder jugoslawische Überläufer hingen; und der Henker, der den italienischen Irredentisten Cesare Battisti hingerichtet hatte, kam einmal auf einer Landstrasse des Trentinos zu mir, zeigte mir jenes furchtbare Bild des gehängten Märtyrers, mit dem sich eine Gruppe fröhlich grinsender Soldaten hatte photographieren lassen – und wollte mir seine teuflische Pranke reichen, wollte von mir gelobt sein. Ich sah all das, die langsame Auflösung meines Landes, den sicheren und qualvoll langsamen Verlust des Krieges, und schwieg. Ich log nur durch Verschweigen, aber ich verschwieг fortwährend Furchtbares.

Ich weiss noch heute nicht, wie ich, ohne mich ganz nutzlos zu vernichten, anders hätte handeln können. Dass aber mein Gewissen nicht gut war, bewies ich mir durch meine fortgesetzten, oft kindlichen, manchmal im Ernst gefährlichen Versuche, mich wenigstens nicht zu schonen, mich mit den Soldaten zu exponieren, zu leiden, was sie litten. Ich schwöre es, ich wäre manchmal froh gewesen, wenn mich einmal eine Kugel getroffen hätte.

Keine Kugel ritzte mich. Und ich kann es rückschauend nicht leugnen: trotz meinem schlechten Gewissen, trotz meinem theoretischen Abscheu gegen den Krieg war ich als Kriegsberichterstatter glücklich. Ich war nun einmal erfüllt von Wanderlust, von Lust an Abenteuern. (K 219/19)

Seine pazifistische Überzeugung konnte Bermann als Mitglied des KPQ selbstverständlich nicht oder doch nur sehr verdeckt artikulieren. So ergriff er Ende 1916 die Gelegenheit, H. G. Wells' Buch *What is coming – A forecast of things after the war* (London 1916) zu besprechen, um nicht nur auf die Fehlprognosen, sondern auch auf die Verständigungsbereitschaft des britischen Erfolgsschriftstellers hinzuweisen. Aus dem Buch übersetzte er in diesem Zusammenhang einige Zeilen

über die Notwendigkeit des Kampfes der Intellektuellen aller Länder gegen den Hass und schloss den Abdruck mit einer Bemerkung über Wells: «Der so spricht, ist zweifellos ein berufener Vertreter der englischen Welt von heute»:

Dieser Hass kann nur auf eine Weise aussterben, durch das Verschwinden einer Generation, durch das Aussterben der Verwundeten und vom Leid Betroffenen. Unsere höchst unsentimentale Aufgabe ist es, derartige Bedingungen zu schaffen, dass der Hass auf diese Weise aussterben kann; und dies ist auch die Aufgabe der geistig gesunden Deutschen. Hinter der Schranke, die dieser Krieg zwischen Deutschland und Anti-Deutschland gezogen haben wird, müssen die intelligenten Männer in jedem Lager den endlichen Frieden vorbereiten, dessen sie sich nie erfreuen werden, müssen für den Tag arbeiten, an dem wenigstens ihre Söhne zusammenkommen werden, wie sie selbst nie wieder zusammenkommen können... Wir brauchen Geduld – und Schweigen. Meine Vernunft besteht auf der Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit dieser schliesslichen Versöhnung. Ich will dazu nicht mehr tun, als ich muss, Deutschland fürderhin zu schädigen, und will alles tun, was ich kann, um die Einheit des Menschengeschlechts wiederherzustellen. Nichtsdestoweniger ist es wahr, dass für den ganzen Rest meines Lebens die Deutschen, denen ich begegne, die deutschen Dinge, die ich sehen werde, mit dem Blut meines Volkes und meiner Freunde beschmiert sein werden, das Deutschlands Eigensinn vergossen hat.¹⁴

Nicht nur über die politische Funktion der Kriegsberichterstatter war Bermann unglücklich, sondern auch über den literarischen Ertrag von deren Arbeit. So schrieb er in seiner Autobiographie über die Kriegsnovellen von Franz Molnar:

Er war nicht der einzige, hochbezahlte Schriftsteller im KPQ, aber der Dante, der diese Hölle, den Krieg, in eherne Stanzen hätte fassen können, war er auch nicht. Ich muss heute mit Beschämung gestehen, dass keiner von uns Schriftstellern im österreichischen Kriegspressequartier aus unserem grossen gemeinsamen Erlebnis während des Krieges oder nachher ein Buch gemacht hat, das irgend Dauer hätte haben können. Während wir, uns redlich mühend, bessere oder schlechtere Kriegsfeuilletons an unsere Blätter schickten, sass daheim in Wien unser abgesagter Feind, der Satiriker Karl Kraus, und schrieb jenes zornige Buch, das allein vielleicht den Literarhistorikern als ein Denkmal des österreichischen Krieges bemerkenswert erscheinen wird: *Die letzten Tage der Menschheit*'. (K 196)

Zur Literatur der Zeit hatte sich Bermann seit Kriegsbeginn sehr selten geäussert. Ende 1914 schrieb er einen kurzen Verriss über Walter Bloems auf die Kriegskon-

junktur spekulierenden Roman *Das verlorene Vaterland*¹⁵ und eine anerkennende Rezension des Romanerstlings *Die Räuberbande* von Leonhard Frank, dessen Begegnung er sogleich erkannte.¹⁶ 1915 veröffentlichte Bermann nur eine einzige Rezension; sie galt dem Roman *Die dritte Kugel*. Mit dessen Verfasser, Leo Perutz, hatte er in Prag die Volksschule, in Wien das Gymnasium besucht und dem «Verein für Ethik und Literatur» angehört. Nach seiner Übersiedlung nach Berlin hatte er mit Perutz über Fragen des historischen Romans korrespondiert und ihn immer wieder zur Veröffentlichung der *Dritten Kugel* gedrängt.¹⁷ Als der Roman Ende 1915 schliesslich erschien, schrieb Bermann in der ‚Zeit‘:

Die dritte Kugel

Roman von Leo Perutz. München. Verlag von Albert Langen.

Liest man jetzt historische Romane? Man sollte meinen, dass der Sinn für buntes Geschehen jetzt rege geworden ist. In diesen Tagen ist das erste Buch des Wieners Leo Perutz erschienen: «Die dritte Kugel», ein Buch voll Kriegslärm und Pulverdampf, aber, Gott sei dank, kein fix verfertigter Zeitroman aus dem Weltkrieg. Einer, dem das Schauen und Gestalten gegeben ist und das glühheisse Miterleben, hat da phantastische Geschehnisse aus einer phantastischen Zeit erzählt. Der blutige Konquistador Cortez geht durch das Buch, unendlich deutsche Gestalten aus den Bauernkriegen werden unter Montezumas Azteken gemischt, der tölpische und betölpelte Teufel des Landsknechtsglaubens geht um, Martin Luthers Gedanken ringen mit dem verderblichen Gold der neuen Welt. Es ist keine Szene, kein Bild in dem merkwürdigen Buch, die nicht von einem Menschen des sechzehnten Jahrhunderts wirklich hätten erlebt, hätten gedacht werden können. Diese Farben sind echt; endlich einmal ein historischer Roman aus dem Geist der behandelten Zeit. Und von der Sprache des Erzählers ist, wenn nicht jedes Wort, so doch der Klang und stilistische Gehalt jedes Satzes aus dem reicheren und klareren Oberlauf des Stromes der deutschen Sprache geschöpft; es ist da eines der schwersten Stilprobleme mit tiefem Ernst angegangen und in bewundernswerter Weise gelöst worden. Ein gewisses Überschäumen der gedrängten Einfälle, ein Zuviel an Pointen der Phantasie mag diesem Erstlingswerk eines Gereiften leicht verziehen werden. Man kann den Roman von Leo Perutz als Unterhaltungswerk lesen und wird keinen Kitzel der Erregung vermissen; es ist wirklich kein historischer Roman von der bewussten faden Sorte. Aber es handelt sich zugleich um ernste Kunst. Ob das Buch jetzt gelesen und viel gelesen werden wird, darauf darf man wirklich neugierig sein. Wir alle wissen nicht, wie nach den Erschütterungen dieser Zeit der literarische Geschmack sich gestalten wird; vielleicht gehört das Wort wieder einmal der drein-

hauenden Kraft und der bunten Phantasie. Vielleicht bleibt das Buch ungelesen; für diesen Fall sei es hier warm gepriesen. Vielleicht wird es eine Riesenaufgabe erreichen; für diesen Fall seien feinere kritische Einwände vorbehalten; die weitere Entwicklung des Autors scheint nicht ungefährdet. Ein Wort über die Ausstattung des Bandes: der Meister Wilhelm Schulz hat auf Titelblatt und Umschlag vier so prächtige Zeichnungen gesetzt, dass man sich wundert, warum dieses Buch von allen Büchern nicht reicher mit Illustrationen versehen worden ist.

Richard A. Bermann

In: *Die Zeit*. Jg. 14, Nr. 4733 (28.11.1913), S. 29

Im Mai 1916 nahm Bermann die Besprechung eines Buchs über Bosnien zum Anlass, darauf hinzuweisen, dass der Krieg nicht, wie Ende 1914 erwartet worden war, ‚österreichische‘ Motive in der Literatur verstärkt hätte:

Nicht ‚patriotische‘ Kriegsbücher tun uns not, nicht die gewisse schuhplattelnde und jodelnde Heimatpoesie, von der wir gerade genug haben. Aber fällt es Nachdenklichen nicht auf, wie selten unsere heimischen Autoren heutzutage heimische Probleme behandeln? Seit Kurzem kommt die schönste und interessanteste Stadt Mitteleuropas, kommt Prag zu seinem Recht. In seinem *Golem* hat Gustav Meyrink mindestens die jüdische Altstadt von Prag noch rasch vor der geistigen Demolierung bewahrt, hat etwas Einzigartiges und im Tiefsten Österreichisches vor der Vergessenheit gerettet, ehe es zu spät war. Der Prager Max Brod, der in den letzten Jahren seine immer interessanten Romane mit Beharrlichkeit in erfundenen und farblosen Städten spielen lassen musste, ist mit seinem neuesten Buch *Tycho Brahes Weg zu Gott* (bei Kurt Wolff, Leipzig) doch wieder in der Heimat angekommen. Der Band ist sehr dick, der Worte sind sehr viel, wer sich durch die vielen gescheiterten Worte des Autors durchgelesen hat, dem wird von diesem historischen Roman nicht alles im Gedächtnis bleiben, aber doch Vieles und Wertvolles: vor allem eine Vision vom Hradschin, ein bestimmtes Gespräch, das Tycho Brahe mit Kaiser Rudolf führt – eigentlich die Stelle, wo der Roman fest im Boden der Erinnerung des Landes verankert ist.¹⁸

Erst ein Jahr später fand der Kriegsberichterstatter Bermann wieder die Gelegenheit, sich in der *Zeit* Fragen der Kultur zuzuwenden. Das Ende der Theatersaison nahm er zum Anlass für eine Generalabrechnung mit dem österreichischen Theater und den Kunstaussstellungen:

Am Ende der Spielzeit

Anfangs, als das Bewusstsein der entsetzlichen Wandlung in uns noch frisch war – wäre es doch frisch und brennend geblieben! –, gedachten wir nicht, uns während des Krieges auf den gewohnten Bahnen weiterzuentwickeln. Der Krieg, nach einem berühmten Wort die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, hat mindestens für einen Augenblick alles gelähmt und aufgehalten, was im höheren Sinne Politik ist, also für uns Österreicher die gesunde Fortentwicklung unserer gemeinsamen Kultur und jene befreiende Modernisierung, Europäisierung, die wir brauchen. Ernste Kunstfreunde, die in der Schauspielbühne ein wichtiges Mittel jener höheren politischen Entwicklung erblicken, konnten sich im Frühherbst 1914 gewiss nicht vorstellen, dass auch unsere Theater noch während des Krieges zu wachsen, zu leben haben würden; das allgemeine Empfinden war damals weit von allem abgewendet, was Zerstreuung und Lebensfreude bedeutet. Nun dauert der Krieg drei Jahre, und die schmerzlichste Erfahrung, die wir in ihm gemacht haben, ist ja doch diese: dass wir im Anblick des grossen Grauens so ganz banal bürgerlich weiterleben können. Schon gegen die Mitte des ersten Kriegsjahres begannen wir alle zu empfinden, dass wir im Krieg und neben dem Krieg noch alle normalen Pflichten der Friedenszeit zu tragen haben; jenes psychologische Moratorium, das wir uns in den ersten bitteren Wochen so freigebig gewährten, ist längst abgelaufen. Erst glaubten wir, wenn wir ein reizlos gewordenes und ziemlich verlogenes bürgerliches Leben wieder aufnehmen, einfach etwas Provisorisches zu tun. «Sobald der Krieg zu Ende ist» – sagte man und verschob leichtfertig jedes Aufbauen, jede Reform.

Nur so konnte es kommen, dass unsere Theater, die wir im ersten Schrecken geschlossen hatten, weil wir in den Tagen des Völkermordes durchaus keine Vergnügungsstätten ertragen zu können glaubten, dass sie nun als reine Vergnügungsstätten wiedereröffnet wurden, mit einem verflachten Kriegsprogramm. Man musste schliesslich in den Grossstädten provisorisch weiterleben, also auch sich zerstreuen. Versuche, den Ernst der Zeit in ernster Kunst auszudrücken, wurden zuvor unternommen, sind aber bald unterlassen worden, schon weil sie leicht mit einer pseudopatriotischen Geschaffelhuberei verwechselt wurden, die uns die gewissen scheusslichen Kriegsstücke beschert hat. Jetzt, nach drei Kriegs jahren, glauben wir nicht mehr, in einem Provisorium zu leben. Unsere Politik, unsere Volkswirtschaft leiden furchtbar darunter, dass wir das erst so spät verstanden haben, dass wir nicht von Anfang an das Neue systematisch aufbauten und jetzt hastig stückeln müssen. Mit unserer heimischen Kunst geht es gerade so. Als der Krieg ausbrach, war sie ernstlich krank; litt an gestörter Zirkulation. Wir haben Jahre verloren, weil wir erst nach dem Kriege wieder anfangen wollten, fortzuschreiten. Wir hatten in unserem Parlament und in unserem wichtigsten Kunstaustellungsgebäude Spitäler eingerichtet, so wie wir unsere Schulhäuser

zu Kasernen gemacht hatten. Es sah heroisch und patriotisch aus und war es, wenn die Massregel als reines Provisorium gedacht war. Aber es ist dabei eine bedenkliche Schwächung, ein verzerrtes Wachstum unserer geistigen Kultur herausgekommen.

Sprechen wir einmal von unserer bildenden Kunst. Wir haben einen Kunstwinter hinter uns, dessen wir uns schämen sollten. So wie im Theater die Operette und das banale Unterhaltungsstück erschreckend überhandgenommen haben, so in der Malerei jene Richtung, die dem unkultivierten Kriegsgewinner seine funkelneuen Salons mit neckischen Stilleben und süsslichen Abbildungen teurer Sommerfrischen austapeziert. Die Anregung und Anpeitschung, die sonst der ganze Kunstbetrieb von der manchmal exzentrischen, aber immer jungen und zukunftsreichen Linken erfahren hat, fehlt sehr zum Schaden des Ganzen. Uns fehlt unsere Sezession, fehlen die ihr nahestehenden jungen Gruppen. Man sieht zu wenig von ihnen, ihre Lokale sind verrammelt. In einem Augenblick, da der schwankende Geschmack neuer Wohlhabender beeinflusst und erzogen werden müsste, fehlt jene fortschreitende Opposition, von der die schaffende Kritik, der moderne Antrieb ausgehen müsste.

Im Theaterleben steht es bei uns nicht ganz so schlimm. Wir haben eine Kriegsspielzeit hinter uns, in der wenigstens einige gute Ansätze nicht zu verkennen waren. Tapfere kleinere Theater, das Stadttheater, die Neue Wiener Bühne, die trefflich geleitete Volksbühne, haben im letzten Wiener Theaterwinter wenigstens den Willen zum Fortschritt und zur Entwicklung bewiesen. Sie haben Tolstoi, Strindberg, Wedekind und einige Jüngere aufgeführt, haben interessante Interpretationen Shakespeares und anderer Klassiker wenigstens versucht. Wir haben jüngere hoffnungsvolle Schauspieler auftreten und sich langsam bilden gesehen. Aber diese kleineren, nicht wohlhabenden Privatbühnen standen allein. Es ist müssig, über die Stagnation des Burgtheaters in einem Augenblick zu jammern, da ein neuer Direktor sich anschickt, sein Werk zu tun.

[...]

Neulich hat man in Dresden einige offenbar recht seltsame dramatische Schöpfungen des Wiener Malers Oskar Kokoschka aufzuführen gewagt; die deutsche Presse war zum Teil entzückt, zum grösseren entsetzt. Wir können also nicht wissen (obwohl die eine oder andere Szene Vorjahren in einem privaten Zirkel in Wien gespielt worden sein soll), ob wir diese Szenen als neue Kunst bejubeln oder als Humbug ablehnen würden, wenn man sie auch uns spielte. Aber wir haben ein Recht darauf, dass ein doch auf jeden Fall interessanter und merkwürdiger Österreicher zunächst bei uns gehört und beurteilt werde; auf die Gefahr hin, dass wir dann zischen müssten. Ebenso wie es uns nicht genügen kann, von allerlei radikalen expressionistischen und kubistischen und futuristischen Malern immer nur zu hören, dass sie existieren und anderswo ausgelacht werden. Nur Provinzler lassen sich so ihre Meinungen vorkäuen; eine wirkliche

Kulturgrossstadt muss Platz und eine Tribüne und einen Bildersaal und ein Theater auch für die radikalsten jungen Leute haben. Die gereiften älteren Leute können dann ihre Einwendungen erheben, vielleicht haben sie recht, aber ohne das freie Wort für die Opposition gibt es in der Kunst so wenig gesunde Entwicklung wie im Staat. Was in Österreich vor dem Kriege betrieben wurde und jetzt nach einer kurzen Zeit absoluten Stillstandes ruhig weiterbetrieben wird, ist die Erstickung, Knebelung der kräftigen jungen Leute; sie müssen erst etwas verfetten, oder ins Ausland wandern, dann werden sie auch bei uns bekannt. Wir aber ächzen unterdessen unter der Herrschaft gut gepflegter Mittelmässigkeiten mit urbanen Umgangsformen. Alle Türen auf für die Jugend, alle Fenster auf! Sonst weicht die träge Krankheit nicht aus unserem Blut.

R.A.B.

In: *Die Zeit*. Jg. 16, Nr. 5295 (22.6.1917), S. 1-2

Dass er kein unkritischer Anhänger des Expressionismus war, obwohl er für ihn aufgeschlossen war, verdeutlichte Bermann nach der Wiener Aufführung von Georg Kaisers *Die Bürger von Calais*-, seine Kritik enthielt eine allgemeinere Betrachtung über «Die junge Generation», ihre kulturkritischen und literarischen Ambitionen:

Die junge Generation

In der Sezessionsausstellung hörte ich neulich einen Offizier sagen: «Merkwürdig – wenn man nicht wüsste, wo man ist –, die meisten Bilder sehen nicht sezessionistisch aus.» – Der ausgezeichnete Mann wunderte sich plötzlich; war ihm nicht noch vor einigen Jahren die Kunst der Sezession verstiegen, übertrieben, ja lächerlich vorgekommen? Ja, aber unterdessen hat man anders sehen gelernt. Auch treibt sich das, was einst wild und «sezessionistisch» tat, nicht mehr in den Sälen der Sezession herum – sondern bei den jüngeren Kunstgruppen, denen die Sezession heute schon viel zu altmodisch ist. Diese jüngsten Gruppen haben jeweilig ausser anderen und schöneren Privilegien der Jugend die Eigenschaft, alle Narren, Rappelköpfe und sensationellen Schwindler heranzulocken; dann schütteln die Philister das Haupt und sagen, mit der Jugend sei es nichts.

Narren, Schwindler, G'schaftelhuber, Rappelköpfe genug drängen sich um die jungen deutschen Dichter; auch wackeln weithin im Lande die Philisterköpfe. Aber, wenn nun einmal die selige Tollheit immer dort ist, wo die Jugend ist? Soll man die Jugend darum meiden?

In den letzten Jahren vor dem Krieg hat es in deutschen Landen einen neuen Sturm und Drang gegeben, eine neue Woge der ewigen Flut, die man einmal Romantik genannt hat, und einmal Sezession, und die man einmal Expressionismus nennen kann –

was sind denn Namen? Junge Menschen begannen sich gegen die Welt zu empören, als die Welt noch sehr vergnüglich schien – sie empfanden das schleichende Gift, ahnten den Krieg, bäumten sich gegen eine Ordnung der Dinge auf, die, es hat sich herausgestellt, die Dinge höchst ordentlich dem Abgrund zuführte. Junge Menschen wollten aus dieser Welt hinaus – und begannen gegen ihre Wände zu toben, wieder einmal. In solchen Zeiten erstehen die wilden literarischen Umstürzler und die melancholischen jungen Dichter, die früh sterben. Man suchte, etwas krampfhaft, neue Ausdrucksmittel – und einige von den jungen Rebellen fanden die uralten, die ewigen Wege zur Kunst; man muss sie nämlich in jeder Menschengeneration einmal neu ausschaukeln, denn sie versanden. Da einige von den jungen Dichtern in Berlin lebten, wurde die neue Bewegung alsbald berlinisch – aufgemacht. Es entstand – ein Betrieb. Kurz vor dem Krieg waren bereits die Snobs gewonnen; was als Revolution begonnen hatte, wurde sachte zu einer ästhetischen Sensation, zu einer Mode. Ein Schritt weiter, und alle Ladenjünglinge hätten expressionistische Lyrik getrieben. Zuerst eroberte sich die junge Schriftstellergeneration die kritischen Beilagen der grossen Tageszeitungen, die Rubriken der Zeitschriften. Nachdem sie einander in jenen Spalten einige Zeit emporgelobt und auch niedergeschimpft hatten, gründeten sie sich einige lebhaft neue Organe, den «Sturm» zum Beispiel, die «Aktion». Dann begannen die grossen Verleger, Werke dieser Jüngsten zu drucken – erst vorsichtig, dann im rasenden Konkurrenzzeifer immer mehr. Eben als die deutschen Theater begannen, Stücke der jungen Generation aufzuführen, brach der Krieg aus; und jene Welt, gegen die sich die neue Romantik aufgebäumt hatte, neigte sich zum Untergang.

Wir in Österreich haben verhältnismässig wenig davon gemerkt; die zahlreichen Österreicher, die unter diesen jungen Leuten sind, gingen meist persönlich oder doch mindestens sendeten sie ihre Arbeiten nach Deutschland, nach Leipzig und Berlin, in Wien ist ja für Neues und Junges kein Raum und kein Markt und keine Börse. In Deutschland begann man unseren jungen Franz Werfel zu bewundern, las man die Verse von Georg Trakl, Albert Ehrenstein, Berthold Viertel, die ersten Schriften des Dichters Paris v. Gütersloh, der auch ein Maler ist und als solcher in Wien einigen Erfolg finden konnte. In Deutschland begann man auch auf einige neue Dichter der Tschechen aufmerksam zu werden; bei uns in Wien geht so etwas doch nicht an.

Es ist bezeichnend, dass der Bann zunächst von einer unserer Bühnen gebrochen wird. Das Theater bedarf des Neuen und ist zurzeit geistig bankerott, weil die rettenden Erzählungen des nun feindlichen Auslandes, der Franzosen, jetzt ausbleiben, und die zwar fragwürdige, aber reichliche und lebendige Produktion der erfolgreichen Budapester Boulevarddramatiker doch keinen vollen Ersatz für blühendes dramaturgisches Leben bietet. Das Unfassbare ist geschehen. Eine Wiener Bühne hat gestern abends mit einem Zyklus dramatischer Werke der neuen Dichtergeneration begonnen; kündigt

sogar Stücke von jungen Österreichern an, von dem Wiener Oskar Maurus Fontana, dem Prager Paul Kornfeld, dem Tschechen Franz Sramek. Zu ermäßigten Preisen. Die jungen Leute, Studenten, kleine Mädchen, sollen wohl die Sitzreihen füllen, es soll die Jugend der Jugend siegen helfen.

Es wird auf diese Weise aus dieser ernsten Angelegenheit etwas wie eine Partaisache gemacht. Man setzt nicht einfach ein Werk des Dichters Georg Kaiser auf den Theaterzettel, sondern druckt dick darüber: Die junge Generation. Jetzt sollen die Jungen also solidarisch applaudieren, und auch die Leute, die sich ja schämen würden, nicht jung zu sein. Die im Geiste Feigen, die einer neuen Mode ihren Beifall nicht zu versagen wagen, werden ausgespielt gegen die geistig Trägen, die das Neue niemals mitmachen wollen.

Was in dieser nicht unwichtigen Angelegenheit von unserem Wiener Publikum und der Kritik zu fordern wäre, das ist: Ehrlichkeit und Mut. Das Ungewohnte weder reaktionär anzischen noch snobistisch anjubeln! Diese jungen Dichter hatten ein Recht darauf, gehört zu werden: nun also Aufmerksamkeit und Strenge. Sie haben auch ein Recht auf Strenge. Denn sie kommen mit einem grossen ernsten Programm, das kann man an lauem Wohlwollen nicht messen.

In einer recht klugen programmatischen Erklärung auf dem Theaterzettel der Neuen Wiener Bühne heisst es: «Was die neuen Dramatiker eint und bindet, ist ihr Weltgefühl und ihre Technik. Dass sie überhaupt Weltgefühl haben, dass es für sie entscheidend ist, unterscheidet sie von der vorigen Generation.»

Das werden die jungen Dichter zu beweisen haben. Gewiss, die jungen Menschen sind ernster geworden. Aus einer tiefen Empörung gegen die kapitalistisch-kriegerische Gesellschaft schöpfen diese glühenden Knaben das neue Weltgefühl, es ist ihnen um Gott und die Seele zu tun, sie sind so jung. – Sind sie es? Waren sie es nicht vielleicht vor dem Krieg? Wer wagt es, sich noch jung zu nennen, der vor dem Krieg schon ein bewusster und geformter Mensch gewesen ist? Steht zu beweisen. Über diese neue Saat ist ein entsetzliches Unwetter niedergegangen. Wie wird es mit der Reife, der Ernte?

Ferner die neue Technik. Es wird ihre genialische Kraft, ihre Atemlosigkeit gerühmt, sie sei bei Lenz und Büchner, bei Strindberg, beim Kino und bei dem rasenden Tempo unseres Lebens in die Schule gegangen. Gut. Wir wollen für alles Echte empfänglich sein. Wir wollen uns aber keinerlei Schwindel und keine als Originalität frisierte Unfähigkeit gefallen lassen. Hier ist Rhodos. Auf der Bühne kann man nicht wie in lyrischen Gedichten den Bürger mit gewollter Dunkelheit bluffen; kann ihn nicht wie in der erzählenden Prosa in eine sinnlos und absichtsvoll verrenkte Sprache einwickeln. Vielleicht hält sich auf der Bühne unechte Mache einige Zeit, wenn sie wirksam ist, das heisst, wenn sie dem ewigen Kulissenzauber, den komödiantischen Ursprüngen des Theaters schmeichelt – impotente Mache und selbst impotentes lyrisches

Talent ist auf dem Theater unmöglich, auch jede Unklarheit. Die unartige Neigung, den Bourgeois zu verblüffen, steckt in jeder beginnenden und oppositionellen Künstlergruppe; aber die wirklichen Künstler streifen sie bald ab; und die gewissen Mitläufer tun bald nichts anderes mehr, verblüffen den Bürger, wenn er längst nicht mehr verblüfft ist.

So wird gerade auf der Bühne die neue Generation eine sehr ernste Probe zu bestehen haben. Möge sie keine mitleidige Nachsicht finden, aber viel Verständnis und jung gebliebene Herzen. Man kann von Theaterdichtern, die bisher nicht aufgeführt wurden, keine besondere Bühnengewandtheit verlangen; das alles muss sich erst klären, ausgären, setzen, wir wollen in den chemischen Prozess hinein keinesfalls die Wasserfluten philiströsen Spottes giessen. Wir erwarten auch nicht, dass der neue Stil des Schauspiels gleich fix und fertig dastehe; bieten die jungen Dichter uns wirklich neue Offenbarungen (aber es gibt nur eine, gibt nur die alte Kunst!), dann werden wir wohl auch neue Schauspieler brauchen.

Wir wollen weder nachhinken noch mitlaufen. Reaktionäres Gespöttel könnte der Sache der jungen Generation nicht ärger schaden als kritiklose Verhimmelung. Aber es ist ein heiliges Bürgerrecht des dramatischen Dichters, auf der Bühne gehört zu werden. Heiliges Bürgerrecht eines verständigen Publikums, in anständigen Formen abzulehnen, was ihm nicht gefällt. – Und aus der ersten Probe sind die Jungen, ist ein junger Dichter siegreich hervorgegangen. Gestern wurde in der Neuen Wiener Bühne Georg Kaisers Bühnenspiel «Die Bürger von Calais» laut umjubelt, nicht nur von Parteileuten und hitzigen jungen Enthusiasten.

[...]

R.A.B.

In: *Die Zeit*. Jg. 16, Nr. 5404 (10.10.1917), S. 1-2

In einem Artikel über «Die Wiener Expressionisten», der eine schöne Skizze des Maler-Dichters Albert Paris-Gütersloh enthält, fasste Bermann seine Auffassung des Expressionismus in wenigen Sätzen zusammen:

Diese Leute versuchen niemals die Welt als ein ganzes darzustellen, denn sie ist vor ihren Augen in Stücke zerbrochen.

Sie schreiten über ein Feld voll lauter einzelner Bausteine! Es sind Trümmer einer vernichteten Welt.

Sie sehen die Bausteine ernsthaft an, legen sie planend aufeinander, ohne Mörtel. Es ist noch kein Bauen, nur ein gedankenvolles Überlegen.

Sie werden schon wieder bauen.¹⁹

Seit Ende des Jahres 1917 scheint Bermann sich überwiegend in Wien aufgehalten zu haben, seine Kriegskorrespondenzen wurden immer seltener; aus Publikationen in der *Zeit* geht sicher nur hervor, dass er im Mai und im September 1918 an Fahr-

ten des Kriegspressequartiers in die Ukraine und ans Schwarze Meer teilnahm.²⁰ Bei der letzten Fahrt des KPQ wurde «ein invalid geschossener Offizier, in dessen schäbiger Leutnantsuniform der Romandichter Leo Perutz steckte», zum Gruppenführer ernannt.

Das Gros der Beiträge Bermanns aus dem Jahre 1918 galt allerdings der Literatur, dem Theater und der bildenden Kunst. Im Folgenden sollen zwei Nachrufe Bermanns aus dem Jahre 1918 wiedergegeben werden, in denen er die Porträts der Verstorbenen in einen allgemeineren kulturgeschichtlichen Kontext stellte. In den Nachruf auf Gustav Klimt flocht Bermann bittere Bemerkungen über den Wiener Kunstgeschmack im Allgemeinen und den des Kultusministeriums im Besonderen ein:

Gustav Klimt

Die grossen Männer Wiens sterben abseits von der Masse ihrer Mitbürger, in der Stille, mit einem leichten Zug von Resignation und Verbitterung auf dem Antlitz.



«Die letzte Fahrt des K.P.Q.», September 1918: Balalaika-Konzert auf dem Asowschen Meer. Obere Reihe, Mitte: Richard A. Bermann



«Die letzte Fahrt des K.P.Q.», September 1918: «Leutnant Leo Perutz und Kriegsberichterstatter Adelt auf einem Bahnhof in der Ukraine»

Liegen sie auf der Bahre, dann ruft ganz Wien Ihnen ein herzliches Hosianna! zu. So ist Grillparzer gestorben, so er, dem der Leidenskelch der Verkennung so ganz besonders bitter bereitet wurde, Gustav Mahler; so jetzt Klimt.

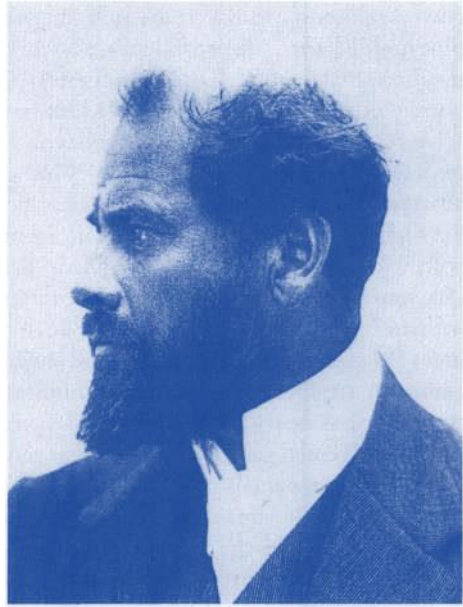
Und derart ist diese Grossstadt Wien beschaffen, das berühmte Heim aller edlen Künste, dass viele und viele Wiener, wenn sie jetzt vom plötzlichen Tode Gustav Klimts in der Zeitung lesen, zu allererst an eine dumme Geschichte denken werden, die sich da vor dreizehn Jahren ereignet hat, eine leidige Affäre, in der Universitätslehrer unter dem stürmischen Beifall aller Wiener Greissler ein Kunsturteil fällten, eine hohe Unterrichtsbehörde sich bürokratisch aufführte und ein vornehmer Künstler angeekelt einer wilden Hetze den Rücken zudrehte. Dass er gewisse Deckenbilder für den Festsaal der Universität gemalt hat, dass sie «zu sezessionistisch» waren, und dass die k. k. Universität seither ohne Deckengemälde von Klimt besteht, ist so ziemlich alles, was der durchschnittliche Wiener von diesem Maler weiss, der ein hoher Ruhm, ein heller Glanz seiner Vaterstadt war, nein vielmehr sein wird.

Die Norddeutschen haben Klimt auch nie verstanden, sie sagen, er sei ihnen zu

wienerisch. Ein Richard Muther bekannte öffentlich, dass für die letzten Feinheiten der Klimtschen Kunst wohl das Organ fehlte. Dieses Organ sollte uns Wienern angeboren sein. Klimt gehört zu einer Sorte von Künstlern, die in gesunden und jungen Städten wie Berlin nie zu Hause sein können, nur in Rom oder in Byzanz oder in Tokio oder in Wien, in den kaiserlichen Residenzen uralter, komplizierter und schon etwas müder Kulturen. Nur an solchen Orten kann Liebe so sehr verfeinert werden, dass ihre zärtlichen Sinne den allerfeinsten Duft des Lebens begreifen, dass ihren zärtlichen Blicken der Reiz der Einzelheit niemals entgeht. Die robusten Künstlernaturen, die die Schönheit entschlossen um die Hüfte packen und ihr einen herzhaften Kuss geben, sind überall möglich und auch überall erfreulich. Aber in einer Stadt wie Wien kommt einmal einer, der vor der Schönheit niederkniet und atemlos kaum die Lippen auf ihre äussersten Fingerspitzen zu drücken wagt; natürlich lacht man dann über den Troubadour. So einer ist Peter Altenberg; ihm glich Gustav Klimt in vielen Stücken.

Dieser Wiener, der eigentlich ein Wienerwäldler war, aus Baumgarten, aus einer Gegend, wo in heiteren Sommertagen schöne, gutgekleidete Frauen über die funkelnden Wiesen, durch die schönen Gärten und herrlichen Wälder gehen, zwischen deren Geäst Licht und Schatten und Sonne und Himmel und Wolke reizvolle Spiele spielen, dieser Künstler hat der Wiener Frau gedient und der Wiener Landschaft, und er hat beide in ihren adeligsten und extremsten Typen unendlich tief verstanden. Nicht das Blonde und Starke liebte er, darum haben auch die Blondes und Urgesunden nie ein Organ für ihn gehabt, sondern immer mehr das Parfüm der Welt, als die Welt selbst, an der Landschaft den spielerischen Reiz des Lichtes, von den Frauen die schlanken, dunklen, geheimnisvollen Edelprodukte der Rassenmischung. Er vergöttert jene Wienerinnen, die ganz geschmeidige Anmut sind, dem süssen Laster von fern zulächeln, mit dem Leben und dem Manne spielen, edel bis in die Fingerspitzen und ein wenig lose.

Und wo er liebte, wurde er nicht müde, mit verschwenderischer Hand zu schenken und zu schmücken. Den zartesten Zauber einer Frauenseele weiss er in seinen Bildnissen auszudrücken, dann aber muss er dieses Seelische mit allem weltlichen Prunk umgeben, wie man auf Altären Madonnen schmückt. Die launische Anmut der kostbarsten Gewebe muss seine Modelle umfassen; er bringt mit vollen Händen Gold und Juwelen herbei, damit sie von dem Schimmer einer wunderfeinen Haut ihren Glanz erhalten; er streut, wo er anbetet Goldstaub aus, und es duftet, ein wenig schwül, nach allem Weihrauch Arabiens. Und doch bleibt das Beiwerk Beiwerk, alle Künste dieser starken und diskreten und üppigen und zarten Farbe dienen demütig der Bewegung des Leibes; eine Frauenhüfte ist ihm ja doch königlicher als ein brilliantenes Diadem, und die Augen strahlen so, dass alles Schmuckwerk verblasst. Man hat ihn wohl präzis gescholten, weil er in der Schatzkammer des Lebens immer das Kupfer und Silber



Gustav Klimt

verschmählt hat und nach dem schimmernden Golde gegriffen. Die Menschen dieser Zeit müssen leiden, wenn ihr Geschmack sich über das Alltagsniveau hinaus verfeinert hat. Aber wie süß kann dieses Leiden sein!

Den feinsten Duft der edelsten Extrakte hat dieser Mann empfunden. Schöne Frauen, die er gleichsam auf den Knien malte, haben es ihm immer gedankt. Er hätte als Frauenporträtist in Wien das werden können, was man eine Kapazität nennt, und vielleicht eine Zelebrität, und es hätte ihn niemand beschimpft. Vielleicht hätte man die traumhaften Effekte seiner Landschaftsbilder verziehen, diesen zitternden, narkotischen Märchenzauber, und später einmal begriffen. Aber dieser Verliebte, dieser Zärtliche, dieser Anbeter der spielerisch gewerteten schönen Einzelheit, des vorteilhaft in den Raum gesetzten Fleckes, hatte sein Lebtage den grossen Ehrgeiz, öffentlich zum Volke zu sprechen, von einer grossen Fläche aus auf grosse Massen zu wirken. Diesen Meister der funkelnden Technik drängte es, sich an grossen Umrissen zu versuchen; der Schüler, nein, der Wesensverwandte der zartesten japanischen Meister, hob die Hand auf und langte nach Michelangelo Buonarrotis Lorbeer.

Niemand kann wirklich sagen, wie es geworden wäre. Die grossen Theatervorhänge und Deckengemälde, die Gustav Klimt in früheren Jahren gemeinsam mit seinem Bruder Ernst Klimt und mit Franz Matsch gemalt hat, werden von den gleichen Arglosen

bewundert, die sich über seine drei grossen Allegorien, «Philosophie», «Medizin», «Jurisprudenz», so sehr aufgeregt haben. Die drei Bilder haben nie ihren Platz auf der Decke des FestsaaIs erhalten, niemand kann genau wissen, wie sie dort gewirkt hätten, und Klimt hatte das Pech, den Narren ohne Unterschied des Bildungsgrades ein ungebautes Haus zeigen zu müssen. Immerhin hatten auch viele Verständige Bedenken. Muther schrieb, die Bilder hätten inmitten der ausladenden Formen des in Neurenaissance gehaltenen Raumes nur wie ein undeutliches Chaos in subtilen Tönen schimmernder Leiber gewirkt. Die Probe wurde jedenfalls nicht gemacht, und ein Künstler, den man tief hätte grüssen müssen, wäre er in grossem Willen gescheitert, wurde in der lächerlichsten, in der pöbelhaftesten Weise beleidigt. «Ich bin doch nicht ein Gefreiter und das Ministerium mein Feldwebel!» sagte Klimt zu einem Mitarbeiter der «Zeit», dem er damals erzählte, in welchem Ton das Kultusministerium mit ihm verkehrte. Die Wahrheit war, unsere Kunstbehörden, die im Gegensatz zu denen mancher anderer Länder gewöhnlich einen ganz feinen und sogar ganz modernen Geschmack zu haben pflegen, liessen sich damals nicht so sehr vom Urteil eines weisen akademischen Senats beeinflussen, wie vom allgemeinen Pöbelgeschrei terrorisieren, suchten die Sache auf echt österreichische Weise durch ein faules Kompromiss gutzumachen und beleidigten den gekränkten Künstler damit nur noch mehr. Aber es hat ihm nicht damals und nie an einer getreuen und erlesenen Schar von Freunden und Anhängern gefehlt; er konnte auf k. k. offizielle Ehrungen verzichten. Im Ausland gab man ihm Medaillen genug.

Dieses bittere Erlebnis mag Klimt oppositioneller gemacht haben, als er sonst geworden wäre. Von nun ab betonte er in seinen Bildern manchmal das, was gewisse Leute ärgerte. Er ging immer weiter nach links, übrigens mit den jungen Menschen; die Sezession, die er begründet hatte, hörte auf, die Stätte seines Wirkens zu sein. Heute nennt sich eine radikale Gruppe sehr begabter junger Künstler stolz nach Gustav Klimt. Er war nie ein Expressionist, wäre es nie geworden. Er wurzelte im neunzehnten Jahrhundert, in jener Kultur, die man mit einem schauerhaften Ausdruck *fin de siècle* nannte; war ein geistiger Zeitgenosse Flauberts und Whistlers. Aber er starb in noch jungen Jahren, plötzlich vom Blitz gefällt, und noch voll von Saft und Kraft. Er starb, wie Menschen nicht sterben sollten, zufällig, vor jeder Erfüllung und Abwicklung ihres Lebens. Er hätte noch eine Zukunft gehabt. Er bereitete sich eben vor in dieser an einer unsagbaren Stockung des ganzen Kulturlebens und ganz besonders der Kunstentwicklung leidenden Stadt nochmals seine starke Stimme für die Jugend und die Freiheit zu erheben; er soll eine grosse Kunstzeitschrift geplant haben; er hätte, was wichtiger gewesen wäre, noch Herrliches gemacht, vielleicht ganz Neues, vielleicht nach Übergängen und Versuchen wieder neue Erfüllung gefunden, den Narren ein fertig gebautes Haus gezeigt, dass sie gestaunt hätten. Ein erneutes und besseres Wien hätte in ihm

seinen feinfühligsten Schilderer gefunden; er, der das alte Burgtheater und Franz Schubert so wunderbar zu verherrlichen wusste, wartete ja nur darauf, seine Stadt zu preisen. Jetzt ist er plötzlich gestorben, auf eine geheimnisvolle Weise, so wie Menschen in dieser furchtbaren Zeit auf einmal die Lebenskraft verlieren und hinsinken. Die ihn angespien haben, können kommen, ihn anzubeten. Er liegt im Sarg.

R.A.B.

In: *Die Zeit*. Jg. 17, Nr. 5519 (7.2.1918), S. 1-2

Den Dichter Frank Wedekind porträtierte Bermann in seinem Nachruf als idealistischen Gesellschaftskritiker – und als «Anwalt der jungen Generation»:

Frank Wedekind

In Frank Wedekind hat die zeitgenössische deutsche Dichtung wenn nicht ihren größten, dann doch ihren eigensten und ursprünglichsten Dramatiker verloren. Noch stand er mitten im Gewühl, wurde angepöbelt oder zugrunde verhimmelt, schnitt, der tragische Possenreisser, zum Entsetzen des Philistervolks die tollsten Fratzen, aber schon



Frank Wedekind

gestern, als er noch lebte und als man von seiner freilich in fortwährender Reibung etwas abgenützten Kraft noch neue Schöpfungen oder auch neue Bluffs erwarten konnte, sah man aus dem charakteristischen wirbelnden Nebel, der diese seltsame Dichterpersönlichkeit umgab, die starken Umrisse mächtig wuchtender Blöcke hervortreten, die als sein Denkmal in dieser Welt bleiben werden. Vieles, was Wedekind in seinem Leben schuf, war nicht Werk, sondern Streich, war nicht Tat, sondern Geste. Aber er hat «Frühlingserwachen» geschrieben und die «Büchse der Pandora»; er steht als ein Mehrer deutschen Ruhmes, er hat einer an bedeutenden Dramatikern armen Zeit einige ihrer allerbesten künstlerischen Bühnenwerke gegeben, und jeder helläugig junge deutsche Mensch von heute hat mit ihm ein Stück seiner besten Jugend verloren. Diejenigen unter den Jungen, die Frank Wedekind überwunden zu haben meinen, haben ihn doch recht sehr erlebt; und über ihn hinausgewachsen denken, dünken sich nur die, die auf seinen Schultern stehen. Es wird noch so manche künftige Generation geben, die zu diesem bizarren Brettl-sänger, zu dem tragischen Clown der Vorkriegszeit, als zu einem verehrungswürdigen Führer aufblickt.

Dieser Mann, der es immer qualvoll ernst meinte, sprang mit dem Grinsen des Bajazzos auf die öffentliche Bühne. Tausende, die den grossen Dramatiker niemals verstehen lernen sollten, liefen in die Vorstellung der «Elf Scharfrichter», um einen dämonisch aussehenden Lautenspieler süsse und ätzende Bänkelsänge singen zu hören. «Ich war ein Kind von sechzehn Jahren...» «Ein junges Mädchen kam nach Baden, Brigitte B. war sie genannt...» Das war um die Wende des Jahrhunderts, da eine neue Jugend mit allen Mitteln das spiessbürgerliche Publikum erobern wollte, wenn es erster Kunst verschlossen blieb, dann mit kleinen Chansons und guten aufpeitschenden Witzen. Aus der Verzweiflung einer begabten Jugend über das materialistische Philistertum einer durch lauter wirtschaftliche Erfolge einem erst geistigen und dann auch sehr materiellen Ruin zuschreitenden Welt ist sowohl die Überbrettlbewegung als auch, vorher, der «Simplizissimus» entstanden, unter dessen tätigsten Gründern Frank Wedekind sich befand. Er hat die rasch zunehmende Verflachung dieser erst revolutionär gemeinten und dann zum platten Amüsement des Spiessers umgekrepelten Kabarett- und Witzblattgründungen, des ganzen Münchener Jugendstils, sehr rasch erkannt, und lange bevor der «Simplizissimus» seine erstaunliche Wandlung vollzog und das reaktionäre Hauptorgan alldeutscher Kriegsverlängerer wurde, hat Wedekind in seinem Schauspiel «Oaha» diese Leute in unerhört lustigem Ingrimme verhöhnt, so wie seit Aristophanes' Zeiten niemand auf der Bühne verhöhnt wurde. Aber es haftete ihm aus der Periode, in der er Witzblätter gegründet und Chansons vorgetragen hatte, immer etwas an: die Gewohnheit mit einer Pritsche um sich zu schlagen. Und doch hatte er, als er die tollsten Possen trieb, schon sein ernstestes, hatte ein wahrhaft erhabenes Stück geschrieben; hatte die furchtbarsten Leiden einer in einer verlogenen Zeit hilflos

verderbenden Jugend in dieser seiner Kindertragödie, in «Frühlingserwachen», so erschütternd, so stark, mit so reinem Gefühl geschildert, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm.

Das zweite Mal wurde er der Anwalt der jungen Menschen, als er im «Erdgeist» und in der «Büchse der Pandora» das Schicksal Lulus beschrieb, des jungen Weibes, das mit schmutzigen Händen angefasst wird und im Gemeinen böse werden muss und morden und Mord erleiden, und dem bis zuletzt doch eine grosse Unschuld bleibt, die die Unrechten und Schmutzigen nicht knicken können. Als den Dichter der «Büchse» hat das junge Wien im Jahre 1905, so spät erst, Frank Wedekind recht eigentlich kennengelernt, in einer unvergesslichen Vorstellung in den Nestroy-Sälen, die veranstaltet zu haben ein Verdienst von Karl Kraus ist. Albert Heine führte meisterlich die Regie; Frank Wedekind, in dem auch ein ehrgeiziger Komödiant steckte und der Rollen seiner eigenen Stücke etwas lehrhaft vorzutragen liebte, spielte mit, ausserdem die Sandrock und viele junge Talente, von denen einige später berühmt wurden, Arnold Korff, Toni Edthofer, Iduschka Orloff. Und die Lulu gab eine anmutige junge Wienerin namens Tilly Newes. Frank Wedekind heiratete sie bald darauf und verband sich so mit der Wiener Jugend. Die hat ihm gleich damals bewundernd zugejubelt, ob auch entrüstete reifere Damen türensclagend aus dem kleinen Theatersaal rannten. Das grosse Wiener Publikum (in Berlin verhalf ihm Reinhardt schliesslich zur Anerkennung) hat Wedekind dank der Rückständigkeit unserer Theater bis heute nicht recht verstanden, hält diesen fanatischen Prediger einer allerdings von aller sexuellen Heuchelei befreiten und einer ohne Lüge geschauten Moral für einen wer weiss wie anstössigen Zyniker. Höchstens sein erstes, noch recht harmlos satyrisches Stück, der lustige «Kammersänger», hat auch der älteren Generation gefallen, allenfalls liess sie sich noch von der kecken Hochstaplerkomödie «Der Marquis von Keith» mitreissen. Wo Wedekind ganz er selbst war, unter einem paradoxen grellen Gewand ernst und streng, hat er den unterschiedenen Hass aller bestehenden Mächte gegen sich gehabt: die liebe Zensur an der Spitze. Und leider hat ihn dieses Missverstehen in immer wildere Paradoxie hineingetrieben, seine Stücke wurden immer grotesker, er beschrieb justament die verwickelsten sexuellen Laster (zum Beispiel im «Schloss Wetterstein») und verlor in seiner kämpferischen Verbitterung zuletzt seine scharfe Klarheit, begann zu grübeln; Stücke wie «Franziska» zeugen davon. Dabei wurde er in seiner wachsenden Vereinsamung nicht leiser. War er schon im Prolog zu «Erdgeist» dem Publikum als peitschenschwinger Dompteur entgegengetreten, so wurde eine gewisse Neigung zum Zirkus immer stärker in ihm. Er hatte, den eine abenteuerliche Lebensgeschichte in der unglaublichsten Weise durchs Dasein bergauf und bergab geschaukelt hatte, früh erkannt «Das Leben ist eine Rutschbahn», und begann zu hutschen und zu rutschen, dass dem geneigten Publikum das Hören und Sehen verging. In der Mitte der Manege eines grossen deutschen Universalzirkus stand Wedekind und klatschte als grausamer Stallmeister

mit der Peitsche, oder wurde als bitterer Clown gepeitscht. Mit dieser Neigung zu dramatischen Wurstelpraterereffekten, Moritat, Panoptikum, Zirkus, verband sich dann seltensam ein mit den Jahren zunehmender Hang zur klassizistischen Form. Er, der den tragischen Kampf des Künstlermenschen gegen die mörderischen Philister 1904 in «Hidalla» mit so schneidender Klarheit dargestellt hat, schrieb 1913 das halbe Versdrama «Simson» und wurde in ihm der Philister nicht mehr so recht Herr. Das Krasse und Grausige hat er immer geliebt, aber auf der Höhe seines Schaffens gebrauchte er es als angreifende und niederschmetternde Waffe gegen eine lügnerische Gesellschaft, später immer häufiger als Effekt an sich. Er war ein origineller Meister des pointierten Prosadialogs (wir besitzen von ihm auch Novellen in einer erlesenen, stark gemeisselten Sprache), später drängte es ihn zur starren Stilisierung im Vers, er schloss sich von den Profanen immer mehr ab, immer mehr auch vom wärmeren Feuer seiner Jugend.

Jetzt, da er gestorben ist, trauern wir vor allem um den Dichter von «Frühlingserwachen», um den Verteidiger des jungen Geschlechtes. Nicht ohne die tiefste Erschütterung kann man heute die Schlusszene des Dramas lesen, in der ein unglücklicher Toter dem warmblütig lebenden Freunde erscheint und unter einer bösen ironischen Maske so unendlich am Totsein leidet. Bis der verummte Herr auftritt und ihn verjagt. «Schicken sie mich nicht fort!» jammert das unselige Gespenst. «Ich bitte sie. Lassen sie mich hier noch ein Weilchen teilnehmen. Es ist unten so schaurig.» Ach, die Lebenden leben weiter an den teuersten Gräbern vorbei. Moritz ist allein: «So kehre ich denn zu meinem Plätzchen zurück, richte mein Kreuz auf, lege mich wieder auf den Rücken, wärme mich an der Verwesung und lächle...»

Auch an diesem Grabe lebt das Leben vorbei. Er hatte, als er noch unter uns war, längst jenes schreckliche Lächeln des Ironikers aus Verzweiflung, das sich an der Verwesung wärmt. Er war der grosse dramatische Satiriker der verwesenden Welt, der schon der Krieg in allen Gliedern steckte; wie alle grossen Satiriker voll strenger Liebe, ein strafender Prophet, ein unsterblicher Selbstmörder, der jeden Hohn auch gegen sich selbst und jeden Dolchstoss auch gegen die eigene Brust richtet. In reineren Zeiten wäre er vielleicht deutlicher als der glühende Idealist zu erkennen gewesen, der er immer war, als ein Positiver und Gläubiger, als ein von Grund auf deutscher Mensch. So aber war es seine Sehertragik, dass er seiner Zeit mit der knallenden Hetzpeitsche begegnen musste. Er hat in fortwährender Anspannung seines ganzen Seins gegen alle Konvention und Lügen gestritten, die diese unsere schöne Gegenwart herbeigeführt haben; es stürzen jetzt die Säulen des Philistertempels ein und bedecken die stöhnende Welt.

An Frank Wedekinds Grab soll man sagen: Er hat für die jungen Menschen gekämpft.

R.A.B.

In: Die Zeit. Jg. 17, Nr. 5552 (12.3.1918), S. 1-2

Im Frühjahr 1918 schloss Bermann eine Rezension zu Heinrich Manns Novellen mit einem pointierten Vergleich der Brüder Mann, deren weltanschauliche und politische Positionen in der Publizistik der Zeitschrift *Die Zeit* heiss diskutiert wurden²¹:

Heinrich Manns Novellen

[...] Heinrich Mann ist voll von sozialem Empfinden, er tritt jetzt flammend für die Bewegung der «Aktivisten» ein, die eine politische, also moralische Betätigung der Geistigen, der Künstler in Deutschland fordern, – aber als Schaffender ist er ganz amoralisch, kennt keine Tendenz, so wenig wie sein Bruder, der den Aktivismus entschieden ablehnt. (Und sich in seinem Kriegsbuch «Friedrich und die grosse Koalition» und in anderen politischen Aufsätzen von den Idealen seines Bruders abgewendet hat.)

Sie beide sind patrizische Aristokraten, vor allem, wenn sie schaffen. Aber Heinrich Mann ist ein Aristokrat mit heftigen freiheitlichen, ja demokratischen Überzeugungen; er hasst den Pöbel und weiss ihn als Volk zu lieben; er hat sich – einmal – gezwungen, aus den glänzenden Umgebungen, die er zu schildern liebt, mit seiner Kunst in die schmutzigen Gassen der «Armen» zu gehen; aber seine künstlerische Heimat ist das nicht.

Und Heinrich Mann flüchtet: nach Italien. Wenn er sein will, was er eigentlich ist, macht er sich von jedem deutschen Zwang frei und sucht sich eine Heimat, in der er nicht Staatsbürger ist, Wähler, nicht mit Verantwortung beladen. Er empfindet seine vaterländische Dienstpflicht, aber als Künstler desertiert er in aristokratische Zeiten und in zwanglose Länder. Er sieht diese Zeiten und Länder mit einer schmerzvollen und etwas schuldbehafteten Sehnsucht; das macht seine italienischen Erzählungen so wunderschön. Der Dichter, der die ungeheuren Fresken der «Herzogin von Assy» mit allen glühenden Farben des Südens malen konnte und die weinumrankten Grotesken der «Kleinen Stadt», ist ganz frei von aller Beschränkung nur hier, wo er deutschen Dingen und der Qual der Zeit den Rücken kehrt.

Er ist ein Freiheitskämpfer, ein Revolutionär – und hat ein tiefes, ein heimlich liebendes Verständnis für Despoten und Tyrannen. Die Wonnenschauer des Despotismus, die er schon in der Schülersgeschichte «Abdankung» mit feinführenden Fingerspitzen umtastet, dieser Triumph, diese Angst, diese herrschende Sklaverei – in der Geschichte «Der Tyrann» hat er sie in klassische Formen gegossen. Nicht einmal Stendhals Fürst aus der «Chartreuse von Parma» reicht an Manns Herzog von Lagoscuro heran, obgleich er natürlich das Vorbild ist.

Und neben diese Blüte einer aristokratischen Welt setzt nun Heinrich Mann (in seiner besten Novelle und in der zweitbesten der modernen deutschen Literatur, die beste ist Thomas Manns «Tod in Venedig») eine Gestalt, die ist wie seine demokratische

Reue: Don Rocco Ascani. In dem Leben dieses Irrenden, der die Freiheit kennt und das hohe Ideal, und der doch, der Frau wegen, man könnte es symbolisch deuten: der Schönheit wegen, zum Minister des Tyrannen wird, verstrickt in die Schuld jener Welt, die er hassend flieht – in diesem sühnend langen Leben ist alles, Gewissen und Lust, Aristokratie und demokratisches Zeitempfinden.

[...]

R.A.B.

In: *Die Zeit*. Jg. 17, Nr. 5 575 (6.4.1918), S. 1-2

Neben Bermann und seinem Pseudonym Arnold Höllriegel fand sich zu Beginn des Jahres 1918 in der *Zeit* auch «Belial» mit seinen satirischen Alltagsglossen unter der Rubrik «Alfred und Eduard» ein, die zum Kriegsende immer häufiger erschienen. Eine von ihnen mag hier stellvertretend für viele erscheinen:

Die Ausrede

Das Glatteis ist lebensgefährlich, sagte Alfred.

Weil Krieg ist, sagte Eduard.

Und es wird kein Sand aufgestreut, sagte Alfred.

Weil Krieg ist, sagte Eduard.

Und man muss doch zu Fuss gehen, denn in der Elektrischen ist es grauenhaft, sagte Alfred.

Weil Krieg ist, sagte Eduard.

Du argumentierst wie ein Hausmeister! sagte Alfred.

Wie ein Hausmeister, der keine Lust hat aufzustreuen! bestätigte Eduard.

Ja, soll sich denn diese Art Logik durchsetzen? fragte Alfred.

Weil Krieg ist, sagte Eduard.

Hör' endlich auf! sagte Alfred.

Ich soll aufhören!?... sagte Eduard. *Es* soll endlich aufhören!²²

Mit Beginn des Jahres 1918 erschienen Bermanns Beiträge auch in einer Zeitschrift, der ihr Herausgeber, Benno Karpeles, den programmatischen Titel *Der Friede* gegeben hatte. Im *Frieden* schrieben neben Peter Altenberg, Hermann Broch, Max Brod, Albert Ehrenstein, Anton Kuh, Robert Musil, Leo Perutz, Rudolf Olden, Karl Tschuppik, Karl Otten, Ernst Weiss, Felix Weltsch, Franz Werfel noch viele Repräsentanten der linken und liberalen Intelligenz Deutschlands und Österreichs. Bis zum Kriegsende wurde die Zeitschrift von der Zensur mit vielen weissen Flecken versehen und in der Auslieferung behindert, nach Kriegsende ge-

riet sie bald in wirtschaftliche Schwierigkeiten. «Nachdem die kriegerischen Versuche, Europa deutsch und österreichisch zu machen, gescheitert sind, wollen wir nun versuchen, Deutschland und Österreich europäisch zu machen»²³, hiess es in einer programmatischen Erklärung dieser demokratischen Zeitschrift, die im August 1919 ihr Erscheinen einstellen musste.

Bermann scheint der Redaktion der Zeitschrift angehört zu haben, deren literarischen Teil Alfred Polgar leitete. Ein grosser Teil von Bermanns Beiträgen für den *Frieden* war der Politik gewidmet. Die meisten von ihnen setzten sich mit den gegen Kriegsende immer dramatischer hervortretenden Nationalitätenkonflikten und mit der ungewissen Zukunft der Donaumonarchie auseinander. Im August 1918 schrieb Bermann über den habsburgischen Staat:

Noch kann er (vielleicht) durch versöhnliche Reformen, durch weise Autonomien sein volles Gebiet retten, den feindlichen Mächten, die sich, gewiss aus egoistischen Interessen, in seine inneren Zerwürfnisse eingemischt haben, den Wind aus den Segeln nehmen und auf einer neuen Grundlage das alte Reich neu begründen; oder aber er muss damit rechnen, nach einem nutzlos langen Krieg dazu gezwungen zu werden, was er längst hätte freiwillig tun sollen, dann aber an Ansehen, Kraft und Gebiet viel zu verlieren.²⁴

Die Möglichkeit, sein volles Gebiet zu retten, bestand für Österreich-Ungarn im August 1918 schon nicht mehr, über die Konzeption eines österreichischen Separatfriedens durfte unter den Bedingungen der Zensur nicht geschrieben werden, und ein föderalistischer Umbau Cisleithaniens wurde vom Kaiser und der Diplomatie erst zu einem Zeitpunkt beschlossen (16.10. 1918), als dies den Auflösungsprozess des gesamten Reiches nur noch zu beschleunigen vermochte.

Dass Bermann in Anknüpfung an Ideen des Vereins für nationale Autonomie für einen österreichischen Bundesstaat mit autonomen Teilrepubliken eintrat, beruhte vor allem auf der Überlegung, dass die Probleme Mitteleuropas unter Berufung auf das Selbstbestimmungsrechts der Nationen allein nicht gelöst werden könnten. In einem hellsichtigen Artikel über «Das Selbstbestimmungsrecht und die Sprachenkartelle»²⁵ legte er dar, dass die beanspruchten nationalen Grenzen und die faktischen Sprachgrenzen nicht ohne Ungerechtigkeiten und neue friedensgefährdende Risiken zur Deckung gebracht werden könnten. In diesem Zusammenhang wies Bermann auch auf die Nationalitätenprobleme eines künftigen

tschechischen Nationalstaats hin: «Eine tschechische Politik, die sich Ungarn gegenüber auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker, den Deutschböhmen gegenüber auf das historische Staatsrecht beruft, scheint imperialistisch und enthält eine grosse Lüge.»²⁶

In Anbetracht der Vielzahl drängender faktischer politischer Probleme, die sich Österreich-Ungarn gegen Kriegsende stellten, hatte Bermann für die unter den deutschen Aktivisten leidenschaftlich diskutierte Frage, welche Rolle die Schriftsteller in der Politik spielen sollten, wenig übrig. Als einer der aktivistischen Wortführer, der Kritiker und Publizist Kurt Hiller (1885-1972), im *Frieden* den programmatischen Artikel «Der politisierende Literat» veröffentlichte, entgegnete Bermann:

Der politisierende Literat

Wir brauchen Politik und wieder Politik. Auf's Politisieren, Herr Kurt Hiller, legen wir keinen Wert, besonders wir in Österreich nicht. Politik heisst: etwas für den Staat tun. Politisieren heisst nur reden. Politik ist das oberste Recht und die tiefste Pflicht aller Gutgearteten. Nur den Künstler, vor allem den Dichter, der mit anderen Mitteln auf das Volk wirkt, kann man, wenn er es so wünscht, von dieser Dienstpflicht freisprechen. Wünscht er es anders, wer sollte den politisch Strebenden willkommener sein als der Mann, dem grosse Wirkung innerstes Lebensgesetz ist, als der Dichter? Andererseits sollte man die Rechtswohlthat jener Enthebung vom politischen Frontdienst nicht nur bedeutenden Künstlern, sondern freigebig auch jenen zukommen lassen, die sich dafür halten, also allen Literaten. (4 Zeilen Zensur.)

Sie sagen, Herr Kurt Hiller: «Was hat man bloss gegen den «politisierenden Literaten?» Von der Politik aus ist ihm doch nichts vorzuwerfen als: dass er schreiben kann». – Kann er schreiben? Nehmen wir es als gegeben. Aber die Frage ist: kann man ihn auch lesen? Politik ist Wirkung auf die Volksmassen; wollen wir uns diejenigen dazu ausborgen, die das Wirken so ganz verlernt haben? Ich bin weit davon entfernt, von einem Kunstwerk platte Deutlichkeit und von einem lyrischen Gedicht flügelahme Logik zu verlangen; auch bin ich, unter Umständen, deren Auswahl ich mir vorbehalte, bereit, mit dem schwer verständlichen Prosastil eines Besonderen zu ringen – aber sollte ich in dieser Zeitschrift oder in irgendeiner Zeitschrift einem Schriftsteller begegnen, der im vorderen Teil, im politischen, ein klares und verständliches Deutsch schreibt und den Leser damit zu etwas oder gegen etwas bewegen kann, und der im hinteren Teil, im literarischen, keine Syntax kennt und keinen schlichten Menschenverstand, und der dort nur den Ehrgeiz hat, von sechs Menschen (von denen vier es fälschlich behaupten) verstanden und gewürdigt zu werden – wenn ich so einem Kerl

begegne, werde ich mir erlauben, ihn für einen verdammten Schwindler zu erachten. Will er das, was er für bessere Kunst hält, seinem Volk entziehen? Will er mit dem, was er für schlechtere Kunst hält, sein Volk hinreissen? Wir brauchen in der Politik nicht Leute, die das Bewusstsein haben, Perlen vor die Säue zu werfen (die Säue danken für die Magenbeschwerde), sondern Leute, die freudig Kaviar fürs Volk darbieten.

Mag man sich in Literaturcafés und in gedruckten Literaturcafés künftig statt über Ästhetik über Politik in gesuchten Fremdworten und in unverständlichen Versen und in hirnrissiger Posa und auch in delirierenden Holzschnitten unterhalten, das geht uns wenig an. Eine Kunst, die wieder den Anschluss an die Massen sucht, ist an der Spitze der Massen hochwillkommen, wir wollen mit ihr zur Politik marschieren. Fahnen, die nur dem neunmal Geweihten sichtbar und verständlich sind, brauchen wir nicht.

In der neuen Polis, die die politisch in eine bessere Zukunft Strebenden bauen möchten, wird für den wahren Künstler ein ehrenvoller Platz bereitet sein, und für den Philosophen natürlich, ob er sich nun mit Metaphysik oder mit Ästhetik befasst, und für den gross ins grosse wirkenden Publizisten, und auch für den schlichten anständigen journalistischen Handwerksmann. Aber für dieses kleinliche, grössenwahnsinnige, zänkische Geschöpf der giftigen und mit dem Tode schwangeren Gesellschaft von 1914, den modernen Sophisten, den Literaten? Nein!

Richard A. Bermann

In: Der Friede. Jg. 1, Nr. 3 (9.2.1918), S. 61

Dass Bermanns Angriffe auf den «politisierenden Literaten» nicht dem Aktivismus insgesamt galten, geht aus zwei sehr abgewogenen Besprechungen²⁷ hervor, die er dem von Kurt Hiller herausgegebenen zweiten ZzeZ-Jahrbuch widmete. Bermann referierte die Vorstellungen des Ziel-Jahrbuchs sehr ausführlich rundschloss mit dem Resümee²⁸:

Die Aktivisten

[...]

Es kann hier nicht der ganze reiche Inhalt des Jahrbuchs eingehend dargestellt werden; es ist vieles so wichtig, dass man sich im Einzelnen damit auseinandersetzen muss. Nur die Grenzen des aktivistischen Programms sollten hier umschritten werden.

Zweifellos enthält dieses Programm viel Sympathisches. Es ruft gegen die namenlose Verrottung der Welt den Geist und die Jugend zur Tat auf; dass die Aktivisten mit Bewegungen wie der Freien Schulgemeinde, mit Männern wie Gustav Wyneken, mit hellläufigen Wandervögeln und Studenten in naher Berührung stehen, spricht für sie.

Aber eine ernstliche Gefahr kann auch in dieser kurzen Darstellung nicht verschwiegen werden: Wehe, wenn es sich herausstellen sollte, dass persönliche Eitelkeiten literarischer Cliques hier mit im Spiele sind! Von dieser Bewegung der Geistigen muss eine fast übermenschliche Selbstaufopferung streng gefordert werden; wenn diese jungen Menschen, die da rufen: «Wir sind es!» – wenn sie nicht die Reinsten und Demütigsten sein sollten, sondern eben nur kluge Köpfe aus einem Kaffeehaus – dann wird nicht nur die Bewegung der Aktivisten unrettbar kompromittiert sein, sondern mit ihnen die ganze geistige Opposition in deutschen Landen, die deutsche Jugend wird den Schaden tragen.

Nur an ihren Werken wird man sie erkennen.

Man sollte meinen: Genug der Aufrufe und Programme. Was haltet ihr von der letzten Rede Kühlmanns? Wie greift der Bund der Aktivisten in diesem konkreten Falle aktiv ins deutsche Leben ein? Fanget an! Fanget sofort an! Seiet heute aktiv und nicht übermorgen!

Und wenn ihr uns stattdessen erzählt, alles werde besser werden, wenn ihr uns erst einmal beherrschen werdet, ja, dann werden wir achselzuckend vorbeigehen.

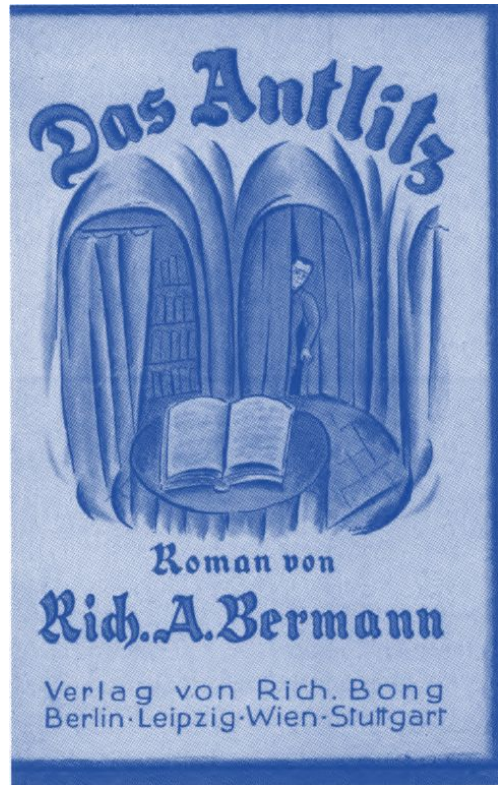
R.A.B.

In: *Der Friede*. Jg. 1, Nr. 26 (19.7.1918), S. 611-612

Im Juni 1918 nahm Bermann Stellung zu einem Artikel Egon Erwin Kischs, der sein Kamerad im Kriegspressequartier war. Unter dem Eindruck der schmählichen Rolle, die die österreichische Presse im Weltkrieg (und vermutlich bedrückt von der, die er selbst²⁹ bislang in ihr) gespielt hatte, veröffentlichte der vormarxistische Kisch im Juni 1918 eine Philippika gegen das «Dogma von der Unfehlbarkeit der Presse».³⁰ Auf Kischs summarische Kritik am psychischen Typus des Journalisten reagierte Bermann mit einer scharfen, differenzierten Entgegnung³¹, die das Verhältnis der beiden Schriftsteller-Journalisten indes nicht getrübt zu haben scheint.³²

Von April bis August 1918 brachte der *Friede* einen Abdruck von Bermanns Roman *Das Antlitz*, den der Verfasser selbst u.a. wie folgt einleitete:

In meinem Roman «Das Antlitz», der in dieser Zeitschrift zum erstenmal veröffentlicht werden soll, habe ich den Versuch unternommen, ein ernstes Problem, das unvergleichbar ernsteste von allen, das Problem der Beziehungen unserer furchtbaren Zeit zur Religion, als seelische Triebkraft eines bunten, ja wilden äusseren Geschehens zu behandeln. Man wird finden, dass das Problem nicht gelöst wird; es wäre überaus vermessen gewesen, eine Lösung auch nur zu versuchen. Es sollte nur die ungeheure Frage recht eindringlich gestellt werden. Ich strebte darnach, die Handlung, die sie um-



Erschienen 1919 bei Bong, Berlin u.a.

schliesst, durch grosse Masse und bedeutende Interessen des geistigen Hauptthemas würdig erscheinen zu lassen. Ich suchte nach gewaltigen und bunten Abenteuern und fand mich von dem gewaltigsten und buntesten Abenteuer der Menschheitsgeschichte angezogen, von jenem Drama, dessen einzelne Akte zu Salamis gespielt haben, auf den katalaunischen Feldern und vor Delhi, überall, wo die werktätig schaffende Energie Europas mit den vernichtenden Gewalten Asiens gekämpft hat. Den grossen Gegensatz zwischen der bauenden Kultur Europas und der mörderischen Gewaltpolitik tatarischer Horden und erobernder Tamerlane wollte ich in einer möglichst knappen, an Begebenheiten reichen und an Worten, Kulissen, Nebenfiguren armen Handlung entwickeln; so waren schroffe Umrisse und summarische Zusammenfassungen nicht zu vermeiden. Die Geschichte, die ich ersonnen habe, mag spannend, ja aufregend sein; wenn sie nicht mehr ist, gelang mir mein Werk nicht. Es war durchaus meine Absicht, einen Abenteuerroman zu schreiben; ich gestehe aber, dass mein Ehrgeiz viel höher ging. Ob meine Kräfte ebenso hoch reichten, habe ich nicht festzustellen.³³

Die zeitgenössische Rezeption³⁴ des Romans, der 1919 auch als Buch erschien³⁵, ist zu einem Ergebnis gelangt, das der heutige Leser vermutlich teilen wird: dass nämlich Bermanns Kräfte in diesem Fall nicht hoch genug reichten – zu gross ist die Kluft zwischen der spannenden, aber mitunter kolportagehaften Abenteuerhandlung und dem grossen Ideenkrieg zwischen Europa und Asien, einem Thema, das von der Jahrhundertwende bis in die zwanziger Jahre in der deutschen Literatur immer wieder aufs Neue behandelt wurde.

Erfolgreicher als Bermanns eigener war seine Übersetzung von Eça de Queirós' pikareskem religionskritischen Roman *Die Reliquie*³⁶, an der er, mit grossen Unterbrechungen, seit Langem gearbeitet hatte. Bei einem kurzen Aufenthalt in Porto, im Jahre 1932, erinnerte Bermann sich daran, wie er dem portugiesischen Generalkonsul in Berlin, Alberto d'Oliveira, der ihn zu Queirós-Übersetzungen ermuntert hatte, das erste Mal ein Glas Portwein kredenzte:

Ich wohnte damals, nicht in blühenden Vermögensumständen, in einem etwas schäbigen möblierten Zimmer in der Uhlandstrasse. Meine Wirtin pflegte, Gott vergebe es ihr, nach ihrem besten Können für mich zu kochen. Eines Tages, zum Mittagessen heimkehrend, bekam ich Lust, dem Festmahl etwas aufzuhelfen: ich ging, rücksichtslos verschwenderisch, in das Weingeschäft an der Ecke und kaufte eine Flasche Wein aus dem Schaufenster, die mir schon lange in die Augen gestochen hatte.



José Maria de Eça de Queiros

Feiner alter Portwein stand auf der Etiketle, es musste wahr sein. Ich zahlte (mit Ge-wissensbissen) zwei Mark und trug die Flasche unter dem Arm heim.

Als ich mein Zimmer betrat, lag das Tischtuch, sauber, aber geflickt, auf dem Tisch, darauf Teller und Blechbesteck. Das zerbrochene blaue Salzfaß hasste ich seit Langem. Dem Tisch gegenüber sass, höchst korrekt für eine förmliche Visite gekleidet, der Generalkonsul der Republik Portugal und wartete auf mich. Ich hatte ihn in der letzten Zeit mehrmals in seiner Amtswohnung besucht, und wir hatten über Eça de Queiros gesprochen, dessen Werke ich damals auf die Anregung des Herrn Oliveira hin zu übersetzen begann. Dies war ein offizieller Gegenbesuch.

Zu dem Mittagessen meiner braven Pensionswirtin mochte ich diesen Gast nicht einladen. Aber ich öffnete die Flasche Portwein und füllte zwei Gläser. Wir tranken. Der Wein war stark alkoholisch und sehr süß, er schien mir in der Einfalt meines Herzens ein vortrefflicher Portwein zu sein, Alberto d'Oliveira, höflich wie ein Portugiese, vollzog eine ganze kleine Zeremonie: roch, kostete, lächelte befriedigt, lobte: «Ein ausgezeichnete Wein! sagte er. Was ist das für eine Sorte? Wohl griechisch?»³⁷

Auf seine Übersetzung der *Reliquie*, die in deutschen Ausgaben des portugiesischen Klassikers bis heute nachgedruckt wird, wies Bermann mit einem kurzen Porträt von Eça de Queiros hin, das im *Frieden* publiziert wurde:

Anmerkungen

[...]

Der portugiesische Dichter José Maria Eça de Queiros ist in deutsch lesenden Landen bisher fast vollkommen unbekannt; eine seltsame Tatsache, da dieser grösste moderne Epiker Portugals schon in den Siebziger- und Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts seine stärksten Werke geschrieben hat. Er ist 1843 geboren, lebte im reiferen Alter als portugiesischer Konsul in Havanna, starb als müder Mann einige Jahre vor dem Kriege. Seine Bilder zeigen ein feines, gepflegtes, lächelndes Gesicht, Monokel vorm Auge.

Man hat Eça de Queiros den portugiesischen Zola genannt, weil er auch naturalistische Romane geschrieben und die Bigotterie angefeindet hat, und weil einer seiner Romantitel («Das Verbrechen des Paters Amaro») an den Titel eines Zolaschen Romanes anklingt, der übrigens nach dem Buche von Queiros entstanden ist. Es steht aber nichts im Wege, Eça de Queiros auch den portugiesischen Balzac, den portugiesischen Flaubert, den portugiesischen Pierre Loti und vor allem den portugiesischen Anatole France zu nennen. Ohne irgendjemand nachzuahmen, hat dieser auf eine ganz wunderbare Weise Reichbegabte in seinem Lebenswerk die beste Kraft aller grossen romanischen Prosadichter seines Jahrhunderts vereinigt; er war ein naher Bruder aller dieser

reinen starken Lateiner. Die fürchterliche Gestalt des hasserfüllten alten Dienstmädchens im «Vetter Bazilio» schrumpft nicht zusammen, wenn man sie neben Balzac Cousine Bette stellt. In den Legenden und in den grossen Gesichtern der Osterpassion (in der «Reliquie») wird Flaubert zwar, wie gesagt, keineswegs nachgeahmt, aber erreicht. Die Chinoiserien des «Mandarins» könnten fast von Loti sein, und wenn Eça de Queiros sein Lächeln aufsetzt, wird man an die feinste Heiterkeit Anatole Frances gemahnt. Die Spannweite dieses Schriftstellers ist erstaunlich. Er ist immer Naturalist und immer Romantiker und Phantast gewesen. «Den durchscheinenden Mantel der Phantasie über die nackte Kraft der Wahrheit» zu breiten, ist, wie das Motto eines seiner Romane bekennt, sein künstlerisches Ideal. Wie alle bedeutenden Naturalisten hat er das Märchen und die fromme Legende geliebt. Ein adeliges Leben auf fernen Höhen, das er nicht führen konnte, hat er sich in seinem schönsten Buche, den «Briefen des Fradique Mendes» zusammengedichtet. Er war ein Skeptiker, im Grunde betrübt über seine Skepsis. Niemand hat die in Portugal seinerzeit übliche betschwesterliche Frömmerei heftiger verhöhnt als er. Niemand hat den Tod Christi mit einer gleich wundervollen Innigkeit beschrieben, inmitten eines ausgelassen lustigen und sinnlichen Romans! Dieses ausserordentliche Buch, «A Reliquia», erscheint demnächst in deutscher Sprache bei Kurt Wolff.

Richard A. Bermann

In: *Der Friede*. Jg. 1, Nr. 1 (26.1. 1918), S. 24

Dass es ihm gleichwohl nicht gelungen war, Queiros in Deutschland populär zu machen, bedauerte Bermann noch zwölf Jahre später, als er in Lissabon, mit einer Reihe von Nachlassbänden unter dem Arm, am Denkmal des Dichters vorbeiging:

Vor dem Denkmal dieses grossen Dichters, mit dem dicken Paket der neuen Bücher unter meinem Arm, denke ich traurig daran, dass es mir nicht im mindesten gelungen ist, Eça de Queiros den Deutschen bekannt zu machen. Ich habe während des Krieges, im Jahre 1918, seine *Reliquie* übersetzt und (bei Kurt Wolff) veröffentlicht. Dass es sich um ein grosses Meisterwerk der Literatur handelte, hat niemand bestritten. Ich weiss noch, was Alfred Polgar gesagt hat. Aber gelesen haben die *Reliquie* sehr wenige, und niemand wollte dann einen weiteren Band von Eça de Queiros in deutscher Sprache verlegen. Man wird bei mir mal eine Eisenkiste finden, voll von unveröffentlichten Übersetzungen der herrlichen Romane von Eça de Queiros.³⁸

Die Übersetzungen der Werke des portugiesischen Schriftstellers, zu denen sich 1919 noch eine weitere gesellte³⁹, waren Produkte der Mussestunden, die Bermann im Kriegspressequartier gehabt hatte, als der Ausgang des Krieges noch ungewiss

war. Als sich das Kriegsende mit Desertionen, Meutereien, Lebensmittelknappheit, Hungerstreiks und seuchenartigen Grippewellen näherte, gab es solche Mussestunden nicht mehr. In einem Artikel, der nicht zufällig «Im Wirbel» überschrieben war, bemühte sich Bermann, die Auflösung des Reiches und seine Begleiterscheinungen als logische Konsequenzen der österreichischen Kriegspolitik zu deuten – und gestand doch seine Ratlosigkeit ein:

Im Wirbel

Manchmal hat man das kuriose Gefühl; jetzt erlebe ich meine Memoiren. In zwanzig Jahren werde ich erzählen; Dienstag den 29. Oktober 1918 um 3 Uhr nachmittags wollte ich durch die Herrengasse ins Café Zentral gehen, da...

Toller Wirbel des Geschehens! Kaum hat man seufzend das Morgenblatt aus der Hand gelegt, und schon beschleicht einem die Sorge: Was wird schon wieder im Mittagsblatt stehen? Das Frühabendblatt erscheint, Gott sei Dank, bald nach den Mittagsblättern; aber es können doch unterdessen ganz gut wieder zwei oder drei Republiken entstanden oder zugrunde gegangen sein oder ein Friede geschlossen oder ein neuer Krieg ausgebrochen sein. Eine kurze Atempause, bis das erste Spätabendblatt eintrifft; Leckermäuler füllen sie passend aus, indem sie sich im Kaffeehaus vor den schwarzgelben Aushängezetteln des Korrespondenzbureaus anstellen. Fortwährend geht etwas Neues in der Welt vor, und so selten etwas Erfreuliches.

Das ärgste ist die Empfindung; es geht wieder und noch Neues vor, jetzt, eben, im Spätabendblatt steht noch nichts davon, aber es ist ungeheuer wichtig! Man hat das Gefühl, das ein Schwerhöriger haben mag; man spricht vor ihm, er sieht die Lippen sich bewegen, findet die Mienen aufgeregt, erschnappt manchmal ein Wort, einen Satz, eine Folge – und dann steht er wieder hilflos da, und vor ihm wird gesprochen, gesprochen, er weiss nicht was; es kann sein Todesurteil sein oder eine Botschaft des Heils – Vorstellung aus einem wirren Fiebertraum!

Aber wir träumen nicht, nicht mehr. Wir delirieren höchstens. Man hat uns, das ist die Sache, eine schädliche Droge entzogen, an die wir allzusehr gewöhnt waren, ein Opiat, mit dem man uns vorher vier Jahre lang gepöppelt hatte, Tag für Tag. Denkt der österreichische Mensch in diesen Tagen der vielen und aufregenden Meldungen nach, was ihm fehlt, so findet er es nicht, so kommt er nicht drauf, und doch ist es etwas Altgewohntes, Unentbehrliches; der Höfer-Bericht! Das Communiqué!

Es ist wahr, wir hatten es schon lange nicht mehr aufmerksam gelesen. Das eben war es. Wir lebten inmitten des wildesten Geschehens – und man musste uns dazu erziehen, dass wir uns nicht dafür interessierten. Man hat uns vier Jahre lang durch ein

Verkleinerungsglas blicken lassen, durch einen umgekehrten Operngucker. Alles Ungeheure, das sich an so einem Kriegstag begab, wurde sorgsam zurechtzensuriert, gestutzt und geputzt, und gegen Abend aufgetragen. Wir können nicht sagen, wir seien positiv belogen worden; wir haben irgendwie alles erfahren, aber in Dosen und mit Vorsicht; die schwachen Nerven des Bürgers wurden geschont. Man verhehlte uns nicht, dass in einer wild gewordenen Welt Tiger und Krokodile herumliefen, aber es waren eher Tigerchen und nette, rosafarbene Krokodillein, und dass sie das brave Kind bissen, wurde nie und nimmer geduldet, nein; nur, wenn das Kindchen etwa unartig geworden wäre... Wir blickten durch den Höfer-Operngucker auf den Krieg und fühlten uns vor ihm so sicher wie der kleine Moritz in Afrika. Nämlich der kleine Moritz meint: wenn ich einmal nach Afrika reise, dann gehe ich einfach immer auf dem Trottoir, da dürfen die Löwen doch nicht rauf.

Dann ist es peinlich, wenn sie auf einmal dürfen.

Das tägliche Communiqué war für die meisten von uns die tägliche amtliche Versicherung, dass der Krieg, das Schiessen, das Plündern, die persönliche Gefahr sich noch immer irgendwo weit weg abspielten. Das, und einen C-Befund brauchte der Bürgersmann zu seiner Beruhigung, dann konnte er den Heldentod der anderen mannhaft erdulden.

Seitdem kein Communiqué mehr erscheint, fehlt dem Unterbewusstsein die Garantie, dass die Gefahr weit weg ist, irgendwo in Albanien, in Venetien, in Wolhynien. Als es die Geplänkel am Nordbahnhof gab, sehnte sich doch so mancher nach dem monotonen Satz zahlloser langweiliger Kriegscommuniqués: «An der Bojusa Geplänkel.» Die grässlichsten Tage der blutigsten Offensiven erscheinen dem naiven Egoismus, schaut er zurück, als Tage idyllischer Ruhe, an denen nichts Unangenehmes geschah. Ja, aber wenn beim Nordbahnhof drei Minuten lang geschossen wird, oder beim Parlament...

Es ist gar nicht wahr, dass jetzt mehr und Verhängnissschwereres geschieht als während der vergangenen Monate. Alles, was da ist, ist vor unseren Augen entstanden, herangewachsen; warum tun wir denn jetzt gar so erstaunt? Freilich, es kommt unserer Kurzsichtigkeit so vor, als wäre in unseren Kriegsschicksalen ein plötzlicher katastrophaler Umschwung erfolgt, ein Wandel von heute auf morgen, aus weiss in schwarz. Ist ja gar nicht wahr! Was wir als plötzliche Grenze des Geschehens empfinden, als Trennungsstrich, es war einfach ein Additionsstrich unter den auf gelaufenen Posten, und jetzt wird die Summe gezogen. Leichtsinnige Zecher und säumige Zahler erschrecken immer, wenn schliesslich addiert wird. Was, wirklich soviel?

Ja, allerdings!

Da wünscht sich wohl mancher hinweg in einen stillen Winkel. Der Wunsch nach einer verschwiegenen Kammer, in der man die nächsten Monate oder Jahre verschla-



Viktor Adler

fen könnte, ist allgemein. Aber der Wirt Wirklichkeit ruft mit seiner groben Stimme:
Hier geblieben und bezahlt!

Das kommt davon, wenn man das Begleichen von Rechnungen zu lange aufschiebt. Dann werden sie von allen Seiten präsentiert. Wir sind, wir bürgerlichen Menschen von Österreich, in der angenehmen Lage eines Schuldners, dem die Gläubiger alle auf einmal ins Haus stürmen. Was suchen wir denn so fieberhaft in den neuen Depeschen? Neue Rechnungen, neue Mahnungen. Wir «wissen nicht mehr, wo uns der Kopf steht». Ob er uns noch gehört, das wissen wir nicht mehr, darum dreht es sich. Gleichviel, wir haben so furchtbar wenig Gebrauch von ihm gemacht.

Wenn wir einmal jene Memoiren schreiben werden, die wir heute erleben, seien wir wenigstens ehrlich. Tun wir dann nicht, als hätten wir zu den grossen Ereignissen ein besonders geistvolles Gesicht gemacht. Wir machen keins. Unsere ganze wahnwitzige Aufregung, unsere Ratlosigkeit, unsere erhitzten Schwabenstreiche können wir selbst heute nicht sehen; aber kommen wir uns nur ja nicht heroisch vor, als Helden einer geschichtlichen Entwicklung, deren Wurzeln wir sind. Mancher von uns gibt grossartige Phrasen von sich, revolutionäre und auch andere, bloss weil er sich seinen Memoiren zuliebe dazu verpflichtet glaubt. Während ein Sturm uns rüttelt, ein Wirbel uns

durcheinanderdreht, haben wir die Illusion, Akteure zu sein. Ach wir sind Marionetten, deren Fäden ein Kobold untrennbar verwirrt hat.

A.H.

In: Die Zeit. Jg. 17, Nr. 5795 (14.11.1918), S. 1

All der Trauer und dem Pathos, die er in seinen Artikeln aus der Zeit des Kriegsendes und des Waffenstillstands (3.11. 1918) zugunsten einer möglichst nüchternen Analyse verdrängte, gab Bermann in einem Nachruf Ausdruck, der nicht der Abdankung Kaiser Karls oder der österreichischen Monarchie galt, sondern seinem Freund und Vorbild Viktor Adler, in dem er stets die bessere Tradition und die Hoffnung Osterreich-Ungarns verkörpert gesehen hatte:

Viktor Adler

Die auf blutigem Schlachtfeld sich opferten – ach! nutzlos opferten –, ihre stummen Schatten beugen sich vor dieses reinen Helden Antlitz. Er, wahrlich, ist einen Opfertod fürs Vaterland gestorben, freiwillig, mannhaft, in antiker Grösse.

Der herzkranke alte Mann war vor einigen Wochen aus Nauheim heimgekehrt. Er sah ein wenig besser aus, sagte in seiner kaustischen Art: «Ich bin prolongiert worden.» Aber er wusste, und jedermann wusste, wie es um ihn stand. Zuviel hatte dieses Herz ertragen: privates Unglück, Kerkerhaft, Schmähung und Verkennung, Kampf, Mühe, Sorge, Arbeit und Verantwortung ohne Grenze noch Mass, schliesslich die furchtbaren Eindrücke des grossen Weltunheils und die namenlosen Aufregungen jenes Prozesstages, da Friedrich Adler vor den Richtern stand, und Aug' in Aug' dem Vater gegenüber.

«Prolongiert.» Er nahm halb zweifelnd an, dass er noch ein wenig weiterleben könne, hörte den Ärzten zu, wie sie von Schonung und Ruhe sprachen, nahm still wieder die ganze ungeheuerliche Arbeit auf sich, die Leitung einer grossen politischen Partei, einer Tageszeitung. Ruhe? Schonung? Er war nicht der Mann, der in dieser Stunde darauf achten mochte. Um ihn ging die Welt unter, und an einer neuen zu zimmern war das Werk seines erlöschenden Lebens. Das alte Österreich, das er kritisiert hatte wie kein anderer und geliebt wie wenige von den lauten Patrioten der Jubiläen und Feste, zerbrach vor unseren Augen. Viktor Adler muss es in seinem Herzen verloren gegeben haben, als ihm eines Tages seine internationale österreichische Arbeiterpartei in Stücke ging, die er gegründet und zur Grösse herangeführt hatte. Auch sein Einfluss, die allseitige, heisse Verehrung, die er bei allen Nationalitäten genoss, hatte diesen proletarischen Unterbau des Staates nicht Zusammenhalten können. Das Unheil ging seinen Gang. Der wahnwitzige Krieg, gegen den im Verein mit dem grossen Jean Jaurès Viktor Adler am kräftigsten gearbeitet und protestiert hatte, vernichtete das, was uns bis-

her Vaterland war. Alles verlor den Kopf; aufrecht stand Viktor Adler unter den Ruinen. Als der letzte Reichsrat der Völker Österreichs in heftigen Zuckungen zu Ende ging, keiner mehr auf des anderen Rede achtete, keiner von Argumenten mehr etwas wissen wollte, horchten die Entzweiten noch einmal respektvoll auf: aus der Mitte des Saales schleppte sich ein alter Mann, ein Kranker, ein Sterbender fast, zur gewohnten Rednertribüne. In diesem hässlichen Gesicht, das so schön werden konnte im Strahl menschlicher Güte, feiner Ironie, österreichischer Lebensbegehrlichkeit, leuchtete das Licht dieses überlegenen Geistes auf. Er sprach seine Abschiedsworte an das untergehende alte Österreich. Sie waren streng, ernst, hart: Worte der Abrechnung. Aber es war Hoffnung darin, Glaube an das neue Leben, an die Zukunft. An einer schliesslichen Wiedervereinigung der getrennten Völker hat Viktor Adler bis zuletzt nicht verzweifelt. Und seine ganze Liebe, die tiefste Sorge, die helle Begeisterung seiner grossen, heldischen Seele schenkte er in dieser feierlichen und schweren Stunde nicht dem Staat, nicht der Vergangenheit, sondern ihr, der heiligen deutschen Nation, deren treuester Sohn er gewesen ist. Das ganze Feuer seiner deutschnationalen Studententage lebte von Neuem auf. Wie? Diesen Mann hatten kurzsichtige Gegner einen Abtrünnigen, einen Volks Verräter schelten können? Jetzt traten sie, die ihn bekämpft und beschimpft hatten, schweigend hinter ihn. Er, der vaterlandslose Gesell, griff nach dem unbefleckten Banner seines Volkes und trug es in die neue Zeit herein. Keiner hat seine Führerschaft angezweifelt. Kein böses Wort fiel mehr gegen ihn. Man wusste, wenn jemand in solchen Zeiten das deutsche Volk in Österreich retten konnte, war es dieser einzige grosse Staatsmann seiner Generation, der lauterste, ernsteste, der beste. Das wussten alle, und alle hoben ihn auf den Schild.

Er aber wusste, dass er sterben musste. Nahm er diese entsetzliche Last auf seine gebeugten Schultern, dann war das Ende nahe. Da ging er hin und tat es. Tat es mit der gleichen freudigen Selbstverständlichkeit, mit der er vordem sein väterliches Vermögen seinen politischen Idealen hingegeben hatte, sich nur den bescheidensten Lebensbedarf bedingend. Er ging in den gewissen Tod, wie er für seine Gesinnung auch mehr als einmal ins Gefängnis gegangen ist. Ein Adlersches Scherzwort an den Arzt, er möchte eine Offensive gegen die kranke Leber durchführen, zeigte, wie wenig er sich täuschte. Er liess sich die geschwellenen Beine fatschen und schritt an eine Arbeit, der ein Junger und Gesunder hätte erliegen können. Sein Arbeitszimmer in der Blümelgasse, voll von Büchern und von den wertvollen Erinnerungszeichen eines langen denkwürdigen Lebens, war Krankenstube und Sitz der Regierung zugleich. Es begann ein atemloses, ein selbstmörderisches Schaffen, Tag und Nacht. Der Staatssekretär des Äussern trug den grössten Teil der gesamten Last. Alle Hoffnungen einer verzweifelten Bevölkerung klammerten sich an ihn. Man wusste, wie dieser Mann in der ganzen Welt verehrt wurde. Die leitenden Staatsmänner der neuen Nationalstaaten, mit denen es zu

verhandeln galt, die Tusar, Daszynski, Binoni, waren seine Schüler und Freunde. In Deutschland verehrte ihn die gewaltige proletarische Partei, die sich anschickte, die Leitung der Nation in ihre Hände zu nehmen, als einen ihrer grössten Führer. Auch die ungebärdigen Jungen und Radikalen, die gegen die bedächtige, massvolle, konservative Richtung dieses alten Kämpfers in Waffen standen, achteten ihn, liebten ihn. In den Ländern, die dem deutschen Volke jetzt feindlich sind, hatte sein Name einen hellen Klang. Wer, wie er, hätte uns helfen können? Frieden stiften, Gegensätze ausgleichen? Aber in diesem Vertrauen war eine grosse Bangigkeit. Man sah den Mann sterben, der retten sollte.

Glanzvoll ist er dahingegangen, königlich. Einige Tage vor seinem Tode verklärte ihn noch einmal persönliches Glück: den edelgearteten Sohn durfte er, einen vom Tode, vom idealistischen Opfertode Erstandenen, an der geöffneten Pforte des Kerkers noch einmal umarmen. Wie immer die Geschichte die Tat des Mannes beurteilen wird, den heute die junge Generation Europas so stürmisch umjubelt, dass er seines edlen Vaters edler Sohn und Erbe ist, kann niemand bezweifeln. Bei beiden, trotz allen tiefen Gegensätzen, die gleiche heroische Kraft des Opfermutes, der Hingabe an die Idee, der adeligen Unbedingtheit.

Grosses und Schweres tat Viktor Adler noch in seinen historischen letzten Lebenstagen. Er erhob sich in der ersten Nationalversammlung des deutschen Volkes in Österreich und legte ein nationales und soziales Bekenntnis ab, in Worten, die man später in Denkmäler meisseln wird. Er trat vor den letzten Kaiser von Österreich und lehnte im Namen des Volkes die Verantwortung ab für das Verbrechen dieses Krieges, für die Schmach des Waffenstillstandes. Und wenige Stunden, bevor uns dieses Licht erlosch, begrüsst Viktor Adler den Leben gewordenen Traum seines Daseins, die soziale Republik des deutschen Volkes, der die deutschen Österreicher zuzuführen er sich entschlossen hatte. War diese heilige Erregung für seinen armen, siechen Leib zu stark, oder warf ihn die Trauer nieder ob dieses tragischen Niederganges, des Übermutes unserer Besieger, der Düsterei unserer nächsten Zukunft?

Er starb inmitten der Arbeit, heroisch, ein Beispiel für kommende Generationen, ein Stolz des Menschengeschlechtes.

Denn er ist in einer verderbten, widerwärtigen Welt ein guter und ein reiner und ein schlichter Mensch gewesen. Alle guten Geister des Österreichertums waren in ihm lebendig: alte Geisteskultur, helle Lebensfreude, unsentimentale Güte, unpathetische Ruhe, die sokratische Ironie eines Nestroy. In diesem Manne war alles, was das deutsche Bürgertum in Österreich zu seinen Gunsten vor dem Richterstuhl der Geschichte anzuführen hat. Denn dieser Führer des Proletariats kam aus dem gebildeten Bürgerstand, so wie dieser grösste österreichische Deutsche seiner Zeit aus dem Judentum kam. So hätten sie aussehen sollen, die Führer des deutschen Bürgertums, die uns vor

dem Verderben hätten bewahren können! Seine unendliche Menschenliebe, diese Liebe zu den Schwachen und Bedrängten, dieses gewaltige Erbarmen hat den wohlhabenden Bürgerssohn in die Reihen des leidenden Volkes gedrängt, weil zu seiner Zeit für eine solche Persönlichkeit in den Reihen der Reichen, Wohllebenden und Satten kein rechter Platz war.

Eine Epoche bricht an, in der das soziale Verständnis, die Liebe zu der gequälten Menschheit, ganz selbstverständlich scheinen wird. Viktor Adler hat, wie Moses auf dem Sinai, das gelobte Land noch von weitem gesehen. Wir aber, Bürger und Arbeiter im deutschen Österreich, wollen seiner weisenden Hand folgen. An seiner Bahre lasst uns ihm Treue geloben.

Ehre, Ehre dem Andenken dieses Gerechten!

Richard A. Bermann

In: *Die Zeit*. Jg. 17, Nr. 5793 (12.11.1918), S. 1-2

Anmerkungen

- 1 Arnold Höllriegel: Die Kathedralen. In: PT Jg. 39, Nr. 284 (25.10. 1914) S. 2-3.
- 2 Richard A. Bermann: Rückantwort [an Jaroslav Kvapil]. In: Der Friede 1, Nr. 8 (15.3.1918) S. 178-/79.
- 3 Über seinen Einsatz in der akademischen Hilfslegion für die Verwundetenhilfe berichtet Bermann in den beiden Artikeln: Arnold Höllriegel: Gruppe vier. In: Die Zeit Jg. 13, Nr.4377 (2.12. 1914) S. 1-2 und: Das Zauberkabinett. In: Die Zeit Jg. 13, Nr.4383 (8.12.1914) 8.1-2.
- 4 Vgl. dazu Fritz Maria Rebhann: Die Zeit. Ein historischer Abriss. – Diss. phil. Wien 1948, S.18.
- 5 Zum Kriegspressequartier vgl. die knappe Darstellung von Peter Broucek: Das Kriegspressequartier und die literarischen Gruppen im Kriegsarchiv 1914-1918. In: Klaus Amann und Hubert Lengauer (Hrsg.), Österreich und der Grosse Krieg 1914-1918. Die andere Seite der Geschichte. – Wien: Christian Brandstätter 1988, S. 132-139.
- 6 1919 schrieb Bermann: Die Geschichte des k.u. k. Kriegspressequartiers muss einmal ruhig und unparteiisch geschrieben werden, dies zu einer Zeit, da sie nicht mehr als Pamphlet und Anklageschrift gegen die Individuen wirken kann. Dann wird es sich zeigen, dass der Militarismus sich durch wenige Fehler ärger geschadet hat als durch die Art, in der er das Machtinstrument der Presse anwandte. R. A. B.: Die Presse in St. Germain. In: Der Friede Bd. 3, Nr. 76 (4.7. 1919) S. 568-570, S. 569.6
- 7 Arnold Höllriegel: Reise in den Krieg. In: Die Zeit Jg. 14, Nr. 4 531 (7.5.1915) S. 1-2.
- 8 Arnold Höllriegel: Die kleinen Dinge. In: Die Zeit Jg. 14, Nr. 4 557 (3.6.1915) S. 1-2
- 9 Vgl. K 242-245.
- 10 Arnold Höllriegel: Von Wolhynien nach Albanien. In: Die Zeit Jg. 15, Nr. 4853 (29.3.1916) S. 1.
- 11 Darüber berichtet ein im Exil entstandener unveröffentlichter Text Bermanns: Die Eroberung von Czernowitz (1917).

- 12 Belohnungsantrag für Richard Bermann im Österreichischen Staatsarchiv (Kriegsarchiv).
- 13 Eine kaum veränderte Fassung dieses Aufsatzes findet sich in: Der Kaiser rief. Kriegsromanen aus Österreich-Ungarn. Herausgegeben von Ella Triebnegg. – Stuttgart 1916, S. 97-103. – Dies ist der einzige Beitrag Bermanns, der in den zahllosen Anthologien von Kriegserzählungen, -novellen und -berichten zwischen 1914 und 1918 erschien.
- 14 R.M.: Eine neue englische Weltordnung. In: Die Zeit Jg.15, Nr. 5 103 (6.12. 1916) S. 1-2.
- 15 Arnold Höllriegel: [Rez.:] Walter Bloem, Das verlorene Vaterland. In: Die Zeit Jg. 13, Nr. 4 388 (13.12. 1914) S. 28.
- 16 Richard A. Bermann: [Rez.:] Leonhard Frank, Die Räuberbande. In. Die Zeit Jg. 13, Nr. 4234 (10.10. 1914) S. 32. Die Rezension endet mit den Sätzen: Es ist ein ernsthaftes Buch, in dem viel Heiteres vorkommt. Es steht neben den besten Arbeiten des Wieners Otto Stoessl, und es ist etwas von der Art unserer deutschen Romantiker darin: Eichendorff. Das wohlherwogene Aufbauen und Proportionieren eines Romans wird Leonhard Frank wahrscheinlich noch erlernen: jetzt hängt manch wichtiges Gelenk des Ganzen noch in der Luft und nur der Dichter selbst sieht, woran es hängt. Aber frische und quellende Kraft sind mehr wert als technische Reife.
- 17 Die Beziehungen zwischen Bermann und Perutz und die Korrespondenz über *Die dritte Kugel* sind dokumentiert in: Leo Perutz 1882-1957. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek. – Frankfurt am Main, Wien, Darmstadt 1989, bes. S. 50-54.
- 18 R. A. B.: An der Südostbastion unseres Reiches. In: Die Zeit Jg. 15, Nr. 4893 (9.5.1916) S. 1-2.
- 19 R. A. B.: Die Wiener Expressionisten. Anlässlich der Ausstellung in der Sezession. In: Die Zeitjg.17, Nr. 5 547 (7.3.1918) S. 1-2, S. 2.
- 20 Vgl. dazu Arnold Hoellriegel: Die letzte Fahrt des K.-P.-Q. In: Der Sonntag Nr. 33, Beilage des Wiener Tag Jg. 13, Nr. 4098 (11.11.1934) So.4-5. Eine Episode von dieser Fahrt schildert Arnold Höllriegel: Balalaika. In: Neues Wiener Tagblatt Nr. 145 (28.5. 1920) S. 2-3.
- 21 Vgl. Michael Stark: Für und wider den Expressionismus. Die Entstehung der Intellektuellen-debatte in der deutschen Literaturgeschichte. – Stuttgart 1982, S. 195-199.
- 22 Belial: Alfred und Eduard. In: Die Zeitjg.17, Nr. 5 508 (26.1.1918) S. 1.
- 23 Ein Jahr Friede. In: Der Friede Bd. 1, Nr. 52 (17.1.1919) S. 603-604, S. 604.
- 24 R.A.B.: Der Religionskrieg und der Nationalkrieg. In: Der Friede 2, Nr. 31 (23.8.1918) S. 101-102.
- 25 R. A. B.: Das Selbstbestimmungsrecht und die Sprachenkartelle. In: Der Friede 2, Nr. 38 (11.10. 1918) S. 269-270
- 26 Richard A. Bermann: Brief an Jaroslav Kvapil. In: Der Friede 1, Nr. 5 (22.2. 1918) S. 101-102.
- 27 Vgl. neben der im Folgenden genannten Rezension: R. A. B.: [Rez.:] Tätiger Geist. Zweites der Ziel-Jahrbücher. In: Die Zeitjg.17, Nr. 5 686 (28.7. 1918) S. 3.
- 28 Bermann nimmt in den hitzigen Debatten, die in der zweiten Jahreshälfte 1918 in der deutschsprachigen Publizistik über den Aktivismus geführt wurden, eine abgewogene mittlere Position ein; das zeigt sich auch im Vergleich zu den Stellungnahmen im *Frieden* von Berthold Viertel, der den Aktivismus positiver einschätzte, und Anton Kuh, der ihn rundheraus ablehnte. Vgl. Berthold Viertel: Tätiger Geist. II. In: Der Friede 2, Nr. 44 (22.11.1918)

- S.425 und Anton Kuh: Der Geist marschiert. In: ebd. Nr.48/49 (23.12. 1918) S. 329–330.
- 29 Vgl. dazu Hans Kronberger: Egon Erwin Kisch. Seine politische und publizistische Entwicklung vom bürgerlichen Journalisten zum Schöpfer der literarischen sozialistischen Reportage.- Diss. phil. (Masch.) Wien 1979; für die Kriegszeit liegt im Druck vor: ders.: Zwischen Kriegspropaganda und Subversion. In: Text + Kritik 67 (Juli 1980) S. 48–56.
- 30 Egon Erwin Kisch: Dogma von der Unfehlbarkeit der Presse. In: Die Wage. Eine Wiener Wochenschrift Jg. 21, Nr. 21 (25. 5. 1918) S. 327–333.
- 31 Richard A. Bermann: Bemerkungen über die Presse. Zu Egon Erwin Kischs Aufsatz: »Dogma von der Unfehlbarkeit der Presse«. In: Die Wage Jg. 21, Nr. 22 (1.6. 1918) S. 347–349.
- 32 Im Kisch-Nachlaß findet sich ein Brief vom 22. 10. 1921, in dem dieser Kisch bittet, vertraulich die Gründe für seine schlechte Behandlung durch das *Prager Tagblatt* zu eruieren. Der Brief endet mit den Sätzen: Ich höre von Perutz, daß Sie nach Berlin übersiedeln wollen. Sie hätten es längst tun sollen. Ich beneide Sie um die schönen Reisen, die Sie machen. Ich komme gar nicht fort und leide schrecklich darunter. Mit den herzlichsten Grüßen, Ihr Richard A. Bermann. – Über Kischs Anthologie *Klassischer Journalismus* schrieb Bermann eine enthusiastische Rezension, in: Der Tag Jg. 2, Nr. 265 (23.8. 1923) S. 3–4.
- 33 Richard A. Bermann: [Über meinen Roman *Das Antlitz*.] In: Der Friede 1, Nr. 10 (29. 3. 1918) S. 244.
- 34 Der Roman scheint völlig ignoriert worden zu sein; bislang hat sich nur eine Anmerkung in einer Sammelrezension finden lassen von Leonhard Adelt: Literatur aus Österreich. In: BT Jg. 50, Nr. 428 (11. 9. 1921) Literarische Rundschau = 4. Beiblatt.
- 35 Richard A. Bermann: Das Antlitz. Roman. Berlin, Leipzig usw.: Verlag Rich. Bong 1919.- Anlässlich des Erscheinens druckte das *Prager Tagblatt* ein Kapitel aus dem Roman, Jg. 45, Nr. 186 (8. 8. 1920) Unterhaltungs-Beilage S. 18.
- 36 Eça de Queirós: *Die Reliquie* [A Reliquia]. Deutsche Übertragung von Richard A. Bermann. – Leipzig: Kurt Wolff [1918]. Die bislang letzte Ausgabe von Bermanns Übersetzung erschien 1987 in München.
- 37 Arnold Höllriegel: Es gibt Portwein und Portwein. In: BT Jg. 61, Nr. 34 (2. 2. 1932) 1. Beiblatt.
- 38 Arnold Höllriegel: Denkmal eines Dichters. In: BT Jg. 59, Nr. 530 (9. 11. 1930) 1. Beiblatt. – In Bermanns Nachlaß findet sich in der Tat das Typoskript (424 S.) einer unpublizierten Übersetzung des Romans *O primo Basilio* von Eça de Queirós, dem Bermann den Titel *Das Dienstmädchen Juliana* gab.
- 39 Eça de Queirós: Der Mandarin Ti-Tschin-Fu. Aus dem Portugiesischen übersetzt von Richard A. Bermann. In: Der neue Tag. Beginn: Jg. 1, Nr. 126 (29. 7. 1919) S. 7. Ende: Nr. 154 (26. 8. 1919) S. 7. Auch diese Übersetzung begann mit einem Porträt des Schriftstellers in: Der neue Tag Jg.1, Nr. 126 (29. 7. 1919) S. 5.

Nachkriegsjahre in Wien: politische Publizistik und Literatur (1918-1922)

Nach der Abdankung Kaiser Karls am 11. November 1918 und der Ausrufung der Republik Deutschösterreich durch die Provisorische Nationalversammlung am folgenden Tage war nur das Ende der habsburgischen Monarchie gewiss, noch nicht aber das territoriale oder innenpolitische Gesicht des von Elend, Verzweiflung, Hunger, Krankheiten und teils revolutionären, teils putschistischen Aufständen heimgesuchten jungen Staatsgebildes, dessen Bewohner sich eine republikanisch-demokratische Staatsform nicht erkämpft und grossenteils wohl auch nicht ersehnt hatten.

Im Gegensatz zu einer ganzen Reihe von Intellektuellen, die mit revolutionärem Pathos an den publizistischen Tageskämpfen um die Sozialisierung teilnahmen, hielt Bermann sich um die Jahreswende 1918/19 mit Stellungnahmen zur Tagespolitik betont zurück. Freilich wird er die revolutionäre Nachkriegssituation in Wien nicht mit dem souveränen sarkastischen Gleichmut erlebt haben, mit der er sie im Rückblick aus dem amerikanischen Exil 1938 schilderte¹:

Es lebe die Republik!

(November 1918)

Von Richard A. Bermann

Der Krieg war vorbei. Kaiser Karl hatte, ohne förmlich abzdanken, auf die Ausübung der Regierung verzichtet und lebte, in grosser Angst vor den zerlumpt und hungrig von den Fronten ins Hinterland zurückströmenden Soldaten, erst in Schönbrunn, dann auf seinem Schloss Eckartsau an der ungarischen Grenze. Die Nationalitäten Österreichs, die der Kaiser selbst aufgefordert hatte, ihre Nationalstaaten zu konstituieren, taten es und sagten sich zugleich vom Kaiserreich los. In Böhmen, in Mähren, in der Slowakei besetzten bewaffnete Sokoln auch die deutschen Städte im Namen der entstehenden tschechoslowakischen Republik, und die Sudetendeutschen liessen es geschehen, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, aber auch ohne an der Revolution teilzunehmen. Ungarn machte sich selbständig, die Kroaten und Slowenen sanken den Serben in die Arme; in Galizien wehte die polnische Fahne, – kurz es gab kein *Österreich-Ungarn* mehr und von Österreich nur noch den *alpenländischen* Kern, von dem gleichsam alle Schalen abgefallen waren. Es war kein Staat mehr, sondern nur der Rest eines zerfallenen Staates. Der katholische Pazifist, den Kaiser Karl in seiner Not zum letzten Mi-



Wien, Franzensring (Dr.-Karl-Lueger-Ring) mit dem ehemaligen Reichsratsgebäude (Parlament), Rathaus, Votivkirche, Universität, Burgtheater

nisterpräsidenten der Monarchie ernannt hatte, der berühmte Völkerrechtslehrer Prof. Heinrich Lammasch, unternahm einen Versuch, diesen letzten Rest Österreichs für das Haus Habsburg zu retten. In seiner Eigenschaft als Ministerpräsident des nicht mehr bestehenden Gesamtstaats forderte er, dem kaiserlichen Edikt entsprechend, die Vertreter der deutschen Provinzen Österreichs auf, zusammenzutreten und ihren nationalen Teilstaat zu bilden. In dem Aufruf kamen die Worte «konstitutionelle Monarchie» vor. Das Wort «Republik» war noch nicht gefallen, als das Rumpfparlament zusammentrat, das über das Schicksal Deutschösterreichs Beschlüsse fassen sollte. Diese Versammlung bestand aus den nach dem Abfall der Nichtdeutschen übrig gebliebenen Abgeordneten, meistens Mitglieder der christlich-sozialen, der grossdeutschen und der sozialdemokratischen Partei. Die beiden bürgerlichen Parteien hatten die Kriegspolitik der kaiserlichen Regierung bis zum Schluss mitgemacht; den Sozialdemokraten hatten sie bisher nur die äusserste Gehässigkeit erwiesen. Jetzt, da die zwölfte Stunde vorbei war, zitterten alle bürgerlichen Kreise Österreichs vor der bolschewikischen Revolution, die bevorzustehen schien. Die Sozialdemokraten schienen ihnen im Vergleich zu den Kommunisten wahre Engel zu sein; obwohl die sozialdemokratische Partei auch

in der konstituierenden Nationalversammlung nur eine Minorität bildete, war Viktor Adler im Augenblick allmächtig in Deutschösterreich.

Die erste Hälfte des Novembers 1918 sieht in meiner Erinnerung phantastisch aus, wie eine Übergangsstelle im Kino, wenn ein Bild verblasst und dahinter ein neues zum Vorschein zu kommen beginnt. Während dieses «fading out» der Monarchie existierten seltsame Widersprüche. Zum Beispiel gab es keinen Krieg mehr, wohl aber noch das Kriegspressequartier. Es bestand im Wesentlichen darin, dass am Mittag und zu Abend noch die gewohnte Menage der Offiziere und Kriegsberichterstatter stattfand, und zwar im «Kursalon», einem vornehmen Restaurant im Wiener Stadtpark. Die Stadt hungerte, aber das Kriegspressequartier hatte noch gut und reichlich zu essen, und da niemand daran gedacht hatte, es aufzulösen, existierte es ruhig weiter, nur der Menage wegen. Noch wurden die äusseren Formen einer Offiziersmesse eingehalten; man erhob sich, wenn der Kommandant eintrat, man trug die Uniformen – aber manche von den Tischgenossen hatten schon revolutionäre Kokarden statt der kaiserlichen angesteckt. Wer als Sozialist oder als Kriegsgegner bekannt war, der stand plötzlich an dieser Tafelrunde hoch in Ehren, mein alter Kamerad Hugo Schulz von der «Arbeiterzeitung» konnte sich der Liebe und Aufmerksamkeit des Kommandanten Eisner-Bubna gar nicht erwehren; er musste bei Tisch neben ihm auf dem Ehrenplatz sitzen, und eines Tages, als eben eine Gesprächspause eingetreten war, hörte ich auf einmal die schneidige Kommandostimme des Obersten die erstaunlichen Worte sagen: «Ja, mein lieber Schulz, der Moloch des Militarismus-», mehr verstand ich nicht, aber ich hatte schon verstanden, dass das alte Österreich zugrunde gegangen war.

Auf den Strassen wimmelte es von Uniformen, aber kein Militärpolizist, kein Offizier des Platzkommandos kontrollierte die Heimkehrer aus dem Feld mehr wegen ihrer «Adjustierung». Die meisten Soldaten hatten schon die kaiserlichen Abzeichen von ihren Mützen entfernt; einige trugen die neue rotweissrote Kokarde des entstehenden Staates Deutsch-Österreich, andere die schwarzrotgoldene, sehr viele die rote der Revolution. Auf der Strasse wurden Offiziere, die ihre kaiserlichen Kokarden nicht ablegen wollten, von meuternden Soldaten gewalttätig angegriffen. Als mein Freund, der Romanschriftsteller Leo Perutz, das hörte, bat er seine Frau, ihm seine goldene und schwarze Kokarde mit dem kaiserlichen K darauf extra fest anzunähen, und ging dann rings um die Ringstrasse spazieren. Hundertmal versuchte jemand, diesem merkwürdig aussehenden Leutnant die Kokarde abzureissen. Obwohl invalide geschossen, verstand er doch, sich seiner Haut zu wehren. Schliesslich kam er mit zeretzter Uniform nach Hause; die Kokarde hing noch mit einem Faden an der Mütze. Er riss sie verächtlich ab, denn im Grunde war er revolutionär gesonnen; er hatte sich nur von niemandem zwingen lassen, diese oder jene Kokarde zu tragen. Ich habe dann diesen temperamentvollen Freund in den kommenden wilden Zeiten noch öfters die Kokarde wechseln gesehen, aber es geschah immer, um die Farben der schwächeren und verfolgten

Partei anzulegen; jede unterliegende Sache besass von vornherein die Sympathien dieses echten Romantikers.

Ein anderer meiner alten Bekannten, der Schriftsteller Egon Erwin Kisch, legte damals seine Offizierskokarde und seine beiden goldenen Oberleutnantsterne auf jeder Seite des Uniformkragens öffentlich ab, während einer Rede, die er einer um das Deutschmeisterdenkmal zusammengerotteten Gruppe von Soldaten hielt. Er kam von diesem revolutionären Akt direkt ins Café Central in der Herrengasse und erzählte den dort, wie immer, versammelten Literaten, wie ihn beim Anblick der armen, halb verhungerten, invaliden und elenden Soldatenmenge eine grosse Wut überkommen habe; deswegen habe er die Abzeichen seines Offiziersstandes vom Kragen gerissen und unter die Soldaten geworfen. Diese symbolische Tat erregte bei den damals sehr revolutionär gesonnenen Insassen des «Central» viel Enthusiasmus, obwohl ich mir nicht verhehlen konnte, dass niemand, in welchem gerechten Zorn immer, vier solide an einem Rockkragen angenähte Uniformsterne abreißen kann, wenn er sie nicht vorher in aller Stille gelockert hat.

Indessen, niemand bezweifelte Kischs revolutionäre Ehrlichkeit. Er war es, der den auf den Strassen ziellos umherziehenden Soldatengruppen riet, sich zusammenzutun und eine «Rote Garde» zu bilden. Ein paar Tage war er der Kommandant dieser bolschewikisch eingestellten Kampftruppe, und er ist seit damals immer ein erklärter Kommunist geblieben. Ich könnte einige andere Wiener Literaten (darunter einen von Weltruf) nennen, die sich damals viel revolutionärer gebärdeten als Kisch, die im Café und auf der Strasse etwa zur Enteignung des Bankkapitals aufriefen und die ich bald darauf als brave Anhänger des klerikal-faschistischen Ständestaats des Herrn Schuschnigg gekannt habe.

An einem Revolutionstage kam, als ich im Kaffeehaus sass, eine Deputation eben dieser seltsamen Radikalen an meinen Tisch und teilte mir mit, man beabsichtige, die Redaktion der «Neuen Freien Presse» zu besetzen und dieses Hauptorgan der kapitalistischen Reaktion in eine sozialistische Zeitung zu verwandeln. Mir war die Ehre zugedacht, der Chefredakteur der von der Revolution eroberten «Neuen Freien Presse» zu werden. Ich sah mir die Aufgeregten, die auf mich einredeten, ein wenig an und fragte sie dann, wie man sich das Besetzen eigentlich vorstelle. «Ach, das ist ganz einfach», sagte jemand, den ich jetzt nicht nennen will, weil er sich des jugendlichen Exzesses schämen würde, «man hält den erstbesten Trupp Soldaten auf der Strasse an und fordert sie auf, das Zeitungsgebäude zu überfallen.»

Ich antwortete: «Meine Herren, bitte, unternehmen Sie das Besetzen zuerst, aber persönlich, ohne irgendwelche Soldaten, und dann kommen Sie wieder, um mich zu fragen, ob ich Chefredakteur werden will.»

Ich bin nie Chefredakteur der «Neuen Freien Presse» geworden, aber sie wurde tatsächlich einige Tage später von einer Abteilung roter Soldaten besetzt, die Egon Erwin Kisch anführte. Die eingedrungenen Kommunisten gaben, bevor sie wieder verjagt

wurden, eine einzige Nummer der «Neuen Freien Presse» heraus. Ich las sie mit Neugierde, denn ich hoffte, eine grosse Abrechnung mit der schuldbeladenen «liberalen» Presse Wiens zu finden, deren Gegner ich immer gewesen war. Aber in der Revolutionsnummer der «Presse» standen lauter radikale Parteiphrasen.

An dem Tag, an dem das Rumpfparlament zusammentrat, um den neuen Staat Deutschösterreich zu begründen, ging ich wie immer ins Café Central. Es lag dem niederösterreichischen Ständehaus gerade gegenüber, in dem die Sitzung des Parlaments stattfinden sollte. Die enorm hohe Caféhaushalle war an diesem Tag überfüllt; an allen Tischen sassen aufgeregte Literaten und politisierten. Plötzlich sprang ein junger Bohemien, Anton Kuh, auf einen der Marmortische und begann, mit fliegender Stirnlocke und rollenden Augen etwas zu verlesen, was offenbar ein politisches Manifest war. Ich trat in den Kreis der Zuhörer und verstand den leidenschaftlich ausgebrachten Hochruf: «Hoch Palatschinken!» Anton Kuh aus Prag hatte sich die Stunde, in der über das Schicksal Österreichs entschieden wurde, dazu ausgesucht, eine zweifellos höchst geistreiche Satire öffentlich vorzutragen. Er behauptete, es sei ganz gleichgültig, was man in solchen aufgeregten Zeiten leben lasse, die Menge werde immer mitbrüllen. So sei denn sein Ruf: «Hoch Palatschinken!»

Gerade in diesem Augenblick entstand draussen auf der Strasse eine Bewegung; der Präsident der konstituierenden Nationalversammlung war auf den Balkon des Ständehauses getreten, um den neuen Staat öffentlich zu proklamieren. Ich trat hinaus vor die Tür des Kaffeehauses. Neben mir stand Hansel K., mein Kamerad aus dem Kriegspressequartier. Er war ein überzeugter Monarchist, hatte aber die Kriegspolitik der Militärpartei nie gebilligt. Jetzt hörte er, neben mir stehend, die Proklamation eines neuen Österreich an, in der von den Habsburgern nicht mehr die Rede war, wenn auch die Vokabel Republik nicht in ihr vorkam. Er sagte, sehr betrübt: «Nun gut – mögen die Habsburger auf einige Zeit in die Verbannung gehen. Sie werden etwas dazu gelernt haben, wenn sie einst zurückkehren.»

Ich sagte: «Nein, Hansel, die österreichische Monarchie, die in diesem Augenblick zerbricht, war nicht ein Gefäss, das man beim Drahtanbinder wieder flicken lässt. Sie war wie eines jener Bologneser Fläschchen, die rettungslos in Atome zerstäuben, wenn man die Spitze abbricht. Hier endet das Habsburgische Reich.»

Und ich rief, ich glaube, als erster: Es lebe die Republik!» Der Ruf wurde von den Umstehenden aufgenommen.

Von diesem Augenblick an bewegten sich die Ereignisse rapid. Gleich in den nächsten Tagen wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, deren Seele Viktor Adler war; er nahm das schwerste Amt, das Staatssekretariat des Äusseren, an. Ich war entsetzt, denn ich wusste, dass Adler, schwer herzkrank wie er war, erst vor Kurzem aus Bad Nauheim zurückgekehrt war und dass die Ärzte ihm jede Aufregung streng verboten hatten. Er berief mich gerade in diesen Tagen zu sich, um mit mir über eine Angelegenheit seines Sohnes Karl zu reden.

Als ich in sein Arbeitszimmer in der Blümelgasse trat, stand er neben seinem grossen Schreibtisch. Die rechte Hand hatte er auf sein schwer arbeitendes Herz gepresst, in der linken hielt er die unvermeidliche Virginiazigarre; auch jetzt konnte man ihn nicht verhindern, eine solche schwarze «Giftnudel» nach der anderen zu rauchen. Ich erschrak über sein Aussehen, über seinen pfeifenden Atem. Ich sagte, vorwurfsvoll: «Herr Doktor, Sie haben mir vor ein paar Tagen gesagt, die Nauheimer Ärzte hätten Sie für einige Zeit ‚prolongiert‘. Und nun übernehmen Sie eine so furchtbar schwere Aufgabe!»

Er sah mich mit seinem spöttischen Blick an: «Haben Sie noch nie etwas davon gehört, dass jemand sich fürs Vaterland opfert?» Er sagte es wie einen sarkastischen Witz. Aber er starb am nächsten Tag, und wenn jemand seinen Idealen sein Leben zum Opfer hingeworfen hat, dann war es dieser ewige Spötter.

An dem Tag, als Viktor Adler starb, herrschte in Wien grosse revolutionäre Unruhe. Während die Truppen in den Wiener Kasernen zum grössten Teil die rotweissrote Kokarde des neuen Staates angesteckt hatten, wünschte die Rote Garde die Ausrufung einer kommunistischen Republik und trug rote Abzeichen an den Mützen. Egon Erwin Kisch überfiel plötzlich mit einer Abteilung der Roten Garde das noch immer von einem kaiserlichen Obersten geleitete Platzkommando hinter der Universität und besetzte es «im Namen des revolutionären Proletariats». Kisch hat mir nachher ergötzlich erzählt, wie der alte Kommissknopf von Platzkommandanten ihn zuerst ganz wild anbrüllte, mit Verhaftung und Kriegsgericht drohte, dann es sich plötzlich überlegte, zurückkam und mit zitternder Stimme sagte: «Hast Du schon gehört, Genosse Kisch, unser Dr. Adler ist gestorben...» Der Mann hatte sich auf dem Weg bis zur Tür in einen Sozialisten verwandelt. Es geschahen an diesem Tag mehr solche Wunder in Österreich. Es war erstaunlich, wieviele von meinen reaktionärsten Bekannten ihr demokratisches, ja ihr sozialistisches Herz entdeckten. Am 12. November, an dem die provisorische Nationalversammlung im Parlamentsgebäude zusammentreten sollte, um die provisorische republikanische Verfassung zu verkünden, gab es in Wien, mindestens an der Oberfläche, nur Republikaner.

Der wichtige Staatsakt sollte so vollzogen werden, dass die Nationalversammlung zuerst im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses beschlossen werden sollte; dann sollte das Präsidium des Hauses auf die Rampe heraustreten und dem auf der Ringstrasse versammelten Volk von Wien offiziell von dem Beschluss Mitteilung machen. Im gleichen Augenblick sollte auf den beiden riesigen Flaggenmasten vor dem Parlament die rotweissrote republikanische Flagge gehisst werden, oder vielmehr die älteste Fahne Österreichs, denn schon der kreuzfahrende Babenberger Herzog, dem vor den Wällen Akkons der Waffenrock bis auf den von der Feldbinde geschützten weissen Streifen blutrot gefärbt worden war, hatte für sein Land die Farben Rotweissrot gewählt; an diese ehrwürdige historische Reminiszenz knüpfte die Republik Deutschös-

terreich jetzt an. Dem Akt der Flaggenhissung sollten viele sozialdemokratische Arbeitervereine beiwohnen, Abordnungen der Garnisonen sollten auf der Ringstrasse Spalier bilden. Ich weiss nicht, welches politische Genie auf die gute Idee verfallen war, den Ordnungsdienst zwischen dem Parlament und dem Burgtheater gerade der Roten Garde anzuvertrauen; vermutlich dachte man, sie würde, wenn sie diesen Ehrenposten erhielte, sich musterhaft benehmen.

Natürlich war die ganze Wiener Presse an diesem Tag auf den Beinen. Der Chefredakteur der «Zeit» rief mich zu Hause an und bat mich, der Ausrufung der Verfassung beizuwohnen. Ausserdem gab er mir, der ich damals auch einen Teil der Theaterkritik versah, den Auftrag, am Abend des historischen Tages ins Burgtheater zu gehen. Es war dort – da das bisherige Hoftheater der Habsburger keineswegs von republikanischem Geist erfüllt war – nicht etwa der «Wilhelm Tell» oder sonst ein revolutionäres Stück angesetzt, sondern ein Lustspiel von Oscar Wilde in neuer Besetzung. Über die Vorzüge oder Fehler dieser neuen Besetzung sollte ich schreiben, vorher aber über meine Eindrücke bei der Feier im Parlament berichten.

Die Sitzung der provisorischen Nationalversammlung war natürlich nur eine Formalität. Die Verfassung der Republik Deutschösterreich wurde ohne viel Debatte einstimmig angenommen; auch unter den bürgerlichen Abgeordneten, die noch vor ein paar Tagen für die konstitutionelle Monarchie gewesen waren, erhob sich keine Stimme für die Habsburger. Der Präsident der Nationalversammlung, Karl Seitz, trat sodann mit den anderen Mitgliedern des Präsidiums und der Regierung auf die Parlamentsrampe hinaus.

Das Wiener Parlament ist ein Gebäude im Stil eines hellenischen Tempels. Eine breite Rampe führt bis zur Höhe des ersten Stockwerks empor, wo eine Reihe von Säulen das gewaltige metallene Tor des Hauses flankiert. Ein Giebelfries in griechischer Manier stellt den zwischen allegorischen Figuren thronenden Kaiser Franz Josef vor; eine mächtige Statue der Pallas Athene und bronzene Rossebändiger mit ihren Pferden stehen vor dem Parlament auf der Ringstrasse. Lange schon hatte der Wiener Witz bemängelt, dass die Göttin der Weisheit vor dem Tor des österreichischen Parlaments stand und dass die Rossebändiger versuchten, ihre Rosse ohne Zügel zu bändigen. Heute bekamen diese Symbole einen neuen Sinn.

Wir Journalisten waren natürlich zugleich mit dem Präsidium auf die Parlamentsrampe hinausgetreten. Ich stand dicht neben dem Präsidenten Seitz, als er die neue Verfassung vorlas. Gleich der zweite Paragraph der Verfassung erklärte die neue Republik, deren offizieller Name «Deutschösterreich» sein sollte, für einen Bestandteil des Deutschen Reichs, das seit drei Tagen ebenfalls eine demokratische Republik war. Die übrigen Bestimmungen der Verfassung Überflossen von dem schönsten demokratischen und sozialen Geist, aber das, was die vor dem Haus aufgestellte Rote Garde und ein Teil der Arbeiterschaft zu hören erwartet hatte, ein Bekenntnis zur bolschewi-

kischen Staatsform, hatte diese zu zwei Dritteln aus Bürgerlichen bestehende Nationalversammlung keineswegs beschlossen.

Noch während der Präsident das Dokument verlas, stiegen von der Strasse die ersten protestierenden Rufe zu uns herauf, die wir zwischen der Rampe und dem Tor auf der Plattform standen.

Unten auf der breiten Ringstrasse war alles schwarz vor Menschen. Ein Kordon von Soldaten der Roten Garde war unmittelbar vor dem Parlament aufgestellt; unter den Offizieren der Roten Garde konnte ich Egon Erwin Kisch erkennen.

Schon während der Proklamation der Verfassung war es unten auf der Strasse unruhig geworden; kommunistische Rufe unterbrachen den Präsidenten Seitz: «Es lebe die soziale Republik! Keine Kompromisse mit den Schwarzen! Nieder mit der Bourgeoisie!» – Dann kam der Augenblick, in dem die rotweissroten Fahnen hochgezogen werden sollten. Es entstand ein kurzes Getümmel – und dann stieg an den beiden Flaggenmasten je eine zerrissene, verstümmelte Flagge hoch. Irgendjemand hatte den weissen Streifen aus beiden Flaggen herausgeschnitten; ein unordentlicher roter Lappen stieg durch die Luft bis zur Spitze der hohen Stange, die noch mit dem Doppeladler der Habsburger gekrönt war. Wenn es je eine üble Vorbedeutung für einen Staat gegeben hat, hier war sie.

Die ersten Vorzeichen des kommenden Sturmes hatten die auf der Rampe erschienenen Parlamentarier sogleich ins Innere des Gebäudes zurückgeschreckt. Ich hätte ihnen folgen sollen, aber meine professionelle Neugierde hielt mich zu lange zurück. Als auch ich mich in Sicherheit bringen wollte, war das enorme metallene Tor geschlossen. In diesem Augenblick schrie unten auf der Strasse jemand: «Man schießt aus dem Parlament aufs Volk!» – und schon sah ich zu meinem Entsetzen, wie die Rote Garde die Gewehre hochriss und eine Salve auf die Parlamentsterrasse abgab, auf der ich mit meinem Freund Hansel stand. Die Hölle schien losgebrochen; unten auf der Ringstrasse entstand ein tolles Getümmel; die Soldaten stürmten die Rampe empor; Geschrei und Lärm von Schüssen erfüllten die Luft.

Die Rampe hinunterzugehen wäre ganz unmöglich gewesen; das Tor hinter mir war geschlossen. Hansel K., geistesgegenwärtiger als ich, sah einen Ausweg aus der verzweifelten Situation: Dort, wo seitlich die Rampe aufhörte, lief in der Höhe des ersten Stockwerks ein breiter Sims unter einer Reihe von Fenstern an der Wand des Parlamentsgebäudes entlang; es war möglich, von einem dieser Fensterbretter zum anderen zu turnen. Schon liefen wir, Hansel und ich, wie Fassadeneinbrecher quer über die Wand, gegen die die Kugeln prasselten. Wir beide hatten als Kriegsberichterstatter oft genug durch Gewehrfeuer laufen müssen, aber eine so gefährliche Situation hatten wir im Krieg doch kaum erlebt.

Die Aussenwand des Parlaments, über die wir in schwindeliger Höhe hinwegturnten, war am nächsten Tag mit Kugelspuren besät wie ein Gesicht mit Blättern.

Das erste, zweite, dritte Fenster, unter denen wir vorbeiliefen, war fest geschlossen und konnte von aussen nicht geöffnet werden. Wir erreichten, durch ein Wunder noch lebend, das vierte Fenster. Es stand halb offen. Wir krochen mit grosser Anstrengung hinein und fanden uns auf einem Korridor des Parlamentsgebäudes dem Chefredakteur einer Wiener Zeitung gegenüber, der bei unserem Anblick hysterisch zu kreischen begann. Er glaubte, die Bolschewiken kämen durchs Fenster, um ihn zu erschlagen.

Die Belagerung des Parlaments durch die Rote Garde dauerte mehrere Stunden. Sie bestand darin, dass fortwährend Gewehrsalven gegen das Tor und die Fassade des Hauses abgefeuert wurden. Die Kommunisten behaupteten, das Feuer sei von innen erwidert worden; es war nicht wahr, innen gab es keine gefährlichere Waffe als einen Regenschirm. Übrigens war, vom militärischen Standpunkt gesehen, auch der Angriff von aussen nicht viel mehr als ein blosses Brüllen und Herumknallen. Da das Tor zum Teil aus durchbrochenem Gitterwerk bestand, fegten die Kugeln innen durch die grosse, marmorne Wandelhalle, und ein Journalist, der sie unvorsichtigerweise querte, bekam einen Schuss ins Auge. Sonst floss bei der ganzen leidigen Affäre kein Blut, nur dass draussen auf der Ringstrasse während der unter den Massen entstandenen Panik ein unglückliches vierjähriges Kind zu Tode getrampelt wurde. Wenn die Rote Garde den Plan gehabt hatte, sich des Parlaments zu bemächtigen, ging sie recht ungeschickt zu Werk. Ein Schuss ins Schlüsselloch hätte das Tor öffnen können. Nicht einmal die Telefonleitung, die es den im Hause zernierten Ministern gestattete, Hilfe herbeizurufen, wurde gleich gestört. Wir Journalisten stürmten, nachdem der erste Schreck vorbei war, die Telefonzellen und riefen unsere Redaktionen an. Dabei passierte es dem Korrespondenten der «Vossischen Zeitung» in Berlin, Karl Lahm, dass er, um seine Telefonverbindung nicht zu verlieren, immer nur den Kopf aus der Zelle steckte und dann nach Berlin berichtete, was er sah oder zu sehen glaubte. In einem Augenblick besonderer Verwirrung rief er ins Telefon: «Eben dringen die Aufständischen ins Haus ein.» Er hatte falsch gesehen – aber da in diesem Augenblick endlich doch die Verbindung abbrach, brachte am nächsten Tag die «Vossische Zeitung» eine bewegte Schilderung des Eindringens der Bolschewiken ins Wiener Parlament.

Unterdessen waren draussen regierungstreue Bataillone aufmarschiert und hatten die Rote Garde umstellt. Diese hörte mit der Schiesserei auf, und ein stundenlanges Verhandeln begann. Es wurde spät – und ich dachte auf einmal daran, dass ich versprochen hatte, zu der Vorstellung ins Burgtheater zu gehen. Journalisten sind sonderbare Wesen; auch wenn die Welt zugrunde geht, müssen sie einen übernommenen Auftrag ausführen. Da das grosse Tor noch geschlossen war, versuchte ich es mit einem mir bekannten Hintertürchen. Es war von einem bewaffneten Posten der Roten Garde bewacht. Da aber dieser grimme Revolutionär ein Wiener war, sah er ohne Weiteres ein, dass ich zur Burgtheaterpremiere musste. Ich überquerte mit einiger Schwierig-

keit die hinter dem Parlament liegende, von Truppen erfüllte Strasse, fand am Anfang der Josefstadt ein Taxi und dirigierte es zum Burgtheater, das zwar dem Parlament quer gegenüber liegt, aber nur auf unendlichen Umwegen um die ganze innere Stadt herum erreicht werden konnte.

Unterwegs beschimpfte ich mich, weil ich es für möglich hielt, dass an einem solchen Tage und gegenüber dem belagerten Parlament im Burgtheater die Vorstellung stattfinden könnte. Aber siehe da, als ich beim Theater ankam, fand ich es zwar von einem Truppenkordon umstellt, aber sonst in vollem Betrieb. Ich kam zu spät; es war eben die grosse Pause, als ich das Foyer betrat. Mein Winterrock war noch ganz schmutzig von meiner abenteuerlichen Klettertour über die Parlamentsfassade. So fiel ich beim Eintreten den Damen und Herren auf, die in Abendkleidung erschienen waren, ohne sich durch ein bisschen Revolution in ihrem Theatervergnügen stören zu lassen.

Als ich ziemlich melodramatisch ins Foyer eindrang, wurde ich wie ein Gespenst angestarrt. Mein Kollege Felix Salten, der Kritiker der «Neuen Freien Presse», stürzte sich auf mich. Ich berichtete, was ich wusste, ein Kreis von Neugierigen umringte mich. Während ich noch erzählte, erscholl das Klingelzeichen, und der dritte Akt begann.

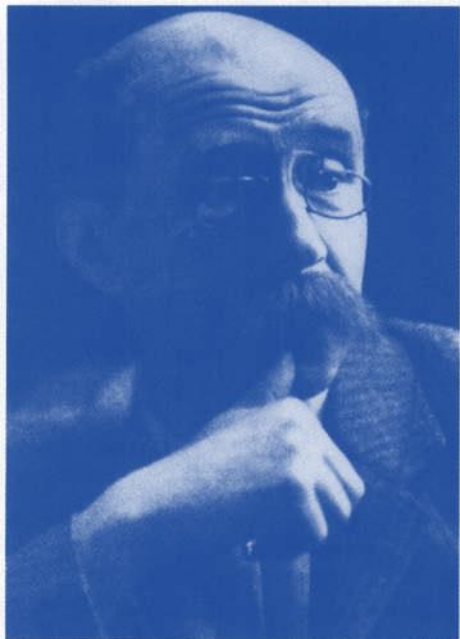
Man gab Oscar Wildes Stück «The Importance of Being Earnest». Die Wiener versuchten, die Bedeutung des Ernstes zu begreifen, aber so rasch ging das nicht in Wien.

Dass Bermann das Kriegsende als eine historische Zäsur sensibel registrierte, geht aus seinem Nachruf für Peter Altenberg hervor, der zugleich ein Nachruf auf die verfeinerte Kultur des alten Österreich wurde²:

Peter Altenberg

Den Dichter Peter Altenberg konnte man erst richtig verstehen, als das alte Österreich und eine Welt unterging, in der das alte Österreich möglich gewesen war.

Wenn glanzvolle Kulturen alt und müde werden, dann treten solche Künstlermenschen auf, deren Kraft nur noch äusserste Verfeinerung ist, denen nicht grosses episches Gestalten gegeben ward, nur unendliche Zartheit, die Meister des Mosaikstils, des Epigramms. Ein solcher, man könnte sagen byzantinischer Künstler der Verfallszeit, war unter Altenbergs Zeitgenossen und Landsleuten noch der grosse Maler Gustav Klimt. Er und Peter Altenberg werden, wenn sehr viel «gutbürgerliche» Amüsierkunst vergessen sein wird – diese Maler für den Wohnungsschmuck Gutsituierter, diese Dichter für das Verdauungsbehagen Gutgefütterter –, vielleicht allein von allen Vertretern der untergehenden österreichischen Kultur der Nachwelt im Gedächtnis bleiben, weil sie, ob auch seltsam, widerspruchsvoll und verwickelt, doch wahr und aufrichtig geblieben sind.



Peter Altenberg

Wahr? Aufrichtig? Ganz Wien hat die schnurrigen Posen Peter Altenbergs gekannt. Wer nie eine Zeile von ihm gelesen hat (und dieser grösste österreichische Dichter seiner Zeit ist viel zu wenig gelesen worden), der kannte ihn doch von Angesicht, hatte ihn sonderbar geneigt über den Graben gehen oder im Kaffeehause sitzen gesehen, mit seiner grossen Glatze, dem schlaff herabhängenden Schnurrbart, dem sonderbaren Rock aus weichem Weiberstoff, dem Ledergürtel, den karierten Hosen, den Holzsandalen. Die Buben liefen ihm auf der Gasse nach, die Erwachsenen machten faule oder geistvolle Witze. Und das Kostüm, die Pose, wechselte mit den Jahren, plötzlich gab es wieder irgendeine närrische Einzelheit, etwa ein blitzblankes kleines Pfeiferi, das an einer grünen Schnur über den Rock baumelte. Und in den Kabarets unterhielt man ein spiessiges Publikum, indem man immer neue drollige und doch tief sinnige Altenberg-Anekdoten vortrug; zum Teil waren sie sogar wahr. Dieser Mensch lebte in den Kaffeehäusern, sass in jedem Augenblick gleichsam hinter durchsichtigen Spiegelscheiben, auf einer Bühne, auf der er den Narren spielte. Einmal sprach man davon, dass er mit Halsbändern aus Glasperlen hausieren ging, dann wieder erfand er neue unfehlbare Gesundheitssysteme, pries eine Art das Fleisch zu hacken an oder ein Abführmittel; man schenkte ihm an Kaffeehaustischen Banknoten oder in Nachtlokalen

Champagner; er scheute sich nicht, auf eine naive und darum würdige Art öffentlich zu betteln. In einer Welt, die Künstler hungern lässt, war es sein Recht. Veranstaltete irgendein Klatschblatt eine idiotische Umfrage, immer begann die Reihe der Antworten mit einem oft recht schrullenhaften Ausspruch Altenbergs; da sein Name mit A anfang, war er immer der erste. Er lebte auf offenem Markt, benahm sich immer auffällig und sonderbar. Aber diese an Narretei grenzende Exzentrizität war niemals verlogen. Der Mann fiel auf, weil er in einer materialistisch in Schablonen gepressten Menschheit ein Individueller war. Es lag gewiss auch etwas Gewolltes, es lag bewusste Stilisierung in dem farbengrell zur Schau getragenen Sonderlingswesen. Aber das war eben das Besondere an Peter Altenberg; er arbeitete an seinem Leben wie an einem Kunstwerk. Das grosse epische Gestalten, das ihm sonst nicht gelang, hier wurde es vollbracht. Eine grosse, rührende, eindringliche, unvergessliche Romanfigur hat er, der sonst nur die kürzesten Skizzen vollendete, doch geschaffen, einen Roman in sechzig Jahren, den grossen Wiener Dichter Peter Altenberg.

Der Vergleich mit einer anderen grotesken und für immer verehrungswürdigen Gestalt drängt sich auf, mit dem athenischen Weisen Sokrates. Auch er war das, was der Pöbel einen Narren, der überlegen Wohlmeinende einen Sonderling nennt. Auch seine wertvollsten Werke waren die zahllosen Anekdoten, die man über ihn erzählte. Auch ihn verachteten die Mastbürger, griffen die Reaktionäre an. Auch ihn verehrte eine edle Jugend als ihren Lehrer und Meister, als einen ganz grossen, tiefen, guten beispielgebenden Menschen. Von Sokrates ist uns nicht eine geschriebene Zeile überliefert worden, dieser Dichter hat nichts gedichtet als sich selbst, seine Gestalt kam auf die Nachwelt in der witzigen Karikatur, die Aristophanes in den «Wolken» gezeichnet hat, und in den Berichten seiner Freunde und Schüler, des Platon und Xenophon. Wäre Athen Wien gewesen, sie hätten mit Sokrates im Kaffeehaus verkehrt.

Wie Peter Altenberg eigentlich war, was er bedeutete, das wird man erst ganz wissen, wenn einer kommt und sein «Gastmahl» schreibt und seine «Apologie», eine grosse dichterische und philosophische Darlegung dieses Künstlerlebens. Aber zum Unterschied von Sokrates hat Peter Altenberg jenes Dutzend wunderbarer Bücher hinterlassen, von «Wie ich es sehe» zu «Vita ipsa». Es sind dicke Sammlungen ganz kurzer Prosaskizzen, winziger Monologe, oder Zwiegespräche mit einem Freunde, einem Kind, einer geliebten Frau, irgendeinem Menschenwesen. In mancher dieser Skizzen steckt der destillierte Extrakt aus einem grossen Drama, aus einem sechsbändigen Roman, manche ist einfach ein lyrisches Gedicht von hoher rhythmischer und sprachlicher Schönheit. Andere Dichter hätten den Inhalt der ersten zwanzig Seiten eines solchen Bandes zu wortreichen gesammelten Werken ausgewalkt. Altenberg hasste jedes überflüssige Wort; seine Kürze war ausführlich genug. In diesen Büchern ist die ganze Weisheit eines gütigen und abgeklärten Menschen enthalten, der dem Leben als passi-

ver, aber kritischer Beobachter zusieht, eines grossen Künstlers, der die schöne Welt in allen ihren Erscheinungen geniesst, eines Liebenden, der die Frauen anbetet, eines Menschenfreundes, der Kinder und schlichte Leute richtig versteht. Ein feiner Humor, edelste Geistesbildung tritt auf jeder Seite zu Tage. Vor einer kleinen Blume gerät dieser echte Dichter in Verückung; ein schüchternes Kind weiss er mit zwei Worten zu malen, dass man es küssen möchte; ein abgearbeitetes Dienstmädchen adelt er durch die tiefe Achtung, mit der er seine Seele sucht. Nie sind die Armen, die Mädchen aus dem Volk noch so gütig verstanden worden. Das letzte Buch Altenbergs handelt fast ausschliesslich von armen Dienstmägden. Dieser Mann, dem reiche Leute Geld gaben, um ihn als ihren Wurstel behandeln zu dürfen, war ein Dichter mit einer starken sozialen Note; das arbeitende Volk hat allen Grund, ihn zu verehren.

Seine weisen Bücher wie sein närrisches Leben sind der Ausdruck einer grossen Sehnsucht. In einer entarteten Welt wollte er das Schöne, Natürliche und Gesunde. Und er lebte in einem schrecklichen grossen Steinhaufen von Stadt, in perversen und vergifteten Zuständen. Ob er unter seine nackten Füsse Sandalen band oder ob er seltsame Gesundheitslehren niederschrieb, immer bewegte ihn diese sehnsüchtige Liebe zu einer besseren Weltordnung, die um ihn nicht war. Er war hilflos und schwach, er führte eine zerrüttete Bettlerexistenz am Tische der Reichen, er erlag fortwährend bösen Versuchungen, dem Alkohol, später noch gefährlicheren Reizmitteln. Aber er protestierte in seinen Büchern gegen eine Welt, die Schwache zu Fall bringt. Das herrliche Werk vom Semmering, das er geschrieben hat, zeigt am besten, wie tief er ein freies Leben in der sonnigen Natur wünschte. Aber er war und blieb ein Sklave des Asphalts. Der Dichter des Gesundheitsbuches «Prodromos» ging elend an Giften zugrunde, die er getrunken hatte. Auch diesem Sokrates hat eine verderbte Gesellschaft den Schierlingsbecher gereicht.

Richard A. Bermann

In: Arbeiterzeitung, Nr 9 (10.1.1919), S. 2-3

Im April 1919 klagte Bermann, es sei «seit sechzig Jahren zum ersten Male Frühling geworden ohne Peter Altenberg» und überraschte die Leser mit einem – freilich nicht gar so ernst gemeinten – Vorschlag:

Der unvermutete Ausgang des Krieges hat uns von der Denkmälerplage befreit, die sonst über uns hereingebrochen wäre. Seien wir froh. Aber wollen wir statt der hundert Habsburger- und Hötzendorf-Denkmäler, die man uns sonst beschert hätte, nicht zwei, nur zwei in Wien errichten?

Eines dem Gründer unserer Republik, dem grossen Freund der kleinen Leute, Viktor Adler.

Eines im Volksgarten, dem Dichter P. A.

Am Rande des Kinderspielplatzes müsste es stehen, sehr bescheiden, in einer Ecke, und mit sehnenen Augen hinüberblicken.

Und die Kleinen aus der Taferlklasse, die eben das Alphabet lernen, müssten die Lettern am Sockel buchstabieren:

E-R, Er, H-A-T, hat...

«Er hat euch sehr geliebt!»³

Bermann hat Peter Altenberg dann noch viele (literarische) Denkmäler⁴ errichtet, aber dieser Denkmals-Vorschlag für Viktor Adler und Peter Altenberg aus dem Jahre 1919 ist besonders charakteristisch nicht nur für sein Zeitbewusstsein, sondern für sein gesamtes politisches und kulturelles Denken.

Bermann richtete seinen Blick jedoch nicht nur zurück. Um die Jahreswende 1918/19 nahm er zu wichtigen politischen Grundsatzfragen Stellung, und zwar im *Frieden*, denn die Tageszeitung *Die Zeit*, für die er während des Krieges gearbeitet hatte, war Ende 1918 in andere Hände übergegangen und hatte ihren linksliberalen Charakter verloren.⁵ *Der Friede* war für Bermann die Zeitschrift, die, nach seinen eigenen Worten, in «leidenschaftslosem Diskutieren und kühlem, sachlichen Erwägen aller politischen Fragen ihre Aufgabe erblickt»⁶. Am selben Tag wie sein Altenberg-Nachruf erschien hier sein Artikel «Der Bolschewismus als Gefahr und als Hoffnung», der sich mit der Attraktivität des Bolschewismus in Deutschland und Österreich auseinandersetzt⁷:

Der Bolschewismus als Gefahr und als Hoffnung

Die Faszination, die der Bolschewismus heute auf einen Teil der deutschen und auch der deutschösterreichischen Arbeiterschaft ausübt, ist leicht genug zu verstehen. Das furchtbare Elend, das der Krieg uns gebracht hat, musste den äussersten Radikalismus begünstigen. Der Satz des Kommunistischen Manifests, das Proletariat habe bei einem Umsturz nichts zu verlieren als seine Ketten, konnte um 1914 auf die deutsche Arbeiterschaft nur mehr recht bedingt angewendet werden; in den Kriegsjahren gewann dieses mächtige Argument wieder an Bedeutung. Clemenceaus Behauptung, nur besiegte Organismen seien gegen bolschewikische Ansteckung nicht immun, mag insofern wahr sein, als eine durch den Krieg und unerträgliche Friedensbedingungen völlig verelendete deutsche Arbeiterschaft unschwer tobsüchtig gemacht werden könnte. Je schwieriger die Bedingungen der Entente die Wiederaufrichtung der deutschen Wirtschaft, einer organischen Sozialpolitik und des allgemeinen Wohlstands erscheinen lassen, desto bedeutungsloser muss der ungeschulten Logik der Volksmassen jene Zerrüttung des Wirtschaftsorganismus vorkommen, die die nächste Folge bolschewi-

kischer Experimente ist. Ein geächtetes, vom Welthandel abgesperrtes, mit unsinnigen Kriegsentschädigungen belastetes Deutschland geriete allerdings in die starke Versuchung, Anlehnung, Bündnis, ein weites Wirtschaftsgebiet dort zu suchen, wo allein es noch zu finden wäre: jenseits der russischen Grenze. Ein bolschewikisches Deutschland ist heute die letzte Hoffnung Lenins und Radeks; hier können sie die industriellen Kräfte finden, die ihnen fehlen, hier einen Weg aus der Umschnürung, der Russland erliegt. Wehe, wenn morgen das bolschewikische Russland die einzige Hoffnung Deutschlands wäre! Ob eine trügerische Hoffnung, das kommt leider gar nicht in Betracht. Die grossen Massen sind nur zu leicht in Sackgassen zu treiben, wenn nur ihr Eingang offen ist. Die Zustände, die der Bolschewismus in Russland geschaffen hat, sind gewiss nicht verlockend; nun kommt es darauf an, was für Zustände der Anti-Bolschewismus der Entente dem deutschen Volk verheisst. Die Machthaber Russlands, die im Versprechen sehr gross sind, bieten ihre Hilfe gegen die Entente an. Das tiefe Friedensbedürfnis der Deutschen wäre heute der Entente gegen jeden Friedensstörer verbündet, wenn sie solches Bündnis anzunehmen bereit wäre, wenn sie einen wirklichen Frieden schliessen wollte. Tut sie es nicht, dann sind die Folgen unabsehbar. Dass man für die Freiheit und gegen tyrannische Unterdrückung blutig Krieg führen müsse, hat die Entente vier Jahre lang gepredigt. Dass sich die Völker der gegnerischen Staaten gegen ihre Beherrscher schliesslich auflehnen würden, hat sie sehr richtig angenommen. Es liegt furchtbar nahe, das Experiment fortzusetzen. Demagogische Halblogik kann leicht so argumentieren. Es könnte der Augenblick der Verzweiflung kommen, in dem der Bolschewismus auch Besonnenen weniger als eine äusserste Gefahr, denn als eine letzte Hoffnung erschiene. Denn dieser Wahnsinn hat doch wenigstens Methode; das bolschewikische Russland mag ein entsetzliches Leben führen, aber es lebt, es behauptet sich bisher der Entente gegenüber, ist von ihr unabhängig. Russland ist gross, und Lenin ist weit, die russischen Zustände kennt niemand genau, das Furchtbare, das von ihnen erzählt wird, kann als Verleumdung hingestellt werden – und je ratloser, je zerfahrenere das unglückliche deutsche Volk ist, desto mehr Aussichten hat die wilde Energie der russischen Propaganda. Denn das muss man den Bolschewiken lassen: auf die Agitation verstehen sie sich.

Der grosse Gegenstand: dass ein hingerichtetes Huhn keine Eier legt und eine zerstörte Industrie keine Arbeiter ernährt, ist den Massen nicht so überzeugend, wie man meinen sollte! Es wirkt da das Moment eines fast religiösen Irrationalismus gegen die nüchterne Vernunft. Die bolschewikische Propaganda betut den tief in der Volkseele liegenden idealistischen Optimismus aus: sie verheisst ein holdes Wunder, an das man nur zu gern glauben möchte. Sie malt die enteignete Fabrik, die zehnmal mehr und besseres produzieren wird; und dies gleich, morgen. Woher die Rohstoffe nehmen? Wir werden die exotischen Länder bolschewisieren.

Gerade weil die Abschaffung ungerechter Besitzvorrechte, unsozialer Ausbeutung, parasitischen Dronentums zum selbstverständlichen Glaubenssatz aller modern Ge-

sinnen geworden ist, ist es schwer, die richtigen Perspektiven zu wahren; dem hoffenden Auge scheinen Fernen nah, Klüfte eben, Felsen gangbar. Es hat viele eine Verzückung ergriffen, ein mystischer Fanatismus. Ein neuer Kinderkreuzzug in die Wüste scheint bevorzustehen.

Man darf diesen religiösen Einschlag nicht unterschätzen. Er hat mit gesunder Politik, gar mit wirtschaftlicher Berechnung nichts zu tun, aber die Klugen und Nüchternen verlieren in solchen Zeiten leicht die Führerschaft, wenn sie zu klug und vor allem zu nüchtern sind. Jene zerstörende revolutionäre Energie des Bolschewismus, die mit den radikalsten Massregeln das Untunliche und Aussichtslose aufbaut, müsste durch eine positive Energie des Schaffens und Helfens pariert werden. Will die Entente den Bolschewismus in Mitteleuropa nicht haben, dann muss sie das Schaffen fördern, dem Helfen helfen. Von Russland, dem Land der ekstatischen Sekten, strahlt ein religiöser Wahnsinn in die Welt, das ist es. Selbst wenn es gelänge, die bolschewikische Sekte in ihrem Ursprungsland gewaltsam zu unterdrücken, würde das die Verbreitung ihrer Idee kaum hindern. Man muss ihr bessere, aber ebenso warme Ideale entgegensetzen.

Richard A. Bermann.

In: Der Friede. Bd. 2, Nr. 51 (10.1.1919), S. 582



*Richard A. Bermann. Wien,
vermutlich vor 1920*

Bereits im Dezember 1918 hatte Bermann im *Frieden* einen sehr helllichtigen Beitrag über «Jüdische Probleme» publiziert, in dem er zu dem scheinbar paradoxen Resultat gelangt war, dass mit dem Kriegsende die Stunde sowohl des praktischen Zionismus geschlagen habe, dessen Aufgabe die Kolonisation Palästinas sei, als auch die Stunde der Assimilation. Die Notwendigkeit der Kolonisation Palästinas resultierte für ihn u.a. aus dem Antisemitismus und den Pogromen in den einstigen Gebieten des Ostjudentums, die Wahrscheinlichkeit der Assimilation vor allem aus der Trennung des Westjudentums vom Ostjudentum durch die neuen Grenzen in Mitteleuropa. In dem Artikel heisst es u.a.:

Die Stunde des praktischen Zionismus hat geschlagen. Es wird wahrscheinlich in Palästina ein mehr oder minder unabhängiges jüdisches Gemeinwesen geben und dadurch wird, für den hartnäckigsten Assimilanten unbezweifelbar, wieder ein mit allen historischen und wirtschaftlichen Attributen einer Nation ausgestattetes jüdisches Volkstum in der Welt sein. Gewiss bedeutet das auch für viele Westjuden den Augenblick, in dem sie den Zwiespalt ihres Herzens lösen und sich ganz für die jüdische Nationalgesinnung entscheiden können; es ist sehr leicht möglich, dass unter diesen ganz besonders wertvolle Elemente sein werden, Leute, in denen gerade während des Krieges das Bewusstsein jüdischer Sonderart immer stärker geworden ist, viele Künstler, viele philosophisch angelegte Köpfe.

[...]

Aber die grosse Stunde des Zionismus ist zugleich auch die Stunde der Assimilation. Es mag paradox klingen, ist aber nur logisch. Haben die Kriegereignisse die Bedingungen für das Entstehen einer unzweifelhaften jüdischen Nationalität auf ostjüdischer Grundlage, so haben sie nicht minder die Bedingungen für die Loslösung völlig europäisierter westjüdischer Schichten geschaffen.

[...]

Die Wahrheit ist, dass es eine nationale Einheit des jüdischen Bewusstseins nicht gibt. Als der Weltkrieg ausbrach, standen von der gleichen sozialdemokratischen Bank des deutschen Reichstages die süddeutschen *Juden* Frank und Weill auf, der eine, um für das sterben zu gehen, was er für das Heil des deutschen Volkes hielt, der andere, um für das französische Elsass – immerhin leben zu bleiben. Wo zwischen Juden und Juden solche Unterschiede möglich sind, wird weder der antisemitische noch der zionistischen Nationalismus die tiefen Verschiedenheiten einfach aus der Welt dekretieren können. Das jüdische Problem hat jetzt, jetzt endlich, die Möglichkeit, sich frei zu entwickeln; *jede* ehrliche Entwicklung muss willkommen, *jede* nationalistische Vergewaltigung muss ausgeschlossen sein.⁸

Bermanns politische Einstellung zu der auf Seiten der Linken heftig umstrittenen

Frage des Tempos, das bei den überfälligen sozialen Reformen zu wählen sei, lässt sich am ehesten aus dem Artikel «Das Mass der Mässigung» erschliessen, der im Februar 1919 im *Frieden* erschien; in ihm forderte er von den Gemässigten dasselbe Augenmass wie von den Revolutionären:

Auch die Mässigung der Gemässigten sollte mit gerechtem Mass gemessen werden. Radikaler Übereifer beweist die Echtheit der Gesinnung noch nicht; kühles Zaudern hat sie aber erst recht nachzuweisen. Es mag weise sein, mag richtig sein, in erhitzten Zeiten überall zu hemmen und zu bremsen; es ist aber auch bequem und sicher. Die Radikalen, die Wilden, die Unbedingten laden vielleicht eine grössere Verantwortung auf sich, wenn sie es nicht in jeder Sekunde ganz ehrlich meinen; wer aber aus Feigheit und Bequemlichkeit und aus Herzenskälte gemässigt ist, nicht aus weiser Überlegung, der ist nicht minder schuldig. Das gilt für jede Art von Gesinnung und für alle Zeiten, gilt doppelt für die Politik und diese Zeit.

Man kann ein Anhänger jeder politischen und sozialen Theorie sein, Bolschewik oder konservativer Monarchist, und doch ein brüderlich empfindender anständiger Mensch. Über die Art, wie der Welt und der Gesellschaft zu helfen ist, kann es hundert redliche Meinungen geben. Es kann nur eine redliche Meinung darüber geben, dass ihr geholfen werden muss. Nicht dieses oder jenes soziale Programm, wohl aber das glühend empfundene Bekenntnis zu irgendeinem sozialen Programm muss von jedermann gefordert werden. Innerhalb jeder Tendenz, der fortschrittlichen und der reaktionären, entsteht dann das Problem des Tempos und der Mittel. Die Radikalen sagen: heute noch. Die Gemässigten sagen: heute leider noch nicht. Dieses Leider haben sie zu begründen, dass man es ihnen wirklich glauben kann. Das Mass auch der Mässigung muss warme Begeisterung sein. Die Maske der Begeisterung, der überzeugte Brustton, die aufgeschlagenen Augen, die aufs Herz gelegte Hand genügen nicht. Es ist zu fordern, dass der vorsichtigste bürgerliche Sozialreformer unter der sozialen Not seiner proletarischen Brüder in seinem Inneren genau so schwer leide wie der radikalste Bolschewik. Nur dann hat er die Legitimation, dem Bolschewiken entgegenzutreten. Die überlegene Vernunft, die jede politische und wirtschaftliche Reform auf das Kühlste erwägt, auf das Vorsichtigste von allen Seiten betrachtet, darf von der stürmischen Ungeduld einer warmen Güte nicht verdrängt, aber sie muss von ihr kontrolliert werden.

Eine Mässigung, der dieser radikale Impetus des Herzens fehlt, ist die politische Todstunde, strafbar in der Vorhölle der Feigen und Lauen. Ohne diesen fortwährenden Konflikt zwischen Gewissen und Vernunft, ohne diesen inneren Radikalismus der äusseren Behutsamkeit kann es kein Gemässigter redlich meinen. Das Naheliegende höchst vorsichtig tun, das ist berechtigt. Aber man muss dabei das Fernliegende unbeirrt wollen. [...]

Es gibt für alle fortschrittlich Denkenden heute nur ein gemeinsames Ziel: soziale

Gerechtigkeit im freien und geordneten Staat. In diesem Wollen sollten wir alle gleich radikal sein; dann hätten alle Klugen und Bedächtigen das gute Recht, zu den vorsichtigsten und sichersten Methoden der Verwirklichung zu raten.⁹

Mit seinen politischen Artikeln, Satiren und Glossen blieb Bermann dem *Frieden* treu bis zur Einstellung der Zeitschrift im August 1919. Bereits im Frühjahr 1919 aber hatte deren Herausgeber Benno Karpeles eine linksliberale Tageszeitung gegründet, die freilich eine noch kürzere Lebensdauer haben sollte als *Der Friede*. Karpeles' Zeitung *Der neue Tag*, für die er mit Franz Blei, Stefan Grossmann, Hugo von Hofmannsthal, Egon Erwin Kisch, Anton Kuh, Robert Musil, Rudolf Olden, Leo Perutz, Joseph Roth, Egon Wellesz, Karl Tschupik u.a. wiederum viele prominente Federn und mit Carl Josef den bekanntesten Karikaturisten¹⁰ hatte gewinnen können, erschien vom März 1919 bis zum April 1920; Chef vom Dienst war Karl Tschupik¹¹, für die Aussenpolitik war Julius Szeps zuständig, und Leiter des Feuilletons war wiederum Alfred Polgar. Bermann, der der Redaktion des *Neuen Tag* bis zu dessen Ende angehörte, berichtete später, dass er bei der Einstellung Joseph Roths geholfen habe.¹²

Mit annähernd 150 Beiträgen gehört Bermann zu den am häufigsten gedruckten Autoren des *Neuen Tag*: er schrieb (meist über das Burgtheater) zahlreiche Auführungskritiken, politische Artikel, Feuilletons, verfasste die über die schlimmen Zeitläufte rasonnierenden Gespräche von Alfred und Eduard und viele der unter dem Titel Wiener Symptome publizierten Lokalfeuilletons. Eines von ihnen soll hier wiedergegeben werden, um zumindest das Genre zu charakterisieren, zu dem unter dem Pseudonym Josephus auch Joseph Roth zahlreiche Beiträge lieferte:

*Der kleine Soldat*¹³

Am Anfang des Krieges, als er uns noch so nett vorkam, konnten wir gar nicht genug Uniformen sehen.

Die Strassen waren voll von ahnungslosen grossen Kindern, die sich in der neuen Pracht sehen liessen und von kleinen Kindern, die man vor lauter patriotischer Begeisterung in des Kaisers Rock gesteckt hatte. Ehe der Papa ins Feld zog (oder auch leider, leider, in das Militärbureau, es war ja nicht jedem vergönnt...), liess er bei seinem Uniformschneider auch seinem Buben eine herzige kleine Uniform machen, mit feinen Regimentsaufschlägen und feinem Leutnantsstern. Es war die Zeit, da Hermann Bahr öffentlich empfahl, es möchte jeder, der einen Anzug brauchte, sich zwei machen las-

sen, damit den armen Schneidern die Stoffe nicht auf dem Halse blieben.

O, wie war das lieb! Leutnants aus der Taferlklasse, mit Blechsäbel und Jubiläumsmedaille gingen martialisch herum und salutierten stramm jedem Oberleutnant. Gerührte Seelen stellten fest, ein Volk, in dessen Knaben ein solcher Geist lebe, könne nie untergehen. Wir mussten siegen, fürwahr.

Später verbot die Polizei den Kindern das Uniformtragen; es sollte so etwas Heiliges nicht scherzhaft entweiht werden.

Aber Kinder in Uniform tauchten dann an der Front wieder auf. Fast jedes Regiment, jeder Stab hatte seinen heroischen kleinen Lausbuben, der in den Krieg durchgebrannt war, der alle Indianerträume, alle Schiffsjungenromantik so weit übertraf. Man schämte sich nicht, Kinder in die Feuerzone zu lassen. Waren sie besonders keck, dann wurden sie als Helden bewundert, bekamen einen Gefreitenstern, wurden täglich von einem anderen Kriegsberichterstatter interviewt...

Und dann steckte man etwas grössere Buben zu Hunderttausenden in Uniform. Sie sahen innen noch aus, als hätten sie das Requisit zum Soldatenspielen vom Weihnachtsmann bekommen, aber es war nicht so gemeint. Das Spiel war nicht mehr Soldaten, sondern Kanonenfutter.

Und jetzt sieht man wieder überall uniformierte Kinder. Der Vater hat ihnen eine abgelegte Montur umschneiden lassen, sie schlottert ihnen um die mageren Glieder. Früher waren es die Kinder der Reichen, die elterliche Eitelkeit so neckisch kostümiert hatte, jetzt sind es Proletarierkinder, die des Kaisers Rock wie abgelegte Röcke abtragen müssen. Sie sind nicht besonders stolz auf den Vorzug, sie salutieren nicht, sie spielen nicht Soldaten, sie wissen überhaupt nicht, was das heisst: spielen. Da sind sie, eine traurige Armee der Not, und warten auf eine Demobilisierung, die nicht kommen will.

Wie ein tragikomischer Epilog zu dieser Betrachtung liest sich ein Abschnitt aus Bermanns Artikel «Die Narben»¹⁴, der im September 1920 im *Prager Tagblatt* erschien:

Langsam, langsam vernarben doch einige von den Wunden.

In diesem Sommer, der jetzt verklingt, hat man doch manchmal die Empfindung gehabt: Sommer. Zum erstenmal seit 1914.

Marien-Prozession im Tiroler Dorf. Das Allerheiligste zu eskortieren, sind die Öztaler Schützen ausgerückt, in weissen Strümpfen, Lederhosen, gestickten Jacken, eine weisse und eine rote Feder auf dem riesigen Schlapphut. Jeder von den Burschen und Männern ist jahrelang im Krieg gewesen. Der ist in der Hölle auf dem Col di Lana gepeinigt worden, der war auf der Hochebene von Assiago in einem Sturmbataillon. Man sollte meinen, dass ihre Wunden noch nicht geschlossen sein können.

Und jetzt – *spielen sie Soldaten*. Freiwillig, zu ihrem Vergnügen. Stramm hinter dem Schützenhauptmann einher, der mit gezogenem Degen kommandiert: Habt acht! Generaldecharge! Schulter! Kniet nieder zum Gebet! Ganze Kompagnie –!

Hinter der Schützenkompagnie der Männer marschiert eine Kompagnie von kleinen Jungen, auch mit roten und weissen Federn, mit Spielzeuggewehren über der Schulter, ernsthaft und stramm.

Man hätte glauben sollen: zwei Jahre nach dem Kriege werden die heimgekehrten Väter ihren Buben drohen: Wenn ihr nicht brav seid, müsst ihr Soldaten werden! Aber nein, sie selbst exerzieren brav, eins, zwei, nur so zu ihrem Privatvergnügen, und ihren Kindern haben sie sofort Spielzeuggewehre gekauft, wenn sie brav waren. Die Väter selbst, unfassbare Menschenschöpfe, beginnen den Krieg zu vergessen; ihren Kindern ist er fremd, als wäre er nicht gewesen.

Im Mai 1919 avancierte Bermann zum Mitglied der offiziellen Friedensdelegation Deutschösterreichs und reiste nach St. Germain, von wo aus er täglich Berichte von der Friedenskonferenz an den *Neuen Tag* sandte. Seine Erlebnisse in St. Germain fasste er 1938 in einem Aufsatz zusammen, der hier leicht gekürzt wiedergegeben werden soll:

St. Germain (1919)¹⁵

Der für die Friedenskonferenz anberaumte Termin kam näher. Es war eine ausgemachte Sache, dass *Der neue Tag* zu dieser Konferenz seinen Auslandsredakteur Julius Szeps entsenden würde. Seine Schwester war mit dem Bruder des französischen Ministerpräsidenten Georges Clemenceau verheiratet; wir nahmen an, dass ihm diese Beziehung bei der journalistischen Arbeit in Paris nützlich sein würde. Aber ganz wenige Tage vor Beginn der Konferenz bekam der alte Szeps von Clemenceau einen Wink, er möge nicht kommen, und er war weise genug, ihn zu befolgen. [...] Da Szeps nicht reiste, wurde ich dazu bestimmt, den *Neuen Tag* in Paris zu vertreten.

Da die Alliierten die Vertreter der österreichischen Presse nicht zu der Konferenz eingeladen hatten, war bestimmt worden, dass nur eine ganz kleine Anzahl Journalisten die Friedensdelegation nach St. Germain, dem Ort der Konferenz, begleiten sollten, und zwar sollten wir als Mitglieder der Delegation betrachtet werden. Das gewährte dem Leiter der Abordnung, dem Staatskanzler Dr. Renner, den Vorteil, dass er uns einer gewissen Disziplin unterwerfen konnte. Die Zensur war in Österreich vor Kurzem feierlichst aufgehoben worden, und als Journalisten hatten wir das gesetzliche Recht, aus St. Germain zu berichten, was wir wollten. Als Mitglieder der Friedensdele-



Konferenz von St. Germain, September 1919: Dr. Renner verlässt nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages das Schloss von St. Germain

gation sollten wir aber nur das berichten dürfen, was der Chef der Delegation uns zu berichten gestattete; es wurde also die Zensur durch ein Hintertürchen wieder eingeführt.¹⁶ Als Zensor ging der neue sozialistische Pressechef der Regierung, Otto Pohl, mit [...].

Der Delegation war der Hofzug des entthronten Kaisers zur Verfügung gestellt worden. [...] In dem luxuriös ausgestatteten Zug reisten etwa zwanzig Personen. Dem Staatskanzler Renner, ein derber, unersetzter Mensch mit gescheiterten Augen in einem derben bäurischen Gesicht, war als Vertreter des Staatssekretariats des Äusseren der Minister Dr. Franz Klein beigegeben worden, ein genialer Jurist, der unter der Monarchie der Schöpfer der vorbildlichen österreichischen Zivilprozessordnung gewesen war. Er war gross, blauäugig, eine Germanengestalt, und war auch dasjenige Mitglied der Kommission, das mit besonderer Leidenschaft für den Anschluss Österreichs an Deutschland wirkte. Aber Klein war Halbjude, also nach der Definition der Nationa-

listen kein echter Deutscher. Dr. Gürtler, ein Christlichsozialer, trug einen mächtigen Bierbauch zur Schau. Er war ein alter Zyniker, mit jener besonderen Art des österreichischen Witzes begabt, und der Prototyp eines korrupten parlamentarischen Politikers. Dann war da noch ein weisshaariger alter Herr, Dr. Lammasch, der der letzte Ministerpräsident der Monarchie gewesen war; man hoffte, dass er, ein in der ganzen Welt bekannter katholischer Pazifist, das Ohr der Alliierten finden würde, wenn er dem Friedenswillen des neuen Österreich Ausdruck verleihe. Deswegen hatte man ihn, dem Namen nach als juristischen Sachverständigen, der Delegation zugeteilt.

[...]

Wir erreichten ohne Zwischenfall Innsbruck. Dort fanden wir den Bahnhof von einer stummen Menschenmasse erfüllt. Als der Zug einfuhr, war es zuerst einige Augenblicke lang ganz still, dann auf einmal sprachen die Hunderte oder Tausende von Tirolern, die gekommen waren, die Friedensdelegation zu begrüßen, wie aus einem Mund: Bozen! Meran! Retten Sie Südtirol! Herr Kanzler, retten Sie uns Südtirol! Die Worte Bozen, Meran, Südtirol, von Tausenden in dumpfer Trauer gesprochen, hallten dem Zug noch nach, als er aus der Halle fuhr.

Bermann berichtet dann über den feindseligen Empfang der Delegation in St. Germain und fährt fort:

Die Franzosen, im Gefühl ihres Triumphes, benahmen sich rücksichtslos und unhöflich, und Dr. Renner als der Leiter der österreichischen Delegation setzte ihrer Grobheit nur zitternde Schüchternheit entgegen. Er verstand nicht, dass er von Anfang an und ganz besonders in kleinen Dingen die Würde des neuen republikanischen Staatswesens hätte wahren sollen, dem er vorstand. Die notwendige Bescheidenheit der Besiegten den Siegern gegenüber war etwas anderes als die katzbuckelnde Devotion, von der der sozialistische Kanzler des neuen Österreich sich Erfolg versprach. Die Erfolge, die ihm dieses Auftreten bringen konnte, hat er dann geerntet.

[...]

Diese seltsamen Friedensunterhandlungen bestanden im Prinzip darin, dass – trotz einiger weniger inoffiziellen Ausnahmen – mit uns überhaupt nicht verhandelt wurde; wir hatten abzuwarten, bis die Weisheit der Entente uns die Friedensbedingungen diktieren würde; in der Zwischenzeit stand es unserer Delegation frei, Memoranden zu verfassen, die kein Mensch las.

Wir sassen also in einer Art ehrenvoller Haft und warteten. Am Tage arbeiteten die Mitglieder der Delegation an ihren endlosen Memoranden und wir Journalisten an unseren recht inhaltsarmen Depeschen. Da ich ein Blatt repräsentierte, das zu der Regierung Renner in Opposition stand, sollten meine Berichte einer besonders scharfen Zen-

sur unterworfen werden. [...] Als ich für die Osternummer des *Neuen Tag* Professor Lammasch um einen Beitrag ersuchte und ihn, natürlich unverändert, an meine Redaktion weitersenden wollte, verbot mir Pohl, im höheren Auftrag, den ganzen Artikel. Professor Lammasch, der letzte Ministerpräsident der Monarchie, der sich mit ihrem Untergang nicht abfinden konnte, hatte gegen den Anschluss an Deutschland geschrieben. Das war gegen meine eigene Ansicht; aber auf der anderen Seite entsprach es nicht meiner Auffassung von republikanischer Meinungsfreiheit, dass man versuchte, einen so ehrwürdigen Gelehrten und Staatsmann mundtot zu machen. Ich protestierte gegen die Konfiskation des Aufsatzes; vergeblich. Ich musste die Sache Lammasch mitteilen; er taumelte, als hätte ihn jemand vor die Brust gestossen. Diese Affäre und der ihr bald auf dem Fusse folgende Schmerz um Südtirol hat viel zu dem Ende des herrlichen Mannes beigetragen; er ist bald nach der Friedenskonferenz, die er entrüstet verlassen hat, an gebrochenem Herzen gestorben.

Der grosse Tag kam heran, an dem uns Deutschösterreichern in einer feierlichen Sitzung der Konferenz die Friedensbedingungen der Entente mitgeteilt werden sollten. So wenig war verhandelt worden, dass wir kaum eine Ahnung hatten, wie diese Bedingungen aussehen würden. Am wenigsten wussten wir Journalisten, die wir der heimatischen Öffentlichkeit über den Verlauf der Konferenz Bericht erstatten sollten. Ein paar Tage vor der Sitzung erreichten wir es wenigstens, dass wir das Schloss von St. Germain besichtigen durften, in dem der feierliche Staatsakt stattfinden sollte. Das schöne Schloss Ludwigs des XIV. war in ein Museum umgewandelt, das meist prähistorische Funde enthielt. In einer Vitrine sah ich die Mumie eines alten keltischen Häuptlings, der genauso ausgesehen hatte wie Clemenceau; mir kam es vor, als grinste er mich hämisch an. Und im Sitzungssaal, über der Stelle, an der wir Österreicher unsere Plätze haben würden, las ich eine grosse Inschrift: Ausgestorbene Tiere.

[...]

Wir wurden in einen Vorsaal gewiesen und mussten dort warten, während die Delegationen der Ententemächte sogleich im Sitzungssaal Platz nahmen. Ein Huissier rief: «Messieurs les Autrichiens». Eine Tür flog auf. Wir betraten den Saal; regungslos sassen unsere Richter da, als Vorsitzender Clemenceau, über dessen Greisengesicht blitzschnell ein grimmiges Lächeln flog, als er die überwundenen Feinde Frankreichs da einziehen sah. Wir nahmen in den zwei Bänken der ausgestorbenen Tiere Platz, in der ersten Reihe die Minister, in der anderen wir Journalisten. Folglich sass in der ersten Reihe nicht ein einziger Mensch, der ordentlich französisch verstand. Obwohl Renner jeden Morgen auf der Terrasse von St. Germain mit einer französischen Grammatik spazieren ging, hatte er die Anfangsgründe der schweren Sprache noch keineswegs gemeistert.

Ich blickte um mich. Neben Clemenceau sass Lloyd George, Orlando, Wilson, tie-

fer unten die anderen Delegierten der vier grossen Ententestaaten, weiter unten die der weniger bedeutenden, ganz unten, schon in unserer Nähe, die Delegierten der «Nachfolgerstaaten», Tschechen, Polen, Rumänen, Jugoslawen, unter ihnen viele, die noch vor Kurzem Abgeordnete im österreichischen Parlament gewesen waren, gute Bekannte unserer österreichischen Minister. Jetzt sahen sie mit berechneter Steifheit über die einstigen Kollegen und Landsleute hinweg.

Zwei Gesichter fesselten mich: die wachsgelbe Maske Clemenceaus (er sah dem alten Kelten in der Vitrine geradezu lächerlich ähnlich) und das tomahawkscharfe Gesicht des amerikanischen Präsidenten Wilson. Das war der Mann, der in begeisterten Worten der Welt einen wirklich gerechten und dauerhaften Frieden versprochen hatte. Viel war schon geschehen, um meinen Glauben an einen solchen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen ins Wanken zu bringen; dennoch betete ich gleichsam zu dem Antlitz Wilsons, das mir neben dem dämonisch schönen, aber bösen Gesicht Clemenceaus als eine Verkörperung des demokratischen Idealismus erschien.

Clemenceau als Präsident hielt eine kurze Eröffnungsansprache, die ins Englische und dann ins Deutsche übersetzt wurde. Der Dolmetscher irrte sich und übersetzte den Ausdruck «Autriche» mit «Deutschösterreich». Sofort brüllte der gereizte Tiger Clemenceau dazwischen «Österreich». Ich sah Franz Klein an, der den feinen Kopf senkte. Mit einem Wort hatte Clemenceau verraten, dass der Anschluss Österreichs ans Reich von den Siegern nicht geduldet werden würde.

Nach Clemenceau sprach Renner. Es liess es sich nicht nehmen, seine wenigen offiziellen Worte in einem schauerhaften Schulfranzösisch zu sprechen.

Nach den formellen Ansprachen wurde unserer Delegation ein gedrucktes Heft überreicht, das die Vorschläge der Entente für den Friedensvertrag enthielt, den Österreich unterzeichnen sollte. Das Dokument war in französischer Sprache abgefasst und wurde von unseren Delegierten zunächst nicht verstanden. Sobald sie es in Händen hielten, wurde die Verhandlung abgebrochen und wir fuhren durch ein Spalier von Neugierigen in die Villa Reinach zurück. Dort kam Lammasch zu mir und bat mich, ihm die Friedensbedingungen zu übersetzen. Ich tat es, und der alte Mann fing verzweifelt zu weinen an.

Die Friedensbedingungen, die die Entente dem hilflosen Überrest der österreichischen Monarchie vorgeschrieben hatte, waren noch sehr viel dümmer und niederträchtiger als der berühmte Versailler Vertrag mit Deutschland, und ihre Folgen sind für ganz Europa verhängnisvoll geworden. Wenn man es schon nicht vermeiden konnte, die österreichisch-ungarische Monarchie zu zerstören, die in Mitteleuropa eine zivilisatorische Aufgabe gehabt hatte, deren Uhrwerk aber vermutlich in Wirklichkeit schon abgelaufen war, hätte man dieses obsoleete Staatsgebilde entweder durch eine Föderation demokratischer Staaten ersetzen oder aber Österreich den Anschluss an Deutschland gestatten sollen. Wenn die 6 Millionen Österreicher, Katholiken und Sozialisten,

damals zur deutschen Republik gekommen wären, wäre es möglich gewesen, die Demokratie in Deutschland fester zu begründen; der Schwerpunkt des deutschen politischen Lebens wäre nach Süddeutschland gerückt; nie wäre die Wahl eines Hindenburg zum Reichspräsidenten erfolgt, geschweige denn Hitlers Aufstieg.

[...]

In meinem ersten Bericht über die Friedensbedingungen verglich ich den verkrüppelten Staat, der da entstehen sollte, mit den Gefangenen, denen die Perserkönige Arme und Beine abhieben und die dann unter dem Tisch des Grosskönigs sich herumwälzten, nach Bissen schnappend, die er fallen liess. [...] Auf der Landkarte Europas sollte unser geliebtes Südtirol nicht zu Österreich gehören; Deutschböhmen und Deutschmähren wurden der Tschechoslowakei zugesprochen, ein Danaergeschenk, wie sich im Jahre 1938 erweisen sollte; bei Österreich blieben nur die vielen Sudetendeutschen, die Staatsbeamte gewesen waren und deren Pensionen wir zu zahlen hatten. Auf gar kein wirtschaftliches Bedürfnis war Rücksicht genommen: man liess uns zum Beispiel kaum eine einzige Zuckerfabrik, man zerschnitt Eisenbahnlinien und Landstrassen.

Nur eine einzige Konzession sollte dem neuen Österreich gemacht werden: um uns von Anfang an mit Ungarn zu entzweien, gab man uns ein von Deutschen bewohntes Stück von Westungarn. [...]

Die Dampfwalze der Geschichte ist über die in St. Germain entstandenen Grenzen hinweggegangen und hat sie verwischt; es hat keinen Sinn, hier noch auf Einzelheiten einzugehen. Der Friedensvertrag, wie er schliesslich zustandekam, war in einigen wenigen Punkten ein wenig günstiger als der erste Entwurf. So sollte Klagenfurt, die Hauptstadt von Kärnten, nach dem ersten Entwurf an Jugoslawien fallen; der definitive Vertrag setzte eine Volksabstimmung fest. Der Friede von St. Germain blieb dennoch ein Monstrum. [...]

Ende Juni 1919 kehrte Bermann in sehr gedrückter Stimmung nach Wien zurück. Der Expresszug Wien-Warschau, den auch polnische und tschechische Diplomaten benutzten, wurde an der österreichischen Grenze angehalten und von französischen Soldaten umstellt – angeblich, um die ausländischen Diplomaten zu schützen. Bermanns Bericht¹⁷ über den Vorgang liest sich wie eine nachdenkliche Schlussbetrachtung zur Mission der Friedensdelegation in St. Germain:

Eine Erinnerung dämmert mir auf. Schon einmal bin ich in so einem Zug gefahren, der, ein Triumphzug gewissermassen, hochmütig durch besiegtes Feindesland rollte, blitzblank, elegant, opulent, durch ein schweigendes, knirschendes Land. In den Stationen umstellte Wache den Zug, damit nicht etwa ein Landesbewohner...

Ja; 1915; Balkanzug; Serbien.

Nostra culpa, nostra maxima culpa.

Bermanns Stellungnahmen zum Vertrag von St. Germain, den die Republik Österreich am 10. September 1919 unterzeichnete, waren von Enttäuschung und gelegentlich von Erbitterung gekennzeichnet, aber weder von Resignation noch von Ressentiment. In einem «Der Rächer Clemenceau»¹⁸ überschriebenen Artikel zeichnete er ein sehr einfühlsames Porträt des ungeliebten französischen Staatsmannes, in dem es u.a. hiess:

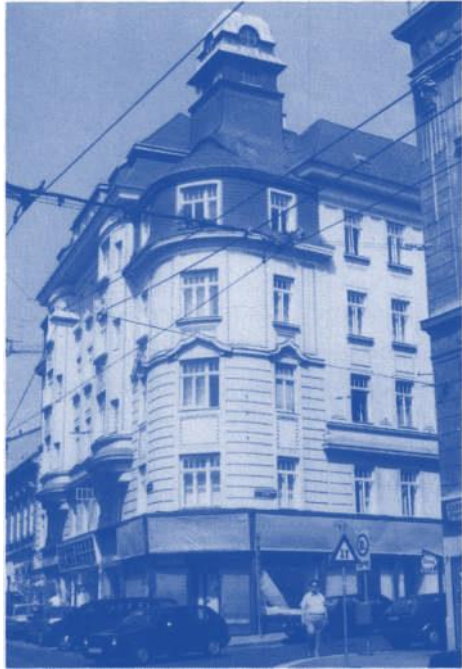
Edle Art dürfen ihm auch die Feinde nicht absprechen, die seiner unerbittlichen Rache erlegen sind. Gerade uns geziemt in unserem Schmerz Gerechtigkeit, wenn er in seinem Jubel sie nicht gewährt. Dem Feind nicht gerecht zu werden, ist sein Fehler; ihm gerecht zu sein, werde unser Vorzug. Dieser unser Gegner hat viel von jener Grösse, die leider unseren eigenen Führern so sehr gefehlt hat.

Bermann blieb auch dem *Neuen Tag* bis zu dessen Ende treu. In einem Nachruf auf den Herausgeber Benno Karpeles¹⁹ blickte der Journalist, Schriftsteller und Rechtsanwalt Rudolf Olden 1938 zurück auf seine Tätigkeit bei der Zeitung:

In der Redaktion des *Neuen Tag* war ich zusammen mit Alfred Polgar, R. A. Bermann, – bekannter als Arnold Höllriegel –, mit Karl Tschuppik, Egon Erwin Kisch, dem Zeichner Carl Josef, Karl Otten. Oft kam spät abends ein sehr magerer und sehr stolzer junger Mensch, dessen kurze Manuskripte Tschuppik mit zur Schau getragendem Respekt übernahm. Auch er war ein eben abgerüsteter Offizier. Man wusste nichts von ihm, als dass er auf eine besondere Art sah und Joseph Roth hiess. [...]

Ich zweifle, ob wir wirklich eine gute Zeitung gemacht haben. Die *Arbeiter-Zeitung* hiess die erste Nummer des *Neuen Tags* mit einer freundschaftlichen Notiz willkommen. Aber eine Woche später hatte Friedrich Austerlitz, der grosse Journalist, der ein grausamer Polemiker sein konnte, uns en grippe genommen, und wir sind das ganze Jahr nicht mehr aus der Polemik herausgekommen. Eigentlich sollte sie doch die Bürger mit den neuen Dingen versöhnen und, oh oft geträumter Traum, die böse alte *Neue freie Presse* entthronen. Nun war stattdessen der tägliche Bruderkrieg. Darunter wird die Qualität der Zeitung wohl gelitten haben, und ich zweifle, ob sie war, was sie hätte sein können. Aber ich weiss, dass es die einzige Redaktion gewesen ist, die mir jemals Spass gemacht hat, und das bisschen, was ich journalistisch kann, habe ich dort von Karpeles und Bermann gelernt. Ein Jahr lang, wie gesagt, dauerte das Vergnügen. Eine

*Wien, Türkenschanzstrasse 1
(18. Bezirk):
Richard A. Bermanns Wohnung
vom Kriegsende
bis zu seiner Flucht im März 1938.
Fotografie von Ute Sarnau*



Eine Zeitschrift und eine Zeitung, das ist teurer als ein Rennstall, und ausserdem frass inzwischen hinterrücks die Inflation Karpeles' Vermögen auf. Wir wurden tückisch verkauft. Karpeles ging beleidigt weg, als seine souveräne Unabhängigkeit in Frage gestellt war. Ein Woche später gab der Kreis, den ich genannt habe, dem neuen Eigentümer den Rat, die Sache aufzugeben. Sie wollten nicht mehr mit machen. Ungewöhnliches Ende einer Zeitung, von den eigenen Redakteuren gesprengt zu werden!

Die Einstellung des *Neuen Tag* brachte Bermann in eine schwierige Situation, da er von der Zeitung ein regelmässiges Gehalt bezogen hatte. Nach dem Kriegsende hatte er die Mitarbeit am *Berliner Tageblatt* zunächst nicht wieder aufgenommen; sowohl die schwer überschaubare politische Situation in der von revolutionären Aufständen und konterrevolutionären Putschen erschütterten Reichshauptstadt als auch die Geldentwertung in Deutschland kommen als Ursache dafür in Betracht.

Währungsgründe waren es denn auch vermutlich, die ihn dazu veranlassten, zunächst seine Kontakte zum *Prager Tagblatt* aufzufrischen, das seit der Jahresmitte 1919 wieder kleinere Artikel von ihm abdruckte. Hatte er vor dem Weltkrieg seine Beiträge zuerst im *Berliner Tageblatt* publiziert und dem *Prager Tagblatt* die Nachdruckrechte eingeräumt, so erschienen in der Zeit der beginnenden Inflation, in der er auch die Mitarbeit am *Berliner Tageblatt* wieder aufnahm, seine Artikel nun zuerst in der Prager und erst danach in der Berliner Zeitung. Beide Blätter scheinen nicht an politischen Artikeln interessiert gewesen zu sein, sondern an dem Genre, mit dem Bermann sich vor 1914 einen Namen gemacht hatte, den kleinen Feuilletons, in denen er das Alltägliche so beschrieb, dass es mitunter den Charakter exotischer Fremdheit annahm – wie das allmorgendliche Aufstehen in der folgenden Betrachtung²⁰:

Das alltägliche Leben ist nur deswegen so ungemein langweilig, weil wir es so wenig beachten; es ist aber zum Schreien drollig und zum Heulen tragisch, wenn wir es uns klarmachen. Wir alle wissen, wie abenteuerlich, wie romantisch jeder Tropfen Wasser unter einem Mikroskop aussieht: ein wildes Aquarium voll von geheimnisvollen Bestien, die einander verschlingen. Warum also blicken wir gar so selten in ein Mikroskop?

Nichts leichter, als den öden Alltag unter ein Mikroskop zu nehmen. Ich erwache am Morgen, kleide mich an, frühstücke, lese die Zeitung – halt, nicht so uninteressant schnell gelebt. Wenn ich mir's ordentlich klarmache...

Also ich lag während der Nacht, das ist jene phantastische Zeit, in der merkwürdigerweise die Welt dunkel ist und in der ich *schliefe* – aber wenn ich mir das ordentlich klarmachen will, die kosmische Nacht und mein Schlafen, dann kann ich allein ein Leben mit dieser Betrachtung ausfüllen –, lag in der Nacht lächerlicherweise auf einem weissen Sack, gefüllt mit Federn, die jemand ein paar Gänsen ausgerupft hat. Jetzt erhebe ich mich [...].

[...]

Ich blicke befremdet in den Spiegel (der ein Requisit aus einem Zaubermärchen ist) und sehe mich zum allerersten Male, weil ich mir's noch nie so klargemacht habe! Wie sehe ich aus, was hat das alles zu bedeuten, was hat das alles mit mir zu tun? [...]

Am schwersten ist es, sich dann klarzumachen, was es heisst: die Zeitung lesen. Während ich es tue, bin ich zugleich ein elektrischer Kran, ein Photographenapparat, eine chemische Retorte, in der Kaffee zersetzt wird, und eine Art Halbgott, der dieses Ungeheure kann: aus schwarzen Strichen auf einem Papier die Gedanken anderer Menschen erkennen. *Anderer* Menschen! So gibt es also andere; weiss ich das so genau?

In der Zeitung steht es, aber steht denn immer die Wahrheit in der Zeitung?

Am 9. Februar 1922 widmete er der Kontrolluhr eine Betrachtung, und mit ihr einem Thema, dem er sich mit kritischer Verwunderung noch häufiger zuwandte, der ständigen forcierten Beschleunigung des Lebenstempos:

Am 10. Februar begeht Thomas A. Edison seinen 75. Geburtstag. Man hat neulich in illustrierten Blättern das letzte Bild des grossen Erfinders gesehen. Edison steht vor einer sicherlich von ihm selbst ersonnenen Kontrolluhr, die anzeigt, wann seine Angestellten ins Werk kommen und wann sie fortgehen, und er lässt selbst von dieser Maschine sein pünktliches Eintreten im Bureau feststellen. Dazu werden Genies offenbar fünfundsiebzig Jahre alt.

Mir graut ein bisschen vor Kontrolluhren und auch vor grossen Genies, die listige Apparate zum Bewachen lebendiger Menschen ersinnen und die sich selbst in ein metallenes Räderwerk einsperren. Was Uhren überhaupt betrifft, halte ich es mit dem grossen Uhrmachermeister François Rabelais, der in die Statuten der gargantuanischen Abtei Thelem diesen Satz geschrieben hat: «Und weil in den Stiften dieser Welt alles nach Stunden eingeteilt, verschränkt und klausuliert ist, so ward beschlossen, dass da weder Uhr noch Zeiger sein sollt', sondern ein jedes Geschäft nach Schick und Gelegenheit verrichtet würde. Denn, sprach Gargantua, der einzige Zeitverlust, den er wüsst', wär' das Stunden-Zählen. Was hätt' man davon? Und wär die grösste Narrheit der Welt, sich nach dem Schall einer Glocken zu richten, statt nach des Geistes Stimme und Sinn».²¹

Die zahlreichen kleineren Beiträge für das *Prager Tagblatt*, *Berliner Tageblatt* und andere Zeitungen²² scheinen jedoch kaum hingereicht zu haben, um Bermanns Lebenshaltungskosten zu decken. 1922 unternahm er daher noch weitere Versuche, an Einnahmen aus harten Währungen zu gelangen. So bemühte er sich mehrfach, regelmässiger Mitarbeiter der von Arne Laurin herausgegebenen *Prager Presse*²³ zu werden, deren Valutazahlungen zahlreichen österreichischen und deutschen Schriftstellern über die Inflation halfen. Ferner versuchte er eine frühe Fassung des erst 1928 publizierten Romans *Die Erben Timurs* über den literarischen Agenten und Übersetzer Rudolf Kommer auf dem englischen Markt zu placieren. Beide Versuche blieben vergeblich. Die Jahre 1921 und 1922 waren auch für Bermann Krisenjahre; zu den finanziellen Problemen kamen Sorgen um die kranke Mutter. In einem Brief an Kommer vom 9. Oktober 1921 klagte er: «Ich bin durch die andauernde Krankheit meiner Mutter und durch die Valutaverhältnisse in einer unleidlichen Weise an Wien gebunden. Wie gern führe ich nach Irland, um eine

Neuauflage meines Buches vorzubereiten!»²⁴ Bei seinem Freund Oskar Baum entschuldigte sich Bermann im November 1923 dafür, dass er ihn vernachlässigt habe: «Leider sind Sie ganz ausser Kontakt mit Wien gekommen, und ich messe mir einen Teil der Schuld daran zu; aber wenn Sie wüssten, in welcher einsiedlerhaften Verbitterung ich die Jahre seit dem Ende des Kriegs verlebt habe, bis auf das letzte, in dem ich mich wieder etwas aufrichten konnte!»²⁵

Die Wende zum Besseren deutete sich für Bermann schon 1922 mit drei Erfolgen an: seine Tätigkeit für das *Berliner Tageblatt* bei der Konferenz von Genua verbesserte die Arbeitsbedingungen für sein Stammbblatt, Ende 1922 wurde er regelmässiger Mitarbeiter der Wiener Tageszeitung *Der Tag*, und schliesslich beendete er seinen Roman *Bimini*, der im Frühjahr 1923 erschien.

Zur Konferenz von Genua fuhr Bermann im Frühjahr 1922 gewissermassen zur Erholung, jedenfalls aber auf eigene Kosten, denn das *Berliner Tageblatt* hatte, wie er in einem Bericht aus dem Jahre 1938 festhielt, auf eine entsprechende Anfrage geantwortet, dass der Chefredakteur «Theodor Wolff und zwei andere Redakteure des Blattes schon nach Genua abgereist seien und dass man mich nicht brauche»²⁶. Leisten konnte Bermann sich die Reise nur, weil die italienischen Eisenbahnen erklärt hatten, sie gewährten Konferenzteilnehmern freie Fahrt in ganz Italien; ausserdem rechnete er damit, dass er die verbleibenden Kosten durch den Verkauf von Artikeln an die Wiener Presse würde decken können.

Mit Eugen Lennhoff, einem einstigen Kameraden aus dem Kriegspressequartier, traf Bermann am 9. April 1922 in Genua ein. In seinem Bericht schreibt er über die Ankunft im Pressezentrum:

Man hatte der Weltpresse einen der schönen alten Palazzi zur Verfügung gestellt, an denen Genua so reich ist; der königliche Palast, in dem die Büros der Konferenz untergebracht waren, lag schräg gegenüber; die Casa della Stampa enthielt im Wesentlichen einen ungeheuer grossen Marmorsaal, in dem für die Journalisten Schreibtische und Telephonzellen aufgestellt waren. Hier standen und sassen die achthundert Journalisten aller Länder, die zur Konferenz erschienen waren, den ganzen Tag herum. Die Konferenz war seit der Friedenskonferenz der erste Versuch, die Sieger und Besiegten des Weltkrieges an einem Beratungstisch zu vereinigen. Auf dem offiziellen Programm standen vor allem Beratungen über den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas, aber man wusste, dass auch politische Probleme von der grössten Tragweite in Genua zur Sprache kommen würden. Jedenfalls wurde diese Diplomatenzusammen-

kunft von der Presse der ganzen Welt als eine Sensation allerersten Ranges angesehen; alle grossen Weltblätter hatten ihre besten Journalisten entsandt, und der Wettbewerb zwischen den einzelnen Blättern versprach sehr scharf zu werden. Gleich beim Eintritt in den Saal sah ich Theodor Wolff; er hatte den Moskauer Korrespondenten des *Berliner Tageblatts*, Paul Scheffer, und einen Sekretär mitgebracht, während die Blätter des mit dem *Tageblatt* konkurrierenden Hauses Ullstein durch Georg Bernhard, den Chefredakteur der *Vossischen Zeitung* und nicht weniger als acht andere Korrespondenten vertreten waren. Theodor Wolff begrüßte mich freundlich, wiederholte mir aber, dass das *Tageblatt* meine Dienste diesmal nicht brauchen würde. Ich seufzte ein wenig, denn ich hatte heimlich gehofft, meinen Reisefinanzen durch ein paar für das *Tageblatt* geschriebene Artikel aufzuhelfen. Da das nicht möglich schien, beschloss ich, nicht viel mehr als die erste feierliche Eröffnungssitzung der Konferenz mitzumachen und mich dann schleunigst an einen Ort zu verziehen, wo das Leben weniger teuer und die Erholung leichter sein würden als im Rummel der Konferenzstadt. (G, 4-5).

Es sollte jedoch anders kommen. Als Bermann nach der Eröffnungssitzung der Konferenz ins Pressezentrum zurückkehrte, erwartete ihn der Chefredakteur des *Berliner Tageblatts* dort schon:

Theodor Wolff war in sehr schlechter Laune. Es war ihm etwas für einen Journalisten sehr Unangenehmes passiert: nach der Sitzung der Konferenz hatte er zusammen mit seinem Mitarbeiter Paul Scheffer einen schönen und langen Bericht verfasst, – und als sie ihn mit Hilfe ihres Sekretärs Höffner nach Berlin telephonieren wollten, stellte es sich heraus, dass die einzige direkte Telephonleitung von der deutschen Delegation in Beschlag genommen war und im übrigen die böse Konkurrenz, die Korrespondenten des Ullsteinhauses, so viele Gespräche mit Berlin angemeldet hatten, dass Höffner nicht würde rechtzeitig telefonieren können, um den Bericht noch in das Abendblatt des B. T. zu bringen. Das war eine kleine journalistische Katastrophe; und Theodor Wolff hatte eingesehen, dass er weiteren entgegenging, wenn er gegen die zahlreiche und glänzend organisierte Vertretung der Ullsteinblätter mit Scheffer und Höffner allein aufzukommen haben würde. Er brauchte weitere Hilfe und schlug mir vor, während der Konferenz für das *Tageblatt* den Nachrichtendienst zu leiten.

Nun war ich eigentlich nach Italien gekommen, um mich zu erholen; und das, was Theodor Wolff mir da vorschlug, sah nach harter Arbeit aus, auch war es nicht die Arbeit, die zu tun ich gewohnt war, denn diese Art Journalismus, das Sammeln und rapide Übermitteln von Nachrichten, hatte ich bisher niemals getrieben. Dennoch sagte ich sofort ja, mir damit meinen Beruf zum Journalisten beweisend. Wir einigten uns leicht über Gehalt und Diäten; dann stellte ich aber noch einige Bedingungen. Da ich meiner Tüchtigkeit als Reporter nicht sehr traute, bat ich noch meinen Schweizer Kol-



Theodor Wolff

legen Lennhoff hinzuziehen zu dürfen. Ferner sagte ich ernstlich, die Organisation des Nachrichtendienstes müsse mir ganz überlassen bleiben. Theodor Wolff schob mit einer charakteristischen Geste seine Zigarette tiefer in den Mundwinkel und sagte nach einigem Überlegen ja, sich die politische Seite der Berichterstattung vorbehaltend. (G, 8-10).

In der Tat stellte die Organisation des Nachrichtendienstes²⁷ Bermann vor einige Probleme. Eines der gravierendsten bestand darin, dass zu einer Reihe von Pressekonferenzen der Ententemächte deutsche Journalisten nicht zugelassen waren. Um dieses Informationsdefizit zu beseitigen, griff Bermann zu einem journalistischen Trick. Er besorgte sich von seinem Kollegen Paul Scheffer eine Exklusivnachricht – es ging um die Zusammenarbeit der Sowjetregierung mit der Oilfirma Shell – und gab sie dem spanischen Journalisten – und späteren Aussenminister der spanischen Republik – Julio Alvarez del Vayo mit der Auflage, sie nur seiner argentinischen Zeitung zu übermitteln, damit das *Berliner Tageblatt* sie in Deutschland exklusiv bringen konnte. Alvarez del Vayo war im Gegenzug bereit, Bermann mit Nachrichten von den Pressekonferenzen zu versorgen, zu denen die

deutschen Journalisten nicht zugelassen waren. Nach einigen Tagen, so schreibt Bermann, funktionierte der Nachrichtendienst ausgezeichnet:

Ich hatte am ersten Tag im Pressesaal mehrere einflussreiche und gut informierte Freunde erworben, wurde von dem ausgezeichneten Reporter Lennhoff gut unterstützt und entdeckte an mir eine gewisse Gabe, das politisch Wahrscheinliche von dem Unwahrscheinlichen mit Sicherheit zu unterscheiden; kurz, ich erfuhr meistens die wahren Nachrichten und glaubte die unwahren nicht. Man fing an zu bemerken, dass das *Berliner Tageblatt* gut bedient war. Theodor Wolff strahlte: die Ullstein-Leute gingen verdüstert herum. (G, 13/14)

Freilich hatte Bermann nicht immer nur Glück. An einem Vormittag konnte die *Vossische Zeitung* ein Kommuniqué der sowjetischen Delegation exklusiv abdrucken, das Bermann nicht erwartet und beschafft hatte. Der Vorfall hätte für ihn unangenehme Konsequenzen haben können, aber Eugen Lennhoff gelang es, für die Abendausgabe des *Berliner Tageblatts* ein exklusives Dementi des sowjetischen Aussenministers Tschitscherin zu besorgen, das den Ullstein-Triumph zunichte machte. In seinem Bericht aus dem Jahre 1938 schrieb Bermann:

Dieser Konkurrenzkampf zwischen den Blättern, der Froschmäusekrieg zwischen den Syndikaten Mosse und Ullstein, die noch dazu die gleiche republikanische Richtung verkörperten, kommt mir nachträglich sehr kleinlich und grotesk vor. Ich trieb diesen journalistischen Sport, wie ich gestehen muss, mit Leidenschaft, aber ich darf für mich sagen, dass ich keinen Augenblick die höheren Zwecke der Konferenz vergessen habe. [...] Volle acht Tage gingen Theodor Wolff, Paul Scheffer und ich mit einem Geheimnis herum, dessen Veröffentlichung eine Weltsensation ersten Ranges bedeutet haben würde: in aller Heimlichkeit waren in Rapallo der deutsche Reichskanzler Wirth und der deutsche Aussenminister Dr. Rathenau mit den Mitgliedern der russischen Delegation zusammengelassen und hatten mit ihnen den Rapallovertrag geschlossen, der die beiden aus der Gemeinschaft der Nationen ausgeschlossenen und geächteten Staaten, Deutschland und Russland, einander in wirtschaftlicher und militärischer Beziehung nähergebracht hatte. Kein anderes Ergebnis der Konferenz von Genua war annähernd so wichtig und bedeutungsvoll. (G, 19-20).

Den deutschen Aussenminister, den er in kleinerem Journalistenkreise kennenlernte, charakterisierte Bermann mit kühler Bewunderung:

Walther Rathenau flösste mir die höchste Achtung ein, aber er war zu reserviert, als dass man in seiner Gegenwart hätte warm werden können. Ein guter und weiser Mann,

ein Denker, ein Idealist, ein grosser Patriot und ein grosser, friedliebender Europäer – aber kein Führer, dem es gegeben war, die Jugend zu begeistern. Es war imponierend, Rathenau bei einem Empfang der internationalen Presse zu beobachten, wie er, den unwissenden und arroganten Dolmetscher des Berliner Auswärtigen Amtes verächtlich beiseite schiebend, zu den Journalisten französisch, englisch, italienisch oder spanisch sprach, jede Sprache ohne den mindesten Akzent, jedes Wort wohl überlegt und klug. Der offizielle Führer der deutschen Delegation, Reichskanzler Dr. Wirth, war Rathenau an Weltläufigkeit und der Weite des Konzepts bei Weitem unterlegen. (G, 22)

Über den Abschluss der Konferenz schrieb Bermann:

Die Schlussitzung verlief so schön und feierlich, als wären für das leidende Europa wer weiss was für grossartige Erfolge erreicht worden. [...] Aber die Hauptsensation der Schlussitzung war die Rede Rathenaus, die in Petrarca's Verse ausklang:

Io vo gridando pace, pace, pace!

Wir wussten es nicht, aber dieser Schrei nach dem Frieden rief die Mörder herbei, die Walther Rathenau, die stärkste Hoffnung der deutschen Republik, bald darauf töteten. Sie zitierten dabei nicht Petrarca, hatten von niemandem dieses Namens je gehört. Sie zitierten ein schönes Gedicht, in dem der Name Rathenau sich reimte auf:

Schlagt sie tot, die Judensau! (G, 27)

Für Bermann war die unter so ungünstigen Vorzeichen angetretene Reise nach Genua zu einem Erfolg geworden:

Als die Genueser Konferenz zuende ging, galt ich auf ihr als einer der am besten informierten Journalisten; mein eigentlicher Aufstieg in meiner Profession und meine mir später so förderliche Freundschaft mit Theodor Wolff stammen von damals. Aber ich war keineswegs glücklich. Von meiner Mutter in Wien kamen üble Nachrichten, und ich selbst war krank. [...]

Am nächsten Tag verliess ich Genua. In Wien fand ich meine Mutter noch lebend und bei Bewusstsein, aber sie starb am Ende des gleichen Monats. (G 26/28)

*

Im September 1922 bedankte sich Bermann bei dem Literaturagenten Rudolf Kommer für die detaillierte Kritik, die dieser an einer frühen Fassung seines Romans *Die Erben Timurs* geübt hatte, und schloss seinen Brief mit der Bemerkung: «Unterdessen habe ich wieder einen Reisser à la *Fantoché* geschrieben, der garantiert besser gehen wird als die ganze Dynastie der Grossmogule».²⁸ Der Reisser,

den Bermann sicher auch aus finanziellen Erwägungen geschrieben hatte, erschien 1923 unter dem Titel *Bimini*²⁹ und hatte, wie sein anderer Reisser, *Die Films der Prinzessin Fantoche*, den Film zum Gegenstand. Möglicherweise hatte Bermann auch die Hoffnung, dass der Roman verfilmt würde, denn die inflationären Nachkriegsjahre waren für den deutschen und österreichischen Film Jahre des Booms. Nach einem Berlin-Besuch schrieb Bermann 1921 in einem Artikel³⁰ für das *Prager Tagblatt* über die Ufa-Filmgesellschaft:

Der Name der Ufa mag hier stehen als Symbol der ganzen – ufalosen Berliner Filmerei.

Diese Stadt war immer ein bisschen – der Berliner sagt, in Erinnerung an eine gewisse toll rotierende Lichtreklame hellerer Zeiten: ein bisschen Manoli.

Der Wiener sagt: hatte ein Radel zuviel.

Hat jetzt eine Kurbel zuviel.

Etwa die Hälfte der Berliner ist den ganzen Tag damit beschäftigt, sich für die andere Hälfte der Berliner filmen zu lassen, oder Filme zu dichten, oder Filmpleiten vorzubereiten.

Seitdem der deutsche Imperialismus pleite ist, hat die Ufa die Expansion des deutschen Gedankens übernommen.

Mit Wilhelms Marokkopolitik war es nichts. Aber der Kaiser von Marokko hat, Gott sei Dank, einer kurbelnden Delegation der Ufa seine Mahalla als Statisterie zur Verfügung gestellt, seine malerische Leibgarde. Sie wurde, im richtig gehenden Marokko, nach allen Regeln deutscher Kunst gefilmt, als Zugabe zu den zweifelhaften Spässen eines dreissigaktigen Schlagerlustspiels.

Bisher scheint die Marokkopolitik der Ufa erfolgreicher verlaufen zu sein als die Marokkopolitik Wilhelms. Denn die Ufa ist bisher noch nicht pleite.

Mit der Wahl eines kolportagehaften Abenteuer-Stoffs für *Bimini* hatte Bermann sich alle Mühe gegeben, an den Erfolg des *Fantoche*-Romans anzuknüpfen. *Bimini* ist eine Rahmenerzählung. Der dänische Redakteur, Schriftsteller, Weltenbummler und «Urwaldforscher» (14) Olaf Jaspersen³¹, – «er war wie ein Kodak mit einer wilden Phantasie» (10) – ist auf der Durchreise in Wien und will wissen, ob er die einst glücklos geliebte Filmschauspielerin Julia Amberg nach ihrer Scheidung für sich gewinnen kann. Als er sie aufsucht, befindet sie sich in Begleitung eines Dr. Hofmann, der komplizierte Filme zu schreiben vermag, den sie aber nicht liebt. Doch Jaspersen muss feststellen, dass sie auch ihn nicht liebt, dass ihr die ganze Welt nur noch ein guter Filmstoff ist, mit einer prächtigen Hauptrolle für Julia Amberg (14).

Wohlerzogen wie er ist, erzählt Jaspersen auf Julius Wunsch von seinen Reisen – listig wie er ist, eine ganz besondere Geschichte, nämlich von Bimini, genauer von der «Republica Federal de las Provincias Unidas de Bimini», denn Bimini, so erfahren die erstaunte Julia und der in Erwartung eines guten Filmstoffs mitschreibende Dr. Hofmann, «liegt durchaus nicht nur in den Gesammelten Gedichten von Heine, sondern es liegt unter dem fünfzehnten Grad nördlicher Breite und wird begrenzt von Guatemala und Honduras ...»(15/16).

Und dann folgt jene abenteuerliche, amüsante, mitunter ein wenig alberne, doch mit versöhnlicher Ironie geschilderte Abenteuerhandlung in dem von der Aussenwelt hermetisch abgeriegelten Staat Bimini, in deren Verlauf der Held Jaspersen zur kläglich-komischen Figur wird. Ihm gelingt es, alle journalistischen Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen und nach Bimini zu gelangen, weil er einen komplizierten Landweg wählt. Doch dann gerät er mitten hinein in einen Operettenhaften Aufstand gegen den Diktator Biminis, verliebt sich in die schöne Anführerin der Revolution und weiss nie, was er von seinem ständigen Begleiter Jimmy Goldstein halten soll. Nachdem er in der Stierkampfarena der Hauptstadt, die – wie der Held von Heines Gedicht – «Ponce de Leon» heisst, sehr unfreiwillig das Zeichen zum allgemeinen Aufruhr gegeben hat, entdeckt er, dass alle seine Erlebnisse gefilmt wurden, dass er «als komische Figur in einen grossen Film geraten» ist, als dessen Regisseur sich Jimmy Goldstein entpuppt.

Die ganze Rahmen- und Binnenhandlung würde dem Leser so heiter und belanglos erscheinen wie der *Fantoch*wenn denn «wirklich alles nur Film» gewesen wäre. Aber an dieser Stelle bietet der Roman eine Pointe, die auf den heutigen Leser zweifellos noch bitterer wirkt als auf den des Jahres 1923. In Bimini nämlich wird nicht nach einem Drehbuch, sondern nach der Wirklichkeit gefilmt, «es ist alles echt, alles geschieht wirklich, hochprima lebensnatürlich» (140), versichert der «Oberregisseur Goldstein» glaubwürdig, und «der Diktator, der Herr General Iriarte ist sogar Vizepräsident im Verwaltungsrat der Filmgesellschaft, die von ihm Bimini gepachtet hat, Menschen, Jaguare, Morde, Revolutionen, alles» (141) inbegriffen. Bei dieser Mitteilung überfällt den Helden ein Grauen:

Ich atmete schwer, ein wahrer Schwindel hatte mich erfasst. Träumte ich am Ende? Es war kein schöner Traum. Ein ganzes Land, eine Gemeinschaft lebendiger Menschen, in ein gigantisches Filmatelier verwandelt! Mein Gott, welch ein scheusslicher Alpdruck! Kein Privatleben, kein Leben überhaupt, nichts als Kinematographie! Überall,

verstand ich, der lauernde Apparat, der die Wirklichkeit zu einer ungeheuren Komödie umlügt. [...] Welche Entwürdigung des Lebens, welche teuflische Einmischung ins private Dasein des Staatsbürgers!

Unendliches Grauen stieg in mir auf, jenes Grauen, das einen packt, wenn man in der Gewöhnlichkeit des Daseins einmal einen Riss klaffen sieht. (143/44).

Das Grauen des Helden erfährt aber noch eine Steigerung, als er dem Diktator gezwungenermassen gegenübertritt. Der empörte Jaspersen wirft ihm vor, «dass man in diesem Land Menschen ermordet, um ihre Todeszuckungen kinematographisch aufzunehmen» und «ihre Todesqual meterweise verkaufen zu können» (175)³², der Diktator aber entgegen ungerührt:

«Sie nennen mich wahrscheinlich einen Tyrannen. Das ist zu melodramatisch. Wollen Sie mich nicht lieber einen Dichter nennen? Ich bin ein Filmdichter grossen Stils, und einer, der nebenbei Verwaltungspräsident der grössten Filmgesellschaft zu sein das Glück hat. Aus einem sinnlosen, unglückverbreitenden, ja wahrhaft tyrannischen Organismus, wie es ein moderner Staat ist, habe ich etwas Sinnvolles, Geformtes, Zweckhaftes gemacht – einen ungeheuren Film, ein Kunstwerk mit höheren Zielen und Absichten.» (178)

Das sinnlose Gebilde des Staats, das eines Diktators bedarf, um ohne Rücksicht auf Verluste zu einem sinnvollen ästhetischen Gesamtkunstwerk transformiert zu werden – vor der Gigantomanie dieses Projekts einer Verfilmung der Welt verschlägt es dem Helden den Atem – und dem Autor die Laune. Der Roman endet ziemlich abrupt, die Heiterkeit der Utopie «Bimini» ist zu einer kulturkritischen Dystopie gefroren, die in der Literatur der Zeit so zum ersten Mal auftaucht. Doch das vermag die Konzeption des Romans nicht zu retten, dem die Bezüge zu Heines Gedicht nicht gut bekommen und dessen heitere und ernste Anteile so wenig zueinander passen wie Binnen- und Rahmenhandlung.

Wenngleich nicht so erfolgreich wie der *Fantoche*-Roman, wurde *Bimini*, bevor es als Buch erschien, immerhin im *Berliner Tageblatt*, im *Wiener Neuen 8 Uhr Blatt* und in der *Prager Abendzeitung* vorabgedruckt³³ und erhielt im *Berliner Tageblatt*³⁴ und *Wiener Tag*³⁵ überaus freundliche Rezensionen. Aus einem Brief Bermanns an Arthur Schnitzler geht ferner hervor, dass es Kontroversen über eine Verfilmung des Romans gab.³⁶

Im November 1922 wurde in Wien die linksliberale Tageszeitung *Der Tag* gegründet, bei der Bermann sogleich regelmässiger Mitarbeiter wurde. An der Zeitung,

die bis zum Einmarsch der deutschen Truppen in Wien bestand, war seit 1925 das tschechische Aussenministerium über den Prager Orbis Verlag zur Hälfte beteiligt. Einflussnahmen auf die Redaktion der Zeitung sind nicht nachweisbar, zwischen den Gesellschaftern wurde aber vereinbart, dass *Der Tag* für ein selbständiges Österreich und eine Politik entsprechend dem Geiste des Völkerbundes und der engsten Zusammenarbeit der mitteleuropäischen Nationen³⁷ eintreten sollte. Für Bermann wurde *Der Tag* gewissermassen zum Wiener Standbein seiner journalistischen Aktivitäten: seit Ende 1922 war er Mitarbeiter je einer grossen Zeitung in Wien, Berlin und Prag.

Anmerkungen

- 1 Richard A. Bermann: Es lebe die Republik! (November 1918). Nachlassmanuskript.
- 2 Richard A. Bermann: Peter Altenberg. In: Arbeiterzeitung Nr. 9 (10.1.1919) S. 2-3.
- 3 Arnold Höllriegel: Ohne P. A. In: Der Neue Tag Nr. 22 (13.4.1919) S. 5.
- 4 Vgl. auch R. A. B.: P. A. im Elysium. Zur ersten Wiederkehr seines Todestages. In: Der neue Tag Jg. 2, Nr. 3 (3.1.1920) S. 3 und den Gedenkartikel anlässlich der Versteigerung von Altenbergs Nachlass: Arnold Höllriegel: Andenken an Peter Altenberg. In: Der Tag Jg. 6, Nr. 1 606 (22. 5. 1927). Arnold Höllriegel: Das Altenberg-Buch. In: Wiener Allgemeine Zeitung Nr. 13 118 (24.1.1922) S. 5. Schliesslich: Arnold Höllriegel: Ein Denkmal für Peter. Bei den Negern der Goldküste, Westküste. In: BT Jg. 59, Nr. 546 (19.11.1930) 1. Beiblatt.
- 5 Bereits im Dezember 1917 hatten die einstigen Besitzer der *Zeit*, Isidor Singer und Heinrich Kanner, die wegen ihrer kritikstrenigen Haltung verschiedentlich des Hochverrats bezichtigt worden waren, die Zeitung auch auf Druck deutscher Stellen verkaufen und Österreich verlassen müssen, «um die endgültige Einstellung des Blattes zu verhindern»: Kurt Paupié: Handbuch der österreichischen Pressegeschichte 1848-1959. – Band I: Wien. Wien, Stuttgart 1960, S. 161. Vgl. auch Fritz Maria Rebhann: Die Zeit. Ein historischer Abriss.-Diss.phil. Wien 1948, S. 138/39.
- 6 R. A. B.: Eine Freundesstimme über den Anschluss. In: Der Friede Bd. 3, Nr. 54 (31.1.1919) S. 34-36, S. 34.
- 7 Richard A. Bermann: Der Bolschewismus als Gefahr und als Hoffnung. In: Der Friede Bd. 2, Nr. 51 (10.1.1919), S. 582.
- 8 Richard A. Bermann: Jüdische Probleme. In: Der Friede Bd. 2, Nr. 46 (6.12.1918) (S. 468-469).
- 9 R. A. B.: Das Mass der Mässigung. In: Der Friede Bd. 3, Nr. 57 (21.2.1919) S. 103-104, S. 103.
- 10 Vgl. Harald Laa: Die Karikatur in der Presse (Spezialthema: Österreichische Presse der 1. Republik). – Diss. phil. Wien (Masch.) 1951, S. 94.

- 11 Zu Tschuppik vgl. die Dokumentation: Karl Tschuppik: Von Franz Joseph zu Adolf Hitler. Polemiken, Essays und Feuilletons. Hrsg. und eingeleitet von Klaus Amann. – Wien, Köln. Graz: Böhlau 1982.
- 12 Arnold Höllriegel: Wiener Notizbuch. In: Die Stunde Jg. 15, Nr. 4 283 (20.6.1937) Sonntagsbeilage S. 3. – Von Roth waren allerdings auch schon einige kurze Feuilletons im *Frieden* erschienen, vgl. auch David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer 1974, S. 186.
- 13 Arnold Höllriegel: Wiener Symptome. In: Der neue Tag Jg. 1, Nr. 49 (11.5.1919) S. 6.
- 14 Höllriegel: Die Narben. In: PT Jg. 45, Nr. 228 (26. 9. 1920) S. 3. – Unter dem Namen Richard A. Bermann veröffentlicht in: BT Jg. 49, Nr. 465 (3.10.1920) S. 2.
- 15 Richard A. Bermann: St. Germain. Manuskript und Typoskript aus dem Nachlass.
- 16 Gegen diese Wiedereinführung der Zensur protestierte Bermann in seinem Beitrag: Die Presse in Saint Germain. In: Der Friede Bd. 3, Nr. 76 (4.7.1919) S. 568-570.
- 17 Arnold Höllriegel: Der Entente-Zug. In: Der neue Tag Jg. 1, Nr. 97 (29.6.1919) S. 5.
- 18 Richard A. Bermann: Der Rächer Clemenceau. Zu seinem Triumph am 14. Juli. In: Der neue Tag Jg. 1, Nr. 111 (13.7.1919) S. 5-6.
- 19 Rudolf Olden: Nachruf auf einen Freund. In: Das Neue Tage-Buch Jg, 6, Heft 6 (5.2.1938) S. 140-141, S. 141.
- 20 Arnold Höllriegel: Sich's klarmachen. In: BT Jg. 50, Nr. 504 (2.11.1921) S. 2.
- 21 Arnold Höllriegel: Die Kontrolluhr. In: Wiener Allgemeine Zeitung Nr. 13 131 (9.2.1922) S. 5.
- 22 Einzelne Beiträge Bermanns aus dieser Zeit finden sich auch im *Neuen Wiener Tagblatt*, der *Arbeiterzeitung* und der *Wiener Allgemeine Zeitung*.
- 23 Im Museum des tschechischen Schrifttums, Prag Archiv der *Prager Presse*, finden sich vier Briefe Bermanns an den Redakteur Emil Oplatka vom Herbst 1922, in denen er sich an einer regelmässigen Mitarbeit an der *Prager Presse* interessiert zeigt.
- 24 Richard A. Bermann: Brief an Rudolf Kommer vom 9.10.1921 (ÖNB, Wien).
- 25 Richard A. Bermann: Brief an Oskar Baum vom 30.11.1923.
- 26 Richard A. Bermann: Genua (1922). Typoskript aus dem Nachlass, S. 1. Seitenangaben aus dem Typoskript werden im Folgenden nach der Sigle G in den Text eingerückt.
- 27 Aufgrund der vereinbarten Arbeitsteilung publizierte Bermann seine Artikel über die Konferenz von Genua nicht im *Berliner Tageblatt*, sondern im *Prager Tagblatt* und in der *Wiener Allgemeinen Zeitung*.
- 28 Richard A. Bermann: Brief an Rudolf Kommer vom 22.9. 1922 (ÖNB).
- 29 Arnold Höllriegel: Bimini. Roman. – Berlin: Rudolf Mosse Buchverlag 1923. Die im Folgenden in den Text eingerückten Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 30 Arnold Höllriegel: Deutsche Worte. In: PT Jg. 46, Nr. 77 (2.4.1921) S. 4.
- 31 Einige Jahre später gestand Bermann: Henry Hellssen, der berühmte dänische Reisekorrespondent, ist der Mann, der in meinem Roman *Bimini* Olaf Jaspersen genannt wurde. Arnold Höllriegel: Der Traum der kleinen Cousine. Querschnitt durch Hollywood. In: BT Jg. 56, Nr. 204 (1.5. 1927) 1. Beiblatt.
- 32 1924 wurde Bermann Zeuge, wie eine Filmgesellschaft ihre Kameralente beauftragte, den Totenkampf Anatole Frances zu filmen, vgl. A. H.: Filmet Agonie! In: Der Tag in Bildern. Sonntagsbeilage zu Jg.3, Nr. 713 von *Der Tag* (23.11.1924) S. 6.

- 33 Bimini. Eine wirblige Geschichte. In: BT Jg. 52, Nr. 222 (13.3.1923) bis Nr. 281 (17.6.1923); Bimini. In: Neues 8 Uhr Blatt (Wien) Nr. 2 579 (22.5.1923) S. 6 bis Nr. 2 624 (16.7.1923) S. 8; Bimini. In: Prager Abendzeitung 29. 10.1923 bis 4.12.1923. – Dies sind nur die bekannt gewordenen Abdrucke aus der Grossstadtprresse, an die sich in der Regel Abdrucke in der Regionalpresse anschlossen.
- 34 Vgl. L. B.: Bimini. In: BT Jg. 52, Nr. 471 (7.10.1923) 3. Beiblatt = Literarische Rundschau.
- 35 Be-Ba: Rezension zu Arnold Höllriegel, «Bimini». In: Der Tag Jg. 2, Nr. 312(10. 10.1923) S. 7.
- 36 In seinem Brief vom 11.2.1924 bat Bermann Schnitzler, sich die Pressevorführung eines Films der Vita-Film AG anzuschauen, der angeblich ein Plagiat des *Bimini* – Stoffs sein sollte (DLA).
- 37 Roswitha Geyer: Rudolf Kalmar. Ein Beitrag zur Geschichte der Wiener Journalistik. – Diss. phil. Wien (Masch.) 1966, S. 25.

Wien, Palästina, Amazonas, Südsee – die Jahre 1923 bis 1926

Das Wichtigste, was er bei seinen Verhandlungen mit dem *Tag* erreicht hatte, war für Bermann, dass er für die Zeitung reisen durfte.

Von einer «Reise nach Berlin» berichtete er im März 1923 nicht nur Erfreuliches; immer wieder wurde er in den Tagen der Ruhrbesetzung mit einem aggressiven Revanchismus konfrontiert:

Man spricht: von der Ruhr.

Der Schnellzeichner im Variété zeichnet einen Poilu, und alles brüllt Rache, denn «siegreich wollen wir Frankreich schlagen». Er zeichnet John Bull, und alles applaudiert, denn der Engländer wird uns dabei helfen. Nächstens einmal!

Hans S. geht in Untersekunda. Ich frage ihn: «Viel zu lernen?» Er seufzt: «Ach Gott, alle die Boulevards von Paris... Der Lehrer verlangt, dass wir sie alle genau auswendig können; das brauchen wir für den Einzug, sagt er... ». [...]

Armes, unglückliches Volk!¹

Ende März 1923 teilte die Redaktion des *Tag* ihren Lesern mit: «Unser Mitarbeiter Arnold Höllriegel befindet sich auf einer Reise nach Ägypten und Palästina, von der er unsern Lesern fortlaufend berichten wird.»² Bermann reiste über Triest und Alexandria zunächst nach Kairo. Über die klassischen Stätten und Museen, die er 1914 schon besucht hatte, berichtete er nur sehr knapp; en passant registrierte er die emsige Ausgrabungstätigkeit im Land – und deren Folgen: «In ganz Ägypten klopft die Spitzaxt der Expeditionen an allen Felsen herum; und je mehr Pharaonen in die Museumsvitriolen gelangen, desto mehr Amerikaner gelangen in ägyptische Hotelbetten.»³ Unter der Überschrift «Erlebnis im Basar» offenbarte er den Lesern der Zeitung kurz darauf, weshalb er so passioniert reiste:

In der Basarstadt Muski, die rings um Kairos grosse Moscheen ist, zog mich ein Händler in sein Geschäft. Er hatte Metallsachen zu verkaufen, graviert und emailliert, garantiert echt unter- und oberägyptisch. Danke, ich bin selbst aus Gablonz, sagte ich, aber es war nicht wahr. Da sagte der Händler, das freue ihn, nach Gablonz komme er öfters einzukaufen. (Halb Ägypten kommt aus Gablonz in Böhmen, und vielleicht standen die Pyramiden an der Neisse, bevor man sie an den Nil versandte.)

Als der Händler ganz bestimmt erkannte, ich würde ihm nichts abkaufen, wurde er friedlich und klatschte in die Hände, um Kaffee und Zigaretten. Ja, er führte mich freudestrahlend zu seinem Nachbarn, dem Syrier Dimitri Andalaft, und sagte, ich wäre aus

Gablonz und kaufte nichts. Macht nichts, sagte der Mann aus Syrerland, was sehen Sie denn gern? – Persische Miniaturen, sagte ich.

Nun war aber dieses Basargewölbe des Syriers Dimitri Andalaft voll von farbengleisender Herrlichkeit, Shawl, Teppich und Fayence; byzantinische Ikonen waren dort und Waffen aus Kurdistan, mit Türkisen am Griff.

«Persische Miniaturen wirklich sehr billig», sagte Dimitri Andalaft, und zeigte mir lose Blätter. Ach, ich erkannte in seinem Herzen eitlen Wahn; er dachte heimlich, ich würde doch etwas kaufen, und er zeigte mir, was er mir zutraute.

Ich sagte: Sie müssen mir nichts zeigen, ich bin aus Österreich, wissen Sie, wie die Krone steht? Aber wenn Sie mir was zeigen wollen, dann bitte, anderes.

Und Dimitri Andalaft begann zu begreifen, was für ein Schnorrer ich bin; und da wurde er viel freundlicher. Eines von den billigen Blättern, ein beschädigtes, schien mir fein. Vielleicht erkannte er in mir eine grosse Liebe zu solchen Dingen; auf einmal öffnete er seine eiserne Kasse und holte grosse Bücher hervor, in kostbar gestickte Tücher andächtig eingeschlagen.

Das Buch Matnaui, mit einem einzigen Bild, aber dem schönsten, persischen Bild, das ich je gesehen habe. Ein Hafis, mit der ganzen Kunst orientalischer Schönschreiber illuminiert, aus dem sechzehnten Jahrhundert, mit vielen Bilderseiten. Das Leben des Perserschahs Ibrahim, von seinem Hofhistoriographen geschrieben, Bild um Bild.

Kennt ihr persische Miniaturen? Die Maler tauchen ihre Tuschpinsel direkt in die Farben des Himmels, besonders in sein schönstes türkisgrünes Blau. Die Umriss von Männern und Frauen, von maurischen Sälen, von edlem Jagdgetier, von Schlachten und Festen, hauchen sie ins Blatt, dann binden sie das verflatternd Leichte mit dicken Vergoldungen königlich an das Pergament. Ihre Kunst, aus der kalligraphischen Arabeske entstanden, entfernt sich niemals von seinem Zweck, das Buch zu schmücken; ein herausgerissenes Blatt ist Schändung. Und alles, was am Orient jemals edel war, ist in diesen erhabenen heiteren Blättern lebendig. [...]

O Wunder, o Glück, o Stunde im Gewölbe des Dimitri Andalaft! [...] Wisse, Dimitri Andalaft ist ein Orientale und ein Händler; aber nie könnte er so Schönes haben, verstünde er nichts von Schönheit; und du kannst sein Herzbruder werden durch ein Aufleuchten in deinem Blick. Zweitausend Pfund für das Königsbuch geben und vierhundert für den Hafis, das mag schwer sein, deucht mir. Schwerer ist es kein Geld zu haben, und die kostbaren Bücher überhaupt zu Gesicht zu bekommen.

Deswegen aber reise ich: Überall ist Gewöhnlichkeit, Geschäft und Betrieb. Dann findet man zufällig eine Formel, einen Blick, eine Gelegenheit – und siehe da, es ist nicht wahr, die Welt ist ein buntes Märchen, nur äusserlich verhext, unter dem banalen Basartrödel liegen die Wunder, in östlichen Händlern die leidenschaftlichen Künstlerherzen...

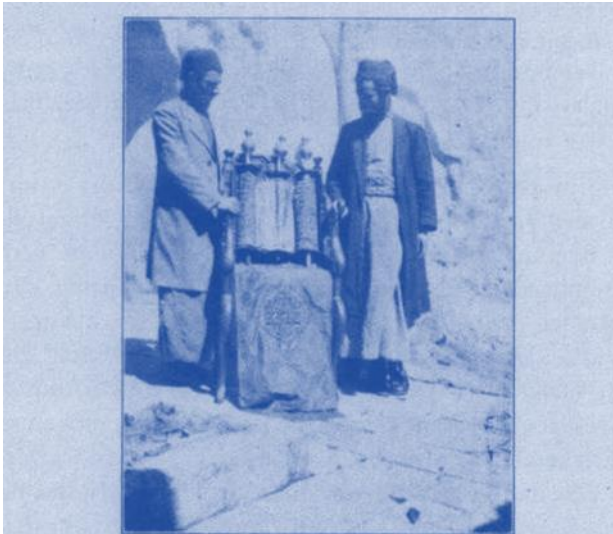
Niemals wieder sehe ich Dimitri Andalaft, auf der Strasse Khan el Khalil, im Basar der Kupferschmiede (die Humbug fabrizierende Blechschmiede sind), in der grossen Muski zu Kairo. Seh ihn nie wieder und weiss heute nur noch, dass sein Gesicht braun war, unter einem Tarbusch.

Und hockte eine Stunde lang neben ihm, über seine Bücher gebeugt, mit ihm ganz verschmolzen durch *eine* Begeisterung; wir waren mehr denn Brüder.

Deswegen reise ich.⁴

Bermanns eigentliches Ziel war jedoch Palästina, über das er im April und Mai 1923 für den *Tag*, das *Berliner Tageblatt* und das *Prager Tagblatt* berichtete. Vor Beginn der Reise hatte er schon mit dem Wiener Verleger Ernst Peter Tal vereinbart, dass er gemeinsam mit dem Journalisten, Dramaturgen und Schriftsteller Arthur Rundt⁵ über Palästina ein kleines Reisebuch schreiben würde. Dieses kleine – heute sehr seltene – Buch⁶ enthält nicht nur eine «der ersten Beschreibungen einer Palästinareise nach dem Ersten Weltkrieg»⁷, es ist ein brillant geschriebenes Buch, das, mögen seine Informationen auch veraltet sein, bis heute nichts an Faszinationskraft eingebüsst hat. Das Buch wandte sich an Leser, die sechs Jahre nach der Balfour-Deklaration wissen wollten, was aus dem Einwanderungsland Palästina, der Hoffnung der Zionisten, geworden war. Rundt war für die historisch und soziologisch informierenden Teile zuständig, Bermann für die erzählenden Reiseberichte, beide brachten das Beobachtete auf zündende Weise, lehrreich und mit feuilletonistischem Esprit, in Verbindung mit der überaus komplizierten Geschichte des Landes und dessen Besiedlung. Beeindruckend und mitunter verblüffend ist die Fülle der Referenzen, die die Autoren in ihre Berichte und Erzählungen einstreuten: in *Tausend und Eine Nacht* und der Bibel waren sie so selbstverständlich zu Hause wie in Talmud und Tora, doch auch in der Geschichte des Ostjudentums und der jüngsten Geschichte der Sowjetunion kannten sie sich so gut aus, dass sie zwanglos Verbindungen zu Entwicklungstendenzen in Palästina herstellen konnten. All das wurde ohne Bildungsdünkel und gespreizte Gelehrsamkeit in grosser Anschaulichkeit und mit gelegentlichen feuilletonistischen Pointen vorgetragen; so gab Bermann seinen ersten Eindruck von Tel Aviv wieder als «Schmargendorf an der syrischen Küste – mit einem deutlichen Schuss Kowno, Wilna, Tarnopol» (14).

Die Grundeinstellung der beiden Autoren zur zionistischen Besiedlung Palästinas war positiv; von der europäischen Friedensordnung nach dem Ersten Weltkrieg bitter enttäuscht, sahen sie hier das entscheidende zukunftssträchtige Experi-



Die Thora der Samaritaner



Jerusalem: Die Moschee des Felsendomes

*Abbildungsseite aus: Artur Rundt und Richard A. Bermann: Palästina.
Ein Reisebuch. Leipzig, Wien u. Zürich: E.P. Tal, 1923*

ment: «Den Fremden, der aus der Verzweiflung des wegelosen Europa kommt, durchschüttelt befreiend das Erkennen: hier ist ein Weg, hier ist ein Vorwärts.» (58)⁸ Diesen Weg hielten die Autoren für überzeugender als den sowjetischen: «Dort: leere Doktrin, zu ihrer Durchsetzung verzweifelter Griff nach den alten Methoden des Absolutismus, ekstatischer Krampf. Hier: werktätige Arbeit, Ablehnung jeglichen Zwangs, (wenn der Gebrauch des Beiworts erlaubt ist:) christliche Milde.» (19).

Dabei verfielen Bermann und Rundt nicht – wie viele zeitgenössische zionistische Autoren – in den Fehler der Illusionsmalerei oder Schönfärberei. Mit grosser Nüchternheit rekonstruierten sie das machtpolitische Kalkül, das Grossbritannien zur Balfour-Deklaration bewog, schilderten sie die historischen und aktuellen Spannungen zwischen Arabern und Juden in Palästina, aber auch die tiefgreifenden politischen, sozialen und mentalitätsmässigen Differenzen innerhalb der jüdischen Besiedlung selbst; immer wieder gingen sie auf die Auseinandersetzungen zwischen der Orthodoxie und der revolutionären Jugend ein, den Konflikt zwischen Traditionalismus und Modernismus beim Aufbau des Landes. Das Herz der Autoren schlug bei der revolutionären jüdischen Jugend, die das Land im Geiste des Urkommunismus urbar und fruchtbar machen wollte: «Mit seinen eigenen Händen wird man sich das Haus der nationalen und sozialen Freiheit bauen, ein Haus voll Tolstoi und Peter Altenberg; auf hebräisch. [...] Dem Besitz entsagen, um der Freiheit willen, ein Leben im Geiste leben, Gottes Reich mit eigenen Händen bauen – keine Milch, kein Honig ist so süss, wie dieser unsterbliche Traum.» (57) An keiner Stelle verschwiegen Bermann und Rundt, wie weit das Land noch von der Realisierung weit bescheidenerer Träume entfernt war, und sie konstatierten, dass die zionistische Einwanderung weit hinter den Erwartungen und Notwendigkeiten für die Besiedlung des Landes zurückgeblieben war.

Am Schluss des Buches fasste Bermann das spannungs- und hoffnungsreiche Nebeneinander von Vergangenheit und Zukunft Palästinas in einem Bild des nächtlichen Jerusalem:

Bevor wir das Land verliessen, sah ich, es war in einer ganz dunklen Nacht, doch noch dieses Jerusalem, an dessen Existenz ich gezweifelt hatte. In der dunkelsten Nacht, ohne Mond; da wurde Jerusalem ganz durchsichtig. In so einer Nacht ist Jerusalem sicher eine der schönsten Städte, wenn die engen Strassen zu stillen Korridoren werden, unter geheimnisvollen Torbögen und Gewölben, die Mauern zu ragenden Silhou-

etten, wenn das Wirkliche seine lächerliche Wirklichkeit verliert und das Hallen deines Schrittes dir zu verraten scheint, dass du auf der letzten zufälligen Oberfläche uralter Geheimnisse wandelst, dass die Stadt unter dir hohl ist, ein einziges ungeheures Grab der fernsten Vergangenheit, (119)

Aber nie wird man vergessen können, was unter dem Boden und im Schweigen der Nacht dieses Jerusalem ist; in die Banalität der Tage ragen die Träume hinein. Man wird hier nie eine Stadt wie die anderen errichten können, sie wird, wenn nicht das Bewusstsein höheren Werts, dann ein Unterbewusstsein haben, genährt aus uralten Wundern. Wenn etwas Wahres an der Lehre vom Sterben und Werden ist, wenn in Kindern die letzten Geheimnisse ihrer Urahnen wiedergeboren werden, könnte nicht, müsste nicht aus diesem geheimnisvoll unterhöhlten Boden Jerusalems wieder ein Quell kommen, Lichtflammen aus seinen Steinen, aus so viel Vergangenheit eine Zukunft? (123)

Als «ein ganz köstliches kleines Werk»⁹ wurde das Palästina-Buch im *Literarischen Echo* bezeichnet; in der *Jüdischen Rundschau*¹⁰ gab es den Stoff zu längeren Debatten.

Nach seiner Rückkehr aus Palästina fuhr Bermann Ende Mai 1923 als «Sonderberichterstatter» zunächst «Durch die Sommerfrischen Österreichs»¹¹, danach «Quer durchs Reich»¹². Im September des Jahres berichtete er für seine drei Zeitungen von der Völkerbundsitzung in Genf und lieferte ihnen Porträts bedeutender europäischer Politiker. Das wichtigste von ihnen erschien unter dem Titel «Eine Stunde mit Benesch»¹³; der tschechoslowakische Ministerpräsident hatte Bermann ein einstündiges Exklusivinterview gegeben. Zur Erholung von der Politik schrieb er im Oktober 1923 das Vorwort zu einer Sammlung von politischen Karikaturen, die der Zeichner Carl Josef unter dem Titel «Die Parteien»¹⁴ herausgab.

Die Jahreswende 1923/24 verbrachte Bermann im Auftrag des *Tag* an der französischen Riviera; er berichtete aus Beaulieu, Nizza, Monte Carlo und sah in Kap Ferrât das erste Wohnmobil, das damals noch «Hausauto» hiess. Besässe er dieses Hausauto, so schrieb er, dann würde er über dessen Tür «das grosse Motto meines unruhigen Lebens» anbringen, zwei Verse Wilhelm Buschs:

«Schön ist es auch anderswo, und hier bin ich sowieso.»

Bei diesen Versen wurde er indes nachdenklich:

Hier bin ich sowieso. Warum treibt es mich schon wieder fort, auf neue Strassen, an neue Küsten? Werde ich auf der Welt ein schöneres Land finden?

Diese Riviera zieht mich seit meiner Jugend immer wieder an, und stösst mich ab, wenn ich es möglich gemacht habe, sie zu besuchen. Schon damals, als ich so seltsame Erlebnisse hatte, in der kleinen Villa an der Promenade, in der mein erster Roman spielt, *Der Hofmeister*. Ich kam als ein recht hungriger Student plötzlich an die Riviera, in den Überfluss eines Millionärshauses; es ist sechzehn Jahre her. Und damals schon, eben einer verwanzten Bude entronnen, der Mensa und den zerrissenenen Schuhen, unter denen ich das sichtbare Stück Strumpf mit Tinte schwarz gefärbt hatte, damals schon war mir der überwältigende Kontrast nicht beglückend; nach der Hölle langweilte mich das Paradies sogleich. Seither sehne ich mich nach ihm, wo immer ich bin, nur wenn ich es wieder erreiche...¹⁵

Sehr bald bekam Bermann erneut Gelegenheit, seiner Sehnsucht nachzugeben: im August 1924 reiste er an den Amazonas. Wie es dazu kam, schildert er in einem unpublizierten Text:

Monate hindurch las ich in der Inseratenkolumne der *Times* ein Inserat, das mich träumen machte. Es war überschrieben: «1'000 miles up the Amazonas River», und kündigte eine, wie mir schien, märchenhafte Vergnügungsreise an. Der Dampfer «Hildebrand» der Booth Line in Liverpool fuhr regelmässig von England über Portugal und Madeira nach Para an der Mündung des Amazonas und von dort weiter. 1'000 Meilen stromaufwärts, bis zu der mitten im amazonischen Urwald gelegenen Stadt Manaus im Mittelpunkt des südamerikanischen Kontinents. Die ganze Reise bis nach Manaus und wieder zurück nach Liverpool sollte 42 Tage dauern und nicht mehr als 75 £ kosten; inbegriffen waren auch die Kosten des Aufenthalts an Land und verschiedener schöner Ausflüge, die ein von der Gesellschaft ausgegebener Prospekt in glühenden Farben schilderte. Welch eine Gelegenheit, den Urwald zu sehen!

Die Idee ergriff Besitz von mir, und ich war sehr glücklich, als Theodor Wolff sie auch vom journalistischen Standpunkt aus gut fand und mir versprach, eine Reihe Artikel im *Berliner Tageblatt* zu veröffentlichen, wenn ich die Reise unternahm. Einen substanziellen Vorschuss auf die Honorare wollte er mir freilich nicht gewähren, und ich hatte nicht Geld genug, um die Reisekosten aus eigenem zu tragen. So dachte ich daran, einen Verleger zu suchen, der bei mir ein Reisebuch vom Amazonenstrom bestellen würde.¹⁶

Die Suche führte zum Erfolg: in Berlin unterbreitete Bermann sein Angebot dem Inhaber der – etwa eine halbe Million Mitglieder zählenden – Buchgemeinschaft «Volksverband der Bücherfreunde»:

Er überlegte es sich erst ein wenig – ich war als Buchautor damals lange nicht so bekannt wie als Zeitungsschreiber – schliesslich nahm er meinen Vorschlag an, mir einen Vorschuss auf einen Band Reisebeschreibungen vom Amazonasstrom zu geben. Ich steckte vergnügt meine tausend Mark ein und ging direkt in ein Geschäft für Tropenausrüstungen, auf dem Weg laut vor mich hinsingend, so dass die Passanten stehenblieben (ich sang immerzu: «Up the Amazonas River!»). Nie vorher und nie nachher in meinem an Freuden reichen Leben habe ich mich auf etwas so gefreut wie auf diese Reise in den Urwald.¹⁷

Im Juli 1924 begann die Reise. Bermann schickte dem *Tag* einige Artikel aus England, bevor er am Ende des Monats in Liverpool den Dampfer «Hildebrand» bestieg, der zunächst in dem portugiesischen Hafen Oporto, dann in Madeira Zwischenstation machte, wo Bermann unter anderem das Grab des letzten österreichischen Kaisers besuchte.¹⁸ Danach fuhr die «Hildebrand» ohne Aufenthalt bis an die brasilianische Küste:

Eines Tages fuhren wir in die Mündung des Amazonas ein. Noch sah man nirgendwo Land, aber das Wasser war nicht mehr blau oder grünlich, sondern messingfarben, mit himmelblauen Reflexen. Das erste, was wir von Brasilien sahen, waren Schmetterlinge; zu Tausenden erschienen sie, von einem Wind aus dem Urwald hergetragen, und setzten sich auf das Schiff; Schmetterlinge von allen Farben und Grössen. Ein paar lateinische Segel tauchten auf; braune Menschen, halbnackt, sassen in den Booten. Eine riesige Schildkröte konnte man schwimmen sehen. Auf einmal sah man am Horizont eine grüne Mauer von Urwaldbäumen.

Ich wurde halb toll vor Ungeduld und Erwartung. Aber als unser Schiff sich schliesslich dem Hafenkai einer grossen Stadt näherte, kam eine furchtbare Enttäuschung: der Landungsplatz war mit Sandsäcken verbarrikadiert; Maschinengewehre waren auf das Schiff gerichtet; Bewaffnete, mehr oder weniger uniformiert, waren überall zu sehen: in Parà war eine Revolution soeben von den Regierungstruppen niedergeschlagen worden, und es war fraglich, ob wir Passagiere überhaupt würden landen dürfen.¹⁹

Der Dampfer «Hildebrand» blieb acht oder zehn Tage in Parà. Täglich hofften wir, die Reise den Amazonasstrom hinauf fortsetzen zu dürfen, aber wir wurden immer wieder enttäuscht. Noch gab es «Revoltosos» in der nächsten Nähe der Stadt, und die Provinz Amazonas weiter stromaufwärts stand in voller Empörung gegen die Zentralregierung und beschlagnahmte jedes Schiff, das aus Para kam. Vergeblich trachtete ich zu erfahren, worum es sich bei dieser Revolution handelte, für welche grossen Prinzipien auf der einen oder anderen Seite gefochten wurde; aus den zensurierten Zeitungen war nur zu erfahren, dass eine Anzahl Subalternoffiziere des Bundesheeres in Parà und in Manaus gemeutert hatten, dass aber die Polizei und die Marinetruppen die Empö-

rung nicht mitgemacht hatten; so war der Aufstand im Staate Parà zusammengebrochen, während er sich im Staate Amazonas noch behauptete.²⁰

Aus einem seiner Zeitungsberichte²¹ geht ebenso deutlich wie aus seinen späteren Aufzeichnungen hervor, dass Bermann sich durch den Offiziersputsch ganz persönlich betroffen fühlte; er sah sich um die Verwirklichung seines Traumes betrogen²²:

Mich hatte eine Art Wahnsinn erfasst. Dass ich, so weit gelangt, am Rande der phantastischen südamerikanischen Urwaldwelt, nichts sehen sollte als das Grand Hotel und allenfalls den Stadtpark von Parà, das machte mich rasend. Ich wollte meinen Urwald haben, und da mein Schiff nicht in ihn hineinfuhr, suchte ich ihn täglich auf eigene Faust auf, d.h. ich fuhr mit einer elektrischen Strassenbahn bis an den Rand der Stadt. Dort gab es eine Stelle, wo ein Bach aus dem Walde kam; er floss in das Gehöft der städtischen Wasserwerke und wurde dort destilliert. Am Rande dieses Baches gab es einen Pfad, der etwa zwei Kilometer weit ins Innere des Waldes führte. Indianische Arbeiter patrouillierten diesen Pfad ab und fischten mit Netzen allerlei Tierleichen und Pflanzenreste aus dem Wasser, damit es im Trinkwasser der Bürger von Parà nicht gerade von toten Krokodilen wimmle. Auf diesem schmalen Weg allein war es möglich, ein Stückchen in den Wald hineinzugelangen, in den man ohne Axt oder Buschmesser nicht einen Meter hätte eindringen können. Täglich fuhr ich mit der Strassenbahn bis zu dem Wasserturm, ging den Bach entlang und setzte mich am Ende des Weges auf einen Baumstumpf; da sass ich stundenlang und beobachtete das Leben des Waldes, das schon hier, so nahe der Zivilisation, faszinierend war. Riesige blaue Morphusschmetterlinge umgaukelten mich; neben meinen Fussspitzen duellierten sich zwei grüne Eidechsen, bis die eine tot dalag, und eine ungeheure Schlange kroch, ohne sich um mich zu kümmern, quer über den Weg. Ich sah vielleicht mehr vom Urwald, als wenn das geplante Ausflugsprogramm des Hildebrand durchgeführt worden wäre, aber mich verzehrte dabei die enttäuschte Sehnsucht nach meinem «Amazonas River», den ich überhaupt nicht zu sehen bekam.²³

Nach vierzehn Tagen brach der Kapitän der «Hildebrand» die Reise ab und bot den Passagieren als Entschädigung für die entgangene Amazonasfahrt einen Besuch auf der Insel Barbados an.

Das tröstete meine Reisegefährten vollkommen. Sie sahen Barbados so gern wie den Amazonenstrom. Mir aber war das Herz schwer: ich hatte versprochen, ein Reisebuch vom Amazonas zu schreiben; die dazu nötigen Eindrücke konnte ich auf Barbados nicht sammeln.²⁴

[...]

Während der Rückreise nahm ich an der Schiffsgeselligkeit nicht teil, sondern lag in meinem Deckstuhl, las Bücher über den amazonischen Urwald und dachte nach. Es war mir der Einfall zu einem Buch gekommen, nicht gerade zu einem Reisebuch, sondern zu einem Roman, in dem ich das eben Erlebte schildern und meine unerfüllte Sehnsucht nach dieser schönen Reise «Up the Amazonas River» dichterisch gestalten wollte. Ich ersann eine Handlung, in der ein von der Wanderlust halb wahnsinniger Mensch aus meinem Teil von Mitteleuropa eben das Pech erlitt, das ich erlebt hatte. Nur sollte es in seinem Falle ein tragisches, ein tödliches Pech sein. Ihn, den Schullehrer Dr. Schwarz aus Leitmeritz, liess ich an seiner Enttäuschung zugrunde gehen. In diesen Roman aus unseren Tagen wollte ich auf meine eigene Art einen zweiten hineinschachteln, einen historischen. Einer der Schiffsgenossen des Dr. Schwarz sollte ihm, gleichsam zum Trost, die Geschichte jenes Francisco de Orellana erzählen, der im Jahre 1535 als erster weisser Mann den Amazonasstrom, von Peru her, entdeckt und befahren hatte. Er war es, der angeblich unterwegs einen Kampf mit jenen weiblichen Kriegerinnen zu kämpfen hatte, nach denen der Rio das Amazonas seinen Namen erhielt. – Wie immer es sich mit diesem Abenteuer verhielt, auch Francisco Orellana blieb, obwohl er doch sein Ziel erreicht hatte, ein unheilbar Sehnsüchtiger. Er kehrte aus Spanien zum Amazonasstrom zurück, verfehlte die Einfahrt in die Mündung und ging mit seinen Gefährten elend zugrunde. «Man kommt niemals an», das war die Moral, die ich meinen sehnsuchtstollen Schullehrer als Argument gegen die Wanderlust predigen liess.²⁵

Einige Zeit nach seiner Rückkehr nach Europa fuhr Bermann nach Berlin und berichtete dem Inhaber des «Volksverbands der Bücherfreunde» von dem geplanten Roman. Der war von dem Plan alles andere als begeistert:

Aus Gnade und Barmherzigkeit nahm er schliesslich, statt auf der Rückzahlung des Vorschusses zu bestehen, meinen Roman *Das Urwaldschiff* an.

Nie wieder hat ein Buch von mir so grossen Erfolg gehabt. Der «Volksverband» verkaufte 300'000 Exemplare. Mein Ruf als Buchautor war begründet; ich galt als der grösste Kenner des Amazonasstromes und des amazonischen Urwaldes, von dem ich nichts gesehen hatte als den Waldbach hinter den Wasserwerken von Parà.²⁶

Das Urwaldschiff ist nicht nur das erfolgreichste und meistrezensierte²⁷ Buch Bermanns – und das einzige seiner Bücher, das nach dem Zweiten Weltkrieg neu aufgelegt wurde²⁸ –, sondern auch sein eigenwilligstes und persönlichstes. 1927 wurde es in der Buchgemeinschaftsausgabe²⁹ unter seinem wirklichen Namen publiziert, 1929 im S. Fischer Verlag unter seinem Pseudonym «Arnold Höllriegel», unter dem 1930 auch die englische Ausgabe erschien³⁰. In einer Rezension verriet

Das Urwaldschiff

Ein Buch vom Amazonenstrom

von

Richard A. Bermann

*

Mit acht farbigen Bildern

nach Aquarellen von Franz Heidenbof

*



1 9 2 7

Volksverband der Bücherfreunde

Wegweiser-Verlag G. m. b. H.

Berlin

Titelblatt der Erstausgabe

Bermanns Freund Leonhard Adelt einiges über die Konzeption des Buchs – und dessen Autor:

Dieses seltsam-schöne Buch [...] verdankt sein Dasein einem andern Buch, das nicht geschrieben wurde, und letzten Endes einer Revolution. Arnold Höllriegel, die Revolution der Heimat hinter sich, fuhr in den Amazonenstrom ein, um den unerschütterlichen Urwald zu belauschen, und fand ihn abgeriegelt, weil ein paar Kompanien Brasi-

lianer gerade wieder einmal revoltierten. Ein Reisebuch, so interessant wie nur eines dieses universellen Geistes und jungenhaft begeisterten Herzens, ging uns solcherart verloren; allein, die Verhinderung des Journalisten machte den Dichter frei. Indem Arnold Höllriegel die Geschichte seiner abgebrochenen Fahrt novellistisch auf das halbe Dutzend Menschen projizierte, die seine Reisegefährten waren, formte sich die journalistische Enttäuschung zu dem sinnbildlichen Schicksal des emeritierten Oberlehrers Dr. Bernhard Schwarz aus Leitmeritz in Böhmen, der dem Phantom des grossen Abenteurers bis zur Selbstvernichtung nachjagt. Abspaltung des eigenen Ich, Bernhard Schwarz von Mr. Hilary wie Faust von Mephisto, Arnold Höllriegel von Richard A. Bermann, erfährt der Rahmenheld des Buches die tragische Erkenntnis, dass nur der Weg das Erleben ist und nicht das Ziel. Am Ziel ist Leere des Erledigtseins – Enttäuschung. Das versagte Ziel nur entfesselt jene Sehnsucht, die als Erlebniskraft produktiv wird.

Arnold Höllriegel, den die englischen Reisegefährten als Mr. Hilary kennen und wir als Richard A. Bermann – als einen unwahrscheinlich klugen, unglaublich wissensreichen und unbeschreiblich guten Menschen, hatte diese Erkenntnis bereits vor der Enttäuschung: so wurde sie ihm produktiv, und gestaltete, im Rahmen der Schicksalsnovelle vom Oberlehrer Bernhard Schwarz, die Spiegelnovelle vom Abenteurer Francisco de Orellana. Dieser Offizier des Gonzalo Pizarro und sein Verräter, Entdecker und erster Beschiffer des Amazonenstromes, wurde umgetrieben von der gleichen unstillbaren Sehnsucht, die aus Knabenspielen in Forschungsfahrten und aus dem Bürgerkleid in tödliche Märchenräume reisst. Zauberisch angezogen von der Göttlichkeit des Urwaldes, erlebte er sein mordendes Geheimnis – und nahm es, wie nach ihm alle Bernhard Schwarze, mit ins Grab. Der Dichter musste kommen, um es zu enträtseln – zu ewig neuen Rätseln zu enträtseln: Arnold Höllriegel malt den Urwald mit den unbestimmbar zwischen Fiebertraum und Wirklichkeit verwischten Dämmerfarben einer grossen dichterischen Vision; keiner, der sie in sich aufnahm, wird sie je vergessen.³¹

Adelts Rezension – aber auch Bermanns eigene Inhaltsangabe – könnten den Eindruck erwecken, als handle es sich beim «Urwaldschiff» um eine schlicht konstruierte Geschichte mit einer recht handgreiflichen Moral, doch das ist nicht der Fall. Freilich, der Dr. Schwarz aus der Rahmenerzählung, dieser «Don Quichotte» (28), eine «Leitmeritzer Ausgabe des Tartarin» (38), den Bermann, «wenn ein wenig lächerlich, so doch vor allem sehr heldenhaft» (65), gestalten wollte – er ist ihm mehr zum Objekt der Fürsorge der Reisegesellschaft geraten und hat als literarische Figur aus eigener Kraft keine heroischen Züge gewonnen – obwohl der Autor mehrfach glaubwürdig versicherte: «Ich halte jeden Menschen, der gegen die idiotische Alltäglichkeit eines bürgerlichen Daseins rebelliert, für einen Helden und

öffentlichen Wohltäter, besonders wenn er dabei wirklich seine Haut wagt [...].³²

Der eigentliche Held der Rahmenerzählung ist denn auch der Engländer Hilary, von dem «kein Mensch auf dem Schiff wusste, wer oder was» er war, vermutlich ein «reisender Schriftsteller», jedenfalls aber, «dies stand fest, der Weltbummler» (24) schlechthin. Hilary, der ebensoviele Züge Bermanns³³ trägt wie Dr. Schwarz, erzählt, diesem zum Trost, die Geschichte des Francisco de Orellana, und diese Erzählung übertrifft die der Rahmenerzählung an literarischer Qualität bei Weitem. Mythos und historische Überlieferung gewinnen in der Erzählung von Orellanas fieberhafter Suche nach dem El Dorado, der Durchquerung des Urwalds, dem Bau des Schiffes, der Fahrt auf dem Amazonas und schliesslich in Orellanas Begegnung mit den Amazonen eine atmosphärische Dichte, die ähnlich erst in Döblins Exilwerk *Das Land ohne Tod* wieder erreicht wird. Und es ist keine naive, sondern eine moderne historische Erzählung; Hilary liest sie nicht vor, er will sie erst schreiben, und so wird sie von ihm, poetisch abwägend, mal der einen Quelle folgend, mal einer anderen, gleichsam im Potentialis mündlich vorgetragen, wobei das Konstruktive des historischen Erzählens stets durchscheint: Spiel mit dem Stoff zu einem Buch, das, so erklärt Hilary, «ich vielleicht nie schreiben werde, denn, glauben Sie mir, mit dem Schreiben ist es wie mit dem Reisen, man kommt nie an» (117).

Auch die «Moral», die der Autor seinem Buch mitgegeben haben will, ist so schlicht nicht, wie Bermann sie formuliert. Mit der Sentenz, «Man kommt niemals an» (40), kann er den verhinderten Urwaldreisenden Dr. Schwarz so wenig trösten wie den Leser, der selbstverständlich weiss, dass die Unmöglichkeit des Ankommens das Reisen selbst absurd macht. Doch gegen eine solche Interpretation der Orellana-Erzählung setzt Hilary sich zur Wehr: ‚Es ist keine Geschichte gegen das Reisern, sagte der Weltbummler. ‚Es ist eine Geschichte gegen das Ankommen. Solange eine Reise nichts ans Ziel führt, ist alles gut. Reisen muss man. *Navigare nescesse*. Nur ankommen sollte man niemals.‘ (97) Diese Interpretation Hilarys nun wirft mehr Rätsel auf als sie löst: was muss, was kann der Reisende tun, um ständig unterwegs zu einem Ziel zu sein, und niemals anzukommen? Dieses scheinbare Paradox ist in Bermanns Konzeption eines Romans mit Rahmen- und Binnenhandlung abgebildet, es ist ein altes, romantisches³⁴ Paradox, Bermanns Paradox und das des Lesers.

Mit der Wiederaufnahme seiner Reisetätigkeit änderte sich der Charakter von Bermanns journalistischer Produktion deutlich. Die Theaterkritiken gab er fast gänzlich auf, und die lokalen Feuilletons reduzierte er drastisch; auch seine Artikel zur Literatur und Kultur der Zeit wurden seltener. Die Übersetzung von Paul de Mussets Roman *Die Wette des Kardinals*, die Ende 1923 im *Neuen 8 Uhr-Blatt* erschien³⁵, hatte er vermutlich schon vor seiner Reise nach Palästina abgeschlossen. Längere Rezensionen oder Betrachtungen widmete er nur noch Autoren oder Büchern, zu denen er eine engere Beziehung hatte. So leitete er den Abdruck des spannenden Romans *Der Meister des Jüngsten Tages* von Leo Perutz im *Tag* mit dem folgenden Porträt ein³⁶:

Arnold Höllriegel

Leo Perutz

Der Perutz Leopold, ein ungemein schlamperter Knabe, sass in der Volksschule der Patres Piaristen in Prag neben mir. Meine erste Erinnerung sieht seine schmutzige und blutende Hand: er hatte sich, der beneidenswerte Besitzer eines wunderschönen Taschenmessers, unter der Bank in den Daumen geschnitten, nicht zufällig, sondern absichtlich. «Damit der Herr Lehrer erschrickt!» flüsterte er mir zu und legte die Hand breit aufs Pult. Der Effekt war gross.

Später maturierten wir miteinander in Wien. Das heisst, *ich* maturierte, und jetzt, einundzwanzig Jahre später, träume ich noch einmal im Monat, dass ich wieder in die Schule zurück muss, weil es bei *den* mathematischen Kenntnissen natürlich nicht angeht, dass ich ein Dr. phil. bin. Leo Perutz hingegen kaufte am Abend vor der schriftlichen Matura an Stelle des Logarithmenbuches, das er verloren hatte, bei Mejstrik ein neues, nämlich ein antiquarisches; es standen Formeln darin, verbotener Weise mit dem Bleistift hineingeschrieben. Diese Formeln entdeckte der Professor und Perutz fiel phänomenal durch. Ich rannte zum Klassenvorstand, der in der deutschen Literatur unterrichtete: «Herr Professor, intervenieren Sie, oder sie kommen in die Literaturgeschichte. Dieser Perutz schreibt prachtvolle Sachen. Er hat da einen Entwurf zu einer Geschichte «Die dritte Kugel –»

Dem Deutschprofessor war es gänzlich Wurst. Der Mathematikprofessor liess Perutz auch bei der Nachprüfung als vollkommen talentlos durchsausen. Daraufhin entsagte Leo Perutz feierlichst der Literatur und wählte sich die Mathematik zum Lebensberuf. Er wurde nicht nur Versicherungsmathematiker im Bureau einer grossen Gesellschaft, sondern es gibt, wenn ich mich nicht irre, in der höheren Mathematik so etwas wie «Perutzsche Funktionen». Aber vielleicht irre ich mich, ich habe es ja nicht nötig, etwas von der Mathematik zu ahnen, *ich* bin bei der Matura durchgekommen.

Mit dem Mathematiker Perutz haben sich diese Zeilen übrigens so wenig zu befassen, wie mit dem Briefmarken- und dem Narrensammler Leo Perutz, mit dem Hausherrn, Skifahrer, Kletterer, Kriegsinvaliden, Orientreisenden, «Tartl»-Spieler, Kaffeehausgast, Raufbold, verspäteten Landsknecht, dem Ehemann, Vater Michaelas und Lores, dem guten Kerl und guten Kameraden. Die beiden Geschichten aus seiner früheren Privatbiographie sind auch nur erzählt worden, weil sie den Schriftsteller, den Erzähler Leo Perutz vortrefflich charakterisieren: Er ist jederzeit bereit, sein Blut zu vergiessen, wenn er damit eine tragische Wirkung erzielen kann. Und er ist ein furchtbar unordentlicher Mensch, aber er rechnet ausgezeichnet.

Jetzt fängt er an, ziemlich berühmt zu werden: in Los Angeles verfilmt man «Zwischen neun und neun», in London dramatisiert man den «Marques de Bolibar», seine Bücher erscheinen in zehnter Auflage, ja, selbst im Café Herrenhof lassen sie Leo Perutz schon gelten. Wäre er ein Engländer, dann wäre er schon Baronet und wühlte in Guineas. In deutschen Landen ist er noch immer nicht viel, nur der beste Erzähler. Andere Romanciers bevölkern erhabener Sphären, wieder andere sind fixer mit der Druck- und Schreibmaschine, aber soviel wie Leo Perutz fällt keinem ein, und diese blutvolle Leidenschaft des Erzählens hat kein anderer, der jetzt in deutscher Sprache schreibt. Neulich verlangte eine Filmgesellschaft eine Idee von ihm. Einen Tag darauf erzählte er mir zehn bis zwanzig Stoffe, die ihm in den Kopf gekommen waren, meistens blendend schöne und originelle Romanthemen. Wenn er sehr alt wird, wird er schon ausarbeiten, was ihm so in einem Monat einfällt; im Nachlass werden sich dann noch Stoffe für zwei bis drei Dutzend unserer flinksten Romanfabrikanten finden, für deren Lebenszeit. Perutz geht, das ist wahr, immer von einem Einfall und selten von einem Erlebnis aus; den Einfall stellt er dann in ein reizvolles Milieu hinein, staffiert ihn mit einer Million kleinerer Einfälle aus. Das Anekdotische ist bei ihm zunächst die Hauptsache, und hier unterscheidet er sich freilich von den wenigen ganz grossen Romandichtern, die weniger Geschichten erzählen, als Welten schaffen, den Balzac und Thackeray. Dem Dichter Perutz guckt immer der Mathematiker Perutz über die Schultern, er hat ein möglichst kompliziertes Beispiel gefunden, das mit möglichster Eleganz gelöst werden muss. Aber wie weit ist er von den schnellen Sudlern, den dünnflüssigen Effekthaschern entfernt! Seine Effekte sind Blut, nicht Wasser oder Jauche.

Niemand arbeitet sorgfältiger als dieser Fruchtbare. Aus seinen historischen Romanen können die Geschichtswissenschaftler lernen. Er liebt historische Themen, weil er das Bunte und Romantische liebt, am meisten, wenn ein bisschen Wüstheit und Rauferei in dem Milieu liegt. Er versenkt sich jahrelang in die Geschichtsquellen: sucht die seltensten; dann versteht er es, vergessen zu lassen, dass irgendein Studium seine Phantasie beschwerte. Es ist alles echt, und so, als hätte er sich's aus dem Finger gesogen. Jede Nebenfigur hat ihren eigenen Roman und noch die Sprache, diese ganz wunderbare Sprache seiner Bücher, steckt voll von schöpferischen Einfällen.

Ein literarisches Mikroskop würde in den Perutzschen Nebensätzen lauter winzige Kristalle von unentwickelten Romanstoffen aufzeigen können, sein Dialog ist Verschwendung, ist Kindermord. Andere Erzähler sensationell gefärbter Stoffe walzen eine vereinzelte Grundidee breit aus. Perutz fühlt sich am wohlsten in einem Labyrinth von Hindernissen; er frisst mit einem kanibalischen Vergnügen Schwierigkeiten. Der erste Einfall ist manchmal phantastisch und unreal; alles andere ist Logik und Mathematik und warmblütige Realität. Nie erklärt er ein Wunder durch ein zweites, nie hilft er sich aus dem Irrgarten anders heraus als durch Vernunft. Seine Phantasie ist mathematisch diszipliniert, so wie seine recht gesunden und kräftigen Effekte der Zensur eines feinen Geschmacks unterstellt sind. Das Gedankliche und Problematische fliegt ihn beim Erzählen an; von Haus aus philosophiert er nicht, sondern erzählt, erzählt. Diesen grossen Trieb zum reinen Fabulieren gibt es in der deutschen Literatur sehr selten. Er liefert Unterhaltungslektüre, aber was für eine! Das Denken wird dem Leser durchaus nicht erspart, aber sehr erleichtert.

Der neue Roman von Leo Perutz, den der «Tag» von morgen an veröffentlichen wird, ist eines von seinen phantastischen Büchern. Er spielt in Wien und riecht nach Wien; einen kurzen Ausflug in die geliebte Sphäre des Historischen hat er sich nicht versagt. «Der Meister des jüngsten Gerichts» ist eine höchst kunstreich komponierte Geschichte: ein schauerliches Geheimnis wird allmählich enthüllt; es wäre ein Geheimnis aus fast übersinnlichen Regionen der Phantasie, wenn es nicht als die psychopathische Träumerei eines grübelnden Gehirns realistisch erklärt würde, für Leute, die solche Erklärungen brauchen. Nebenbei wird mit ein paar losen Sätzen ein Apotheker geschildert oder ein alter pensionierter Offizier; andere bauen um so eine Figur herum einen dicken humoristischen Roman. Es ist ein Buch für schlaflose Nächte, eines das schlaflose Nächte erzeugt. Diese Farbe «Drommetenrot», die es malt, wird jedem Leser unauslöschlich im Kopf bleiben, eine Bereicherung des Spektrums. Mehr von dem hinreissenden Inhalt sagen kann nur Leo Perutz.

In: Der Tag, Jg. 2, Nr. 91 (28.2.1923), S. 3

Zum 60. Geburtstag Hermann Bahrs, der ihm einst empfohlen hatte, sein Glück als Journalist in Berlin zu versuchen, schrieb Bermann den folgenden liebevoll-ironischen Artikel³⁷, der nicht nur Bahr, sondern auch das literarische Leben seiner Zeit charakterisiert:

Richard A. Bermann

Hermann Bahr

Zu seinem sechzigsten Geburtstag

Alle Leute, die ihr Leben lang keine Meinung gehabt haben, oder, was ärger ist, im-

mer nur eine, freuen sich so sehr, dass Hermann Bahr seine Meinung, das meinen sie, so oft gewechselt habe. Es gibt ihnen so eine Überlegenheit, nicht?

Die Wahrheit ist, dass Hermann Bahr sich nun seit sechzig Jahren die ernsteste Mühe gibt, von der Welt und den Menschen die richtige Meinung zu haben, und dass er beim fortwährenden Suchen und Versuchen oft genug eine andere erwischt hat – die wirklich seriösen Leute behalten, was sie zufällig mal erwischt haben, und das nennt man Charakter.

Nur Gott, die grossen Propheten und die kleinen Spiesser irren sich nie. Das gibt den Spiessern die göttliche Überlegenheit.

Um den Acker richtig zu besehen, den Hermann Bahr nach seinen Kräften bestellt hat, wird man wohl den höchsten Punkt dieses weiten Gebietes aufsuchen müssen, nicht den niedrigsten. Der höchste Punkt, den Hermann Bahr erreicht hat, ist sein wunderbar schöner Essay vom Marsyas. Wenn ein Lyriker ein einziges wirklich gutes Gedicht geschaffen hat, und das gelingt so jedem tausendsten Lyriker, dann ist er genügend legitimiert, gleichviel, was er sonst reimte. Ein Publizist, der einmal den Dialog vom Marsyas schreiben konnte, darf tausendmal danebenhauen, oder affektiert sein, selbst lächerlich, er ist für immer erkannt und legitimiert und darf frei sprechen, wo andere das Maul halten sollten.

Dieser Dialog vom Marsyas beweist, dass das Flötenspielen das Gesicht des Künstlers entstellt. Apoll, der beim Blasen sein Gesicht in den Wellen sieht, wirft die Flöte weit von sich: «Ars mihi non tanti est, so viel ist mir die ganze Kunst nicht wert, lebe wohl, meine Flöte!»

(Freilich, Hermann Bahr hat weiter geblasen.)

Der Künstler, wenn er kein Gott ist, und nicht zu so göttlicher Entsagung fähig, schädigt sich fortwährend durch seine Kunst. Sie entstellt sein Antlitz. Sie gefährdet ihn. Marsyas, der die Flöte des Gottes aufhebt, wird geschunden, und mit Recht. Apoll darf ihn richten, er, der vollkommen ist.

Aber was sich dann auf des Märtyrers Wunden hämisch setzt, das sind gemeine Schmeissfliegen.

Ein Gott irrt nicht. Ein edler Mensch tappt durch Irrtümer dem Licht des Göttlichen zu. Die Inder nennen das die Seelenwanderung. Manche Menschen, die es eilig haben, begeben sich schon in einem und demselben Leben auf Seelenwanderung. Andere Menschen haben es nicht so eilig und ziehen es vor, hübsch langsam und ordentlich als Frosch und als Affe wiedergeboren zu werden. Sie haben viel Talent dazu.

Hermann Bahr, vor sechzig Jahren wiedergeboren, kam in Österreich zur Welt, und mit dem Drang, von dieser Welt zu reden.

Da er es sehr eilig hatte, und da sechzig Jahre wirklich eine sehr kurze Zeit sind, fuhr er rapid durch alle Irrtümer, Wahrheiten, Patschen, Glücksgefühle, Lächerlichkeiten und Erhabenheiten, zu denen das Leben eines im Jahre 1868 geborenen Linzers



*Hermann Bahr.
Radierung von Emil Orlik*

nur irgend Anlass geben konnte. Er glaubte nacheinander an Schönerer, Viktor Adler und den Bischof Rudigier, dazwischen an die Anarchie, und, vor dem katholischen Gott, gelegentlich an den Teufel. Er glaubte ans Barock, an die Naturalisten und an die Expressionisten. Er glaubte an Habsburg und an die Revolution, an Richard von Kralik und an Hofmannsthal, an den Krieg und an den Pazifismus, an heidnische Philosophen und an Ignaz von Loyola. Da *er* ununterbrochen redete, wusste man immer von seinen Wandlungen; Götter konnten ihn schmerzhaft schinden und Schmeißfliegen konnten sich auf seine Schwären setzen.

Irgendeine Hemmung fehlte seit jeher diesem geräumigen Hirn.

Andere haben die Hemmung und nicht das Hirn.

Er fuhr dahin, ohne je zu bremsen. Da entgleiste er manchmal.

Nebenbei war er ein armer Teufel und musste Geld verdienen. Er tat es auf eine souveräne Art. Seine Amüsierstücke sehen aus wie «Das Konzert», seine Unterhaltungsromane wie «Die Drut». Er wusste Erfolg zu haben und doch nicht den Idioten zu spielen. Wem der Erfolg leichter wurde, der verzeiht so was nicht.

Wenn der Kahlenberg morgen Lava kotzt, und der Pöstlingberg, und der Iselberg, und jeder Berg, der das geistige Leben einer österreichischen Stadt mitansehen muss,

– wenn ganz Österreich verschüttet wird und in tausend Jahren wieder ausgegraben, und man findet allerlei bedrucktes Papier, aus wessen Werken wird man das letzte österreichische Lebensalter vor dem Krieg am besten rekonstruieren können?

Ich will es nicht entscheiden, aber einen guten ausführlichen Index zu dem Buch Österreich würden Bahrs Schriften schon abgeben, grübe man sie allein aus. Man würde in ihnen jeden Namen und jede Idee verzeichnet finden, die in den letzten Jahrzehnten des Verzeichnens irgendwie wert gewesen sind. Altenberg, Mahler, Klimt, *wer* hat bei uns von ihnen gesprochen, gesungen, gebrüllt? Und von allen anderen? Von den Nieten und Enttäuschungen ebenfalls?

Gesegnet der Mund, der viel gesegnet hat, und wäre es selbst zu viel gewesen!

In Linz geboren, mit der Donau in seinem Leben, und einem unausrottbaren Restchen Provinzlerum, das zum geruhigen Plauschen verleitet –

Die Donau fließt durch ihn durch, wie sie zwischen Linz und Urfahr durchfließt. Der grosse Völkerweg geht quer durch seine Seele, die Verbindungsstrasse; – er ist nicht als ein Äpler geboren, bieder, mit einem majestätisch eingehetzten Horizont, auch nicht als ein Wiener, sondern schlechtweg als ein Donauländer. Als ein Äpler hätte er vielleicht, wer kann das wissen, einen Kropf gehabt, als ein Wiener hätte es zu seiner ewigen strömenden beredten Unruhe nicht diese wahrhaft linzerische Gemütsruhe aufgebracht. Er musste immer nach Wien hinströmen, wie die Donau, die immerzu von Linz nach Wien strömt, und er konnte nicht lange in Wien verweilen, wie die Donau.

Dieser machtvolle, befruchtende und ewig murmelnde, plauschende Strom, an ihm wurde Hermann Bahr geboren. Er sah ihn aus den deutschen Ländern in andere Donauländer ziehen und schwamm neugierig mit. Als es noch das alte Österreich gab, war Hermann Bahr der einzige deutsche Österreicher, der die Existenz der Slawen entdeckt hatte. Er schrie auf:

«Es gibt Südslawen!», aber man glaubte es ihm nicht, bis Österreich über sie stolperte und fiel.

Er schrie so oft auf!

Alles Gescheite, was über das alte Österreich nur gesagt werden konnte, steht in Hermann Bahrs vielen Werken, vor allem in seinen Romanen. Diese Romane sind schön und breit wie die Donau, und voll von vortrefflichen Fischen, die im Wasser schwimmen.

Da alles Gescheite über das alte Österreich in diesen ausgezeichneten Romanen stand, hätte man Hermann Bahr wohl zum k. k. Ministerpräsidenten machen sollen? Ich weiss nicht. Es stand auch alles Gescheite über das Burgtheater darin, und als man ihn zum Beirat der Direktion machte, beinahe zum Direktor, wurde das Burgtheater nicht viel besser. Aber vielleicht war es schon zu spät, und er hätte das Burgtheater und Österreich retten können, als er noch ein jüngerer Mann war.

Mit dem Altwerden war es bei ihm so: er verjüngte sich immer öfter, immer rascher, trank das Zauberelexier aus Fausts Phiole – bis er eines Tages in die Donau blickte und zwei Dinge darin gespiegelt sah: sich und die Welt. Er war noch ganz jung, aber die Welt war nicht so gut konserviert; mummelgreisenhaft.

Da gab Hermann Bahr es auf. Über Nacht. Trank aus keiner Phiole mehr. Der Rest waren Memoiren und Bussübungen.

Er hatte eine schöne, freundliche, weltmännisch einladende Barockkirche gesehen, eine österreichische, und er trat ein.

Nichts kann mich mehr erbittern, als das gehässige Unverständnis, dem er ausgesetzt ist, seitdem er durch dieses Kirchenportal trat. Voltaire, der ein wenig der Hermann Bahr seiner Zeit gewesen ist, der enzyklopädische Index des letzten Halbjahrhunderts eines zusammenbrechenden ancien régime. – Voltaire durfte eine Kirche bauen und über das Tor schreiben: «Deo erexit Voltaire.» Vielleicht war das, im Falle Voltaire, ein Schwindel. Aber versteht Ihr denn das nicht, dass ein alt gewordener Mann selig durch ein stattliches Marmortor eingeht, in die Ruhe und Kühle des Kirchenraumes, in dem niemand, der still niederkniet, für sein Denken weiter verantwortlich ist, in dem man so gut ausruhen kann, und in dem es doch gar nicht eng und unfrei ist?

So sicher wie die Donau ins Schwarze Meer, mündet ein gar so rasch strömendes Geistesleben in die Kirche.

An seinem sechzigsten Geburtstag will ich mir ihn gern und gern vorstellen, wie er in einer grossen, wunderbar kühlen und sehr österreichischen Barockkirche kniet, die schöne volle Stirn gesenkt, den Herrgottsbart über einem leichten Janker – und seine Ruh' hat. Gemündet. Schluss. Sechzig. Die Lippen bewegen sich leise und plauschen ein grundgescheites Gebet, mit reizenden kleinen geistreichen Bosheiten darin.

Aus der Kuppel singt ein unhörbarer Engelschor:

Wer immer strebend sich bemüht,

Den können wir erlösen!

In: Der Tag, Jg. 2, Nr. 230 (19.7.1923), S. 3-6

Im Mai 1924 lobte Bermann die Auswahl, die die Jury für den Kunstpreis der Stadt Wien getroffen hatte – Robert Musil und Otto Stoessl waren unter den Laureaten – bedauerte aber, dass der junge Lyriker Josef Weinheber³⁸ nicht unter den Ausgezeichneten war.³⁹ Auf Weinhebers Roman *Das Waisenhaus* machte Bermann in der im *Tag* abgedruckten Weihnachtsumfrage «Was soll man lesen?» aufmerksam. Am nachdrücklichsten versicherte er hier aber,

dass unter allen Büchern, nicht des letzten Jahres, sondern der letzten Jahre, der Ro-

man *Babbit* des Amerikaners Sinclair Lewis mich am stärksten angepackt hat – diese grosse Anklage gegen die Bourgeoisie nicht als soziale Klasse, sondern als Lebensform; ich denke an dieses Buch mindestens einmal am Tag, seitdem ich es gelesen habe. Ich liebe dieses Buch, weil es zugleich zu verurteilen und zu begnadigen weiss, weil der Autor, als der erste Dichter nach Thackeray, jenen höchsten Grad erlangt hat, den des tragischen Humoristen..⁴⁰

Nur zu besonderen Anlässen fand Bermann die Zeit für Porträts von Politikern aus der österreichischen Geschichte⁴¹; das folgende Porträt Metternichs⁴² erschien zu dessen 150. Geburtstag:

Metternich

Zu seinem 150. Geburtstag

Gestern, am 15. Mai, hätte man den 150. Geburtstag Metternichs feiern können, wenn eine anders gewordene Welt gestern geneigt gewesen wäre, diesen Grossen von gestern zu feiern.

Klemens Lothar Fürst Metternich! Vor hundertfünfzig Jahren geboren, vor vierundsechzig Jahren gestorben, seit wenigstens hundert Jahren der jung denkenden Welt verhasst – das alles ist nun so lange her, dass man den Mann doch allmählich ohne Vorurteile ansehen dürfte. Ohne politische Ranküne betrachtet, ist dieser Metternich, der schwarze Mann der europäischen Demokratie, ohne Zweifel als ein wirklich edel geartetes Menschenwesen zu werten, als ein Staatsmann jenes grossen Formats, das gerade unserer Zeit nur allzu sehr fehlt, als einer der wenigen Deutschen, die je die Politik begriffen haben – all das, freilich, hatte er an ein schädliches und hoffnungsloses Werk gewandt. So gross war er, dass er den Lauf seiner Zeit ein wenig aufzuhalten vermochte – vergebliche Grösse, tragische Grösse!

Metternich war, das wird zu oft vergessen, kein Österreicher, sondern ein rheinischer Dynast, ein Enkel souveräner Reichsritter und Reichsgrafen. Das grosse Jugenderlebnis, das seinen Charakter bestimmt, ist die französische Revolution. Sie setzt der feudalen Zeit am Rhein ein Ende. Dieser grosse österreichische Diplomat beginnt seine Karriere als Gesandter – des westfälischen Grafenkollegiums. Als solcher macht er den Kongress von Rastatt mit, auf dem ungarische Husaren die Gesandten der französischen Republik erschlugen. Wir, die wir den politischen Hass so genau kennen, verstehen, wie solche Eindrücke das Leben eines jungen Menschen formen können. Metternich nimmt gegen die französische Revolution österreichische Dienste; als kaiserlicher Gesandter, später als Minister ist er allemal dabei, wenn Europa eine Koalition gegen das revolutionäre Frankreich schliesst. Einige Jahre lang scheint er freilich von Bonapartes Genius angezogen. Das zu Austerlitz besiegte Österreich schickt ihn

nach Paris, von dem grossen Gegner eine milde Anwendung des Friedensvertrages zu erlangen; das bei Wagram nochmals besiegte Österreich stellt ihn an die Spitze seiner Diplomatie, um seine guten persönlichen Beziehungen zu dem Gegner zu verwerten. Metternich ist es, der Napoleon die grosse Schlinge stellt; die Vermählung des Soldaten der Revolution mit der Erzherzogin ist sein Werk. Er will die Revolution, die er nicht schlagen konnte, überlisten, indem er ihr ihren starken Mann endgültig abspenstig macht. Vielleicht ist er wie so viele Rheinländer von Napoleon auch menschlich fasziniert. Er stützt ihn zu einer Zeit, da er ihn schon wanken sieht; während des Schicksalsjahres 1812 bleibt er neutral. In der deutschen Volkserhebung von 1813 sieht er nichts als eben das revolutionäre Prinzip, das zu bekämpfen seine Lebensaufgabe ist. Wenn er doch gegen Napoleon kämpfen muss – und der unbeugsame Ehrgeiz des Verblendeten lässt ihm nicht lange die Wahl –, dann ist ihm die Volksbegeisterung kein lieber Bundesgenosse. Nicht sie darf den Sieg entscheiden; Österreich, das konservative Österreich der Dynastie, muss den Ausschlag geben. Durch langes Zögern und, im gewählten Moment, durch machtvolles Zuschlagen, reisst er den Erfolg an sich, an seine eigene Sache. Man kann mit einem groben Vergleich seine damalige Rolle der Rolle Amerikas im Weltkrieg ähnlich finden. So wie Wilson für das Prinzip der Demokratie gegen das preussische Prinzip ficht, so kämpft Metternich, als Dynast geboren und dynastisch bis zu seinem Tod, nicht gegen Frankreich, auch nicht gegen das Haus Bonaparte, nur gegen die Revolution. Aber Wilson weiss im Augenblick des Sieges sich selbst nicht treu zu sein; nachdem er das deutsche Kaisertum zerschmettert hat, demoliert er auch die deutsche Demokratie durch den sinnlosen Friedensvertrag. Ganz anders und viel grösser Metternich. Das besiegte Frankreich, von Talleyrands Genie regiert, identifiziert in dem Augenblick, da seine Ringerschultern den Boden berühren, seine Interessen mit dem Prinzip, in dessen Namen es geschlagen wurde. Metternich nimmt diese Kapitulation an, so wie Wilson eine ähnliche nicht anzunehmen verstand. Das legitimistisch gewordene Frankreich zu retten, es gegen seine Revolutionäre zu stützen, ist Metternichs Streben auf dem Wiener Kongress. Mit einem vorausschauenden Ahnungsvermögen sondergleichen begreift er, dass er die französische Revolution von nun an nicht so sehr in Frankreich, als in Deutschland und Italien zu bekämpfen haben wird. Er schont daher Frankreich selbst nach Napoleons Rückkehr und dem Tag von Waterloo; dieser rheinische Fürst will das Elsass nicht zurückhaben. In dem deutschen Nationalgefühl, das mit Erwartung auf Preussen blickt, erkennt er die Saat der Revolution. Und er weiss, dass diese Saat nirgends kräftiger keimt, als auf dem Boden Italiens. So wird er der gehasste Unterdrücker des jungen Deutschlands wie des jungen Italiens. Während er regiert, ein Grandseigneur von erlesener Kultur, von persönlicher Anmut und geistigem Streben, verwandeln sich die österreichischen Festungen zu Folterkammern des Geistes. Er ist frei von der pedantischen Rachsucht, mit der sein Kaiser, der gute Vater Franz der seligen k. k. Volks-

schullesebücher, die auf dem Spielberg angeketteten Karbonari allerhöchstpersönlich quält, aber das System, das solches will, heisst in der Weltgeschichte mit Recht das System Metternich. Dieser Mann weiss, dass er in der deutschen Burschenschaft die deutsche Revolution von morgen auszurotten trachtet; er ahnt, dass der Sträfling vom Spielberg, Silvio Pellico, letzten Endes ein gefährlicherer Gegner Österreichs werden könnte als selbst Napoleon, er weiss, dass griechische Freiheitskämpfer, spanische Konstitutionelle nichts sind als diese besiegte und unbesiegbare französische Revolution. Und da er 50 Jahre alt wird, von grossen Erfolgen durchs Leben begleitet, reich und geehrt über menschliches Mass, verliert er jene oberste Tugend des Staatsmannes: die Gabe, das Unvermeidliche zu erkennen. Vergeblich ruft er das reaktionäre Europa zu einem Kongress nach dem anderen, es einmal gegen die Griechen zu einigen, einmal gegen die Spanier. Rings um ihn siegen die Söhne der Revolution. Der Juli-Aufstand in Paris beraubt ihn seines Einflusses auf Westeuropa; die Griechen revolutionieren trotz seiner Missbilligung den Osten. Es bleibt ihm nichts als sein unmittelbarer Machtbereich. In Österreich, im Deutschland des Deutschen Bundes, in Italien verstärkt er immer mehr den Druck und weiss nicht, dass er alle Ventile verstopft, dass der Gegendruck immer grösser wird und die Explosion immer näher. Dieser Don Quichotte der Legitimität rennt gegen die Windmühlen an, die von allen Winden seiner Zeit bewegt werden. Eines gelingt ihm: den Gang dieser Zeit etwas zu verzögern; langsamer mahlen die Mühlen des Zeitgeistes in Österreich, und selbst wir Heutigen tragen noch die Narben der Metternichschen Ketten. Mit einer wahrhaft dämonischen Beharrlichkeit versteht es der Staatskanzler in den 38 Jahren seiner Herrschaft, die Begriffe Österreich und Reaktion, Österreich und Tyrannei zu identifizieren; noch im Jahre 1919 haben wir dafür furchtbar zu büssen gehabt.

Im März 1848 steht endlich das junge Österreich gegen diese Schmach auf und beseitigt das Metternichsche Regime. Aber die März-Revolution ist bei Weitem nicht stark genug, in den Augen Europas Österreichs Schuld zu sühnen. Noch zehn Jahre nach seinem Sturz ist Metternich hinter den Kulissen der Berater der österreichischen Politik. Die letzte Kunde, die die Ohren des sterbenden Staatsmannes noch vernehmen, ist die Kunde von der Schlacht bei Magenta: aus den Kerkergrüften des Spielbergs ist der Geist der italienischen Märtyrer auferstanden; ein Bonaparte hat sich mit ihm verbündet, und während Klemens Metternich stirbt, siegt das neue Italien, das später Metternichs Österreich vollends zerstören wird.

Metternich, das ist das letzte Überleben des deutschen Feudalismus in einer revolutionierten Zeit. Sein hartnäckiger und mit allen Mitteln eines grossen genialen Geistes geführter Kampf gegen das Unvermeidliche bedeutet für die Völker Mitteleuropas jene unheilvolle Verspätung, die ihren schliesslichen Untergang vorbereitet. Ein Österreich, ein Deutschland, in dem die letzten Spuren des Feudalismus noch nicht ausgerottet sind, haben mit den westlichen Demokratien den Kampf zu bestehen; Aerenthal, eine kleine Karikatur Metternichs, glaubt mit den Jugoslawen umspringen zu können, wie

Metternich mit den Italienern. Siebzig Jahre nach Metternichs Sturz stürzt ihm sein Österreich nach, gehasst von den Nationen. Uns, die wir dadurch so sehr gelitten haben, ist es noch heute schwer, gerecht gegen einen Mann zu sein, der das Böse für das Gute hielt und unser Unheil für unser Heil. Aber er war ein grosser Mann; kein persönlicher Schimpf haftet an seinem Namen und eine menschenarme Zeit, die seinem Lebenswerk zu fluchen allen Grund hat, muss die Zeit ihrer Grossväter um seine staatsmännischen Talente beneiden.

RA.B.

In: Der Tag, Jg. 2, Nr. 167 (16.5.1923, S.3 (Von Tag zu Tag))

Ein kontinuierliches Interesse bezeugte Bermann indes den Medien. In einem «Chaplins Geschwister» überschriebenen Beitrag machte er Ende 1923 auf die zunehmende Bedeutung der Comics in den Zeitungen der USA und ihren Einfluss auf den komischen Film aufmerksam:

Der *Sunday American*, der allwöchentlich den zahllosen Riesenblättern der Hearst-Presse beigelegt wird, ist nichts anderes als ein kolorierter und gedruckter amerikanischer Film. Ja, der künftige Geschichtsschreiber wird sogar entdecken, dass der komische Film sich aus diesen aneinandergereihten Streifenbildern der komischen Sonntagsbeilagen entwickelt hat.⁴³

Ein halbes Jahr später wies er auf die unabsehbare Bedeutung des noch ganz in den Kinderschuhen steckenden Rundfunks hin:

Was einst dem Johann Gutenberg gelang, jene artige und modische Spielerei mit Lettern, das war schliesslich nur die mechanische Vervielfältigung der Schrift, das heisst: jener konventionellen Zeichen, mit denen der Mensch seit den ältesten halbbarbarischen Urzeiten sein Wort und seinen Gedanken unbeholfen und fehlerhaft genug zu verbreiten sucht. Nun, dieser kleine Trick mit den beweglichen Lettern hat durch Humanismus und Reformation hindurch die neue Zeit geschaffen. Wie aber, wenn nun das Wort selbst, nicht sein konventionelles und unzureichendes Zeichen, wenn es von tausend und tausend Stimmen durch die Lüfte getragen wird, auch dem ungeschulten Ohr verständlich, so viel wirksamer, mächtiger und beredter als das gedruckte Wortphantom im Buch und in der Zeitung? Noch ist es kaum möglich zu sagen, welche Veränderungen diese nette kleine Spielerei, das Radio, im Leben der Welt hervorbringen wird.⁴⁴

Das Fernsehen hielt Bermann schon in der Frühzeit des Rundfunks nur noch für ein «praktisches Problem»:

Natürlich, wir sind erst am frühen Anfang. Dieses Fernhören ohne Fernsehen ist noch

nichts. Aber das Fernsehen kommt, ist eigentlich schon da, nur noch ein praktisches Problem, kein theoretisches mehr – man kann schon heute fast mit Bestimmtheit darauf rechnen, dass wir, wir heute Lebenden, die Drähte eines kleinen Apparates in die Steckdose in unserer Zimmerwand stecken werden, und sogleich die fernen Länder sehen und hören, ein unfassbares, unerschöpfliches, sprechendes Kino ohne Film, nein, nicht Kino, das grosse Leben...

Es ist, im Ernst, mehr wert als die Buchdruckerkunst.⁴⁵

Bermann erwies sich nicht nur gegenüber den Veränderungen sensibel, die die Medien bewirkten; mit einiger Klarsicht beschrieb er die Folgen, die das Auto und das Strassennetz der Zukunft unter anderem für das Verhältnis von Stadt und Land und die menschliche Wahrnehmungsweise der Natur haben würden.

Das Auto verbindet die verlorenen kleinen Nester ganz anders mit der grossen Welt als die Eisenbahn, es wird eine homogene, engmaschige und, zweifeln wir nicht, banalgleichförmige Zivilisation erzeugen. Wenn es keine Distanzen mehr gibt, gibt es keine ‚Provinz‘. [...]

Passt, durch das sommerliche Land dahinfahrend, auf die rapide Verwandlung der Landstrasse, ja der Landschaft, die das Auto bewirkt: das Auto hat schon heute die Stadt aufs Land getragen, so wie es das Land in die Stadt bringt. Wir wissen, wie die Stadt ihre nächste Umgebung verändert, wie sie sie zum Ausflugsgebiet macht, zum Landpartieland; das Auto macht das ganze Land zum Ausflugsgebiet der Grossstadt, und es wird sehr bald die Grossstadt zum Ausflugsgebiet des flachen Landes gemacht haben. Noch ein paar tausend billige Autos, und es gibt keine Dörfer mehr. [...]

Es hilft kein Leugnen, der Auto-Mensch braucht und entwickelt eine andere Art Naturbetrachtung als der zweibeinige Wandermensch von einst; so wie der Flugmensch von morgen die Natur wieder ganz anders ansehen wird. Diese unsere gegenwärtige Zeit ist die Zeit des grossen Überganges und nicht ohne Reiz. Die neue Landstrasse, die Strasse des Autos, ist noch nicht fertig. Wir brauchen keinen Jules Verne, keinen Wells, um zu wissen, wie die Landstrasse der Zukunft aussehen wird. Es gibt hier und dort schon die neuen Autostrassen, die kein Pferd, kein Fussgänger betreten darf. Heute ist das Durcheinander, das Nebeneinander noch die Regel.

Das Auto verkörperte für Bermann die «unausgeglichene Zeit» der Gegenwart, in der «zuerst der Motor-Tank alle Romantik des Krieges besiegt hat und in der jetzt der Motorwagen alle Romantik der Ferne besiegt».⁴⁶

Ein anderes Beispiel der kulturgeschichtlich-kulturkritischen Betrachtungsweise, die sich in zahlreichen Artikeln Bermanns um die Mitte der Zwanziger Jah-

re durchsetzte, ist sein Essay über die Apotheose des Fussballs, die hier gekürzt wiedergegeben wird:

Die Tatsache aber steht fest, dass in meiner Heimatstadt Wien heute die Theater leer sind und die Fussballplätze voll, dass es festliche Massenfreude überhaupt nur noch auf dem Fussballplatz gibt – und in den Tanzhallen. Es ist, als ob der grosse Dionysos die Köpfe nicht mehr zu beseelen wüsste, sondern nur noch die Füße. Es gab in der Weltgeschichte Kopfperioden und Handperioden und auch Bauchperioden. Wir leben im Zeitalter der Füße.

Merkt auf: die bürgerlichen Fussballenthusiasten, das sind die gleichen Leute, die an anderen Nachmittagen die modernen Tänze tanzen oder diesen Tänzen zusehen; den eigenen oder fremden Füßen mit totenerntesten und gierigen Blicken folgen, während sie sich in schwierige und wenig heitere Stellungen verschieben. Die Menschen, die dies begeistert, sind die gleichen, die nur mehr mit Hilfe des Typewriters schreiben und die mit Hilfe des Autos wandern. Bürgerliche Herren der Maschinen und proletarische Sklaven der Maschinen, das ist das Fussballpublikum. Das Fussballspiel aber ist der grosse dramatische Protest gegen die Maschine. Hier agiert der menschliche Körper. Das Fussballspiel, das eben ein Fussspiel ist, ein Tanz, verhält sich zu anderen Tänzen so, wie sich in anderen Epochen die Kampftänze zu ihnen verhalten haben, jene Waffentänze, Schwerttänze, die es immer gegeben hat und wahrscheinlich immer geben wird. Aus dem Tanz hat sich einst das Drama entwickelt. Welche noch ungeahnte neue Kunstform wird einmal aus dem Ballspiel hervorgehen?

[...]

Die Kulturgeschichte hat immer wieder solche Kollektivtänze geschaffen. Die Schwerttänze der Wilden, die Turniere der Ritter waren nichts anderes. Immer wieder aber kehrt mit bemerkenswerter Zähigkeit die Entwicklung zu einer primitiven und bedeutsamen Form des Wettspieles zurück, zum Balltreiben. Die Freude daran steckt ganz tief im Menschen, nein, in der lebenden Kreatur überhaupt. Wer lehrt junge Katzen mit rollenden Bällen spielen? Das Menschenjunge kugelt den Ball, ehe es sicher auf seinen Beinen steht. Ist das der uralte Instinkt, einem flinken kleinen Tier nachzulaufen, der entzückenden Maus, die so lieb ist, mit sich spielen zu lassen, ehe man sie frisst, oder steckt auch ein anderer Urgedanke dahinter?

Ist dieser Ball, den alle Menschen im Innersten lieben, vielleicht ein Symbol des grösseren Balles, mit dem die unsterblichen Götter spielen, der runden Erde? Ist sie nicht selbst ein Fussball, den ungeheure Füße durch den Äther kicken und durch die geheimnisvollen Tore der Unendlichkeit?

Wo immer auf der Welt man viele Tausende von Menschen ein Ding lieben sieht, einen Brauch, gar ein Spiel, wird man ruhig annehmen dürfen, dass diese Sache, dieser Brauch, dieses Spiel eben an die zwei oder drei richtunggebenden Urinstinkte der Men-

schenseele rührt: Nahrungstrieb, Sexualtrieb, Religion. Das Fussballspiel macht keine Ausnahme von dieser ehernen Regel. Es ist leicht, aber dumm, diese Leidenschaft der Massen mit einem snobistischen Nasertümpfen abzutun. Wo so viel Rauch ist, muss wohl Feuer sein, ein grosses, mystisches Opferfeuer. Das Fussballspiel, wie jedes Massenfest, muss letzten Endes eine religiöse Angelegenheit sein. In diesem Kulttanz der modernen Zeit vereinigen sich gewiss die drei grossen Motive; niemand weiss es und jeder ahnt es. Der gejagte Ball versinnbildlicht zugleich das gehetzte Beutetier, den ballrunden Kosmos, und noch etwas anderes. Fragt die Psychoanalytiker, wie sie etwa einen Traum vom Fussball deuten würden, vom Eindringen der Kugel in das verteidigte Tor!

[...] ⁴⁷

Einen längeren Essay widmete Bermann 1925 dem Thema «Der republikanische Mensch». In ihm konstatierte er, die Republik sei «nicht eine Regierungsform, sondern eine Lebensform», von der Österreich noch weit entfernt sei; in der zweiten Hälfte des Essays charakterisiert er die republikanische Lebensform als Wirklichkeit und Utopie:

Indessen, die Republik wird. Ich wünschte, auf einer Ausstellung eine grosse Karte Wiens und Österreichs zu sehen, auf der alle republikanischen Stellen rot illuminiert wären. Unter diesen Stellen meine ich nicht die Ministerien und nicht das Parlament (dieses gewiss nicht), und nicht die Gerichte, die ‚im Namen des Volkes Recht‘ sprechen, wenn es recht ist; die republikanischen Flecke auf der vaterländischen Karte, die ich rot illuminiert sehen will, sind jene Kindergärten, Schulen, in denen Kinder ohne Angst und Scheu aufwachsen, und die Siedlungen, in denen Erwachsene eine freie und verantwortliche Gemeinsamkeit lernen. Zur Republik erzieht bei uns nicht die Republik, sondern die Gemeinschaftsküche und der Touristenverein und der Volksbildungsverein und die Gesellschaftsreise und das Ferienheim und das Erholungsheim und jede Veranstaltung, die Menschen ohne Zwang zusammenführt und ohne Zwang als Gleichberechtigte und gleichmässig Zahlende miteinander auskommen heisst. Hier hat die Kriegsnote den wahren republikanischen Gedanken stark gefördert. Die Landkarte unseres Vaterlandes sieht wahrlich dunkel genug aus, aber sie hat ihre lichten Stellen.

Im Kino sieht man manchmal unter einem Filmbild, das langsam verblasst, ein anderes allmählich hervortreten; so sehen wir unter den Konturen der höchst unrepublikanischen Welt, die uns umgibt, allmählich den Umriss einer kommenden Gesellschaft. Nicht ihre Staatsform, nicht ihre Wirtschaftsordnung können wir erraten, wohl aber einiges von der Lebensform und Lebensordnung. Der republikanische Mensch, geboren nicht im Bett seines Elternhauses, sondern in einer gemeinnützigen Anstalt, verbringt nur einen Teil seiner Jugend in seinem Heim, den grösseren aber in einem *Heim*, einem republikanisch gedachten Kollektivheim. In der neuen Republik, die wir

dämmern sehen, ist die Mutter zwar immer noch eine Mutter, aber sie hat, ob das nun so sein sollte oder nicht, auch einen produktiven Beruf, sie ist Gattin und Mutter, aber nicht mehr unbedingt ‚Hausfrau und Mutter‘. In jenes Kleinkinderheim, von dem ich gesprochen habe, bringen früh morgens, bevor sie in die Fabrik gehen, Arbeiterfrauen ihre Kinder und holen sie am Abend wieder ab. Diese Kinder leben sechs Wochentage in einer freien schönen Gemeinschaft ein kollektives republikanisches Leben. Das private Heim, in das man sie am Abend zurückbringt, ist aber schon heute vielfach und wird morgen regelmässig sein ein kleines, nur halb abgeschlossenes Arbeiterheim in einer Siedlung oder einem riesigen Gemeindewohnhaus, mit vielen und guten Gemeinschaftseinrichtungen, Spielplatz, Bad, Dachgarten, Waschküche, Klubsaal, vielleicht Einheitsküche. Dieses Heim und jedes Heim ist ausgestattet mit jenen wahrhaft republikanischen und sozialistischen Einrichtungen, ohne die das Leben nicht mehr denkbar ist. Wasserleitung, Elektrizität, Telephon, Radio, lauter Dinge, die aus der Gemeinsamkeit kommen und zur Gemeinsamkeit leiten. In einer solchen Welt nun wächst das Kind auf; der gleiche heranwachsende republikanische Mensch wird später eine Schule besuchen, die immer weniger eine blosse Lernanstalt sein wird, sondern eher ein Kollektiv-Heim, eine Lebensgemeinschaft wie der Kindergarten, Public School, Schule der Republik. Seine Schulferien und später seine Arbeitsferien wird der republikanische Mensch in anderen *Heimen* verbringen, er wird fortwährend mit seinesgleichen in grossen, praktisch und auch freudig organisierten Gemeinschaften der verschiedensten Art beisammenleben; wenn er krank ist, wird er nicht in seinem privaten Schlafzimmer liegen, sondern in einem Spital, wenn er alt ist, wird er zwar nicht in einem Versorgungshaus wohnen, aber in einem Altersheim, das sich zum Armenhaus alten Stils so verhalten wird wie Oliver Twists Waisenhaus zu Eton. Ich weiss, das Bild, das ich da nachzeichne, ist nicht restlos verlockend; aber es ist ja nicht das Bild einer erwünschten Utopia, sondern einfach der nächsten Zukunft, nur bislang eine noch nicht vollkommen durchgesetzte Gegenwart. So und nicht anders wird die Mehrheit der Staatsbürger demnächst leben. Ist das schon die Republik? Nein, es ist die Schule der Republik.

Die Republik ist etwas anderes. Sie ist nicht nur Gemeinschaft, sondern Gemeinschaftsgefühl. Sie verträgt sich in keiner Weise mit der sozialen und politischen Struktur des gegenwärtigen Staates, sie wird ihn vollkommen verändern, nicht weil eine Partei es will, sondern weil die alten Formen zu dem neuen Leben einfach nicht mehr passen werden. Nicht die Republik, oder was so heisst, erzieht den republikanischen Menschen, sondern der republikanische Mensch, der vor unseren Augen entsteht, wird die Republik bauen, das grosse kollektive Heim, in dem, hoffen wir, dennoch jeder seinen verschlossenen individuellen Winkel haben wird. Denn der Mensch braucht die gemeinsame Sache, und er braucht seine eigene Sache noch viel mehr.⁴⁸

Bermann war, das geht aus einer ganzen Reihe seiner Artikel aus den zwanziger Jahren hervor, der Überzeugung, dass er in einem Zeitalter des Übergangs lebte – mit allen negativen Folgen. So beklagte er 1925, «dass wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts diese unsere unmögliche Welt durchaus nicht mehr selbstverständlich finden, dass wir, zu allem anderen Unglück, unser Leben gar nicht mehr naiv erleben. *Wir wissen, dass demnächst alles anders wird.*» Dann fuhr er ironisch fort:

Eine Welt, in der jedermann weiss, was für ungeheure Dinge vorgehen, ist grossartig, bewunderungswürdig, und ein wenig erfreulicher Aufenthaltsort. Ein Leben, das auf seinen neuen Sinn wartet, ist kaum erlebenswert. Was können wir denn noch ernst, was denn noch wichtig nehmen? Es ist ein schrecklicher Unfug, gerade jetzt zu sterben; gerade jetzt zu leben ist das entsetzlichste aller Schicksale. Auf unseren Gräbern wird stehen: Zu früh gestorben. Wir haben gerade die vierzig Jahre Wüste abgekriegt, allenfalls mit einem ersten Blick in das gelobte Land.

Aber das gelobte Land, wer weiss, wie es nachher wirklich aussieht. Leben wir nur ruhig weiter in einem Zeitalter, das vor lauter Wundern freilich ganz entgöttert ist, sinnlos geworden, ein dunkler Korridor mit einem fernen Licht der Verheissung am Ende, diese unsere unbehagliche Zeit ist die gute alte Zeit, von der die nächste Generation mit so viel Rührung und mit so viel sentimentalem Heimweh erzählen wird.⁴⁹

Hinter dieser ironischen Zeitbetrachtung wird ein Stück Lebensphilosophie Bermanns erkennbar: seine Zeit zu lieben und zu geniessen, wo möglich, zu hassen und zu bekämpfen, wo nötig; immer aufs Neue aber in unbefangener Neugierde zu prüfen, was aus ihr zu lernen, zu verwerfen und zu bewahren ist.

Den vorläufigen Höhepunkt der journalistischen Reisetätigkeit Bermanns stellte die Südseereise dar, die ihn vom September 1925 bis zum März 1926 nach Kanada, Polynesien und Neuseeland führte.⁵⁰ Vor Beginn der Reise erläuterte Bermann den Lesern des Wiener *Tag* die Route und wies auf die Konkurrenz hin, die dem Reisejournalismus durch den Film entstanden sei:

Es ist wahr, ich reise in die Südsee.

Ich fahre nächste Woche von Wien nach Kanada. In Vancouver, British Columbia, schiffe ich mich am 23. September auf der «Aorangi» ein und fahre zunächst nach Suva, auf eine der grössten der Fidschi-Inseln.

Ich teile dies mit und zugleich, dass ich es keineswegs nötig hätte, in die Südsee zu

reisen, mindestens nicht auf die Fidschi-Inseln. In der Wiener Urania wird in dieser Woche ein Film gezeigt, der einen nach Fidschi reisenden Schriftsteller wohl zur Verzweiflung treiben kann («Die Feuerläufer der Südsee»). [...]

Dieser Film ist freilich der beste Reisefilm, den ich je erlebt habe, aber er legt mir im Allgemeinen die Frage nahe, ob mein geliebtes Metier, das des reisenden Weltauswärtlers, überhaupt noch irgendeine Berechtigung hat, seitdem der Kurbelapparat die ganze Reiseliteratur überflüssig und ein wenig absurd gemacht hat.⁵¹

Anfang September 1925 fuhr Bermann mit der «Empress of France» von Hamburg über Southampton nach Quebec. Seine Vorfreude auf die romantische Reise in die Südsee wurde indes durch ein paar ernüchternde Beobachtungen getrübt:

Diesen Dampfer mag von Hamburg über Southampton nach Quebec fahren und eine Woche dazu brauchen, im Grunde ist er doch nur ein Fahrzeug, das die Verbindung zwischen den Eisenbahnen Europas und dem ungeheuren Schienenstrang der Canadian Pacific-Railway herstellt; es ist ein Eisenbahnschiff, und so enthält es eine Eisenbahnkassette, an der man Fahrkarten löst und Schlafwagenplätze belegt; [...] Diese ungeheure, diese kaum erfassbare riesige Eisenbahn ist das Primäre, die Absicht, der Zweck; ihr leistet dieses prunkvolle Schiff nur Schlepperdienste. [...] Wenn wir übermorgen in Quebec ankommen, wird dort am Ufer ein Extrazug stehen mit durchgehenden Wagen nach Chicago und auch nach Vancouver am Ufer der Südsee; [...].

Was mich betrifft, ich habe den Beamten gesagt, dass ich bis Sonntag in Montreal bleibe und dann in einem Zug weiterfahre, bis Mittwochmittag, nach Banff, mitten in der wildesten Wildnis des westlichen Hochgebirges.

Verblüfft war Bermann, als der Beamte der Eisenbahngesellschaft auf dem Schiff ihn fragte, ob er in Banff ein Zimmer mit Bad oder ohne Bad wünsche. Er bestellte ein Zimmer mit Bad.

Worauf der Beamte lächelt und mir ein Pack prunkvoll illustrierter Broschüren in die Hand drückt, aus denen ich ersehen kann, was für Ausflüge ein gehorsamer Passagier von Banff aus zu machen hat, wo er wilde Bären sehen wird und in welchem alpinen Schutzhaus der Canadian Pacific-Railway er den Lunch nehmen wird; und dass es dort überall frisches Obst und grünen Salat gibt.[...] Mein grosses Gepäck, meint der Beamte, kann ich gleich an Bord aufgeben, direkt nach Banff Springs Hotel; von der Minute an, da der Zollbeamte, bei Rimouski an Bord steigend, die auf dem Promenadendeck geschichteten Koffer untersucht haben wird, habe ich mich bis Banff um die ganze Gepäckangelegenheit nicht zu kümmern – oder wünsche ich den grossen Kof-

fer plombiert zu bekommen und direkt nach Sidney zu befördern?

Mir stockt der Atem und die Romantik meiner schönen Südseereise beginnt zu schrumpfen; Herrgott, gehe ich auf Abenteuer aus oder bin ich einfach ein Kolti, das man automatisch weiterschupft, mit bunten Etiketten beklebt, rund um eine tarifmässig regulierte Welt?⁵²

Erst nach der Ankunft in Montreal versöhnte Bermann das Erlebnis der Fremdheit mit dem Schicksal des modernen Reisenden, der zum Objekt eines anonymen Veranstalter wird:

Wirklich, ich reise vor allem um solcher Stunden willen, wegen dieses wunderbaren Gefühls köstlicher Fremdheit, wegen dieses Anderswoeins, das mir das Dasein allein erträglich macht: wegen dieser ersten Augenblicke des glückseligen Ankommens, denen dann, ach, wieder das Alltägliche folgen muss, eine anderswohin übersiedelte Realität.

Um dieses so vergängliche Gefühl auszukosten, stürzte Bermann sich planlos in das Getümmel der Stadt, kaufte allerlei sinnlose Dinge, darunter auch ein paar Mokassins, ass ein paar «Fränkforter», zu denen er kein Bier bekam, ging ins Kino und überliess sich danach dem Zufall:

Auch hatte ich energisch und beharrlich versucht, einen Strassenbahnwagen an der Stelle zu besteigen, wo er keine Tür hatte, war dann glücklich in einen zweiten gelangt, der in die entgegengesetzte Richtung fuhr, was ahnte ich, wohin. Der Schaffner riet mir umzusteigen, ich wusste nicht wozu, aber ich tat es aus Gefälligkeit; und so fuhr ich durch eine Strasse, eine Strasse, die überhaupt kein Ende nahm, und die ganz bunt war von zuckenden Lichtreklamen, von riesigen Plakaten, auf die listig konstruierte Scheinwerfer ihr Licht prallen liessen; eine Strasse mit mehr Autos, als ich in Wien während eines Jahres gesehen habe; eine Strasse mit hundert Kinos und tausend ganz gleichen Esshäusern, in denen man wilde Speisen rasch von kleinen Tischen in sich schleudert, eine Strasse mit dreissig Filialen der Firma Venus Sweets, wenigstens, mit faustgrossen viereckigen Schokoladebonbons in den Schaufenstern. Ich fuhr immer weiter [...]. Bei einer uralten hölzernen Kirche stieg ich aufs Geratewohl aus und verlor mich in dunklen Gassen, die zum Hafen führten. Ein vorbeifahrendes Taxameterauto rettete mich und brachte mich zum Windsorhotel; ich hätte es in einer vollkommen anderen Gegend gesucht. Vor dem Hotel war ein Schuhputzerladen, in dem man sich, während man sich die Schuhe putzen lässt, auch seinen Hut aufbügeln lassen kann. «Ein alter Hut ist ein alter Freund», stand im Schaufenster geschrieben, «wir machen, dass die Freundschaft länger währe». Die Idee gefiel mir mächtig; ich kaufte mir nur in der offenen Bude am Eingang noch rasch ein Glas Orange Drink und eine echte Ha-

vanna zu zehn Cents; ich trat bei dem Schuhputzer ein und gab meinen Hut zum Bügeln und setzte mich auf einen hohen Thron; es war offenbar blödsinnig, sich vor dem Schlafengehen ein paar vollkommen saubere Schuhe putzen zu lassen, aber was will man? Ich sass, mit der echten Havanna, die miserabel war, auf dem hohen Thron und sah hinaus auf den gewaltigen Platz, die Dominion Square; und von der Kathedrale von St. James, die eine Nachbildung des römischen Petersdomes ist, klang eine Glocke; und lächerlich ernste Männer schossen vorbei, jeder mit einer Hornbrille; und Misses mit Bubiköpfen und unglaublich kurzen Röcken; sie waren sehr geschminkt und trugen ebenfalls je eine Hornbrille; und so sass ich und hatte das Paket mit den echt huronischen Mokassins auf meinen Knien und war ganz, ganz anderswo als sonst; und es war schön, oh, du mein Gott, es war wunderbar schön; ich fühlte mich leben, sinnlos, wunschlos, ohne Zusammenhang mit dieser fremden Welt, mit ihren Sorgen nicht beladen, oh, deswegen liebe ich das Reisen.⁵³

Im Transkanada-Express, der ihn nach Vancouver brachte, war Bermann vom Luxus des Schlafwagens nicht weniger beeindruckt als von den Schönheiten der durchfahrenen Landschaften:

Dieser Wagen ist eine Art Paradies auf Rädern. Mit ungeheuren Spiegelscheiben verglast. Die Sitze sind lederbezogene Klubsessel, die man stellen kann, wie man will. Im Hintergrund ein Schreibtisch mit herrlich kostbarem Briefpapier; unter dem Kopf steht der Datumvermerk: «En route, den...» Und Telegrammformulare. [...] Ferner illustrierte Zeitschriften, soviel man will. Ferner, in einem Eckschrank, eine gute kleine Bibliothek, englische Belletristik und Werke über Kanada.⁵⁴

Der ironisch begonnene Vergleich der Rocky Mountains mit den heimischen Bergen Österreichs nahm in Bermanns Betrachtung eine überraschend nachdenkliche Wendung:

Viel mehr Berge als in dem verarmten Europa. Sicher vierzig-, fünfzigmal so viele Berge über 3'000 Meter wie in der Schweiz und Österreich zusammen.

Und das Kolossalste in Wasserfällen, Seen, Schluchten. Eine Klamm heisst hier: Canyon. Es gibt Canyons, neben denen die Liechtenstein-Klamm sich nicht schlecht schämt.

Aber. –

Herrgott, ich verstehe, warum viele Amerikaner in die Schweiz reisen.

Dieses amerikanische Bergland ist hinreissend schön. Diese ungezügelte Wildnis der endlosen Wälder werde ich nie vergessen, der Geruch dieser weissen Fichten wird durch meine Träume wehen.

Dennoch. –

Es ist nicht nur meine Heimat nicht, dieses fremde Alpenland, es ist keines weissen Menschen Heimat. Er, der Indianer, den sie erst gejagt haben, dann in Reservationen gehegt, wie ein interessantes wildes Tier, er gehört hierher und nicht der wohlhabende Tourist aus den Vereinigten Staaten. [...] Es geht nicht, es geht nicht, man kann Völker nicht so behandeln; Gott füllt die Lücke niemals wieder aus, es bleibt ein erschreckendes Vakuum.⁵⁵

Ende September bestieg Bermann in Vancouver den Dampfer «Aorangi» der Union Steam Ship Company, der nach Honolulu fuhr. Der Dampfer beförderte im Wesentlichen Passagiere der ersten Klasse; Bermann beobachtete das Luxusleben der leisure-class an Bord mit Missfallen:

Das Leben auf dem Dampfer enthüllt schonungslos die Nichtigkeit einer grossbürgerlichen Existenz; oder meinetwegen, es parodiert boshaft ihre liebenswerten Schwächen.

Dieses Nichtstun vergiftet den Menschen, erfüllt seine Seele mit Toxinen. Ausser in einem Gefangenenlager oder in einer Schule gibt es nirgends so viel Menschenhass wie auf einem Passagierschiff.

Es erscheinen so viele Reisebücher, aber das hat noch niemand geschrieben, die besondere Psychologie des Promenadendecks und des Rauchsalons, die seelische Krankheit von Menschen, die den ganzen Tag beieinander sein müssen [...].⁵⁶

Am 7. Oktober erreichte die «Aorangi» die Fidschi-Inseln. In dem Hafen Suva stieg Bermann um auf den kleineren Dampfer «Tofua» und fuhr mit ihm in gemächlichem Tempo zu den Hauptinseln der Südsee. Über diese Etappe der Reise, die schliesslich von Samoa nach Neuseeland und von dort – mit einem Zwischenstop auf der Insel Pitcairn – nach Panama führte, veröffentlichte er 1927 ein Reisebuch, das unter dem Titel *Tausend und eine Insel*⁵⁷ eine – erweiterte und überarbeitete – Zusammenstellung seiner wichtigsten Zeitungsartikel bot. Bermanns Südsee- und Neuseeland-Reportagen⁵⁸ sind informativ und kurzweilig wie seine Reisebücher aus Irland und Palästina, aber sie scheinen nicht mit derselben inneren Anteilnahme geschrieben. Erst in der Mitte des Südsee-Buchs, Bermann ist auf Samoa und fährt nach Vailima, um das Grab Robert Louis Stevensons zu besuchen, erfährt der Leser, beinahe en passant, was ihn in die Südsee gelockt hat, und nun, wenn Bermann von Stevenson, seiner Krankheit, seinem Traum von der Südsee und seinen Arbeiten⁵⁹ spricht, dann, so scheint es, spricht er ein wenig immer auch von sich selbst:

An diesem Grabe sitzend, im Schatten der Bäume, habe ich dann das Leben dieses

grossen Mannes bedacht, so wie ich es aus seinen Büchern kenne und aus diesen wunderbaren Vailima-Briefen. Ein Erzähler von Geschichten, fürwahr! Er ist voll von Geschichten, die vielen Geschichten drohen seinen kränklichen, knabenhaften Körper zu sprengen, er fühlt dieses grässliche Schicksal kommen: den Tod vor der Erfüllung. Die *Schatzinsel* ist geschrieben und *Kidnapped*, aber der *Master of Ballantrae* ist noch bloss ein Gedanke und *Catriona* und *Weir of Hermiston*. Es ist unerträglich, undenkbar, zu sterben, bevor das gesagt ist, das erzählt. Soll der lächerliche Zufall einer schwächlichen Konstitution einigen der besten Geschichten der Weltliteratur den Weg ans Licht verlegen? Robert Louis Stevenson, statt sich geduldig hinzulegen und zu sterben, wie Schiller, beginnt mit der Zähigkeit eines Schotten einen Wettlauf gegen den Tod. Weit, weit weg, in ein Klima, das das Leben verlängert! Er trägt seine Geschichten mit sich, nur ihretwegen ist er aus einer Heimat geflohen, nach der er sich immer sehnen wird. Er siegt über den Tod, wird auf einer denkwürdigen Kreuzfahrt durch Polynesien gesund genug, um dann in seinem Haus Vailima auf Samoa seine Geschichten zu erzählen; alle, fast alle. Seine Briefe, die fast von jeder Stunde seiner Tage berichten, lassen die unglaubliche Kraft des Dämons erkennen, der diesen schwachen Körper beseelt... Arbeit, Arbeit, Arbeit! Die Briefe sagen immer wieder, dass er heute recht unwohl war, recht müde, und wieviele Kapitel er geschrieben hat. Da seine Hand nicht mehr schreiben kann, beginnt er zu diktieren; da einmal seine Stimme versagt, diktiert er ein Stück Roman in der Zeichensprache der Taubstummen. Am liebsten behandelt er in Vailima seine Stoffe aus dem schottischen Hochland, und es fallen ihm immer neue ein: aber er schreibt auch noch ein halbes Dutzend Südseebücher; nebenbei baut er sein Haus dreimal um, bis es ihm gross genug ist, gründet eine Pflanzung, korrespondiert mit zwanzig Freunden, betreibt eifrigst samoanische Lokalpolitik, kämpft in hitzigen Streitschriften für den einen Häuptling und protestiert gegen den anderen, pflanzt ausserdem Kakao, jätet jeden Tag das tropisch zähe Unkraut aus seinem Garten, unternimmt Ausflüge und Reisen, er lebt für zehn! In einem Klima, das jeden anderen träge macht, arbeitet dieser Besessene darauf los, verfolgt vom Schatten des Todes, den er nicht fürchtet, dem er aber zuvorzukommen hat, denn er muss, denn er muss, und muss und muss gewisse Geschichten erzählen...

Und dann ist der Tod doch rascher. Eines Tages, mitten im Dichten, sprengen die schöpferischen Gedanken, buchstäblich, Robert Louis Stevensons Körper; in seinem Kopf platzt auf einmal ein Blutgefäss. Der Fünfundvierzigjährige stirbt, noch immer nicht ausgeschöpft, und seine beste Geschichte, *Weir of Hermiston*, bricht kläglich in der Mitte ab. Oh, ich weiss, was aus diesem steinernen Grab ins Freie möchte, was auf dem Berge Vaea um Mitternacht nach Leben schreit, nach Ausdruck, was hier in der Nachtluft gespenstert, wenn die Fledermäuse fliegen! Hier liegt ein herrlicher Mann

begraben und eine herrliche Frau und eine herrliche Geschichte, die nie gelebt hat! O Tusitala, der nicht zu Ende erzählen kann, niemals zu Ende!

Ich stehe von der Bank auf, denn ich will doch eine grosse rote Hybiscusblüte abbrechen und auf dieses Grab legen. Wie ich es tue, lässt eine plötzliche Erkenntnis meinen Atem stocken: dieser Mann da, Tusitala, hat mich hierhergebracht, in diese Siidsee, von der wir alle träumen, seitdem er uns seine Südseeträume erzählt hat; diese grosse Sehnsucht nach Kokospalmen und Korallenriffen hat unsere Generation nur von ihm, R. L. S.! Mir ist jetzt, als hätte ein dunkler Magnetismus, der aus diesem Grab kommt, mich hierhergezogen; was mache ich sonst hier, was suche ich hier? Dies ist ein Land, um sich faul auf eine Matte zu legen, oder philosophisch, das grosse Nirwanaland; nur dieser schottische Geschichtenerzähler, Tusitala, nur Robert Louis Stevenson hat aus diesen grünen Eilanden die Schatzinseln gemacht, die seither unsere romantischen Seelen suchen, als ob hier etwas anderes zu finden wäre als ein höchst bequemer Ablauf des Lebens, das ist: Tod unter Kokospalmen. Mir scheint es jetzt, wie ich, oh, mit einem ehrfürchtigen Herzen, die grosse rote Blüte auf diesen Stein lege, als hätte dieser dämonische Geschichtenerzähler meine ganze Generation genarrt. Hat er uns nicht erzählt, mit seinen Worten und durch sein faszinierendes Heroendasein, dass die nördliche Seite der Kugel, auf der wir leben, voll von Tod ist und Altern und Krankwerden und dass man nur auf ein Schiff steigen muss und auf die Südseite der Kugel gondeln, damit sich, auf seligen Inseln, das Leben erneuere, die Krankheit verliere, der Tod verberge?

O Tusitala, Erzähler von Geschichten!

Von der Höhe des Berges Vaea sehe ich auf das Eiland Opolu hinunter, das mir in der Sonne freilich zauberhaft schön vorkommt, und ich weiss, dass jemand neben mir ist, dass eine ganz schmale, durchsichtige Hand sanft auf meinen Augen ruht, dass ich die Südsee immer durch diese kranke Hand hindurch sehen werde, die Stevensons Südseebücher geschrieben hat; und dass dieser Mann, der in dem Grab da ruht, mit einer unvollendeten Geschichte im gespenstisch lebendigen Herzen, seit dreissig Jahren Menschen in die Südsee lockt – hierher, auf diesen steilen Berg, dessen schwieriger Bergpfad ganz glattgetreten ist von den Füßen der Pilger, die hier heraufklettern, unwiderstehlich angezogen von einer verstummten Stimme, die weitersprechen möchte, erzählen, erzählen, erzählen...

Der Mann, der hier liegt, mit einer unvollendeten Geschichte in seinem toten Herzen, hat seinem Jahrhundert vielleicht den schönsten Glückstraum gegeben, jenen köstlichen und törichten Traum vom erreichbaren Paradies, den grossen romantischen Sehnsuchtstraum von der Südsee.⁶⁰

Den Dezember verbrachte Bermann in Neuseeland, von dort fuhr er gegen Ende des Jahres 1925 mit dem Dampfer «Rotorua» nach Panama. Bei dem einzigen Zwischenaufenthalt auf der einst von den Nachfahren der Meuterer der «Bounty»

besiedelten Insel Pitcairn, fragte Bermann, ob er das vor der Reede liegende Schiff verlassen und mit einem der Boote von der Insel an Land gehen könne. Der Kapitän meinte, das sei möglich, es könne allerdings nie ausgeschlossen werden, dass das Schiff ohne ihn abfahren müsse. Bermann überlegte:

Ich weiss natürlich, dass ich aussteigen sollte und für immer auf Pitcairn bleiben. Was hindert mich eigentlich daran? Nur bürgerliche Feigheit? Oh, ich weiss sehr gut, dass ich mir einen solchen Lebensabend wünsche, das nützliche und kontemplative Insel-dasein Robert Louis Stevensons oder des unbekanntenen Österreichers Löffler, das Leben des tropischen Eremiten, das vielleicht nur ein sanfter und prolongierter Tod ist, ein allmähliches und vorzeitiges Verschmelzen mit einer lieblichen Vegetation, vielleicht aber, oh, vielleicht die einzige Möglichkeit, den vorwitzig geraubten Apfel wieder ganz still an den Baum der Erkenntnis zu hängen und zu leben in einem Paradies ohne Erkenntnis noch Schlange...

Bermann aber hatte am Amazonas und an Stevensons Grab hinlänglich Erfahrungen mit verlockenden Träumen gesammelt, er stieg nicht aus, die Bewohner der Insel Pitcairn, die an Bord gekommen waren, verliessen den Dampfer ohne ihn und fuhren mit ihren Booten auf die Insel zurück – und so schreibt Bermann in seinem Südseebuch, «ich winke, winke ihnen nach, und beschimpfe mich heimlich, weil ich nicht mit ihnen in einem dieser Boote sitze, und bin im tiefsten Innern dennoch froh, einer Versuchung entgangen zu sein, einer wirklichen Gefahr; lebet wohl, lebet wohl!»⁶¹

Anmerkungen

- 1 Arnold Höllriegel: Reise nach Berlin. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 95 (4.3.1923) S. 5.
- 2 Redaktionelle Vorbemerkung zu: Arnold Höllriegel: Auszug nach Ägypten. In: Der Tag Jg.2, Nr. 120 (29.3. 1923) S. 3.
- 3 Arnold Höllriegel: Magie der Toten. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 126 (5.4.1923) S. 2.
- 4 Arnold Höllriegel: Erlebnis im Basar. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 140 (19.4.1923) S. 3.
- 5 Arthur Rundt, eine im literarischen Leben Wiens bis 1938 wahrlich nicht unbekannteste Gestalt, wird in kaum einem der einschlägigen Literaturlexika oder Nachschlagewerke aufgeführt. Er taucht in einer Reihe von Memoiren auf, am ausführlichsten vermutlich bei Grete Fischer: Dienstboten, Brecht und andere. Zeitgenossen in Prag, Berlin, London. – Olten und Freiburg im Breisgau: Walter-Verlag 1966, S. 287-290.
- 6 Palästina. Ein Reisebuch von Arthur Rundt und Richard A. Bermann. – Leipzig, Wien, Zürich: E. P. Tal & Co. 1923. – Die im Folgenden in den Text eingerückten Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

- 7 Wolf Kaiser: Palästina – Erez Israel. Deutschsprachige Reisebeschreibungen jüdischer Autoren von der Jahrhundertwende bis zum Zweiten Weltkrieg. – Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms Verlag 1992 = Wissenschaftliche Abhandlungen des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte. Band 2, S. 157.
- 8 Vgl. auch S. 27: Denn, im Ernst, es gibt heute auf der Welt wenige Dinge, die so wichtig sind, wie dieses grosse Werk in Palästina, diese tätige Auflehnung des jungen Nachkriegsmenschen gegen die Vergangenheit, diese Wiedergeburt, die Revolution ist [...].
- 9 Fedor von Zobeltitz: Arthur Rundt und Richard A. Bermann, Palästina. In: Literarisches Echo 26 (1923/24) S. 280.
- 10 Dies geht u.a. aus den beiden folgenden Artikeln hervor: J. Sch.: Palästina. Ein Reisebuch. In: Jüdische Rundschau Nr. 28 (12.10.1923) S. 88, S. 522-523 und: Arthur Rundt: Klarstellung. In: Jüdische Rundschau 1924, Nr. 1, S. 7.
- 11 In vier Folgen in: Der Tag Jg. 2, Nr. 174-179 (24.5.-29.5.1923).
- 12 Arnöld Höllriegel: Quer durchs Reich. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 246 (4.8.1923) S. 4.
- 13 Arnold Höllriegel: Europäische Figuren II. Eine Stunde mit Benesch. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 294 (22.9. 1923) S. 2.
- 14 Arnold Höllriegel: Die Parteien. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 309 (7.10.1923) S. 3. Der Text erschien als Vorwort zu: Die Parteien. Ein lustiges Bilderbuch von Carl Josef. – Leipzig, Wien, Zürich: E. P. Tal 1923.
- 15 Arnold Höllriegel: Kap Ferrât. In: Der Tag Jg. 3, Nr. 404 (13.1. 1924) S. 3.
- 16 Richard A. Bermann: Der Amazonasstrom (1924), undatiertes Nachlasstyposkript, S. 1.
- 17 Ebd. S. 3.
- 18 Vgl.: Arnold Höllriegel: Nossa Senhora do Monte. Beim toten Karl von Habsburg. In: Der Tag Jg. 3, Nr. 632 (31.8.1924) S. 3.
- 19 Richard A. Bermann: Der Amazonasstrom, S. 6.
- 20 Ebd. S. 10.
- 21 Mit ihnen belieferte Bermann z.B. auch die *New Yorker Volkszeitung*, vgl.: Der Amazonasstrom und die Kinopioniere. In: *New Yorker Volkszeitung* 5.10.1924. S. 7-8.
- 22 Vgl.: Arnold Höllriegel: Revolution in Para. In: Der Tag Jg. 3, Nr. 640 (9.9.1924) S. 4. Warum auf diesem ungeheuren Kontinent der reichen Wälder, warum zwischen den paar zerstreuten Menschen diese unerklärlich plötzliche Wut, dieser lächerliche Ehrgeiz junger Offiziere, diese plötzliche Feuer in einem Park, irgendwo im Gebüsch, warum gerade jetzt, da ich endlich hier bin, voll heisser Sehnsucht, und an der Schwelle des Traumes stehen bleiben muss, warum?
- 23 Ebd.S. 11/12.
- 24 Ebd.S. 13.
- 25 Ebd.S. 14/15.
- 26 Ebd. S. 19.
- 27 Vgl.: Albert Ludwig: Rez. R. A. Bermann, Das Urwaldschiff. In: Die Literatur 30 (1927/28) S. 46; Emil Ludwig: Zu Weihnachten empfehle ich... [u.a. Rez. R. A. Bermann, Das Urwaldschiff]. In: Vossische Zeitung Nr. 305 (22.12.1927) Das Unterhaltungsblatt Nr. 299; A. W. [d. i. Alfons Wallis]: Arnold Höllriegel, Das Urwaldschiff. In: Neues Wiener Abendblatt Nr. 115 (26.4.1929) S. 5; Gustav Keckeis: Das Urwaldschiff. In: Literarischer Handweiser (Freiburg/Breisgau) Jg. 64, Heft 5 (Februar 1928) S. 14.

- 28 Arnold Höllriegel: Das Urwaldschiff. Ein Buch vom Amazonenstrom. – München, Zürich: Droemer Knauer 1964.
- 29 Richard A. Bermann: Das Urwaldschiff. Ein Buch vom Amazonenstrom. – Berlin: Volksverband der Bücherfreunde 1927. Auf diese Ausgabe beziehen sich die im folgenden in den Text eingerückten Seitenangaben.
- 30 Arnold Höllriegel: The Forest Ship. A Book of the Amazon. – Translated by Ethel Colburn Mayne. London: Putnam 1930. Vgl. auch die Rezension in: The Times Literary Supplement vom 23. 10. 1930, S. 868.
- 31 Leonhard Adelt: Das Urwaldschiff. In: BT Jg. 58, Nr. 265 (9.6. 1929) 6. Beiblatt = Literarische Rundschau.
- 32 Arnold Höllriegel: An einen Wiking. In: PT Jg. 51, Nr. 90 (15. 4. 1926) S. 3.
- 33 Im Nachlaß finden sich zwei Typoskripte Bermanns, die mit »Hilary« gezeichnet sind, »Das Band«, und »Adalin«.
- 34 Eine Interpretationsskizze des »Urwaldschiffs«, auf die ich hier rekurreiere und Hinweise auf seine romantischen Quellen enthält der Aufsatz von Werner Berthold, Richard A. Bermann et Leo Perutz: Notes sur une amitié. In: Jean-Jacques Pollet (Ed.), Leo Perutz ou L'Ironie de l'Histoire. Centre d'Études et de Recherches Autrichiennes. Publications de l'Université de Rouen 1993 = Études Autrichiennes No. 2, S. 27–44.
- 35 Paul de Musset: Die Wette des Kardinals. Übertragen von Richard A. Bermann. In: Neues 8 Uhr-Blatt (Wien) Beginn: Jg. 10, Nr. 2 629 (21. 7. 1923) Ende: 7.12. 1923.
- 36 Arnold Höllriegel: Leo Perutz. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 91 (28. 2. 1923) S. 3.
- 37 Richard A. Bermann: Hermann Bahr. Zu seinem sechzigsten Geburtstag. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 230 (19. 7. 1923) S. 5–6.
- 38 Die Schätzung Weinhebers verband Bermann mit Leo Perutz, vgl. Leo Perutz 1882–1957. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main. – Wien, Darmstadt: Paul Zsolnay Verlag 1989, S. 138–145.
- 39 Vgl. R. A. B.: Einer, der leer ausging. In: Der Tag Jg. 3, Nr. 521 (11.5. 1924) S. 5.
- 40 Richard A. Bermann: Was soll man lesen? In: Der Tag Jg. 3, Nr. 729 (10. 12. 1924) S. 10.
- 41 Vgl. auch Bermanns Porträt des österreichischen Oberbefehlshabers im Weltkrieg, Conrad von Hötzendorf: Arnold Höllriegel: Conrad. In: Der Tag Jg. 4, Nr. 983 (27. 8. 1925) S. 3–4, auszugsweise abgedruckt in: Deutsche Intellektuelle im Exil. Ihre Akademie und die »American Guild for German Cultural Freedom«. Eine Ausstellung des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main. – München, usw.: Saur 1993, S. 31/32.
- 42 R. A. B.: Metternich. Zu seinem 150. Geburtstag. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 167 (16. 5. 1923) S. 3.
- 43 Arnold Höllriegel: Chaplins Geschwister. In: Der Tag Jg. 2, Nr. 386 (25. 12. 1923) S. 9.
- 44 R. A. B.: Stimmen in der Luft. In: Der Tag Jg. 3, Nr. 487 (6. 4. 1924) S. 1–2.
- 45 A. H.: Das Wunder von Greiz. In: Der Tag Jg. 3, Nr. 700 (9. 11. 1924) S. 3.
- 46 Arnold Höllriegel: Die neue Landstraße. In: Der Tag Jg. 4, Nr. 945 (19. 7. 1925) S. 3.
- 47 Arnold Höllriegel: Apotheose des Fußball. In: BT Jg. 54, Nr. 254 (30. 5. 1925) S. 2.
- 48 Arnold Höllriegel: Der republikanische Mensch. In: Der Morgen (Wien) 18. 5. 1925, S. 5–6, S. 6.
- 49 A. H.: Eine Welt ohne Wunder. In: Der Tag Jg. 4, Nr. 925 (28. 6. 1925) S. 10.

- 50 Unter der Überschrift «Kleine Briefe von einer grossen Reise» erschien eine Folge von Bermanns Reisefeulletons aus Kanada und der Südsee auch in der Leipziger illustrierten Zeitschrift *Das Leben* Jg. 3 (1926).
- 51 Arnold Höllriegel: Wozu reise ich in die Südsee? In: *Der Tag* Jg. 4, Nr.986 (30.8. 1925) S.5.
- 52 Arnold Höllriegel: Die Fahrt nach Kanada. In: *Der Tag* Jg. 4, Nr. 1 014 (27.9. 1925) S. 5.
- 53 Arnold Höllriegel: Der Abend in Montreal. In: *Der Tag* Jg. 4, Nr. 1 025 (8.10. 1925) S. 3-4.
- 54 Arnold Höllriegel: Transkanada. In: *Der Tag* Jg. 4, Nr. 1 042 (25.10.1925) S. 5.
- 55 Arnold Höllriegel: Das kanadische Felsengebirge. In: *Der Tag* Jg. 4, Nr. 1 049 (1.11.1925) S.8.
- 56 Arnold Höllriegel: Aorangi. In: *Der Tag* Jg. 4, Nr. 1 063 (15.11.1924) S. 3-4.
- 57 Arnold Höllriegel: Tausend und eine Insel. Ein Reisebuch aus Polynisien und Neuseeland. – Berlin: S. Fischer Verlag 1927. Vgl. dazu auch die Rezension von M[ax] B[rod] in: *PT* Jg. 52, Nr. 126 (28.5.1927) S. 7.
- 58 8 Zur politischen Situation des Landes vgl. auch: Richard A. Bermann: Neuseeland. In: *Der österreichische Volkswirt* Jg. 18, Nr. 21 (20.2.1926) S. 558-560.
- 59 Vgl. auch Bermanns Rezension zur deutschen Gesamtausgabe der Werke Stevensons, Arnold Höllriegel: Auskunft über Reiselektüre. In: *PTJg.* 51, Nr. 179 (31.7.1926) *Das Gute Buch*, Literarische Wochenbeilage, S. 1.
- 60 Ebd. S. 61-64. Vgl. ähnlich auch Arnold Höllriegel: Auf Stevensons letzter Insel. In: *Die literarische Welt* Jg. 2, Nr. 20 (14.5.1926) S. 157-158.
- 61 Arnold Höllriegel, Tausend und eine Insel, S. 146/47.

Zweimal Filmstadt Hollywood, Charlie Chaplin und zwei Romane (1926-1928)

Über seine Rückkehr nach Europa im Februar 1926 hielt Bermann in einem Nachlassmanuskript fest:

Ich fand in London ein Telegramm des *Berliner Tageblattes*, das mich zur Völkerbundtagung nach Genf beorderte; dorthin fuhr ich, ohne zuvor nach Wien zurückzukehren.

Die Genfer Tagung war diesmal von besonderer Bedeutung, weil Deutschland in den Völkerbund aufgenommen werden sollte: England, Frankreich und die meisten anderen Mächte waren dafür, aber Brasilien, das einen der durch Wahl vergebenen Sitze im Völkerbundsensat innehatte und einen permanenten haben wollte, weigerte sich, dem Beschluss zuzustimmen, der der Deutschen Republik einen permanenten Ratsitz einräumen sollte. Um diese Schwierigkeit zu überwinden, war der Reichsausserminister Stresemann selbst nach Genf gefahren. Ich traf ihn gleich am ersten Tag; er hatte mich und andere Journalisten zu einem »Bierabend« im Hotel Metropol eingeladen.

Der Reichskanzler sass hinter einem grossen Glas Bier; sein Gesicht war ganz blass; er hatte den Nacken eines Stiers und eine grosse Glatze. Unter tausend Personen hätte man ihn sofort als einen Deutschen erkannt. Er war in der Tat der Prototyp eines Berliners aus spießbürgerlichen Kreisen. Desto höher war das Verdienst des Mannes, der damals seinen ursprünglichen engen und reaktionären Nationalismus schon überwunden hatte, der nach anfänglichem Widerstreben sich zur Republik und ihren schwarzrotgoldenen Farben bekannte und die Notwendigkeit einer friedlichen Aussenpolitik einsah.

[...]

Anstatt meine Reiseaufsätze über den Amazonenstrom oder gar mein Buch zu schreiben, stürzte ich mich kopfüber in die Tagespolitik. Es war ein Augenblick, in dem man als Europäer ein wenig aufatmen konnte. Ramsay McDonald, der neue sozialistische Premier Englands und sein Freund, Herriot, schienen entschlossen, sich mit der deutschen Republik zu versöhnen und sie in den Völkerbund aufzunehmen. Obwohl es wegen des Widerstands der Brasilianer im Augenblick nicht gelang, wehte in Genf damals eine gute Frühlingsluft. McDonald und Herriot, die in einer etwas übertriebenen Herzlichkeit überall Arm in Arm auftraten, sangen wahre Duette über den Frieden und die Völkerversöhnung.¹

Unterstützt vom Zeichner B. F. Dolbin² lieferte Bermann für seine drei Zeitungen populäre Porträts der bekanntesten Politiker und Stimmungsberichte vom Rande

der Konferenz; für die Zeitschrift *Der österreichische Volkswirt*³ für die er bis zum Ende der zwanziger Jahre arbeitete, schrieb er seriöse politische Kommentare. Zur österreichischen Innenpolitik nahm Bermann hingegen nur äusserst selten Stellung; am 15. Juli 1926 schrieb er für das *Prager Tagblatt* anlässlich eines paramilitärischen Umzugs beim Arbeiterturnfest in Wien⁴:

Richard A. Bermann (Wien)

Arbeiterbataillone

Sonntag hat Wien zum erstenmal nach dem Umsturz die Parade einer Armee gesehen. Grosse Arbeiterdemonstrationen sind in Wien nichts seltenes: solche Kundgebungen pflegen hier ordentlicher und imposanter zu sein als anderswo: aber diesmal –«ja», schrieb nachher die «Arbeiterzeitung», «es war eine Parade, ja, selbst wenn ihr wollt, eine Militärparade – eine Militärparade von gigantischer Grösse und Wucht.» Der ungeheure Festzug, der am Sonntag Stunden und Stunden hindurch über die Ringstrasse marschierte, war als der Aufmarsch einer wehrhaften, ob auch unbewaffneten Armee geplant und gewollt. Es war eigentlich der Festzug eines Arbeiterturnfestes; aber es handelte sich nicht um Turnen allein, sondern ums «Wehrturnen». Dieses neue Wort benennt eine neue Sache: den Militär-Ersatz der Waffenlosen.

Dieser Marsch der Arbeiterbataillone über die Ringstrasse als Schauspiel betrachtet, war ein wunderschönes Schauspiel. Welch ein freudiger Pathos in diesen marschierenden Massen, wie viele rote Fahnen, welche fröhlich und doch disziplinierte Buntheit der Trachten, der Abzeichen. Wer das nicht gesehen hat, der versteht nicht ganz, was das neue sozialistische Wien bedeutet. Um es ihnen zu zeigen, hatte man sozialistische Gäste aus Deutschland und der Tschechoslowakei, aber selbst aus dem fernen Lettland geladen. Deutschböhmisches Arbeiterturner und tschechische Sokoln marschierten in dem ungeheuren Zug mit, von dem gleichen Jubel begrüsst; das Reichsbanner Schwarz-rot-gold hatte nicht weniger als zweitausend Mann nach Wien geschickt, aus 250 deutschen Städten mit zwei alten Revolutionsfahnen aus dem Jahre 1848 und mit 250 anderen Fahnen und Wimpeln. Polen, Jugoslawen und lettische Arbeiterordner marschierten mit. Diese Armee, die da mit ihren Alliierten aufrückte, trug Uniformen; sie hatte Militärkapellen jeder Art, sie hatte eine Kavallerie von Radfahrern, sie hatte Kadettenkorps und Alpenruppen, sie hatte einen militärischen Sanitätsdienst. Die alte Phrase von den Arbeiterbataillonen ist keine Phrase mehr.

Feste und Festzüge darf man gewiss nicht überschätzen; hier aber hat man sich nicht nur sommerlich vergnügt. Man hat in dem gleichen Zuge tschechische Sokoln und eine schwarzrotgoldene Fahnenkompanie marschieren gesehen; diese schwarz-rot-golde-

nen Fahnen waren den Sokoln kaum fremder als der Wiener Arbeiterschaft, die sie bisher als ein Symbol des Nationalismus gehasst hat. Selbstverständlich war dieser Aufzug der Reichsbannerleute auch als Anschlusskundgebung gemeint, aber der eigentliche politische Sinn des gewaltigen Arbeiterfestes ist ein ganz anderer. Am Tag vor dem Festzug hatte man in der Katharinenhalle einen «Reichsordnertag» abgehalten, einen Kongress der proletarischen Wehrorganisationen. Ausser den österreichischen Verbänden und dem Reichsbanner waren deutsche und tschechische Arbeiterorganisationen aus der Tschechoslowakei, dann Organisationen aus Ungarn, Belgien, Lettland, der Schweiz vertreten. Es war, kurz gesagt, eine Tagung der antifascistischen Internationale.

Die Idee, durch halb-militärische Schutzverbände gegen den Fascismus aufzutreten, ist in Österreich entstanden; sowohl das deutsche Reichsbanner als die Wehrverbände der belgischen Arbeiterschaft sind bewusste Nachahmungen des österreichischen Beispiels. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Existenz solcher Organisationen in den wirren Nachkriegsjahren der Demokratie gute Dienste geleistet hat; andererseits kann der wirkliche Demokrat und Friedensfreund die Gefahr einer solchen Soldatenspielerei schwer verkennen. In Österreich haben eine Zeitlang christlich-soziale Heimwehren, monarchistische Frontkämpfer, nationalsozialistische Hakenkreuzler eine so bedenkliche Rolle gespielt, dass die Republik ohne die gewaltige Kraft der Arbeiterwehren kaum sicher gewesen wäre. Jetzt hört man weniger von den Fascismen jeglicher reaktionären Couleur; ist es nun Undankbarkeit, wenn man findet, dass die antifascistischen Arbeiterordner ein bisschen weniger militärisch sein dürften? Vielleicht ist es heute noch Undankbarkeit.

Wer das Österreich von heute kennt, der kennt auch den neuen österreichischen Dualismus, die – Zwietracht zwischen dem roten Wien und den christlich-sozialen Ländern, und er kennt jenen ungeschriebenen Paragraphen der österreichischen Verfassung, der lautet: Die republikanischen Institutionen und die sozialistische Wiener Gemeindeverwaltung bleiben unangetastet, weil niemand mächtig genug ist, sie anzutasten. Ferner machen die Christlich-Sozialen im Bund und in den Ländern alles, was sich mit dem ersten Satz eben dieses Paragraphen verträgt. Diesen Paragraphen neu einzuschärfen lag Anlass vor.

In: Prager Tagblatt. Jg. 31, Nr. 165 (15.7.1926), S. 3

Am 1. August 1926 veröffentlichte der Theaterkritiker des Wiener *Tag*, Richard Götz, ein Porträt Bermanns, in dem er ihn den Lesern als Marco Polo unserer Tage vorstellte:

Sie beneiden Arnold Höllriegel! Gestehen Sie es nur ruhig ein! Schämen Sie sich nicht! Ich beneide ihn auch.

Er ist der Marco Polo unserer Tage. Er hat es viel leichter als Marco Polo es gehabt hat. Denn damals gab es doch noch keine Eisenbahnen und keine Dampfer und keine Flugzeuge und keine Radiogramme und keine Hängekoffer und keine Peterson-Pfeife. Und ohne die ist doch Arnold Höllriegel gar nicht zu denken. [...]

Arnold Höllriegel hat es also viel leichter. Und eigentlich wäre doch gar nichts Wunderbares an seinem Marco-Polo-Spiel. Wenn er ein Engländer wäre. Ein Neuseeländer. Ein Haitianer. Oder ein Norddeutscher. Aber dass er ein Österreicher ist, ein Wiener, hier mitten unter uns mehlspeisenden Eckenstehern zu Hause, das macht ihn zur legendären Figur.

Er lebt aber wirklich. Ich kann es euch versichern. Hier mitten unter uns. In einem Dutzend Gestalten, durch deren Gleichzeitigkeit er dem Proteus noch etwas vorgibt. Als Dichter, als politischer Schriftsteller, als Romancier, als Kritiker des Tages (ohne Anführungszeichen), als Chronist aller typischen Zeitereignisse auf beiden Hemisphären. Mögen sie noch so unbedeutend zwischen die Spalten des *San Francisco Call* fallen oder in den Inseratenteil der *Times* – ihm entgehen sie nicht. Er stöbert sie auf und bäckt daraus – oh, keine lyrische Pastete. Ihm ist, was zwischen Morgen und Mitternacht im Zeitlichen wie im Geographischen sich ereignet, auch kein Leckerbissen, [...] es sind ihm alles bloss Bausteine zu einem Weltbild in einem höchst unmetaphysischen Sinne des Wortes: einem einheitlichen Bild dieser höchst vielfältigen, schönen, scheusslichen, stetig sich fortentwickelnden, atemlos gehetzten, bunten, kunterbunten Welt, eingeschlossen ihre Rassen, Völker und Nationen.

[...]

Er lebt also mitten unter uns. [...] Und während wir uns über die Errichtung eines Strandbades in Baden berichten lassen, denkt er nach, wie er am besten an die kalifornische Küste kommt. Und indes wir unter hyperboreischem Regenhimmel uns vergeblich mühen, die Bretter beiseite zu räumen, mit denen unser Horizont vernagelt ist, öffnet er leise und behutsam die Tür und husch, husch – hast du nicht gesehen –, ist er weit weg von uns in Sonne und Freiheit.

Schämt euch nicht! Ich beneide ihn auch.⁵

Eine Woche später entgegnete Bermann im *Tag*:

Mein Kollege Richard Götz hat – auf eine nette und lustige Art – unlängst im *Tag* öffentlich bekannt, dass er zu den vielen Leuten gehört, die mich immerzu beneiden, weil ich, in der Tat, seit einigen Jahren eine bunte und etwas phantastische Existenz führe und jedes Jahr einmal die Tropen besuche. Auf die Gefahr hin, seinen Neid noch zu steigern, muss ich Herrn Götz heute mitteilen, dass ich noch in diesem Monat wieder so eine Reise antrete. Ich fahre am 22. August an Bord des Dampfers «Venezuela»

der Navigazione Generale von Genua ab – zuerst nach der Insel Trinidad (in der Orinokomündung). Von dort aus dürfte ich, ich weiss das noch nicht so genau, erstens einige andere westindische Negerinseln besuchen, und dann, richtig geraten, lieber Götz, die Küste Kaliforniens aufsuchen – wo ich die grossen amerikanischen Filmstädte kennenzulernen gedenke.

Und nun, lieber Kollege, bevor Sie zerspringen, ein Wort: Sie beneiden mich um meine Reisen, ich aber beneide Sie um diesen Neid. Wenn ich mich nur selbst auch noch beneiden könnte, dann wäre ich wahrhaft glücklich! Es ist nun einmal so auf der Welt: Wer sich zum Essen niedersetzt, der muss einen noch so schönen Hunger aufgeben, denn nun wird der ganz gemein gestillt! Was besser ist, das Essen oder der Appetit, die Sehnsucht oder die Erfüllung, darüber, lieber Götz, lässt sich's streiten. [...] Glauben Sie mir, die Wirklichkeit, in der man am Ende einer Reise glücklich ankommt, ist niemals romantisch oder exotisch; sie ist so – wirklich. Wissen Sie, warum ich eigentlich reise? Weil ich mich geniere, vom Reisen immerzu nur zu träumen und zu reden; ich bin, wenn ich so in Westindien oder Fidschi herumlaufe, das mehr oder minder bedauernswerte Opfer meiner nun einmal exotisch verseuchten Phantasie.

Es gibt, zum Beispiel, auf der Insel Trinidad einen See aus flüssigem Asphalt – das muss ich unbedingt sehen. Ach, und dabei weiss ich doch die ganze Zeit, dass ein Asphaltsee ekelhaft heiss sein muss und stinkig; also wozu eigentlich? Ich beneide, ja ich beneide alle Leute, die sagen: Jetzt fährt dieser glückliche Höllriegel wieder einen Asphaltsee angucken, dem geht es gut. (Das passt ihnen, dass ich ihnen dann auch noch den Asphalt an der Glut meiner lyrischen Prosa wieder aufwärmen muss, während sie hübsch im Kühlen sitzen, völlig ohne Moskitos!). Ich fühle mich nachgerade als eine öffentliche Institution: der Mann, der dazu angestellt ist, um von romantischen, aber bequemen Seelen beneidet zu werden. Es ist der höchste Komfort – für sie. Und es ist ein wenig grotesk, als Ballon über der Welt zu schweben, den alle Leute mit ihren sehnsüchtigen Seufzern füllen...⁶

Bald darauf begannen im *Tag* Bermanns Berichte von der Reise zu erscheinen, die ihn von Genua über Barcelona, Gibraltar nach Port of Spain auf Trinidad führte, von wo er getreulich auch «von dem See aus Asphalt»⁷ berichtete. Von Trinidad fuhr er mit dem kleinen Dampfer «Matura» zu der von Columbus entdeckten Insel Dominica, wo er auf der Farm eines Freundes bis zum Oktober Urlaub machte. Zu Schiff erreichte er am 20. Oktober 1926 Chicago und fuhr dann mit der Eisenbahn nach Los Angeles; von Ende Oktober 1926 bis Februar 1927 hielt er sich in Hollywood auf, dem eigentlichen Ziel seiner Reise, zu der die westindischen Inseln – das ist seinen Reiseberichten zu entnehmen – nur das exotische hors d'oeuvre dargestellt hatten.

Bermanns Berichte aus den USA sind immer voller Faszination und (kulturkritischem) Schrecken zugleich, das geht schon aus den «Kalendernotizen» über seine «Reise nach Kalifornien» hervor:

Drei Tage Eisenbahnzug, doch was für ein Zug! Stahl aussen und innen Mahagoni. Es gibt ein Duschbad für Herren und eines für Damen. Ein Friseur ist an Bord, eine Maniküre und ein Schneider, der Anzüge bügelt. Wir bekommen die Börsenkurse mittels drahtloser Telegraphie. Wir haben einen Klubwagen mit Schreibtischen, Zeitschriften und alkoholfreien Drinks. Wir haben einen Aussichtswagen mit offener Plattform. Im Speisewagen ist massiveres Silber als im Schatz des Schah von Persien, und er isst nicht so köstliche Früchte.

Die köstlichen Früchte wurden Bermann indes bald verleidet. Unter dem 22. Oktober notierte er:

Ich schreibe auf mein Kalenderblatt: mir ist, als möchte ich nie wieder eine Orange essen.

[...] Dann später wird die Wüste zur Steppe und die Steppe zum fruchtbaren grünen Land, und hier beschliesse ich zu verzweifeln. Orangen, Orangen, Orangen; Orangen für hundert Millionen wohlhabender Amerikaner; sie haben das Paradies geometrisch mit Orangen bepflanzt; kennst du das Land, wo im dunklen Laub der Golddollar blüht? Da fährt er, mein Golden State Limited Express, durch den goldenen Staat; und es ist hier, in einer Szenerie aus dem Feenmärchen, im Schatten der schneebedeckten Sierras und im Lichte der westlichen Sonne, ist eine reiche und fruchtbare Nüchternheit zum Schreien und Weinen; einem Negerjungen am Wegrand, der sich kratzt, bin ich für seine Läuse dankbar; er ist wenigstens nicht so ordentlich und wohlhabend und zweckmässig; ich sehe sonst nur Orangen und Städte von Orangenproduzenten, mit je einem Schaukelstuhl-Portikus pro Familie und je einem Fordauto pro Bewohner: alle Früchte Edens leuchten, in solchen Mengen, dass mir ein Kotzen ankommt; nicht einen Grashalm, nicht eine wilde Blume lassen sie zwischen den nummerierten Obstbäumen wachsen; es gibt fünfzig Bahnkilometer weit nur Orangen und dann zehn Kilometer nur Pfirsiche, und fünfzehn Kilometer lang nur Weinreben, die wie Schlangen ohne Stütze aus dem Sand hervorkriechen; und Orangen und Autos, und Autos und Orangen; und Petroleum-Bohrtürme, in grossen quadratischen Orangenfeldern, oh goldene Apfel der Hesperiden, dass ich lernen kann, euch zu hassen!

[...]

Ich fahre und fahre durch das goldene Eden und denke, dass mir nie wieder, nie wieder eine Orange schmecken wird, und dass dieses Paradies auf eine erschreckende Weise seelenlos ist, geometrisch bebaut, rationell; und mein Herz verlangt nach der sinnlosen, schönen, wilden beblühten Wüste von gestern.⁸

In Hollywood kam sich Bermann, nicht nur als Fussgänger, zunächst ein wenig verloren vor:

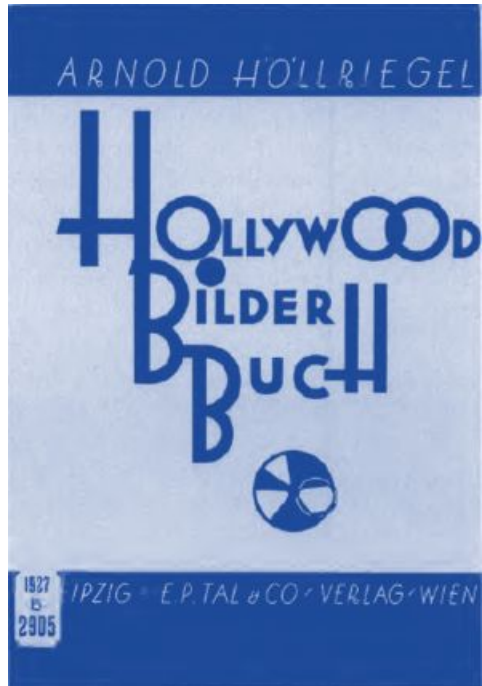
Plumps, eine Menge Briefe fallen aus meiner Hand in den Kasten. Diese Briefe, an weltberühmte Filmmagnaten gerichtet, enthalten sorgfältig gesammelte Einführungsschreiben, die ich teils aus Europa, teils aus New York mitgebracht habe; sobald ich die Antworten bekomme, wird es mir zweifellos möglich sein, die Grossen von Hollywood persönlich kennenzulernen. Unterdessen bin ich ein Wildfremder in einer fremden Welt. [...]

Draussen auf dem Hollywood-Boulevard verschiebt sich eine endlose doppelte Kette von Autos. Die Josty-Ecke auf dem Potsdamer Platz in Berlin, die Opernkreuzung in Wien sind träumerisch einsame Plätzchen, vergleicht man sie mit diesem Strassenverkehr. [...]

Auch gibt es hier gebrauchte Autos billig zu verkaufen: der Preis ist mit Kreide auf die Fensterscheiben geschrieben. 165 Dollar, 125 Dollar. Einen altersgrauen Ford könnte ich schon für 35 Dollar erstehen! Ich fange an zu begreifen, dass das keine Stadt für Fussgänger ist; ausser gelegentlichen Vagabunden, deutschen Schriftstellern und anderen Schnorrern hat hier jeder ein Auto.⁹

Seine Empfehlungsschreiben verschafften ihm bald Zutritt zur Filmstadt Hollywood, über die er 1927 viele Berichte¹⁰ und sein mit zahlreichen Fotos versehenes *Hollywood-Bilderbuch*¹¹ veröffentlichte, eine Sammlung seiner besten und unterhaltsamsten Feuilletons, die nicht nur für Filmhistoriker und Cineasten von Interesse sind. Der Inhalt dieses Buches, das u.a. Porträts von Karl Lämmle, Cecil B. de Mille, Ernst Lubitsch, Erich von Stroheim, Friedrich Wilhelm Murnau und vielen anderen Filmgrössen enthält, kann hier nicht einmal umrissen werden. Um indes wenigstens einen Eindruck von Bermanns illustren Begegnungen zu geben, soll der Bericht über einen Tag in Hollywood folgen, den er der filmbesessenen Nichte eines dänischen Kollegen lieferte – er erschien im *Berliner Tageblatt* und nennt viele Namen der Stars und Regisseure, die in seinem *Hollywood-Bilderbuch* ausführlich dargestellt werden:

Ich ordne mir die Erlebnisse des Tages. Erst mit den Filmarchitekten Rochus Gliese und seinem Assistenten Edgar Ulmer hinaus nach Fox Hills, um die letzten Bauten zu sehen, die sie für F.W. Murnaus Riesenfilm fertigstellen, den Film nach Sudermanns *Reise nach Tilsit*. Nachdem Gliese das schöne Gebirgsdorf gebaut hat und den ungeheuren Grossstadtplatz und den überwältigenden Lunapark, macht er nun noch zum Schluss die Strassenbahnstrecke vom Dorf zur Stadt, mindestens zehn grosse Landschaften hintereinander, Wiese, Industrierien, Schrebergärten, Vorstadt, alles ganz



*Erschienen 1927 bei E.P. Tal,
Leipzig und Wien*

neu gebaut, mit dem Auge des Regisseurs Murnau und dem des Architekten Gliese, Augen, die schon photographische Objekte zu sein scheinen. Warum, denke ich, kehre ich immer und immer wieder, fast täglich, zu diesen Filmbauten Glieses zurück, zu Murnaus grossen Aufnahmen? Es ist mir doch, als ginge hier der Weg durch, ins Neue, zu dem Filmbild, das seinem eigenen Kunstgesetz folgen wird, nicht dem der Sprechbühne und nicht dem der Literatur.

Dann überlege ich mir den anderen Besuch, später, im Studio von Metro Goldwyn Mayer, bei dem anderen grossen deutschen Filmregisseur, Ernst Lubitsch. Er macht *Alt-Heidelberg* mit Ramon Navarro als dem Prinzen, Jean Hersholt als Dr. Jüttner, Norma Shearer als Käte, André Mattoni als Grafen Asterberg. Hier habe ich, das weiss ich, die hohe Vollendung des Heutigen und bereits Erreichten gesehen, alles, was der Film jetzt schon kann, in der Hand seines sichersten Meisters. Was für ein unglaubliches Ding, das Heidelberger Schloss, im Atelier gebaut, unter einem Dach, perspektivisch verkleinert, nur ein Hintergrund, aber ganz plastisch, jedes Baumblatt, und, hinter einem dreifachen Schleier aus Drahtmaschen, so ungeheuer echt anzusehen, echt und romantisch, eine Landschaft zum Weinen und Lachen. [...]

Ich denke an Ernst Lubitsch, wie er, die ewige Zigarre im napoleonischen Gesicht, seinen Star, Ramon Navarro, vor dem Bett des sterbenden Fürsten von Karlsburg postiert. Der junge Mexikaner, jung genug und liebenswert genug für den Prinzen Karl Heinz, obwohl doch ein wenig exotisch, steht da, in einem rosa Hemd, das in der Photographie weiss aussehen wird, und legt seine Hand zehnmal, zwanzigmal, auf das rosa Bettzeug des Sterbebetts, immer wieder, bis es recht ist, bis Lubitsch, schwer aufatmend, die ausgegangene Zigarre wieder anzündet, befriedigt, befreit, wieder Mensch für eine kurze Pause.

Er lächelt, spricht mit mir, doch ich sehe, wie das Uhrwerk in ihm weiterarbeitet. [...]



Arnold Höllriegel, Ramon Navarro, Ernst Lubitsch und der dänische Publizist Henry Hellssen im Atelier, während «Alt-Heidelberg» gedreht wurde.

Aus: Arnold Höllriegel: Das Hollywood-Bilderbuch. Leipzig und Wien: E. P. Tal, 1927

Dann – rekapituliere ich in meinem Bett – der Besuch bei den United Artists, dem gemeinsamen Unternehmen der berühmten amerikanischen Stars. Die Viertelstunde im Atelier der Norma Talmadge, während sie die Kameliendame mimt, eine Kameliendame von 1927, mit Bubikopf und Jazz, weil Kostümfilm soeben unmodern sind, idiotischer Weise. Dann die kurze Begegnung mit Harold Lloyd, der aus seinem Studio tritt, auf dem Weg zum Golf. Haupteindruck: trägt keinerlei Brille, hat eine durch einen Unfall verstümmelte Hand, wirkt wie ein business-man und bestimmt nicht humoristisch. Auch weiss ich, dass er da drinnen in dem Atelier, das er verlässt, sechs hochbezahlte «Gagmen» hat, sechs seriöse, feierliche Herren die soeben schweigend um einen grossen Tisch herumsitzen, die Hände an ihre Köpfe pressen und, alle sechs zugleich, über dieses Problem nachsinnen: wenn Mr. Lloyd an der bewussten Stelle seines nächsten Films einen Schlag auf den Kopf kriegt, welchen «Gag» legen wir hier

ein, welchen scherzhaften Einfall? Wieso wird Lloyd nicht erschlagen, und was bekommt das Publikum an dieser Stelle zu lachen. [...]

Die Teestunde mit Douglas Fairbanks¹² in seinem Ankleideraum bei den United Artists. Ich weiss schon, dass man sich auf die Stühle nicht ohne Weiteres setzen darf, weil man sonst elektrische Schläge kriegt. Douglas, dieser lachende Knabe von vierzig Jahren, liebt solche Scherze...

Unterdessen sitzt er mir gegenüber, in dem grossen Barbiersessel, den er zu Weihnachten gekriegt hat, braun wie ein Indianerhäuptling, mit lustig blitzenden Zähnen, und redet, wie ein sehr lebhafter Fürst, egozentrisch und charmant, über die Filme, die er für später vorhat, einer immer gescheiter und künstlerischer als der andere, oh, er hat grosse Reformideen, aber vorher macht er noch den «Captain Cavalier», etwas Kalifornisches wie das «Zeichen des Zorro», mit sehr viel Reiten und Klettern und Fechten und so...

[...]

Und nun denke ich an die junge Dame aus Aarhus in Dänemark (oder sonstwo), wenn sie so am Abend mit bei Jannings hätte sein können, bei dem richtig gehenden Emil! Keinerlei «party» natürlich, nichts von den Förmlichkeiten: die Freunde, die fast jeden Abend kommen, machen die Tür der weissen Villa auf und sind da. [...] Vilma Banky auf einem Diwan mit Greta Garbo und Lya de Putti, es ist zuviel, des Glanzes zuviel! Und Gussy Holl, die blonde Frau Jannings.

Mauritz Stiller ist da, natürlich, der Regisseur von *Hotel Stadt Lemberg* und Erich Pommer und Conrad Veidt. In Aarhus würde die Versammlung als bemerkenswert gelten.

In Hollywood ist es einfach eine Versammlung von Menschenkindern, die tagsüber hart gearbeitet haben und am Abend miteinander vergnügt sind, in grosser Harmlosigkeit. Glorienscheine und Nimbusse werden im Vorzimmer abgelegt. Nie waren grosse Götter noch so unerhaben. Mädchen von Aarhus, bleibe lieber in Aarhus und in all deinen Illusionen. Nur eines ist wahr: diese berühmten Frauen sind im Leben viel schöner als schwarz und weiss auf dem Film.

Nach einem Tag in Hollywood, denke ich vor dem Einschlafen, hat man furchtbar viel Filmarbeit gesehen, gute und idiotische; viel Sonnenschein, Betrieb, Autos, Schminke, violette Lampen, eine erschreckende Menge Kitsch und manchmal, in der Bewegung eines Arms, im Lächeln eines schönen Gesichts die beste Anmut dieser Zeit und den Traum, den wir alle brauchen.¹³

Mit Emil Jannings diskutierte Bermann über ein passendes Filmsujet, denn Jannings war mit den Szenarios unzufrieden, die ihm seine Filmgesellschaft, die «Famous Players», vorlegte. Bermann schrieb darüber im *Tag*.

Wir beginnen, es ist elf Uhr vormittags, auf und ab zu gehen und nachdrücklich nicht



Neben Frau Veidt Arnold Höllriegel und Paul Leni, der vierte Herr ist der Korrespondent der «Vossischen Zeitung», Dr. Redlich. Die Ankunft der Familie Conrad Veidt in Hollywood.

Aus: Arnold Höllriegel: Das Hollywood-Bilderbuch. Leipzig und Wien: E.P Tal, 1927

vom Film zu reden. Um ein Uhr nachts hocken wir immer noch beieinander, in Jannings' Zimmer, und wir haben die ganze Zeit vom Film geredet, von dem Film, der für Emil Jannings gesucht wird. Es hat dazwischen Mahlzeiten gegeben, und Leute sind gekommen und gegangen, Jannings' alter Freund und Weggenosse Conrad Veidt, und sein früherer Regisseur Murnau, und Erich Pommer, einst Generaldirektor der «Ufa», jetzt bei den «Famous Players» Leiter der Abteilung, die die Jannings-Filme produzieren wird, und der Schwede Mauritz Stiller¹⁴, der den ersten Film Emils inszenieren wird, und sie

und ich, und immer und vor allem Gussy Jannings; wir sitzen und stehen und lümmeln und laufen aufgeregt herum und erzählen einander Filmstoffe, wie wir sie sehen, Geschichten, die wir gelesen haben, und Geschichten, die wir uns eben ausdenken, hundert ganz verschiedene Geschichten, in hundert Zeiten spielend und hundert Ländern, aber alle mit einem gesunden, blutreichen, etwas massiven Mann in ihrem Mittelpunkt, einem, der naiv sein könnte, ein guter Kerl, oder auch böse vor lauter Mannheit und Kraft, immer ein Mensch...

Diese Stunden sind nicht zu vergessen. Alles, was ich je von dieser langsam dämmernden Kunst des Maschinenzeitalters begriffen habe, vom Film, alles, was ich hier in dem Filmbabel Hollywood gelernt habe, war nichts; eine einzige von diesen Stunden ist lehrreicher.¹⁵

Unter den Projekten, die Bermann Jannings vorschlug, war auch das einer Verfilmung von Leo Perutz' Roman *Turlupin*¹⁶. Bermann schrieb an Perutz am 8. November 1926:

Lieber Perutz,

ich muss sofort feststellen, dass die folgende riesige Sache, die ich für Dich eingeleitet habe, vorläufig noch kaum zu 20 Prozent gemacht ist. Keine vergeblichen Hoffnungen! Aber es wäre fabelhaft:

Emil Jannings ist seit 8 Tagen da, bezieht 3'000 Dollar wöchentlich, und es weiss noch niemand, was für einen Film er zuerst machen wird. Halb Amerika redet davon, und Hollywood ist bis zum Wahnsinn erregt. Jannings (der ein gescheiter Mensch ist) hat hohnlachend sechs Filme hintereinander abgelehnt, die ihm das vertrottelte Scenarior Department der Famous Players vorlegte. Er erklärte, wieder nach Europa reisen zu wollen, wenn man ihn nichts Anständiges spielen liesse. In diesem Stadium hörte er, ich hätte Ideen. Wir sassen bei ihm, fraternisierten heftig, und dann hetzte ich ihn auf den *Turlupin*. Das Buch war leider in New York, bei Pauker. Wir sandten um ein Uhr nachts eine Depesche an Pauker: sendet das Buch durch Luftpost. Dann verliess ich Jannings. Er erklärte, *Turlupin* wäre eine herrliche Rolle für ihn, er suche gerade das.

Die Sache würde, halbwegs geschickt gemanaged, für Dich vielleicht 10'000 Dollars bedeuten.

Aber ich bin ein wenig skeptisch. Alle Scheinwerfer von Hollywood sind auf Jannings konzentriert, um den ersten Film, der er spielen soll, tobt eine Schlacht, jeder Mensch hat einen anderen Rat und andere Ideen, Jannings wird belagert. So viel scheint mir sicher erreichbar, dass er das Buch gleich lesen und seinem Regisseur Stiller geben wird und dass ein grosser Schritt zur Verwertung des Stoffs schon getan ist. Ob er aber als *ersten* Film schliesslich etwas wählen wird, was Amerika so ins Gesicht schlägt

(tragisches Ende, keine Liebeshandlung!), das erscheint mir zweifelhaft, so revolutionär er gegen alle Hollywooder Konventionen auftritt.

Ich fange erst langsam an, mittels Dinner-Einladungen (Du weisst, wie sehr ich das liebe!) die wirklichen Oberbonzen kennen zu lernen. Heute Murnau, übermorgen Pommer, Samstag vielleicht Charlie Chaplin. Mein Hauptverkehr war bisher Ernst Lubitsch. [...]

Eine so öde, tierische Existenz wie in diesem phantastischen Luxus hier kann sich niemand in Europa ausmalen! Trotzdem bleibe ich über den Winter hier, wenn es finanziell möglich würde. Nun hat, wie erwähnt, bereits ein Geschrei angehoben, ich hätte mehr Ideen als der ganze Rest von Hollywood (was nicht schwer ist!). Ich werde sehen, wie sich die Sachen in den nächsten 14 Tagen entwickeln und dann Beschlüsse fassen. [...] ¹⁷

Aus der Idee wurde nichts, aber Bermann blieb, wie in dem Brief angekündigt, den Winter über in Hollywood. Er fuhr erst im März 1927 nach Europa zurück, vermutlich mit der festen Absicht, so schnell wie möglich in die Filmstadt zurückzukehren, die ihn fasziniert hatte und die er genauer erforschen wollte – im übrigen hatte er sich seinen sehnlichsten Wunsch, Charlie Chaplin kennenzulernen, nicht erfüllen können: Chaplin war wegen des Wirbels um seine Scheidungssaffäre aus Hollywood geflohen. ¹⁸ Schon im Dezember 1927 reiste Bermann wieder in die USA.

Im Juni des Jahres aber wurde er erst einmal als Sonderkorrespondent des *Tag* nach London entsandt, um über die grossen und kleinen Ereignisse der Saison in der bewährten feuilletonistischen Weise zu berichten: über Bühne und Film, das Derby in Epsom, das Rennen in Ascot, ein Polospiel des Oberhauses gegen das Unterhaus und ein Windhundrennen. Für die Berichterstattung über Pferderennen war er, wie er in einem Artikel über die «Metaphysik des Derbys. Wie Call Boy in Epsom gewann» freimütig bekannte, nicht der qualifizierteste Journalist:

Wieviel Menschen? Eine Viertelmillion sicher, aber hier hört die Möglichkeit zu schätzen auf.

Plötzlich fällt mir etwas ein: dass von all diesen Menschen, Menschen, Menschen wahrscheinlich ich der einzige bin, dem es vollkommen gleichgültig ist, Wurst, egal, welches Pferd das Derby gewinnen wird. Mich fröstelt, da ich so viel Einsamkeit bedenke.

Ich war, verzeiht mir, ich, ein Vielgenannter, bis zu diesem Tage noch nie bei einem Pferderennen. Mein Mann ist jener Schah von Persien, der an einem Derby tag gesagt hat, «Ich weiss, dass von mehreren Pferden immer eines am schnellsten rennt, und ich

schere mich nicht darum, welches.» Ich habe nur eine dunkle Ahnung, was ein Buchmacher ist, und wenn ich wetten wollte, wüsste ich nicht, wie man das macht.

Aber wie ich da sitze und dieser murmelnden, singenden Menge zuhöre, dem Pään, dem Chorus: «Kaohl boj! Call boy!», weiss ich, und mit Ehrfurcht, dass ich, obgleich ein Ungläubiger, einen religiösen Kultus anderer zu respektieren habe, dass es diesen Menschen nicht, wie sie so meinen, um Pfunde und Schillinge zu tun ist, sondern um etwas Höheres und Metaphysisches, dass sie zwar auch Geld gewinnen wollen, aber hauptsächlich recht behalten, richtig gehaut haben wollen, richtig geträumt, in die Zukunft geblickt. In diesem unglaublichen Stimmengewirr ist nicht ein Laut, der nicht recht eigentlich ein Gebet bedeutete. O Sickle, O Lone Knight, o Stampede, o Call Boy, Call Boy!

Ich meine keineswegs, kein Missverständnis, bitte, dass ich unter eine Nation von Pferdeanbetern geraten bin. Alle diese Leute beten zu dem Dämon in ihrer eigenen Seele.

[...]

Dann schellt eine Glocke. Ehe ich noch recht den Kopf nach links und wieder nach rechts gewendet habe, ist das ganze Derby vorbei.¹⁹

Am 15. Juli hielt Bermann in London einen Vortrag über Österreich, den er für die Leser des *Tag* so zusammenfasste:

Freitag mittags bin ich im liberalen «Reform Club» eingeladen, und nach dem Essen beim Schwarzen muss ich einer Gesellschaft von Politikern und Journalisten etwas von den Verhältnissen in Österreich erzählen. Ich sage, was ich immer sage, dass es nicht mehr lange so weitergeht, dass man uns, wie jene Konstantinopler Strassenhunde, ohne Nahrung auf einer Insel eingesperrt hat, und dass man sich nicht wundern darf, wenn wir einander auffressen. «Aber», sage ich weise, «vorläufig ist von Unruhe keine Rede. Unsere Bevölkerung ist so geduldig. Kommunisten? Gibt es bei uns kaum».

Als er den Club verliess, las er in den Abendblättern wirre Gerüchte über eine «Revolution in Wien» – am 15. Juli war in Wien bei Demonstrationen gegen das Urteil im Schattendorfer Prozess²⁰ der Justizpalast in Brand gesteckt worden. Bermann bemühte sich vergeblich um offizielle Berichte aus Österreich; erst zwei Tage später gab der österreichische Gesandte in London eine Erklärung ab, die Bermann in seinem Artikel «Von London aus gesehen» kommentierte:

Ach, den Gesandten Franckenstein hat vor allem die löbliche Sorge um den Fremdenverkehr überwältigt; er teilt hochofrenetisch mit, dass in Wien niemand etwas gegen briti-

sche Touristen unternimmt, dass man in Wien überhaupt die reisenden Engländer zärtlich liebt. Ich lese das und denke mir, dass, in einem solchen Augenblick, den Fremdenverkehr doch der Teufel holen soll; es handelt sich jetzt doch darum, der Welt zu sagen, dass es, ja, bei uns, grauenhaft ist, dass wir so nicht mehr leben können, dass etwas geschehen muss. Beschwichtigen sollen die Hoteliers, die Staatsmänner sollen jetzt sprechen wie Männer! Es wäre jetzt zu sagen, dass man dem österreichischen Volk irgendeine neue Hoffnung geben muss, irgendein Ideal, oder dass, ja wohl, solche Dinge immer wieder vorkommen werden; vom Standpunkt der Hotelindustrie kann man das Problem nicht lösen.²¹

Bermann kehrte erst im September 1927 nach Wien zurück; zu den innenpolitischen Ereignissen in Österreich nahm er nicht mehr Stellung. Anfang Oktober fuhr er im Auftrag seiner Zeitung zunächst ins Tessin, dann nach Berlin, um von einer Aufführung von Ernst Tollers Drama *Hoppla, wir leben!* zu berichten²²:

Hoppla, wir streiten!

Theater am Nollendorfplatz in Berlin. Der Zuschauerraum ausverkauft, man kann ruhig annehmen, dass im Parkett und in den Rängen eine ganz gute Musterkollektion der deutschen Menschen von heute anwesend ist. Es sind diejenigen da, die am Hindenburg-Geburtstag schwarz-weiss-rot geflaggt haben, und diejenigen, die schwarz-rot-gold geflaggt haben; nur sind vielleicht diejenigen, die gar nicht geflaggt haben, leicht in der Mehrheit. Bevor die Vorstellung angefangen hat, weiss man natürlich nicht, wer völkisch ist und wer kommunistisch; es ist eben nur eine Menge da, beschäftigt mit Platznehmen, Guckeraufschrauben, Programmlesen, sie leben ganz einfach. Dann kommt ein Dichter und schreit:

«Hoppla!»

Dieses Stück von Ernst Toller, das Erwin Piscator auf seiner neuen revolutionären Bühne aufführt, «Hoppla, wir leben!», beginnt bekanntlich mit einem grossen und übergrossartigen Zeitfilm, Krieg, Nachkrieg, Revolution und neuerliche Verspieserung darstellend. Dann, nach dem wunderbaren Auftakt – Aber dies hier ist keine Theaterkritik.

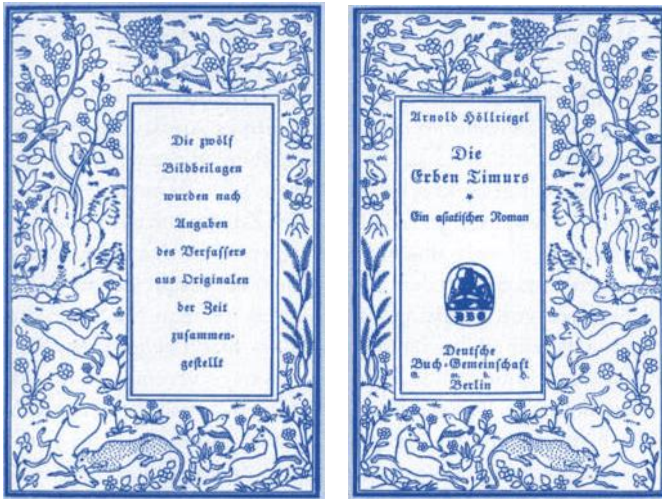
Wie der einleitende Film anfängt, nicht ein gemimter Film mit Stars und Heroinnen und Posen und Glycerintränen, sondern gekurbelte Geschichte, aus den Archiven, Aufnahmen der wirklichen und lebendigen Vorgänge, – vollzieht sich auf einmal in diesem durchschnittlichen deutschen Publikum ein sonderbarer Prozess der seelischen Chemie: sie waren bisher Publikum, das heisst, eine einheitliche, verbundene, programmknisternde, guckerschraubende Masse; jetzt auf einmal, da jemand in diese Menschen-substanz Geschichte hineingerührt hat, das heisst: Politik, beginnen sich ganz von selbst die Elemente zu scheiden; es sind in dem Zuschauerraum nach zehn Minuten

keine Deutschen mehr, sondern nur noch Parteien. Erst, während der Film Kriegsbilder zeigt, merkt man es nicht so. Während man die Tanks fahren sieht und totmüde Muskoten laufen, applaudiert nicht einmal ein Stahlhelm-Mensch, heutzutage. Wenn noch eine Fahne zu sehen wäre, oder eine Trompete, oder ein siegreicher Feldherr auf dem Hügel – Aber Ernst Toller und Erwin Piscator haben das nicht gezeigt. Sie zeigen, nachher, die Fahnen der Revolution. Hier wird das Publikum unruhig. Schon gibt es Applaudierer und Murrer. Die ungeheure Gestalt Lenins auf einer Rednertribüne wirkt wie ein heisser Stahl, der in eine Flüssigkeit gesenkt wird: er löst Wärme aus und auch Zischen. Das Zischen verstummt. Da schweigen alle Menschen im Zuschauerraum, und feine Nerven können auch in diesem allgemeinen Schweigen noch den Zwiespalt merken, dieses Schweigen von links, in dem Ergriffenheit ist, vermischt sich irgendwie nicht mit dem Schweigen von rechts, in dem Konvention ist, man zischt ein Sterbebett nicht an, und vielleicht auch wirklicher Respekt – Dann zeigt gegen Schluss, der Film den Marschall Hindenburg, mit jubelnden Kriegervereinen, und nun klappt auf einmal die deutsche Volksseele sichtbar und hörbar auseinander in Beifall und Missfall. Hoch, pfui. Hoppla, das ist kein Theaterpublikum mehr. Das ist eine Wählerversammlung. Es sind Reichsbannerleute da und Stahlhelme, Völkische und Kommunisten, und brave, massvolle Republikaner der Mitte, einerseits, andererseits.

Es kommt dann Tollers Stück, das eben das zeigen will, Kommunisten und Völkische, und den Staatsbürger andererseits, und das Stück ist nicht einmal *immer* ein Leitartikel aus der «Roten Fahne», es ist, direkt, selbst der Fememörder auch als ein Mensch behandelt darin –, aber eigentlich hat man das Empfinden, dass die Personen des Dramas im Zuschauerraum sitzen. Während in den merkwürdigen Rechtecken auf Piscators «Zugbühne» das Licht einmal rechts oben hell wird und einmal links oben erlischt, und hier die Gefängniszelle zu leben anfängt und dort das Ministerzimmer, und dazwischen auf der grossen mittleren Projektionsfläche wieder ein Stück Film aufzuckt, während dieser ganzen sonderbaren und hinreissenden und aufreizenden und guten und schlechten und nicht während *einer* Herzschlagssekunde langweiligen Vorstellung weiss ich fortwährend, dass die ganze Dramatik im Zuschauerraum steckt, dass ein einziges starkes Dichterwort ihn jetzt zum Explodieren bringen müsste –

Es explodiert aber nichts. Dies hätte man dem Dichter Ernst Toller vorzuwerfen.

Nachher, draussen auf dem Nollendorplatz, der taghell ist wie der leibhaftige Broadway um die Theaterzeit, und erfüllt von der wilden Bewegung der Autos und der Hochbahnzüge und der Elektrischen und der rieselnden Lichtreklamen und der Farben und dem ganzen überwältigenden Grossestadttempo Berlins, fange ich an, das alles wunderbar schön zu finden: dass wir, hoppla so gestritten haben. Hoppla, sie streiten, im Reich, so wie schon während der ganzen Zeit, aber jetzt, neuerdings, ist es anders, hoppla, sie leben ja wirklich! Dieser Streit, von dem wir draussen ausserhalb der deut-



schen Grenzen immer nur den Lärm hören, hoch, nieder, hurra, pfui, diese Flagge, jene Flagge, das ist ja wie ein rasender Motor, der knallt und pufft und stinkt und durch lauter Explosionen ja doch kraftvoll fährt, fährt – –! Was für eine wunderbare Nation, eigentlich, seitdem sie nicht mehr gar so einig ist!

Hoppla, denke ich, sie streiten, aber sie leben. Eine Nation *soll* doch nicht immer zugleich hurra schreien oder pfui, das ist der Grundfehler von Nationen.

A.H.

In: *Der Tag*, Jg. 6, Nr. 1749 (16.10.1927), S.3

Nach Wien zurückgekehrt, schrieb Bermann eine kleine Artikelserie über die städtische Schulreform²³ und bereitete sich auf seine USA-Reise vor. Vor der Abreise aber schloss er die Vorbereitungen zur Drucklegung seines Romans *Die Erben Timurs*²⁴ ab.²⁵

Die Erben Timurs ist ein historischer Roman, konventionell erzählt, aber vorzüglich in der Schilderung von Zeitkolorit und Atmosphäre, die bei Weitem eindrucksvoller sind als die Handlung. Der Roman spielt im «März des Jahres 1656» (33) in Delhi, der Hauptstadt von Timurs einstigem Reich Hindustan. Im Zentrum

der Handlung stehen die Auseinandersetzungen um die Nachfolge des alternden Schah Dschehan, der zwei Söhne und zwei Töchter hat. Keiner der Söhne ist als Herrscher geeignet. Der Schah liebt den als Thronfolger vorgesehenen ältesten Sohn Dara Schikoh, der tolerant gegen Brahmanen und Christen ist, im übrigen jedoch nicht viel mehr als «ein liebenswürdiger Knabe mit seinen vierzig Jahren» (84). Dessen Widersacher ist der jüngere Bruder Aurangzeb, ein Fakir und radikaler Moslem, «ein engstirniger Eiferer» (86); Schah Dschehan befürchtet, dass unter ihm das auf Toleranz angewiesene Reich auseinanderbrechen könnte.

«Aurangzeb und Roschanara, die Starken, die Listigen» (84) unter Schah Dschehans Kindern, sind ebenso miteinander verbündet wie Dara Schikoh und Dschehanara, die Lieblingstochter des Schahs. Die Töchter der Nachfahren Timurs müssen, damit Erbstreitigkeiten vermieden werden, ehelos bleiben; geheime Verhältnisse werden indes geduldet. Eine Episodenrolle spielt im Roman Lord Bellomont, «der Gesandte des Stuartkönigs», der sich am Hofe Schah Dschehans aufhält, um Subsidien für den Sohn des in England hingerichteten König Charles zu erhalten. Bellomont wird monatelang hingehalten und schliesslich bei einer Audienz schmäählich abgefunden, obwohl geweissagt wird, dass die «britischen Franken einst ganz Indien beherrschen werden. Der wissbegierige polyglotte Sekretär des Lords ist der junge Venezianer Niccolö Manucci (dessen Lebenserinnerungen Bermann neben anderen als Quelle benutzt hat).

Bereits zu Beginn des Romans ist deutlich, dass Aurangzeb mit allen Mitteln und ausserordentlich erfolgreich nach der gewaltsamen Übernahme der Herrschaft strebt. Schah Dschehan weiss, dass er am Ende seiner «Macht, am äussersten Klippenrand des Verderbens»[^]) steht, er muss handeln, ist aber unsicher, ob er die Kraft dazu finden wird. Die Handlung ins Rollen bringt eine Nebenfigur, der Sklave Dulera, der Geliebte der Dschehanara. Er beleidigt im Übermut den wichtigsten militärischen Bündnispartner Schah Dschehans derart, dass er abtrünnig zu werden droht. Nun muss der Schah eingreifen, um die von ihm angestrebte Erbfolge durchzusetzen, und er tut es. Er macht seiner Tochter Dschehanara einen plötzlichen Besuch, ihr Geliebter muss sich im Bad verstecken, das Schah Dschehan darauf anzuheizen befiehlt. Doch dann verlassen den Schah seine Willenskräfte, er geht weg. Dulera will fliehen, doch Dschehanara, die die Motive ihres Vaters erkannt hat und respektiert, lässt ihn töten.

Das Schlusskapitel spielt drei Jahre später. Schah Dschehan und seine Tochter

sind in Gefangenschaft, Aurangzeb und seine Schwester haben die Macht an sich gerissen. Alle Hoffnungen Schah Dschehans ruhen auf seinem Sohn Dara Schikoh, der Widerstand leistet. Am Ende des Romans wird Schah Dschehan der Kopf seines Lieblingssohns überreicht.

Über den Roman schrieb Bermann im Jahre 1921 an den in England lebenden Übersetzer und Literaturagenten Rudolf Kommer:

Ich habe einen Roman geschrieben, *Das Bad der Dschehanara Begum*. Er spielt im Jahre 1656 in Delhi, am Hof des Grossmoguls Schah Dschehan. Ich habe eine unendliche, jahrzehntelange Arbeit an das historische Detail dieser Epoche gewendet und etwas zustande gebracht, das mir gut zu sein scheint. Es ist – si parva licet... – ein Buch etwa in der Manier des *Salammbô*, in jeder Einzelheit historisch echt, dabei kaum langweilig. Die Anfänge der englischen Conquista spielen hinein, und ein Gesandter Karls I. von England ist eine Hauptperson. Ich glaube, dass dieses Buch sich ausserordentlich dazu eignen würde, ins Englische übertragen zu werden und dass es in England mehr interessieren würde als in Deutschland.²⁶

Kommer scheint in seinem (nicht erhaltenen) Antwortschreiben starke Einwände gegen den Roman erhoben zu haben, die Bermann zum Teil akzeptierte; allerdings weigerte er sich, «aus der Episode Dulera – Dschehanara eine normale Liebesgeschichte zu machen». Um ihm die Konzeption des Romans noch einmal zu verdeutlichen, schrieb er an Kommer:

Also: der Roman ist so komponiert, dass seine eigentliche Handlung kaum 20 Stunden dauert. Dieser gewollten Konzentration habe ich alles andere untergeordnet. Das Bad der Prinzessin ist keineswegs bloss eine Episode [...]; der Roman heisst nach ihm, wie eine Addition nach der Summe heisst, die auch nicht länger sein muss als die einzelnen Posten. Was folgt, der Zusammenbruch Schah Dschehans, ist für *diesen* Roman nicht mehr wichtig. Der Mann soll vollkommen erledigt sein, sobald er die Kraft nicht mehr aufbringt, gegen seine Kinder zu wüten.²⁷

Bermann schloss die Korrespondenz mit Kommer über den Roman mit dem Fazit ab: «An der Dschehanara habe ich etwa zehn Jahre lang gearbeitet. Der vollkommene und katastrophale Misserfolg schreckt mich gar nicht. Ich habe noch zehn Jahre Zeit und bin hochmütig genug, diese zehn Jahre warten zu wollen».²⁸

Er wartete indes keine zehn Jahre. 1926 gab er den Roman seinem Freund Leo Perutz, in dessen Notizbuch sich unter dem 22.10.1926 die Eintragung findet: «Bermanns indischen Roman gekürzt und bearbeitet».²⁹ Im Anschluss an diese Bearbeitung scheint Bermann den Roman für den Druck vorbereitet zu haben; er

erschien 1928 in der Deutschen Buchgemeinschaft.

Was Bermann an diesem – von der Kritik zu Unrecht kaum beachteten – Romanprojekt faszinierte, war – neben einem genuinen kulturgeschichtlichen Interesse am Stoff des Romans – der Kontrast der Kulturen und Herrschaftsformen. In einem Artikel aus dem Jahre 1923 hob er hervor, was ihn an der Geschichte von Timurs Reich so sehr beeindruckt hatte:

Timur, Sohn Tharangais, zermalmte Asien unter den Hufen seiner rauhen tatarischen Reiter. Wo sein Heerhaufen vorbeiritt, lässt er aus menschlichen Schädeln Denkmale errichten. Seine Enkel, die mogulischen Kaiser Hindustans, bauen statt der Schädelpyramiden die Paläste und Moscheen von Agra und Delhi, bauen sie aus perlweissem Marmor, in den sie Blumen aus Rubinen, Topasen und Korallen hineinhämmern lassen. Eine ungeheure Macht, im Ganzen mit weiser Milde gehandhabt, gibt dem Geschlecht Timurs die Mittel zu Kulturwerken, wie sie die Welt seither kaum entstehen sah. Ludwig XIV. ist der Zeitgenosse Schah Dschehans; – wie kläglich klein ist sein Versailles gegen dieses Schloss von Delhi, wie unedel sein Geschmack gegen den hohen Kunstverstand, der die reinen Umrisse der Perlmoschee von Agra schaffen konnte! Diese Feste, die Molière beschreibt, sind sie nicht armselig gegen die tägliche Audienz des Moguls, so wie sie der Doktor Bernier [in Delhi] sah, Molières Mitschüler? Die Karriere einer Pompadour ist nichts gegen den Lebenslauf der schönen Freundin Djehangirs, Nurmahal. Diese grossen Herren wussten besser zu leben und zu lieben als europäische Potentaten. Zur Zeit der Pariser Bartholomäusnacht und während man in England Ketzer verbrannte, verkündete der grosse Akbar den «Göttlichen Glauben», eine neue Religion der allgemeinen Toleranz.³⁰

Dass er in der Gestalt des Aurangzeb – wie später in der des Mahdi aus seinem Roman *Die Derwisch trommel* – eine Verkörperung des gewalttätigen Dogmatismus sah, geht aus einer aktuellen Stellungnahme Bermanns zu politisch motivierten Plünderungen auf der Wiener Ringstrasse im Jahre 1921 hervor. In dem «Golkonda» überschriebenen Artikel heisst es:

Der grosse Aurangzeb hat es [Golkonda], von Grundsätzen und auf Raub ausgehend, seinerzeit zerstört: er war mit der Majorität der Einwohner nicht einig in der Bewertung der Märtyrer Ali, Hassan und Hossein. Jetzt stehen von Golkonda noch die Moscheen und die Grabpaläste der Könige, aber von den Bazaren, Kaufmannsgewölben und Karawan-Serais ist keine Spur mehr zu finden. [...]

Ich dachte schon damals, auf der Ringstrasse von Golkonda, dass der grosse Allah alle Rechtgläubigen doch vor der Pest und vor Weltanschauungen behüten möchte.³¹

Am 27. November 1927 kündigte Bermann im Wiener *Tag* an:

Ich reise wieder, in der kommenden Woche. Zuerst nach New York, dann, nach Wochen oder Monaten, die ich dort zubringen werde, weiter, westwärts. Noch sind meine Pläne nicht fest, mir schweben in einem goldenen Dunst Träume vor von Wüsten und Canyons, Indianern und Cowboys, Riesenbäumen und Naturparks... Ich weiss das alles noch nicht so genau. Das ist immer das herrlichste Stadium der Reise.

«Reisen ist leicht, schwer ist es, nachher und zwischendurch zu Hause zu sein», liess Bermann die Leser wissen, und er teilte ihnen auch mit, was ihm das Zuhausesein so schwer machte: die Flut der unverlangt eingesandten Manuskripte, Fragen nach Hotels, Reiserouten, usw. «Aber», räumte er ein

vielleicht liegt der Fehler an mir; darf ich, der ich mich jährlich einmal so energisch von dieser Heimat losmache, denn fordern, dass sie mich bei der Rückkehr besser behandle? Das täte mir so passen, grossartig weitzubummeln, und dann nachher zu tun, als wäre, in den Zwischenpausen, das Recht auf Ruhe das Grundrecht eines berufsmässig Ruhelosen. Nein, das habe ich mir alles selbst so ausgesucht; und alles Hundegbell einer grossen Publizität habe ich selbst auf meine Spuren gehetzt. Nur, dass mich alle Menschen gar so glühend beneiden, das darf ich mir vielleicht doch einmal verbitten.³²

Auf der «President Roosevelt» der United States Lines erlebte Bermann Anfang Dezember eine sehr stürmische Überfahrt nach New York, über die er den Lesern des *Berliner Tageblatts* in einer ebenso anschaulichen wie humorvollen Schilderung berichtete.³³ Als die See sich beruhigt hatte, durchmusterte er in seiner Kabine die mitgebrachte Reiselektüre, wobei ihm das sehr moralische Buch einer Amerikanerin über Indien in die Hand fiel:

Ich weiss nicht warum, ich schmeisse das Buch in den hintersten Winkel der Kabine. Die besondere Moralität amerikanischer Ladies, das kommt später. Ich Glücklicher darf doch nach Amerika. Jetzt, um Gottes willen, etwas recht Europäisches, heute noch nichts gar so heftig Amerikahaftes, ich muss mich ans Paradies erst wieder ein bisschen gewöhnen.

Wie ich, in einem grauen Spleen, schon an der Welt und am Paradies und an Europa und Amerika verzweifeln will, rettet mich Alfred Polgars liebes, neues Buch *Ich bin Zeuge*. Ich klammere mich fest daran, es ist ein letztes Stück Europa, es gibt einem eine Art Halt und einen guten ersten Reiseabend in meiner schönen, grossen einsamen Kabine.

Am Morgen esse ich schon Grapefruit und Weizenkörner, die mittels einer Art Kanone aufgepufft sind. Ein Mitreisender sagt mir, falls ich einen Whisky will, den hat er in der Popotasche. Am fernsten Horizont des winterlich grauen Ozeans erschimmert ein Lichtstrahl. Durch die Tore des Paradieses sehe ich einen ersten Schimmer, und ferne, hochmoralische Engelein singen schon «Yankee Doodle».³⁴

Aus New York berichtete Bermann für seine drei Zeitungen zunächst von der Theatersaison: unter anderem über den Erfolg der Inszenierungen Max Reinhardts in den USA, über den grossen Dramatiker und Regisseur David Belasco, und «Die interessantesten Stücke der New-Yorker Season», nämlich die von der sozialistischen Theatre Guild gespielten Stücke *Marco Millions* und *Strange Interlude* von Eugene O'Neill.³⁵ Selbstverständlich musste er seinen Lesern auch «Das Kaleidoskop der Berühmtheiten» vorstellen, die sich in New York aufhielten; von ihnen porträtierte er am ausführlichsten den berühmten Biographien-Autor Emil Ludwig, «der vor einer erlauchten Gesellschaft von dreihundert geladenen Gästen stark und hörbar von der Republik des grossen und friedliebenden deutschen Volkes geredet hat...»

Ihn, Emil Ludwig, hat man in New York wochenlang, so wie vorher Max Reinhardt oder den Grafen Keyserling, und nachher andere, gleichsam auf einem goldenen Teller herumgereicht. Bei einem Diner im Hause des Zeitungsverlags Hearst musste er für alle Gäste seinen Namen in Exemplare seiner so erfolgreichen Bücher schreiben; er selbst bekam für das Autogrammschreiben einen grossen Scheck, den er sich für eine Blindenstiftung erbeten hatte, und als sein Gastgeschenk ein grosses amerikanisches Buch. Und, nebenbei bemerkt, einen blendend schönen Vertrag mit der ungeheuren Hearstschen Zeitungsorganisation.

Oder er sass bei einem Lunch in einem wolkenkratzenden Klublokal hoch über Wall Street, mitten unter lauter Milliardären, und stand plötzlich auf und fragte sie, ob sie denn das Reichsein eigentlich glücklich macht. Ihr werdet es nicht glauben, sie sagten: ja.³⁶

Selbstverständlich schrieb Bermann auch über die wichtigsten Filme der Saison; der ausführlichste Bericht war der Weltpremiere von Chaplins Film *Der Zirkus* gewidmet:

Die Galapremiere des neuen Chaplin-Films (zwei Jahre hat man darauf gewartet) fängt, Amerika ist Amerika, um Mitternacht an. Im Mark Strand Theatre, einem von den mittleren Kinos, nicht grösser als anderswo ein Opernhaus. Den Weg ins Theater müssen die Gäste sich erfechten, weil draussen auf dem Broadway ein Tumult ist, ein Auf-

ruhr, eine Zusammenrottung von Nachtbummlern, die sich einbilden, sie werden den leibhaftigen Charlie ankommen sehen. – Er kommt nicht und schickt nur eine Entschuldigungsdepesche. Auf seine Unzuverlässigkeit kann man sich verlassen!

Dann sitzen die Tausende, Tausende im Theater. Halb New York ist da, sehr aufgeregt. Ein Symphonieorchester fährt aus einer Versenkung empor; schon im Fahren spielen sie Dvoraks «Karneval»-Ouvertüre. Auf zwei riesigen Clownköpfen rechts und links vom Vorhang beginnen riesige illuminierte Kreisel sich zu drehen. Aus ihrem Innern brüllt, megaphonisch, ein Zirkusausrufer: «Hereinspaziert!» Der Vorhang geht für eine Sekunde hoch, Gott sei Dank nicht zu einem der grässlichen ‚Prologe‘ mit Gesang und Tanz, mit denen sie sonst bessere Filme einleiten, nur zu einem lustigen und bunten lebenden Bild, riesenhafte Zirkustiere darstellend. Die Musik fährt mit einem blechernen Zirkustrara in die Versenkung. Dann ist auf einmal sein Filmbild da, Charlies. Auf einmal wird man ganz froh, ja glücklich.

O Charlie! Kaum hat der Film angefangen, heult man schon, kickt, strampelt. Es wird klar, dass so, ja so der Mensch ist. Man begreift es, sieht es ein und möchte sterben, an gelungener Psychoanalyse: nach so viel Erkenntnis braucht man nicht weiter zu leben, man könnte sich sanft und selig auflösen, in Lachtränen.

Dann erzählt Bermann den Film nach, er ist einer der wenigen Autoren, die das können, und als der Film vorbei ist, ruft er ihm nach: «O Charlie, ich sterbe vor Lachen, mit einer geheimen Traurigkeit im Herzen, die von dir immer ausströmt». Auf dem Nachhauseweg denkt er für seine Leser laut nach:

Nachher, auf der nächtlichen Strasse, entronnen dem Geheul der Beifallsrufer, überlege ich mir, dass ich diesen schönen neuen Film Charlie Chaplins doch nicht in den allerheiligsten Schrein neben *The Kid* und *Goldrausch* stellen möchte, weil die Liebesgeschichte doch ein wenig von dieser Hollywooder Banalität infiziert ist, die, ja, wohl, sogar Charlie Chaplin anfrisst. Dass ich aber trotzdem für diesen Film, auf den die Welt zwei Jahre gewartet hat, gut und gerne jeden einzelnen Zentimeter Filmband herbe, der in der Zwischenzeit zu Hollywood belichtet worden ist, jeden.

Ich gehe heim, es ist sehr spät. Mir fällt auf, dass ich noch nie so wenig schläfrig war; alles in mir ist wunderbar gelüftet, ich bin so herrlich durchgelacht, alle Dumpfheit, die das Leben aufspeichert, ist aus den aufgerissenen Seelenfenstern gefegt von diesem Sturm, dieser wunderbaren Ventilation, diesem ungeheuren Charlie-Gelächter. Oh, es ist nur ein mittelmäßiger Chaplin-Film, aber auch der macht Menschen schon glücklich.³⁷

In New York besuchte Bermann auch die Premiere des Films *The last command* mit Emil Jannings – es war just jener Film, über dessen Szenario Jannings, Lu-

bitsch und er selbst vor einem Jahr ein brain-storming veranstaltet hatten. In seinem Premieren-Bericht erinnerte Bermann sich:

Wir erfanden die Geschichte damals, und dort, im unteilbaren Dreigespräch gemeinsam denkend. Ach, wenn man sie unmittelbar hätte ausführen können, was für einen Film hätte man extrahiert aus den erhitzten Gehirnen des Schauspielers, des Regisseurs, des Schriftstellers! Noch tagelang nachher waren wir wie besoffen von der Idee.

[...]

Dann habe ich von dieser Filmidee nur immer abgerissene Nachrichtenfragmente bekommen. Sie durfte nicht ausgeführt werden, weil sie einem Massgebenden zu «highbrow» vorgekommen war, was man übersetzen kann «vergeistigt» oder «verschmückt». – Nein, sie konnte nicht ausgeführt werden, weil es in Hollywood ein Geschäftsprinzip ist, in den Filmen nicht die Hinterseiten der Kulissen von Hollywood zu zeigen, das benimmt dem Publikum die Illusionen. – Nein, sie wurde doch ausgeführt, nach einem von Ludwig Birg geschriebenen Drehbuch, mit Josef von Sternberg als Regisseur.

[...]

Sonderbar für mich, diesen Film auf einmal fertig zu sehen, *Sein letztes Kommando* (oder wie er auf Deutsch heissen wird), diesen Jannings-Film, den wir in einer Nacht erdacht haben, bei dessen Geburt ich Pate stand, im Namen des Täuflings, dem Teufel des Kitsches entsagend und allen seinen Filmwerken. Ach! Es ist seither, natürlich, dieser Geist von Hollywood hineingefahren Die oberen Instanzen des Szenario-Departments haben sich auf die arme Idee gestürzt und haben sie ordentlich frisiert. Die Schere des Filmschneiders hat schön herumgeschnipselt darin, bei allen Göttern von Hollywood!³⁸

Am Ende seiner Kritik rechnete Bermann den Verantwortlichen allen Kitsch und alle Ungereimtheiten vor, die sie in den Film hineingebracht hatten – um schliesslich Emil Jannings gleichwohl grossartig zu finden.

Den Einfall, dass ein gutes Drehbuch von den Hollywood-Grössen als zu «highbrow» abgelehnt wird, weil es im übrigen auch noch zuviel von den «Hinterseiten der Kulissen von Hollywood» zeigt, diesen Einfall verarbeitete Bermann als Episode in seinem Roman *Du sollst Dir kein Bildnis machen*, den er vermutlich während seines USA-Aufenthalts 1928 konzipierte.

*Du sollst Dir kein Bildnis machen*³⁹ gehört – als avanciertestes Produkt – in die Reihe der Filmromane à la *Prinzessin Fantoche* und *Bimini*; es handelt sich um einen charmanten Kolportageroman mit viel Hollywood-Flair – alle grossen Regisseure, Stars und Studios der zwanziger Jahre kommen in ihm vor – und wenig Handlung.

Der deutsche Dichter Paul Pauer und seine Frau Claire treffen auf ihrer ersten grossen Reise in Hollywood ein. Pauer ist das typisch deutsche verkannte lyrische Genie; seine Verse hatten keinen Erfolg, er musste sich zunächst bei einer Provinzzeitung und dann bei Berliner Fachblättern verdingen. Die Reise nach Amerika hätte er nie gewagt, wenn nicht ein alter Kriegskamerad eine seiner Stories lukrativ nach Hollywood verkauft hätte. Claire indes war unter dem Künstlernamen «Clara Dara» eine erfolgreiche Schauspielerin, bevor sie Pauers Gattin wurde und auf dessen Wunsch Abschied von der Bühne nehmen musste.

Eigentlich hat Pauer Angst vor Amerika: «Was tut er, um Gottes willen, denn hier, ein europäischer Künstler, der das Einzelne, Seltene lieb hat?» (14) Andererseits will er lieber in Hollywood arbeiten als weiter in Berlin «eine Zeitschrift für praktische Kaninchenzucht» unter dem Titel «Der Rammler» (25) herauszugeben. Es reizt ihn, Filme zu machen, auszuprobieren, «ob das nicht geht, ob man gute Bücher nicht ohne Tinte verfassen kann, ohne Papier, ohne den ganzen Altväterhausrat des alten Gutenberg» (28).

Dann aber kommt alles anders als geplant. Die Pauers werden in Hollywood prächtig empfangen, man schreibt den Herbst 1926, «auf dem Hollywood Boulevard wird der Don Juan-Film gegeben, mit John Barrymore, und zwar, das ist die Sensation, als Klangfilm, nach dem neuen amerikanischen Vitaphon-Verfahren» (238). Paul Pauer wird zu einem Mordsgehalt als Drehbuchautor verpflichtet, aber der kalte Chef der Filmfirma hat es eher auf Claire abgesehen, nicht erotisch, sondern beruflich. Sie also macht eine noch steilere Karriere als ihr Mann, dessen beste Idee als zu «highbrow» abgelehnt wird. Während Pauer den schönen Schein des Erfolgs in Hollywood durchschaut, verfängt seine Frau Claire sich in ihrem Ruhm, interessiert sich nicht mehr für Paul und für sich selbst, sondern nur noch für das Bild, das sie macht und dessen Pflege sie ihr Leben widmet. Das Unvermeidliche geschieht: Claire wird ein Star, die Ehe wird (nach 361 Seiten) getrennt.

Die Kritik schenkte der «wenig wichtigen Novellenhandlung» des Buchs kaum Beachtung, desto mehr schätzte sie Bermanns kulturkritische «seelische Analyse des Filmberufes», die zeige, «wie der Film alle in seinen Bann Geratenen seelisch entkernt, zu leeren Hülsen macht, mit denen der Regisseur und über ihm das Filmkapital willkürlich spielt».⁴⁰



Charles Chaplin und Arnold Hoellriegel in Hollywood.

Aus: Arnold Hoellriegel: Lichter der Grossstadt. Leipzig u. Wien: E.P. Tal, 1931

Eigentlich hatte Bermann nach seinem Aufenthalt in New York eine Autoreise durch die USA unternehmen wollen, aber am 13. Mai 1928 eröffnete er seinen Lesern:

Ich enthülle das finstere Geheimnis: Als ich, um meine Autotouren durch Kalifornien zu organisieren, ein Standquartier zu wählen hatte, entschloss ich mich ja doch, Los Angeles, das heisst, Hollywood, wieder aufzusuchen. Nur, sagte ich mir, eines geht nicht: ich kann nicht schon wieder anfangen, Artikel aus Hollywood zu schreiben.

Diesem Vorsatz blieb Bermann standhaft treu, bis er eine Einladung zum Lunch in Chaplins Haus in Beverley Hills erhielt. Über diesen Besuch schrieb er für seine Zeitungen einen langen Artikel, in dem es u.a. heisst:

Während des Essens habe ich mit Charlie Chaplin lange und sehr intensiv gesprochen, zuletzt ganz warm und ohne Reserve; so kam er mir entgegen, ich ging mit. Wir blieben drei volle Stunden sitzen.

Wenn ich die Hälfte von dem wirklich niederschriebe, was Charlie Chaplin mir gesagt hat, entstünde, denke ich, eine erhebliche Sensation. Ich werde, natürlich, nichts wiedergeben, was offenbar als Privatgespräch gemeint war. Dass Charlie Chaplin den, ach, normalen Hollywooder Filmbetrieb nicht mag, und dass er über Menschen und Institutionen manchmal recht scharf urteilt, weiss man auch ohne mich.

Ich sehe ihn immer noch reden. Er lacht auch noch, wenn er zornig ist, sein so hübsches und geistiges Gesicht ist, wie eben bei einem grossen Mimiker, immer im labilen Gleichgewicht. Von der schönsten und edelsten Ruhe bis zur Grimasse wandert der Ausdruck; meistens herrscht Sturm und Wellenschlag auf diesem Gesicht, darunter ist die undurchsichtige und dunkle Tiefe.

[...]

Mitten in einem ganz anderen Satz hielt er inne und sagte, direkt auf mich zu, damit ich es nur wüsste:

«Ich bin ein sehr guter Schauspieler. Aber ich bin gar kein Komiker. Als Regisseur, ja, schaffe ich komische Situationen, stelle sie um mich herum, das gibt dann Komik. Aber als Schauspieler bin ich gar nicht komisch –.»

Dann hat er mir, vielleicht um es zu beweisen, zwei neue Filmstoffe erzählt, an die er Jetzt denkt. Der eine ist noch ein wenig wage, etwas von einem Strolch, der immerzu Dinge träumt. Der andere Stoff hat schon sein Profil. Charlie, der Strolch, ist einem jungen, blinden Kinde gut. Für die Kleine ist er ein Held, ein Adonis –. Dann muss er für ein Jahr ins Gefängnis. Vielleicht weil er ihr Geld schaffen wollte; sie soll operiert werden. Als er zurückkehrt laufen alle Kinder der Stadt dieser abgerissenen Vogel-scheuche nach, verhöhnen den armen Charlie. Das Mädchel, das nun wieder sieht, ist darunter, sie erkennt ihn ja nicht. –

«Wunderschön!» sagte ich. «Aber wollten sie nicht einen Napoleon-Film machen?»

Die nächste Stunde werde ich nicht vergessen. Wir redeten über Napoleon. Als er bemerkte, dass ich von Napoleon ein bisschen was weiss, Anekdoten, die nicht in jedem Buch stehen, kleine dramatische Züge, wurde er ganz fiebrig von Interesse, saugte mich förmlich aus. Es wurde eine Art Wechselgesang, erst schilderte ich eine Szene, die in dem Film unbedingt vorkommen müsste, dann hatte er eine. Wir verstanden einander wunderbar. Nichts Pathetisches, wie bei Abel Gance, nichts mit gefesselten

Adlern und so. Die ungeheure Geschichte die jeder kennt, ruhig als bekannt voraussetzen, und nur, scheinbar ohne Zusammenhang, prägnante Episoden vortragen, Meilensteine der Tragödie. Auch wenn ich selbst sprach, studierte ich sein Gesicht. Ist es wahr, könnte er, ein so grosser Schauspieler er ist, im Ernst wagen, einen ernstesten Napoleon zu spielen, er Charlie mit den langen Schuhen und dem Stöckchen?

Er denkt nicht im mindesten daran, eine Parodie zu spielen. Einfach Charles Chaplin als Napoleon im tiefen Ernst.

Und ich sage, dass er es kann. Besonders den jungen Bonaparte, den von Lodi und Arcole, kann er bestimmt besser darstellen als ein anderer Lebender. Ich glaube es, weil ich gesehen habe, wie er von ihm sprach, und wie sein Gesicht ganz hager wurde, durchglüht von Energie.

Wir sprachen lange, lange. Am Schluss waren wir beide wie besoffen. Er sagte: «Sie haben mich vollkommen demoralisiert. Ich möchte morgen mit diesem Film anfangen. Ich gehe zu – (gleichviel zu wem) und verlange die zwei Millionen Dollar, die man zu dem Film brauchen wird. Wenn mich meine Scheidung nicht so viel gekostet hätte, würde ich das Geld selbst hergeben –»

Das war das einzige Mal, dass er die böse Affäre erwähnte, die die Locken an seinen Schläfen vollkommen weiss gebleicht hat. Ich glaube nicht, dass er den Napoleon wirklich spielen wird. Man wird ihm davon abraten, und seine Laune schlägt fortwährend um. Ich sagte es ihm. Und dass ich das nicht verstehen kann, warum ein so Erfolgreicher nicht einmal etwas Gewagtes tut, warum er, gleichsam, auf Schienen weiterlaufen muss, von einer grandiosen Clownerie zur nächsten und ähnlichen.

Aber für mich ist es so gut, als hätte ich den Napoleon-Film schon gesehen. Ich habe. Ich habe zwei Stunden lang den Charlie Chaplin den Napoleon spielen gesehen, sich in ihn hineinleben; ich sah sein Gesicht zur Maske Napoleons werden. Oh, dieses denkwürdige Gespräch! Ein dickes Buch möchte ich schreiben –

Ganz zum Schluss führte er uns in den Garten. Mein Reisegefährte, Max Goldschmidt, bat, ihn photographieren zu dürfen, ja, er nahm ein paar Dutzend Meter Film auf, und Chaplin liess sich filmen. Ich habe, jawohl, ich, bei diesem neusten Chaplin-Film Regie geführt: «Jetzt, bitte, in der Laube, in der sie die Geschichte ‚Goldrausch‘ erfunden haben. Jetzt, bitte, mit ihrem Papagei!»

Er hatte den Papagei auf dem Arm, wiegte ihn: «Bist’n guter, guter Papagei, komm’ zu Papa!»

Ich sagte zu Max Goldschmidt: «Nehmen Sie nur Charlies Füsse auf, damit man erfahre, wie sie in Zivil aussehen!»

Charlies Füsse sind bekanntlich ganz klein und zierlich.

Er stand gerade auf einer kleinen Brücke im Garten. Er stützte sich auf die beiden Geländerstangen und schwang sich hoch wie ein Turner auf einem Barren. Lachend

und übermütig wie ein Knabe schwenkte er seine Füße durch die Luft dem Apparat entgegen. Für einen winzigen Augenblick kam hinter dem Villenbesitzer in seinem Park der lustige Vagabund Charlie zum Vorschein.⁴¹

Vermutlich nicht zuletzt, weil Bermann Chaplin offen und selbstbewusst gegenübertrat – er wagte es, wenngleich zurückhaltend, den Film *Der Zirkus* zu kritisieren – entstand aus dieser ersten Begegnung so etwas wie ein – freilich lockerer – freundschaftlicher Kontakt.⁴²

Es war schon etwas Besonderes, dass Chaplin Bermann und dessen Begleiter gestattete, in seinem Haus und Garten zu filmen, und etwas Besonderes war es auch, dass er ihm die Genehmigung erteilte, unter dem Titel *Lichter der Grossstadt*⁴³ 1931 ein kleines, mit Standbildern aus dem Film illustriertes Buch zu veröffentlichen, in dem Bermann unter anderem die Entstehungsgeschichte und den Inhalt jenes Films erzählte, dessen Idee er ihm bei seinem ersten Besuch umrissen hatte. In der umfangreichen Literatur über die Chaplin-Rezeption im Deutschland⁴⁴ und Österreich der zwanziger Jahre werden Bermanns Artikel und sein Chaplin-Buch kaum erwähnt, obwohl Bermanns knappe Anmerkungen über die Nähe der Chaplin-Filme zur Neuen Sachlichkeit, zum Märchen, zur modernen Tierfabel der Micky-Maus-Filme und zum ausgestorbenen Volksstück der Vorstadtbühnen zu den genauesten Betrachtungen über die Chaplin-Filme gehören. Siegfried Kracauer schrieb in einer Rezension des Buchs *Lichter der Grossstadt* über Höllriegel:

Da er gut zu beobachten und sein Material auf eine sympathische Weise mitzuteilen versteht, ist ein kleines Denkmal entstanden, das zwar die Tiefen der Chaplin-Filme nicht ganz ausschöpft, aber einen ausgezeichneten Begriff von ihrem Urheber verschafft. Es liest sich angenehm und ist von einer Liebe zu ihrem Gegenstand erfüllt, dass man um eben dieses Gegenstandes willen die Einseitigkeit gerne nachsieht.⁴⁵

Die Chaplin-Artikel waren indes die einzigen Hollywood-Berichte, die Bermann 1928 an seine Zeitungen sandte. Im Sommer und Herbst 1928 fuhr er dann mit dem Auto durch den Südwesten⁴⁶ und mittleren Westen der USA und berichtete in einer langen Artikelserie von seinen Reiseerlebnissen, die er zu einem Buch zusammenstellte. Dieses Amerika-Bilderbuch⁴⁷, das aus einer Zusammenstellung der wichtigsten Reisefeuilletons besteht, ist aus unbekannten Gründen nie erschienen; sein Ziel charakterisierte Bermann im «Abgesang»:

Dieses Buch gibt nicht ein Bild von Amerika, es gibt Bilder.

Als ich erst kurze Zeit in New York gewesen war, dachte auch ich, ich könnte, wie jedermann, «ein Amerikabuch» schreiben, nämlich eine mitgebrachte Gesamtanschauung von Amerika durch mehr oder minder erlebte Beispiele illustrieren.

Als ich in zwei aufeinanderfolgenden Jahren sehr viele Monate in den Vereinigten Staaten verbracht hatte und zuletzt das Land von einem Ozean zum anderen im Auto durchquert, kam ich zu der Meinung, dass ich von Amerika nur Einzelnes weiss.

Ich hatte das erstemal, fasziniert wie ein Knabe, überhaupt nur eine schimmernde, abenteuerliche, grossartige und groteske Einzelheit gesehen: Hollywood. (Da ich dann über Hollywood mehr als zuviel geschrieben habe, steht nichts davon in diesem gegenwärtigen Buch).

Dann flatterte ich in die grellen Lichter von New York, zwischen Broadway, der Fünften Avenue und Park Avenue. Fern von mir sei es zu behaupten, dass ich ganz New York kenne oder schildern kann. Dann sah ich ganz Kalifornien. Ich trieb mich in der grossen amerikanischen Wüste herum. Mit meinem chauffierenden, photographierenden, filmenden Reisefreund Max Goldschmidt fuhr ich durch die ungeheure Wüste des Westens, Arizona, Neu Mexiko, Colorado. Diese Landschaften, diese Sonne, diese Menschen des Westens, auch die indianischen, besonders die Indianer, schienen mir manchmal wichtiger als all das Städtische, Technische, Industrielle, das für viele den Begriff «Amerika» ausmacht.

Ich sah, nachdem wir auch den Mittleren Westen im Auto durchquert hatten, von Mainstreet zu Mainstreet, quer durch die durchschnittliche amerikanische Normalität, sah auch die grossen düsteren Arbeitsstädte, sah, mit einem geheimen Zittern, dieses Chicago.

In diesem Buch der erlebten Bilder gibt es mancherlei. Den ganzen gewaltigen Kontinent, das eine und wichtigste Viertel der Menschenerde, auf einer Platte abzubilden, war meine Absicht nicht.

Ich gestehe, ich bin der Mann, der vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen hat. Ich liebe Bäume, ich bete Bäume an. Und ich mag die Reiseschriftsteller nicht, die vor lauter Wald nie einen Baum sehen.⁴⁸

Dass er seine Reise auch zu einem Film verarbeiten wollte, teilte Bermann den Lesern des *Berliner Tageblatts* en passant bei der Vorstellung seines Begleiters mit:

Mein Reisegefährte, Max Goldschmidt, Bankdirektor aus Wien, muss ein für allemal eingeführt und vorgestellt werden. Dieser Mensch, der aus lauter Geschicklichkeiten zusammengesetzt ist, chauffiert das Auto, photographiert und kinematographiert, da

ich mir diesmal vorgenommen habe, meine gewaltige Autoreise durch den Westen Amerikas, und vielleicht zurück, bis nach New York, auch noch anders abzubilden, als mit der ohnmächtigen Feder. Mein Auto – ich habe ein Auto! – ist so voll von Kameras und Filmkassetten, dass ich, eigentlich, nebenher laufen müsste, um sie nicht zu verlieren.⁴⁹

Einzelheiten über den Film teilte Bermann erst am Ende der Reise mit:

Abenteuer mit einer Kamera

Wir filmen Filmstars, Indianer und den Erzbischof
Von Arnold Höllriegel

Auf unserer grossen Autoreise durch die Vereinigten Staaten haben mein Reisegefährte Max Goldschmidt und ich so ziemlich alles, was wir sahen, gefilmt, das heisst, er hat gefilmt und ich stand daneben, weisen Rates voll oder nur aufgeregt. Manchmal wurde ich zapplig und lief unversehens vor das Objektiv. Diese Stücke unseres Films müssen herausgeschnitten werden; es zeigt sich, dass ich mich zum Filmstar nicht sehr eigne.

Aber wir filmten in Hollywood Charlie Chaplin, während er mir in seiner Wohnung seinen neuen Filmstoff erzählte, mit einer heiligen Eindringlichkeit sondergleichen, mit einem konzentrierten Mienenspiel! Er achtete nicht auf Max Goldschmidt, der mit seiner Kamera in einer Ecke stand, es war ja Blödsinn, noch um sieben Uhr abends bei sinkender Sonne im Zimmer zu filmen!

«Gar keine Aufnahme ist noch schlechter!» sagte mein Begleiter nachher, auf meinen Spott hin. Den Film aber wagte er lange nicht entwickeln zu lassen, so eine Angst hatte er. Wir schlepften die Filmrolle durch die sommerliche Glut der Mojave-Wüste, und durch irgendeinen Trick der Photochemie verstärkte sich das schwache Lichtbild und wurde vollkommen gut.

Wir filmten Emil Jannings, wie er mit seiner Frau Gussy und seiner Stieftochter Ruth Maria Tennis spielt. Er spielt gar nicht gut Tennis, aber er spielt doch so gut Theater, also konnte er aussehen wie ein grosser Tennismeister. Und wir filmten ihn, wie er in seinem schönen Garten sitzt und Milch trinkt, Milch bitte! Und seine Tschau-hunde Fummel, Fimmel und Kleiner Cohn.

Damit wir noch mehr filmen könnten, veranstalteten Conrad Veidt und seine Frau eigens eine Garden Party in ihrer Villa in Beverly Hills, und Connie spielte Ping-Pong mit Greta Garbo, und Lya de Putti trieb lustigen Unsinn, und man schwamm im Bassin und fütterte das Veidtsche Baby, und es war herrlich. Wir filmten alles, und die schöne Camilla Horn in ihrem Haus, und die vergnügte Dorothy Mackaill. Jeden Augenblick ging in unserem kleinen Bungalow das Telephon, und irgendein weltberühmter Filmstar bat uns, doch auch zu ihm, das heisst meistens zu ihr zu kommen, mit unserer Ka-

mera. Wir gingen in alle grossen Studios und filmten Corinne Griffith, während sie eben eine Filmszene spielte, und die reizende Joan Crawford, und Coleen Moore und alle; wir filmten die ganze Filmerei, die Herren Regisseure, wie sie auf ihren Kamerawagen einherfahren, grossen Göttern gleich. F.W. Murnau, die «Vier Teufel» machend, und Lubitsch, und den Sohn Richard Beer-Hofmanns, Gabriel, wie er im Fox-Studio junge, schöne Ladenmädchen zur Probe vor der Kamera schauspielern lässt, ob sie vielleicht künftige Stars sind, die man entdecken könnte. (Er geht inkognito in ein Warenhaus, fragt irgendeine Verkäuferin, die er sieht: «Möchten sie nicht versuchen, ob sie Filmtalent haben?» Und es ist schon vorgekommen, dass eine dann in der nächsten Woche fünfhundert Dollar verdiente!)

Wir gingen mit der Kamera ins Gelände, um Dolores del Rio mit den Bären aufzunehmen, die sie scharenweise bändigte, als ein rumänisches Zigeunermädchen. Sie schwang die Kette, an deren anderem Ende der Bär war, und fürchtete sich nicht ein bisschen. Drei Musikanten spielten dazu die ungarische Rhapsodie. Wir filmten den Bären, Dolores, die Musikanten, alles zusammen.

Als wir schliesslich Hollywood verliessen, liessen wir in die gläserne Windscheibe vorn an unserem Auto ein Loch schneiden, so dass wir eine unserer Kameras neben dem Chauffeursitz aufschrauben und auch im Fahren Aufnahmen machen konnten. Wir wollten alles, alles filmen, auch das Flüchtigste; den Verkehrswirbel in den Städten, ein über den Weg huschendes Tier

Tiere filmten wir in Massen. Auf einer der Löwenfarmen Kaliforniens (wo sie Filmlöwen erziehen) ging der grosse Besessene, Goldschmidt, mit der Kamera in einen Löwenkäfig. «Er tut nichts,» sagte der Wärter, aber schliessen sie die Käfigtür hinter sich, bitte!» Da machte der Löwe eine verdächtige Bewegung, und Max Goldschmidt schloss die Käfigtür doch lieber von aussen.

Er filmte Alligatoren in der Alligatorenfarm und Strausse in der Straussenfarm und Seehunde an der Küste bei San Franzisko und freie Bären im Wald von Yosemite.

[...]

Die Indianer, die wir trafen, teilten sich in solche, die sich nicht filmen lassen, und in solche, die man fürs Filmen bezahlen muss. Im Grunde glaubte jeder Indianer, dass das photographische Bild, das man von ihm macht, was von seiner Seele wegnimmt; aber auch Indianer sind Menschen und verkaufen daher ihre Seele gelegentlich für Geld.

[...]

In der Stadt Santa Fé, die märchenhaft schön ist, voll von romantischen Hidalgo-Häusern und alten Kirchen und Antiquitätengeschäften, standen wir vor der katholischen Kathedrale, als eben eine grosse Prozession sich ordnete: die Musikkapelle der Schule für Indianerknaben, die Marientöchter, die weissgekleideten, dunkeläugigen

Kinder, der hohe Klerus der Diözese mit dem Erzbischof von New Mexiko an der Spitze.

Ich sagte zu Goldschmidt: «Ich weiss nicht, ob sie hier filmen sollten.» Er, ins Innerste getroffen, brummte, ich müsste ja nicht dabei sein. So ging ich von ihm fort, tat, als gehörte ich nicht zu ihm. Glocken ertönten, die Prozession setzte sich in Bewegung. Der Erzbischof, mit Bischofsmütze und Krummstab, ging vorbei. Eine Nonne sagte was zu Goldschmidt, ich dachte – aha! – Aber sie hatte nur gesagt, auf Französisch: «Vergessen sie nur ja nicht, auch Monseigneur aufzunehmen!» Gleich darauf blieb der Erzbischof ein bisschen stehen und sah von ungefähr in die Richtung der Kamera.

Und schöne Reiterinnen auf allen Wegen sassen auf und sassen ab, um sich filmen zu lassen. Wenn man Leute mit einem gewöhnlichen Photographenapparat knipst, empfinden sie es öfter als eine Behelligung, aber die meisten sind ganz begeistert, wenn die Kamera eine Filmkamera ist. Nette Mädels pflückten Wiesenblumen, anmutig lächelnd, und taten so, als wäre keine Kurbel in der Nähe.

Wir filmten Gebirge und Wüsten und Wasserfälle und Flüsse und Ozeane und den Niagara bei Nacht, bestrahlt von hundert Scheinwerfern, und die nächtlichen Lichtreklamen in den Riesenstädten, und auch eine gehörnte Kröte am Rande des Grand Canyon und einen schönen grossen Schmetterling auf einer Blume. Oft dachte ich, dass wir mehr und besser sahen als andere Reisende, die nicht auch noch das Auge einer Kamera haben; eine Kamera zwingt zum Bedenken, Gruppieren, Werten des Geschauten. Aber manchmal fluchte ich der Filmkamera wieder, weil sie alles dramatisieren muss, zuspitzen, die Welt in Anekdoten zerlegen.

Und ich bin nicht so gewiss, dass die Indianer nicht recht haben. Vielleicht ruiniert man der Welt und den Menschen ihre Seele, wenn man sie zu viel filmt.⁵⁰

Der Film, von dem Bermann hier berichtet, ist tatsächlich fertiggestellt worden und wurde vorgeführt – doch das einzige, was sich von ihm erhalten hat, scheint ein knallig illustrierter Prospekt zu sein, der sich im Theatrumuseum zu Wien befindet. In ihm kündigt die Berliner Firma «Hegewald Film» («Die Marke des Erfolges!») an: «Filmstadt Hollywood: Indiskretionen aus dem Leben unserer grossen Lieblinge. Von Arnold Höllriegel und Max Goldschmidt». In dem mit Star-Fotos reich bebilderten Prospekt heisst es unter anderem:

Arnold Höllriegel und Max Goldschmidt filmten in Hollywood, was sie sahen; die Studios der Filmkonzerne, die Villenstrassen, die Bungalows der Filmkönige [...], sie filmten Conrad Veidt beim Ping-Pong-Spiel, Dolores del Rio bei der Aufnahme, Jannings beim Frühstück, Greta Garbo und Camilla Horn als Hausmütterchen, Charlie Chaplin als freundlichen Hausherrn, Villenbesitzer und Chauffeur.

12 1929
THEAT.-S.

20762 IV

Filmstadt Hollywood

Indiskretionen aus dem Leben unserer grossen
Filmlieblinge.

von Arnold Höllriegel u. Max Goldschmidt



10 Wochenspiele
ausgewählt von der grossen Film-

Leitung und dem besten
deutschen Publikum

Wir hoffen, dass Sie
während der letzten Zeit
noch zu Hause, wenn
Sie nicht hier.

Ein unerschütterliches,
gesamtes Filmprogramm

Max Goldschmidt Film



79200-0.
THEAT.-S.



Prospekt des Hollywood-Films von Richard A. Bermann und Max Goldschmidt.
Wien, vermutlich 1929

Max Goldschmidt und Bermann kehrten im Herbst 1928 nach Wien zurück. Im November lief der Hollywood-Film im Berliner Capitol-Kino; Bermann hielt einen Einleitungsvortrag. Aus diesem Anlass zeichnete ein Kollege vom *Berliner Tageblatt* unter der Rubrik «Gäste Berlins» das folgende – mit einer Zeichnung von B.F. Dolbin versehene – liebevolle Porträt Bermanns:

Wenn man von Pseudonymen erwarten könnte, dass sie Charakteristika sind, dann müsste Arnold Höllriegel von Schönherr entworfen sein oder wenigstens von Ganghofer. Arnold: das schmeckt nach Winkelried, und Höllriegel könnte ein Wilderer heißen in den Tiroler Bergen. Der Mann, der sich am Sonntag Vormittag im Capitol seinem grossen und gewählten Publikum präsentierte, sieht aber aus, als sei die schöne May-Wong seine Rasseschwester. Auf seinem Antlitz von jener wundervollen Hässlichkeit, mit der die Natur einen Voltaire oder Moses Mendelssohn begnadet, liegt die Ruhe und Weisheit eines Buddha. Die kleinen, kurzsichtigen Augen hinter der Brille haben viel gesehen – fast die ganze Welt. In diesem merkwürdigen, einmaligen Schädel leben Millionen Bilder aus allen Breiten und Zonen, geordnet und überprüft von zwei unbestechlichen Instanzen: einem scharfen, hellhörigen Verstand und einem noblen, zarten Herzen. Wir haben uns längst daran gewöhnt, die Welt durch die Brille Höllriegels zu sehen, und wir haben es nie bereut. Denn in diesem hundertprozentigen Journalisten steckt ein hundertprozentiger Mensch. (Vom Dichter in ihm ganz zu schweigen).

Höllriegel ist in Berlin nur zu Gast, so sehr er auch bei uns zu Hause ist. Er ist überall nur zu Gast, und überall zu Hause. In Wien ist er ausserdem auch noch zuständig, hat dort eine richtige Wohnung und einen Stammplatz im Café Central. In der Wohnung kann man ihn besuchen, wenn man Glück hat, in den knappen Pausen zwischen zwei Weltreisen. Er steht dann zwischen zwei Koffern. Den einen packt er aus: das ist der, mit dem er gerade angekommen ist. Den anderen packt er ein, das ist der, mit dem er nächstens verreisen wird. Um genau zu sein: er tut weder das eine noch das andere, sondern es wird für ihn getan. Denn dieser Wanderer zwischen den Kontinenten wird das Kofferpacken nie lernen. Er sieht überhaupt manchmal so aus, als müsste man ihm ein Papptäfelchen um den Hals hängen mit der Inschrift: «Gute Menschen werden gebeten, darauf zu achten, dass dieses Kind zwischen Yokohama und Fernando Po richtig umsteigt und die Türe nicht öffnet, bevor der Zug hält.» Aber er sieht nur so aus. Man sei überzeugt: wenn Not am Mann ist, vertritt er den Kapitän im Sturm auf der Kommandobrücke und reitet halbgezügelter Mustangs. Nur vor dem Lenkrad eines Autos und der Kurbel eines Kinoapparates hat er wirklich Angst.

Hätte er nicht in dem famosen Max Goldschmidt einen Genossen gefunden, der Auto und Kamera in gleicher Weise meistert, wir hätten nie diesen Hollywood-Film

bekommen und nie diesen Vortrag Höllriegels. Könnten die Amerikaner die Pairswürde verleihen, so gebührte diesem Dr. R. A. Bermann, der hinter dem Wilddieb-Pseudonym steckt, der Titel eines «Höllriegel auf Hollywood». Denn er hat dieses amerikanische Zivilisationsphänomen, das ein Weltphänomen ist, ausgedeutet, hat Endgültiges darüber gesagt. Wären die Yankees nicht nur smart, sondern auch klug, sie hätten diesem Filmweisen aus dem Abendland die höchste Gage geboten, um ihn als Berater drüben zu behalten. Aber da der liebe Gott gewöhnlich nicht neben Unmassen von Dollars auch noch übermässigen Verstand auf denselben Fleck auszuschütten pflegt, so werden die Gewaltigen von Hollywood wahrscheinlich nur über den komischen Mann aus Europa lachen, der ihrer garantiert elendfreien Filmopolis ein frühes Ende prophezeit.

Es gibt einen einzigen Menschen in Hollywood, der Höllriegel versteht, und der hat fremden Rat, auch den besten, nicht nötig. Wenn ich Max Goldschmidt um eins beneide, so um das Erlebnis, Chaplin und Höllriegel im Gespräch zuhören zu dürfen. Wir sahen die wunderbare Aufnahme, die Chaplin in diesem Gespräch festgehalten hat. So wenig man von diesem Bilde auch nur das allergeringste verlieren möchte, man muss doch für eine Sekunde die Augen schliessen, um es ganz zu geniessen. In dieser Sekunde sehen wir vor unserem inneren Auge das beseelte, fast magische Antlitz Arnold Höllriegels, das einen Chaplin zum Reden zwingt.. V

Bermann selbst, dem diese lobenden Worte galten, beurteilte den Film skeptischer. Im handschriftlichen Manuskript des Vortrags, den er am 19. April 1929 im Berliner Capitol-Kino hielt, heisst es unter anderem:

Unser Bestreben, ins Innere von Hollywood hineinzuphographieren, ist, fürchte ich, oft genug an dem Wesentlichen dieser Stadt gescheitert: ihrer Oberflächlichkeit. Wo es in dieser himmlisch schönen Stadt aus Pappe, denn so wirkt sie, wirklich Tiefen und Hintergründe gibt, können sie vielleicht mit Worten, aber nicht mit Photographien geschildert werden. Sie könnten unserem Film z.B. mit Recht vorwerfen, dass er recht wenig von der Not und dem Ringen der jungen Menschen in Hollywood darstellt, der Anfänger, der armseligen Statisten. Solange man aber nicht den Magen dieser armen Menschen mit einer Röntgenkamera aufnimmt, kann niemand ihr Leben photographieren, denn äusserlich zeigen auch sie das berufsmässige Lächeln, die Gepflegtheit, die Maske der Körperschönheit, ohne die in Hollywood auch der kleine Extra nicht sein kann. Der Regisseur Josef von Sternberg, ein Wiener, hat als junger Anfänger einmal in Hollywood einen klugen Film gedreht, bei dem er kein Geld für Dekorationen aufzuwenden hatte. Das Unternehmen wäre beinahe daran gescheitert, dass der Film auch Quartiere des Elends zeigen sollte, und weil in Hollywoods Strassen zwar Elend genug und zuviel zu finden ist, nichts aber, was äusserlich wie Elend aussieht. Denn in dieser Stadt des glücklichen Endes muss alles wenigstens glücklich scheinen; ein gewisses

süßes Grinsen scheint nicht auszurotten; es ist eine Stadt der gefälligen Gesichter und auf das Seelische wird erstaunlich wenig Wert gelegt. Ich sage das, um hinzuzufügen, dass ich Sie überhaupt bitte, mein starkes Interesse an Hollywood nicht etwa mit einer uneingeschränkten Begeisterung für Hollywood als Kunststätte zu verwechseln. Nichts liegt mir ferner. Aber wenn ich erst anfinde, Ihnen zu sagen, was ich gegen den Geist von Hollywood einzuwenden habe, könnten Sie heute den Film gar nicht mehr sehen.

Freilich, wer Hollywood sieht, der darf nicht vergessen, dass es eigentlich zwei Hollywood gibt: die Stadt der Hollywooder Filmindustrie und, sagen wir, die Stadt Charlie Chaplins. Ihn nehme ich aus, wenn ich von Oberfläche, von Photographierposen spreche. Dieser grösste darstellende Künstler der Zeit ist, das versteht sich von selbst, sogar in Hollywood durchaus natürlich geblieben, er selbst. Unter den Filmbildern, die Sie heute sehen werden, befindet sich eines, auf das meiner Meinung nach Max Goldschmidt sehr stolz sein darf. Es zeigt nämlich nichts Geringeres als das Genie im Augenblick der künstlerischen Inspiration. So etwas ist noch nie photographiert worden.

Die Aufnahme ist während unseres Abschiedsbesuches im Hause Chaplins gemacht worden. Wir sassen beim Tee in einer nicht sehr hellen Veranda, und die Sonne war schon fast untergegangen. Charlie Chaplin erzählte mir gerade den Stoff seines neuen Films, das heisst eigentlich, er erfand ihn in meiner Gegenwart, forderte mich zu Einwänden auf, dichtete dann weiter, sichtbar. So schön war dieses wunderbare Gesicht dabei, so voll Ausdruck und Gedankenspiel, dass Max Goldschmidt, von seiner Manie besessen, auf einmal anfing zu photographieren, obwohl es in dem Raume viel zu dunkel war. Chaplin sah nur einmal lächelnd hin und achtete weiter nicht auf den verspielten Narren. Ich habe während der ganzen Zeit nur gezittert vor Angst, er könnte sich stören lassen und aufhören zu reden, so überwältigend war dieses Erlebnis. [...] Hier hat wirklich einmal in diesem Hollywood eine Filmkamera bis in eine Seele hineinphotographiert. Es kommt dort wirklich nicht gar zu oft vor. [...]

Betrachten Sie, bitte, den Film als ein Dokument einer im Vergehen begriffenen Erscheinung sondergleichen, die für unsere sonderbare Zeit besonders kennzeichnend ist, die sie in ihren sonderbaren Spiegeln sonderbar gespiegelt hat.⁵²

Anmerkungen

- 1 Richard A. Bermann: Der Amazonenstrom (1924). Nachlassmanuskript, S. 16-17.
- 2 Vgl. Richard A. Bermann: Was die Dame von Genf durch die Lorgnette sieht. Das grosse Genfer Welttheater. In: BTJg. 55, Nr. 122 (13.3. 1926) 1. Beiblatt
- 3 Vgl.: Der österreichische Volkswirt Jg. 18, Nr. 24 (13.3.1926) S. 633-634, Nr. 25 (20.3.

- 1926) S. 661-662 (beide überschrieben: Herr Dr. Richard Bermann schreibt uns aus Genf) und: R. A. B.: Das Genfer Erlebnis. In: Der österreichische Volkswirt Jg. 18, Nr. 26 (27.3. 1926) S. 697-698.
- 4 Richard A. Bermann: Arbeiterbataillone. In: PT Jg. 51, Nr. 165 (15.7.1926) S. 3.
 - 5 Richard Götz: Höllriegel. In: Der Tag Jg. 5, Nr. 1317(1.8.1926) S. 5.
 - 6 Arnold Höllriegel: Goetz. In: Der Tag Jg. 5, Nr. 1 324 (8. 8.1926) S. 5.
 - 7 Arnold Höllriegel: Ein See aus Asphalt. In: Der Tag Jg. 5, Nr. 1 408 (31.10.1926) S. 11.
 - 8 Arnold Höllriegel: Die Reise nach Kalifornien. Kalendernotizen des Weltbummlers. In: Der Tag Jg. 5, Nr. 1 427 (21.11. 1926) S. 5.
 - 9 Arnold Höllriegel: Der Schlüssel zu Hollywood. In: DerTag Jg.5, Nr. 1 434 (28.11.1926) So.3-4
 - 10 Mit ihnen belieferte Bermann nicht nur seine' drei Zeitungen, sondern auch illustrierte Zeitschriften wie z.B. *Das Leben. Die grosse Welt* (Leipzig) . Vgl. Arnold Höllriegel: So leben sie alle Tage. Bilder aus dem Leben der Filmkünstler in Hollywood. In: Das Leben Jg. 5, Nr. 6 (Dezember 1927) S. 1-6 und: Das Sporting-Girl im Film. In: Das Leben Jg. 5, Nr. 10 (April 1928) S. 85-88. – Ausschnitte aus dem Hollywood-Bilderbuch wurden in zahlreichen Zeitungen Deutschlands und Österreichs abgedruckt, vgl.z.B.: Traumland Hollywood. In: Das kleine Blatt (Wien) Nr. 343 (12.12. 1928)
 - 11 Arnold Höllriegel: Hollywood-Bilderbuch. Mit 59 Bildern. – Leipzig, Wien: E. P. Tal 1927.
 - 12 Im Nachlass Bermanns finden sich vier undatierte Briefe von Douglas Fairbanks jr., aus denen hervorgeht, dass er sich um eine Stelle für Bermann in Hollywood bemühte.
 - 13 Arnold Höllriegel: Der Traum der kleinen Cousine. Querschnitt durch Hollywood. In: BT 56, Nr. 204 (1.5. 1927) 1. Beiblatt
 - 14 Über den Regisseur Mauritz Stiller vgl. auch den Nekrolog von Bermann in PT Jg. 53, Nr. 270 (13.11. 1928) S. 3.
 - 15 Arnold Höllriegel: Einen Film für Emil Jannings! In: DerTagJg. 5, Nr. 1 461 (25.12.1926) S.5.
 - 16 Leo Perutz: Turlupin. Roman. – München: A. Langen (1924).
 - 17 Brief von Bermann an Leo Perutz, Hollywood, 8. November 1926, abgedruckt in: Leo Perutz 1882-1957. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main. Wien, Darmstadt: Zsolnay 1989, S. 165/66.
 - 18 Vgl. dazu die beiden folgenden Artikel: Arnold Höllriegel: Die Tragödie eines grossen Künstlers. Ich habe Chaplin nicht gesehen. In: BT Jg. 56, Nr. 62 (6.2. 1927) 1. Beiblatt und Arnold Höllriegel: Ein Hundeleben. Charlie Chaplins Scheidungsaffäre. In: Berliner Tageblatt Jg. 56, Nr. 70(11.2.1927) 1. Beiblatt.
 - 19 Arnold Höllriegel: Wie Call Boy in Epsom gewann. Metaphysik des Derbys. In: Der Tag Jg. 6, Nr. 1 626 (12.6.1927) So.3-4, S. 3.
 - 20 In Schattendorf (Burgenland) hatten Frontkämpfer bei Schüssen auf sozialistische Demonstranten zwei Menschen getötet. Im anschliessenden Prozess waren die geständigen Täter freigesprochen worden.
 - 21 Arnold Höllriegel: Von London aus gesehen. In: Der Tag Jg. 6, Nr. 1 664 (22.7.1927) S. 3. – Vgl. auch Bermanns Bericht aus London in: Der österreichische Volkswirt Jg. 19, Nr. 44 (30.7. 1927) S. 1178.

- 22 A. H.: Hoppla, wir streiten! In: Der Tag Jg. 6, Nr. 1 749 (16.10.1927) S. 3.
- 23 Vgl. dazu: Arnold Höllriegel: Das Märchen vom Strohalm. In: Der Tag Jg. 6, Nr. 1 756 (23.10.1927) So.3-4; Schule der Freiheit. Rechenstunde in der Liebhartsgasse. In: Der Tag Jg. 6, Nr. 1 776 (12.11. 1927) S. 17 und: Die Wiener Schulreform. In: PT Jg. 51, Nr. 141 (15.6. 1926) S. 3-4.
- 24 Arnold Höllriegel: Die Erben Timurs. – Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft 1928. Die im Folgenden in den Text eingetrichterten Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 25 Mit dem Vorabdruck eines Kapitels wies die Redaktion des *Tag* auf das Erscheinen des Romans hin, vgl. Arnold Höllriegel: Der Harem des Grossmoguls. In: Der Tag Jg. 6, Nr. 1818 (25.12.1927) So. 17-18. Ein weiterer Abschnitt erschien in: Der Tag Jg. 7, Nr. 2074 (9.9. 1928) S. 3-4.
- 26 Richard A. Bermann: Brief an Rudolf Kommer vom 9.10.1921 (ÖNB).
- 27 Richard A. Bermann, Brief an Rudolf Kommer vom 17.9.1922 (ÖNB).
- 28 Ebd.
- 29 Die Notizbücher von Leo Perutz befinden sich in Privatbesitz.
- 30 Richard A. Bermann: Die indischen Miniaturen in Schönbrunn. In: Der Tag Jg.2, Nr. 181 (31.5. 1923) So.4-5, S. 4.
- 31 Arnold Höllriegel: Golkonda. In: BT Jg. 50, Nr. 582 (17.12.1921) S. 2
- 32 Arnold Höllriegel: Ich reise wieder. In: Der Tag Jg. 6, Nr. 1 790 (27.11.1927) S. 8.
- 33 Vgl.: Arnold Höllriegel: Auf dem rasenden Ozean. Überfahrt im Orkan. In: BT Jg. 57, Nr. 1 (1.1. 1928) 1. Beiblatt.
- 34 Arnold Höllriegel: Reise zur New Yorker Season. Ich darf nach Amerika. In: Der Tag Jg. 6, Nr. 1 811 (18.12.1927) S. 17.
- 35 Vgl. Arnold Höllriegel: Die interessantesten Stücke der New-Yorker Season. Die beiden O'Neill. In: BT Jg. 57, Nr. 131 (17.3.1928) 1. Beiblatt.
- 36 Arnold Höllriegel: Kaleidoskop der Berühmtheiten. Halb Europa ist in New York. In: Der Tag Jg. 7, Nr. 1 901 (18. 3.1928) So.17-18.
- 37 Arnold Höllriegel: Die Weltpremiere von Chaplins Film «Der Zirkus». In: Der Tag Jg. 7, Nr. 1 852 (29.1.1928) S. 13.
- 388 Arnold Höllriegel: Wie Emil Jannings Armeekommandant wurde. Nach der Premiere des neuesten Jannings-Films. In: BTjg. 57, Nr. 67(9.2.1928) 1. Beiblatt.-Im Bermann-Nachlass findet sich ein Hollywood 1927 überschriebenes Typoskript, in dem Bermann recht glaubwürdig berichtet, dass das Drehbuch des Films, von wenigen Varianten abgesehen, ziemlich direkt auf das Szenario zurückging, das er im Jahr zuvor entworfen hatte und das zunächst von den Paramount Pictures abgelehnt worden war.
- 39 Arnold Höllriegel: Du sollst Dir kein Bildnis machen. Ein Roman aus Hollywood. München: Drei Masken Verlag [1930]. Die im Folgenden in den Text eingetrichterten Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe. – Vorabdrucke des Romans erschienen im *Berliner Tageblatt*, Jg. 57, Nr. 242 (24.5.1928) bis Nr. 367 (5.8.1928) und im *Prager Tagblatt* Jg. 53 von Nr.218 (18.9. 1928) bis Nr.284 (29.11.1928). Unter dem Titel *Die entschwundene Frau* in: Das kleine Blatt (Wien) Beginn: Nr. 213 (4.8.1929).
- 40 A.N.: [Rez.:] Arnold Höllriegel, Du sollst Dir kein Bildnis machen. In: Bildungsarbeit. Blätter für sozialistisches Bildungswesen (Wien). Nr. 3 (März 1930), vgl. auch Rudolf Frank: [Rez.:] Arnold Höllriegel, Du sollst Dir kein Bildnis machen. In: Die Literatur 32 (1929/30)

- S. 237 Zu Bermanns eigener Verwunderung fand der Roman Arthur Schnitzlers Beifall, vgl. den Brief Bermanns an Schnitzler vom 14.1.1929.
- 41 Arnold Höllriegel: Der wahre Charlie. Der Millionär, der Vagabund – der Mensch. In: Der Tag Jg.7, Nr. 1 956 (13.5.1928) So.13-14.
 - 42 Vgl. dazu auch: Arnold Höllriegel: Ein Erlebnis mit Charlie Chaplin in Hollywood. Charlie und Mitsuru Toyama. In: Der Tag Jg. 7, Nr.2018 (15.7.1928) S. 15; Chaplins neuer Film. In: Der Wiener Tag Jg. 15, Nr. 4 598 (1.4.1936) S. 5-6; Charlie Chaplin zu Hause. In: Der Wiener Tag Jg. 15, Nr. 4 738 (23. 8.1936) S. 17. – An Leo Perutz schrieb Bermann am 12. Mai 1928: Der Gewinn meines Hollywood-Aufenthalts ist ein enger Verkehr mit Charlie Chaplin gewesen, der mir als Mensch über alle Massen gefallen hat: er trägt alle Markenzeichen des wirklichen Genies und ist abwechslungsreich wie das Meer.
 - 43 Vgl.: Arnold Hoellriegel: Lichter der Grossstadt. Der Film vom Strolch Charlie, dem Millionär und dem blinden Mädchen. Mit 27 Bildern. – Leipzig, Wien: E. P. Tal Verlag 1931.
 - 44 Vgl. dazu den Überblick bei Sabine Hake: Chaplin Reception in Weimar Germany. In: new german critique 51 (1990) S. 87-111.
 - 45 Siegfried Kracauer, Ein paar Bücher vom Film. In: Frankfurter Zeitung Jg. 75, Nr. 531 (19.7. 1931), Literaturblatt Jg. 64, Nr. 29, S. 10.
 - 46 In seinem Brief an Leo Perutz vom 12. Mai 1928 schrieb Bermann: Ich habe mich zwei Monate lang in Kalifornien herumgetrieben und das ganze Land bereist. Diesmal wirst Du nicht sagen können, dass ich jeder unbequemen Romantik ausweiche; ich habe, besonders in der Mojawewüste, sehr im Ernst in Goldgräberzelten geschlafen, Pumas heulen gehört, Coyoten verscheucht, durstig auf das nächste Wasserloch gewartet.
 - 47 Arnold Höllriegel: Amerika-Bilderbuch, Bermann-Nachlass, 221 S. (Typoskript).
 - 48 Ebd. S. 220-221.
 - 49 Arnold Höllriegel: Autoreise im südlichen Kalifornien. Paradiese und Wüste. In: Der Tag Jg.7, Nr. 1 970 (27.5.1928) So. 17-18.
 - 50 Arnold Höllriegel: Abenteuer mit einer Kamera. Wir filmen Filmstars, Indianer und den Erzbischof. In: Der Tag Jg.7, Nr. 2095 (30.9.1928) So. 19-20.
 - 51 C.Z. Klötzel, Höllriegel of Hollywood . In: BTJg. 57, Nr. 549 (20.11.1928) 1. Beiblatt.
 - 52 Richard A. Bermann: Vortrag am 19. April 1929, Nachlassmanuskript, S. 6-10.

England, Ägypten, Westafrika, Kanada, Brasilien – Reiseberichte und Literatur

1929-1932

Um die Jahreswende 1928/29 hielt Bermann sich in Wien auf und war vermutlich mit der Niederschrift des Romans *Du sollst Dir kein Bildnis machen* beschäftigt. Ende Januar 1929 brach er zu einer Reise nach Ägypten und in den Sudan auf, von der er politische Berichte¹ und Reisefeuilletons an das *Berliner Tageblatt* schickte. 1929 scheint das *Berliner Tageblatt* den *Wiener Tag* als Bermanns Hauptarbeitgeber abgelöst zu haben; seltene Nachdrucke seiner Artikel im *Wiener Tag* der Jahre 1929 bis 1931 tragen stets den Vermerk «Aus dem Berliner Tageblatt».

Bermann war 1929 zum dritten Mal in Ägypten, und so fehlte ihm der Enthusiasmus, um die historischen Sehenswürdigkeiten des Landes erneut zu schildern – nicht aber der Sarkasmus, um die Auswirkungen des Tourismus im «Ägypten unter der Dynastie Thos, Cook»² auszumalen. Das Fernweh, das ihn auf seinen Reisen sonst stets begleitete, überkam ihn erst im Sudan, an der Endstation der Eisenbahnlinie, die von Khartum in den Süden führt, bis zum Staudamm über den Blauen Nil:

Hier liegt der Stausee, fast grenzenlos, einem Meer ähnlicher als einem gedämmten Fluss. Hier suche ich mir, während die Sonne untergeht, mühsam genug den Weg durch ein lautes Getümmel von Karawanen, die einander auf dieser Brücke begegnen, von Osten oder Westen kommend. Ich sollte eilen; jenseits des Dammes steht der Eisenbahnwagen, der auf mich wartet (halb Schlaf-, halb Speisewagen, verschwenderisch bequem, mitten in dieser Wildnis!); ich muss ihn erreichen, muss hier umkehren, muss, muss...

Da stehe ich, während diese traumhaften Karawanenzüge vorbeigehen und blicke durch das tolle Gewimmel hindurch nilaufwärts auf die ungeheure Wasserfläche des Stausees. Könnte ich, wie diese Karawanen, jetzt nur noch ein kleines Stückchen flussaufwärts gehen, gleich, sehr bald käme ich an die abessinische Grenze, in das phantastische Hochland an den Quellen des Blauen Nils. Afrikanisches Engadin, voll von Schluchten, Feuer und Eis! Auf dem Wege würde ich Elefanten in Freiheit sehen und mich vor den schwarzen äthiopischen Löwen fürchten ...

Die Sonne geht in dem Stausee unter. Die Wasserfläche brennt in allen Farben der Flamme: brennbares Gold verschmilzt mit Rubin und blauem, brennendem Stahl, gros-

se Vögel flattern schwarz durch den Glanz. Mich packt eine Lust zu weinen.

Sesshafter Stubenhocker! beschimpfe ich mich. Feiger Philister! Stumpfer Spiesser, der nicht zu reisen versteht. Hierkehrst du um? Heute Abend? An der Schwelle des wirklichen Afrika, nach einem einzigen kurzen Blick? In einem Salonwagenzug? Zu Hotels? – Grosse, goldene Abenteuer, von denen ich so oft kindisch träumte, sehe ich mit dieser Sonne für immer versinken!³

Den stärksten Eindruck der Reise hinterliess bei Bermann indes jenes Erlebnis, das ihn zu seinem besten historischen Roman anregte. Am 24. März 1929 berichtete er im *Berliner Tageblatt* über einen «Besuch beim Sohne des Mahdi». Der Ordensscheich Mohammed Achmed (1844-1885), der sich selbst zum «Mahdi» proklamiert hatte, führte seine Anhänger im Sudan in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts zum Heiligen Krieg gegen die ägyptische Regierung und nahm 1885 das vom britischen General Gordon verteidigte Khartum ein; nach seinem Tod herrschte sein Nachfolger, der Khalifa Abdullah, über den Sudan, bis Lord Kitcheners Armee 1898 der Herrschaft der Mahdisten ein Ende bereitete. Bermann, der sich auf den Besuch sorgfältig vorbereitet hatte, musste bei dem Sohn des Mahdi immer wieder die Notizen vorlesen, die er sich während des Gesprächs gemacht hatte:

Ich lese ohne Ungeduld die biographischen Daten vor, die ich schon aus Büchern gekannt habe, die Geschichte eines jungen mönchischen Eiferers, der langsam aus dem Labyrinth der islamischen Theologie zur Bedeutung aufsteigt. Wenn man die höchst pittoresken Einzelheiten übersieht, kommt ein Leben zum Vorschein, das im Wesentlichen dem Leben Lenins ähnelt: es geht zum grossen Erfolg durch strenge Exklusivität der einmal gewählten Lehre, durch Unbedingtheit, Ablehnung jeglichen Kompromisses; es folgt das Entstehen einer erst kleinen, verfolgten, aber begeisterten Partei, dann, als die Geschichte eine grosse revolutionäre Gelegenheit darbietet, plötzlich hohe Macht und ungeahnter Sieg.⁴

Den Kern der Schilderung des Besuchs beim Sohne des Mahdi aber bildet eine Episode, die Bermanns abenteuerhungriges Herz – und sein journalistisches Gespür – offenbart. Bermann nämlich wollte unbedingt das legendäre Schwert sehen, mit dem der Mahdi seine Siege erfochten hatte, und mit Hilfe einer List brachte er den Sohn des Mahdi dazu, dass er es holen liess:

Er gibt einen Befehl, ein alter Diener kommt nach einiger Zeit, küsst dem Sayid die Hand und hält ihm ein funkelndes Etwas hin, ein ungeheures Schwert, aussen ganz

aus Gold. Es ist das Schwert, an das Slatin gedacht hat, als er sein Buch schrieb: *Feuer und Schwert im Sudani* Das Schwert des Mahdi, das halb Afrika verwüstet hat, Gordon besiegt, den Sudan fünfzehn Jahre lang von Ägypten getrennt. Mit einer grossen Bewegung in meinem Herzen betrachte ich es.

Dieses Schwert Mohammed Achmeds sieht, obwohl es nicht gekrümmt ist, von aussen sehr fremd und barbarisch aus. Es ist enorm lang, hat einen mit Sternen und Halbmonden verzierten goldenen Griff und eine ebenso geschmückte Scheide ganz aus gehämmertem Gold. Wie die Scheiden aller Derwischschwerter, die ich gesehen habe, erweitert sich diese gegen die Spitze hin zu einem breiten Rhombus. Aber da der Sayid nun das Schwert aus der Scheide zieht, hat es keine fremdartige Form mehr. Es sieht aus wie –

Ich springe vor Erregung auf. Ich muss diese Waffe aus grösserer Nähe sehen. Ich frage nichts mehr, beuge mich darüber. Sieht aus wie der Zweihänder eines Landsknechts! Aber ich sehe eine Inschrift in arabischen Zeichen auf der Klinge. «Koranspruch?» frage ich. «Nein», sagte der Sayid, «es sind die Namen der Sultane von Darfur, die dieses Schwert vor dem Mahdi geführt haben.» – «Und das?» Ich schreie beinahe.

Ich habe unter dem arabischen Text auf dieser Klinge ein Wappenzeichen gesehen, den Doppeladler des alten Römischen Reiches Deutscher Nation! Und jetzt lese ich mit starrenden Augen auf diesem Schwert des Mahdis Mohammed Achmed Buchstaben in der deutschen Frakturschrift der Renaissance. Unter dem Doppeladler steht, kunstvoll graviert:

VIVAT CAROLUS V

Und darunter, auf Deutsch:

ROEMISCHE KAISER.

Ich weiss sofort, was das bedeuten muss, es kann nur das Schwert eines deutschen Kriegers sein, der Karl den Fünften auf seinem unglücklichen Zug gegen die Korsaren von Algier begleitet hat. Er muss gefallen sein, der Junker, oder er hat elend als Sklave geendet, und sein Schwert ist irgendwie quer durch die Sahara bis nach Darfur gelangt.

Allah! lobpreise ich. Was für ein berauschender Abenteuerroman ist Deine Weltgeschichte!⁶

Doch als er den Sohn des Mahdi verliess, entschloss Bermann sich nicht, einen Abenteuerroman über ‚Das Schwert des Mahdi‘ zu schreiben, sondern einen historischen Roman über den Mahdi-Aufstand im Stil der Neuen Sachlichkeit.⁷ Den faktischen Kern und die Fabel des Romans umriss er für die Leser des *Wiener Tag* im Jahre 1935 anlässlich des 50. Jahrestags des «Falls von Khartum», wobei er wiederholt auf einen anderen Führer anspielte:



Zeichn. von F. A. Schönerer Leipzig.

Rudolph C. Slatin

Feuer und Schwert im Sudan.

Meine Kämpfe mit den Herosiden, meine Gefangenschaft und Flucht.

1870—1895.

Von

Rudolph Slatin Pascha,

Stand im ägyptischen Generalstab, Führer des Genies und Kommandant des Posten.

Deutsche Originalausgabe.

Mit einem Porträt in Hellogravüre, 19 Abbildungen von Carlbot Heßly,
einer Karte und einem Plan.



Leipzig:

F. R. Brockhaus.

1896.

Faksimiledruck der Ausgabe von 1896 bei Time-Life-Books, 1983

Das ist jetzt eine alte Geschichte, und bei uns halb vergessen. Auch unser österreichischer Landsmann Slatin Pascha ist nun tot, der, ein Sklave in schweren Ketten, am Morgen nach dem Fall der Festung in einem Zelt im Lager der Sieger lag und dem ein grinsender Neger plötzlich das blutige, schöne Haupt seines Chefs und Gönners Gordon zwischen die gefesselten Hände legte. – Eine alte Geschichte, obwohl sich mindestens England noch erinnert. Aber damals! Die Erde erbebt, als die Nachricht vom Tode des Helden nach Europa gelangte. In ihrem Schlosse Osborn schrieb, unter zornigen Tränen, die Königin Viktoria einen Brief an Gordons Schwester: «... und was ich so scharf empfinde: den Fleck, den Ihres lieben Bruders grausames, obwohl heroisches Schicksal auf Englands Ehre hinterlassen hat... ».

Dreizehn Jahre später putzte Herbert Kitchener den Fleck auf Englands Ehre mit viel Blut weg. Mit Kitcheners Heer kehrte Slatin nach Khartum zurück und vergalt die Leiden seiner Sklaverei durch Güte und Milde.

Das war die alte, jetzt gar nicht mehr so aktuelle Geschichte von Charles Gordon und dem Mahdi: In Ägyptens Sudan-Provinz, einem von schauerlicher Missregierung gepeinigten Land, einem Land der Sklaverei, der Korruption, Erpressung – steht eines Tages ein Mann auf, ein Prophet, ein Propagandist, und beginnt die grosse Trommel zu rühren. Er redet und redet. Er wird Befreiung bringen, Erlösung, man soll ihm nur glauben. Er hat faszinierende Augen, er scheint milde, gütig. Wenn er siegt, wenn dann sein Reich kommt, dann ist alles gut, es wird ein herrliches Reich sein, und die Feinde werden zerschmettert werden!

Eine Bewegung, eine Partei entsteht um diesen Führer. Ein Aufstand schwemmt die ägyptischen Truppen, die ägyptischen Behörden aus dem Sudan. Am längsten hält sich der junge Rudolf Slatin, Statthalter des Vizekönigs in der Provinz Darfur. Bis er auch kapitulieren muss. Nun weht die ägyptische Fahne nur noch über der Hauptstadt Khartum.

Um diese Zeit okkupieren eben die Engländer Ägypten – aber diesem fernen Sudan opfert Gladstone nicht den Knochen eines britischen Grenadiers. Er opfert nur den Helden Gordon. Das ist ein Schotte, ein schwärmerischer Kelte, ein tiefgläubiger Christ, der auch im Islam Züge des wahren Christentums erkennt. Er ist in den Sudan gegangen, um die unglücklichen Sklaven zu befreien. Die Korruption des ägyptischen Regimes hat ihn wieder vertrieben, aber er kehrt, allein, ohne eine Armee, nach Khartum zurück, als der Mahdi eben herausmarschiert. Ein Jahr lang kämpfen diese beiden religiösen Schwärmer gegeneinander. Dann unterliegt Gordon. Er ist ganz allein, da er stirbt. [...]

Ich habe ein dickes Buch über diese alte Geschichte geschrieben und kann sie hier nicht so kurz wiedererzählen. Nur noch das: Dieser Idealist mit den flammenden Augen, dieser wunderbare Propaganda-Redner, dieser hinreissende Führer, der Mahdi, brachte dem Sudan zwar keinerlei Befreiung, kostete das Land aber Millionen Menschenleben. Eines Tages verkündete er in der Moschee von Khartum, er werde jetzt noch vierzig Jahre regieren und die ganze Welt erobern. Er starb am nächsten Tag. Sein Nachfolger, der «Khalifa Abdullah», regierte ebenso grauenhaft weiter.⁸

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Ägypten, am 18.3.1929, schrieb Bermann an Rudolf Slatin, mit dem er 1919 bei den Friedensverhandlungen in St. Germain zusammengetroffen war⁹:

In Khartum, wo ich u.a. den Sohn des Mahdi, Sir Abderrahman, kennengelernt habe, ist mir der Gedanke gekommen, einen Biographie Mohammed Ahmeds zu schreiben. Der Plan ist, wie ich einsehe, kühn, da Ihr denkwürdiges Buch von dem Lebenslauf dieses Mannes wohl genügend berichtet und ich sicherlich nicht hoffen darf, ihn besser

erzählen zu können. Aber ich möchte das Leben des Mahdi in der jetzt modern gewordenen Weise isoliert als psychologisches Problem schildern.¹⁰

In seinem Brief bat Bermann Slatin um die Beantwortung einer Reihe von Fragen, und auf diese Weise kam es zu einer Korrespondenz und Freundschaft¹¹, die bis zu Slatins Tod (4.10.1932) andauerte.¹² Aus Bermanns Roman *Die Derwisch trommel. Das Leben des erwarteten Mahdi* wird deutlich, dass er sich auch für die Geschichte Rudolf Slatins interessierte, die er den Lesern des *Wiener Tag* anlässlich von Slatins 75. Geburtstag schilderte:

Juli 1878: ein dreiundzwanzigjähriger Reserveleutnant im k. u. k. Infanterieregiment Nr. 19, Rudolf Karl Slatin aus Wien, steht an der türkischen Grenze, mit der Okkupationsarmee, die in den nächsten Tagen in Bosnien und der Herzegowina einrücken soll. In einem Brief schreibt General Gordon, der ägyptische Generalgouverneur des Sudan, der junge Slatin solle doch nach Afrika kommen und in den Dienst des Khediven treten. – Dieser Leutnant, dem sowas passiert, ist ein hübscher, eher kleiner, sehr österreichischer Mensch mit einem unausrottbaren Wiener Akzent. In der Schottenfelder Oberrealschule in Wien ist er in Geographie und Geschichte nur mit Ach und Krach durchgekommen – unmittelbar darauf hat er, erst siebzehnjährig, eine wilde, abenteuerliche Reise in den Sudan unternommen, hat das Nuba-Gebirge erforscht und Emin Pascha kennengelernt; der hat ihn an Gordon empfohlen. – Sobald der kurze Okkupationsfeldzug zu Ende ist, segelt Slatin von Triest. Seiner Familie sagt er: «auf baldiges Wiedersehen».

Dezember 1883: Slatin Bei, der bisherige Gouverneur der sudanesischen Provinz Dafur, legt seinen Säbel, den österreichischen Offizierssäbel aus dem bosnischen Feldzug, in die Hände des Derwisch-Emirs, dem er sich ergeben muss. Das Spiel ist aus. Seitdem Slatin den Sudan betreten hat, fünf Jahre sind es nun her, hat er sich fast ununterbrochen mit aufständischen Arabern herumschlagen müssen. In fast dreissig grösseren Gefechten hat er kommandiert, zweimal ist er verwundet worden. Jung, elastisch, mit einem wienerischen Lachen hat Rudolf Slatin all das bestanden. Da fast alle anderen Provinzen des Sudans schon längst in den Händen des Mahdi Mohammed Achmed sind, der die schwarze Fahne der Welterlösung und des Aufstandes gegen Ägypter und Europäer aufgepflanzt hat, hält Slatin immer noch, völlig isoliert, das seiner Obhut anvertraute Darfur. Aber jetzt ist das vorbei, kein Mittel hat genützt, die mahdistische Bewegung ist zu stark gewesen. Slatin bleibt keine andere Möglichkeit übrig, als sich zu ergeben. Jetzt heisst es: Zeit gewinnen, schlau sein. In einem mit grossen vielfarbigen Flecken besetzten Hemd, der Derwischtracht, reitet Slatin Bei, nein, er heisst jetzt offiziell: Abd el Kader – in das Lager des Mahdi bei Rabad ein. Einem grossen, lichtbraunen Araber muss er demütig die Hand küssen; er sieht in ein pockennarbiges Antlitz, das er später sehr gut kennen wird:

das ist Abdullah, der erste «Khalifa» des Mahdi, seine rechte Hand, eine starke und grausame Hand. Der Khalifa lächelt: «Allah sei gepriesen, endlich sind wir vereint!» Er macht Slatin zu einem seiner Leibwächter. Es schmeichelt diesem Beduinen, dass der Mann, der barfüssig neben seinem Pferde einherrennen muss, ein Europäer ist und im Namen des Khediven eine grosse Provinz regiert hat.

Januar 1885: In einem zerlumpten Beduinenzelt am Ufer des Nils liegt in schrecklichen Ketten ein Sklave; die Ketten sind so schwer, dass er weder stehen noch sitzen kann. Der Khalifa Abdullah hat Slatin in Verdacht, dass er heimlich mit dem in Khartum belagerten englischen General Gordon korrespondieren wollte, jedenfalls hat er sich geweigert, ein Belagerungsgeschütz zu bedienen. Da liegt er nun, ärger angekettet als ein Hund, seit Monaten schon. Er ist dem Verhungern nahe, und die Schritte, die er draussen hört, könnten bedeuten, dass man kommt, um ihn zu foltern, zu ermorden. Nein, es ist ein wüster Haufe von Arabern und Negern, der sich in Slatins Zelt wälzt, ihm etwas zu zeigen. Ein schwarzer Riesenkerl legt ein Bündel zwischen die gefesselten Hände: es enthält den Kopf seines angebeteten Führers und Gönners – Gordons blutiges Haupt. Es ist alles aus, Khartum ist eingenommen, dem Sklaven in den Ketten des Khalifa bleibt keinerlei Hoffnung.

März 1895: Die Saison in Assuan ist im Gange, obwohl gar nicht weit von hier in der Wüste die ersten Vorposten der Derwische stehen, fehlt es nicht an europäischen Wintergästen und es liegt ein Cook-Dampfer auf dem Nil vor der Insel Elephantine. – Spaziergänger am Wüstenrand sehen auf einmal eine kleine Gruppe von Lebewesen aus der toten Wüste kommen, zwei Männer und drei Kamele. Der eine der Männer ist halb nackt, er hat nur ein wollenes Tuch um den Leib gewickelt, die blossen Füsse sind von den Steinen blutig gerieben worden. Aber da eben dieser Mann noch am nächsten Tag den Dampfer besteigt, trägt er die goldbedeckte Uniform eines ägyptischen Obersten, und ein sudanesisches Bataillon der in Assuan stehenden anglo-ägyptischen Truppe präsentiert das Gewehr, und man spielt die österreichische Volkshymne zu Ehren Slatin Beis, nein, von nun an Slatin Paschas, der nach elf, zwölf Jahren der schrecklichsten Sklaverei die fast unmögliche Flucht durch die nackte Wüste gewagt hatte. Aus dieser Wüste, aus diesen Erlebnissen kam er mit seinem wienerischen Lächeln zum Vorschein, ein echter Wiener geht nicht unter, hatte er sich gedacht, und was hilft's, wenn man auch noch raunzt? Nicht ein Fetzen Papier hatte er bei sich, keinerlei Notizen, aber schon auf dem Dampfer beginnt er an einem dicken Buch zu arbeiten, das bald darauf von der ganzen Welt gelesen wird und von den jungen Menschen verschlungen, auswendig gelernt: *Feuer und Schwert im Sudan* beschliesst Slatin es zu nennen. (Er schrieb es dann in Kairo, im Hause eines Freundes, des englischen Majors Wingate¹³, und es wurde eines der grossen klassischen Abenteuerbücher der Weltliteratur. Es ist ganz schlicht, ganz kunstlos und kann niemals vergessen werden.)¹⁴

Anlässlich einer «Begegnung mit Slatin Pascha», über die er im *Berliner Tageblatt* berichtete, gestand Bermann, dass auch er zu den «jungen Menschen» gehört hatte, die die Nachrichten von Slatins Abenteuern «verschlungen» hatten:

Ich war ein Gymnasiast, als seine grosse Flucht in den Zeitungen erzählt wurde. Damals hatte ich ihn als ein Mittelding zwischen Walthari, dem Flüchtling aus dem Lager der Hunnen, verehrt und dem Karl Mayschen Helden Hadschi Halef Omar. Noch jetzt, wie ich ihm gegenüber sass, hätte es mich nicht weiter gewundert, wenn er angefangen hätte, in Nibelungenstrophen zu reden.

Aber er tat nichts annähernd so Pathetisches. Alle grossen Österreicher sind durch und durch unpathetisch. Viktor Adler war es, Sigmund Freud ist es.¹⁵

Bermanns Roman *Die Derwisch trommel* ist – weniger vom Stil als von der Konzeption her – ein moderner historischer Roman. In den «Notizen eines Reisenden» der Rahmenerzählung stellt sich ein persönlicher Erzähler vor und lässt den historischen Bericht vom Mahdi-Aufstand als eine nachträgliche Konstruktion erkennen, die deren Wahrheitsanspruch freilich nicht berührt.¹⁶

Ich nehme mir vor, diese märchenhafte und wahre Geschichte noch einmal zu erzählen, mit allen Einzelheiten ohne jede Erfindung, und wenn ich es kann, will ich gerecht gegen den Mahdi sein. Bisher haben seine Geschichte nur seine Feinde erzählt. (28)

Bermann ist überzeugt davon, und darin unterscheidet er sich von den früheren Schriftstellern über den Mahdi-Aufstand, dass es sich beim Mahdi um eine charismatische Gestalt handelt, an deren «Grösse und Tiefe kein Zweifel» (18) sein kann; Bermann ist um ein vertieftes kulturelles und religiöses Verständnis der islamischen Welt des Mahdi bemüht.¹⁷ In seinem Roman schildert er, wie für den Erfolg des Mahdi vor allem zwei Voraussetzungen ausschlaggebend sind: zum einen dessen persönliche Uneigennützigkeit und Glaubwürdigkeit, zum anderen die soziale Misere eines Landes, das von einer korrupten – ihrerseits von europäischen Geldgebern abhängigen – feudalen Oberschicht in einer «Tyrannei sondergleichen» (92) ausgebeutet wird. Der Mahdi kann so zunächst zur Stimme der dumpfen und leidenden Masse werden und sodann, in einem ‚Heiligen Krieg‘ (149), zu deren Rächer an den ‚ungläubigen‘ (93) türkischen Feudalherren.

Eine zusätzliche Spannung in der Geschichte vom Aufstieg des Mahdi erzeugt Bermann dadurch, dass er dessen Gestalt frühzeitig kontrastiert mit der seines Wi-

dersachers, mit dem britischen General und ägyptischen Generalgouverneur des Sudan, Charles G. Gordon. Gordon ist eine eigenwillige Gestalt¹⁸, ein religiöser Mystiker aus Schottland, der fortwährend in der Bibel nach Weissagungen für seine Zeit sucht, ein Christ, der vor allem den Sklavenhandel abschaffen will – ein Idealist mit den besten Absichten, der auf verlorenem Posten kämpft, weder aus Ägypten noch aus Grossbritannien wirksame Hilfe erhält und nach langer Belagerung in Khartum schliesslich im Kampf gegen die Truppen des Mahdi einsam fällt. Weder der Mahdi noch der britische General vermochten, so will es Bermann, zu erkennen, «dass sie einander im Grunde stets nahestanden, der christliche Mystiker dem mohammedanischen Süfi, der Bibeldeuter dem Deuter von Stellen aus dem Koran» (308).

Der Sieg über Gordon und dessen Armee stellt die entscheidende Zäsur in der Lebensgeschichte des Mahdi und der politischen Geschichte des Aufstandes dar: «Vor dem Sieg war es anders: man konnte von lauter Entsagung träumen, einer güterlosen Gemeinschaft in Gott» (321). «Aber der Sieg hat alles so anders gemacht. Jetzt ist ausser dem Traum auch ein Reich da, das man regieren muss, eine tägliche Wirklichkeit, die man täglich bezwingen muss» (319). Ein knappes halbes Jahr nach dem Sieg über Gordon stirbt der Mahdi: «Dieser zweiundvierzigjährige Mann in der Hütte stirbt nicht am Typhus und nicht an seinem verfetteten Herzen und nicht an Gift: er stirbt am Erreichen des Ziels und an der Vollendung des Lebens» (347). Sein Nachfolger, der Khalifa, ist kein Träumer, sondern ein Soldat, dessen vierzehnjährige Schreckensherrschaft durch die Armee Kitcheners 1898 beendet wird.

Am Ende des Buchs berichtet der Rahmenerzähler des Jahres 1929 von einem Besuch in einer Baumwollfabrik, in der Schwarze arbeiten, deren Vorfahren Sklaven waren. Anlässlich ihres Schicksals vergleicht der «Reisende» ein wenig nachdenklich die Intentionen der Helden seines Romans mit den Folgen, die ihr Wirken in der Geschichte zeitigte:

Gordon ist erst unterlegen und hat dann gesiegt. Er stirbt durch den Mahdi, und der Mahdi stirbt an seinem Sieg über Gordon. Das Ende des Dramas ist, dass der Neger, der früher ein Sklave war, täglich einen Schilling bekommt, und der Spinner in Manchester Rohmaterial, nebst einem Absatzgebiet. Über Charles G. Gordons Grab wachsen die Baumwollstauden.

Das alles hat Charles G. Gordon, ein Idealist ohne Wirtschaftsverständnis, zwar gar nicht gewollt, aber dennoch geschaffen. (373)

Die Derwischtrommel, die Bermann im Februar 1930¹⁹ abschloss und die im Herbst 1931 erschien, stiess bei der literarischen Kritik auf eine beachtliche Resonanz. Die ausführlichste Rezension schrieb der bekannte Schriftsteller und Literaturkritiker Julius Bab in einem «Gordon und der Mahdi» überschriebenen Artikel, der auch eine allgemeinere Charakteristik Bermanns enthält:

Höllriegel ist zunächst als Reiseschriftsteller bekannt, und seine Briefe aus wirklich aller Welt scheinen mir das weitaus Beste, was man heute in dieser Art in Deutschland lesen kann. Denn der Blick eines Auges, das wahrhaft zu sehen weiss, bedient hier nicht einen bequem hinplaudernden Kopf, sondern einen ernst und verantwortlich denkenden Menschen, der sich auch auf literarischem Wege über Natur, Geschichte, Probleme von Land und Leuten orientiert hat; und diesem Schriftsteller genügt es nie, Eindrücke in gefälliger Stimmungsfolge auszubreiten. Fast immer steht eine kleine Anekdote im Mittelpunkt und ordnet mit epischer Kraft alles zu Sagende auf das Eindringlichste an. So ist auch dieses Buch von der Derwisch-Trommel beinahe ein Roman: eine Lebensgeschichte, die in einer Folge höchst anschaulicher Bilder packend geformt ist; aber das Buch ist trotzdem frei von aller Erfindung im Sinne inhaltlicher Willkür. Jeder einzelne Zug ist den Quellen entnommen, wenn nicht der unmittelbaren sinnlichen Anschauung der Landschaft und der Menschen.²⁰

Zugleich mit der deutschen Ausgabe der *Derwisch trommel* erschien eine englische unter dem Titel *The Mahdi of Allah, The Story of the Dervish Mohammed Ahmed*²¹, die ebenfalls ausgezeichnete Kritiken erhielt.²²

Aus einem Typoskript im Bermann-Nachlass geht hervor, wie es dazu kam, dass Winston Churchill, den Bermann nicht persönlich kannte, das Vorwort zur englischen Ausgabe schrieb. Anlässlich der Londoner Premiere von Chaplins «Lichter der Grossstadt» hielt Bermann sich am 28. Februar 1931 in London auf:

Im Laufe des Vormittags rief ich Londoner Freunde und Bekannte an, darunter meinen Londoner Verleger Huntington, den Leiter des Verlages G. P. Putnam. Bei Putnam wurde soeben die englische Ausgabe meines Buchs über den Derwischaufstand im Sudan vorbereitet; und Huntington hatte die Idee gehabt, Winston Churchill um eine Vorrede zu bitten. Da Churchill als junger Offizier an der Schlacht bei Omdurman teilgenommen²³ und über den Mahdistenkrieg selbst ein hervorragendes Buch [The River War, 1899] geschrieben hatte, musste eine Vorrede aus seiner Feder für den Erfolg meines Werkes in der englisch lesenden Welt von der grössten Bedeutung sein. Ich fragte Mr. Huntington am Telephon, wie es um dieses Vorwort stünde, und bekam

die Antwort, es sei noch nichts entschieden. Ich fragte: «Da ich gerade in London bin, soll ich nicht vielleicht Mr. Churchill bitten, mich zu empfangen und die Sache direkt mit mir zu besprechen?» Da kam ich gut an: am anderen Ende des Telephondrahts wurde Huntington furchtbar aufgeregt und beschwor mich, um Himmelswillen nur das nicht zu tun, wenn ich nicht alles verderben wollte. Winston Churchills Privatsekretär habe versprochen, den vielbeschäftigten Staatsmann zum Lesen meines Manuskripts zu bestimmen. Erst nachdem er es gelesen hätte, würde es sich zeigen, ob das Buch ihn genügend interessierte. Wenn der Autor sich ihm vorher persönlich aufdringen wollte, könnte es nur den schlechtesten Eindruck machen.

Ich sah das ein und sagte zu, Winston Churchill nicht zu schreiben. Aber damit gab sich mein aufgeregter Verleger nicht zufrieden; er verlangte von mir auch das feierliche Versprechen, mit Churchill auch dann nicht zu reden, wenn ich ihm während meines Aufenthaltes in London zufällig irgendwo begegnen würde. Ich versprach auch das, obwohl mir die Angst und Vorsicht Mr. Huntingtons etwas übertrieben vorkamen.

Dieses Versprechen hatte unter anderem zur Folge, dass Bermann sich bei Chaplins Premieren-Empfang weder Churchill noch Chaplin nähern durfte, weil dieser sich mit Churchill lange angeregt unterhielt. Dafür aber erschien die englische Ausgabe des Mahdi-Buchs in der Tat mit einem Vorwort Churchills, in dem es unter anderem heisst:

Es wäre interessant zu wissen, was für ein Buch der Teufel geschrieben hätte – aber die Theologen haben ihn nie zu Wort kommen lassen. Für die Briten ist es interessant, den Standpunkt des Mahdi kennenzulernen, und die Gelegenheit dazu bietet nun Richard A. Bermann in einem bemerkenswerten Buch, das kürzlich aus dem Deutschen übersetzt wurde. Es enthält wohl die erste und vermutlich die abschliessende Darstellung des Mahdismus. Jeder, der mit dem Sudan zu tun hatte, wird das Buch mit echter Neugierde und Befriedigung lesen. Der Autor richtet den Lichtstrahl der Erkenntnis auf eine seltsame und finstere Gestalt, die in den achtziger Jahren auf meine Generation einen fernen Schatten warf. Der Mahdi! Es ist interessant zu erfahren, dass seine militärischen Operationen mit Feuer und Schwert von einem religiösen Eifer getragen wurden, der genauso ernsthaft und menschenfreundlich war wie der Glaube eines heiligen Dominikus oder eines General Booth. Als Befehlshaber einer Heilsarmee, die General Booths Devise «Blut und Feuer» wörtlich nahm, brachte er beinahe ein Viertel der gesamten Fläche Afrikas in seine Gewalt. Dieses Buch bietet eine schlüssige Erklärung für ein rätselhaftes Kapitel in der Geschichte der Beziehungen zwischen Gordon und dem Mahdi: es handelt sich um den Vorfall, als dieser dem General ein

Derwisch-Kleid schickte und ihn aufforderte, dem eitlen Prunk einer sündigen Zivilisation zu entsagen. Er hätte ihn lieber bekehrt als besiegt.

Die Lebensgeschichte des Mahdi trägt märchenhafte Züge; sie ist so wundersam wie die Biographie Mohammeds. Der Aufstand im Sudan war die letzte Blüte der «blutroten Blume des Islam».

[...]

Das schwarze Banner des Mahdi fegte durch den Sudan, begleitet vom Getöse einer Kriegsposaune aus Elfenbein. Die Heiligen übernahmen die Herrschaft. Die islamischen Puritaner setzten die Prohibition durch; das Rauchen wurde als Todsünde geahndet. Der Mahdi war ein Mystiker und Seher. All jenen, die weder an ihn noch an seine Grundsätze glaubten, liess er die gleiche Behandlung zuteil werden, die ein wohlmeinender, aber gestrenger Richter dem Volk der Kriminellen angedeihen lässt. Der Khalifa war sein Vollstrecker.

Die tugendhafte Armut und der Heilige Krieg verschafften dem Mahdi einen glänzenden Aufstieg. Gegen ihn erhob sich nur ein Mann: Gordon, der für Katholiken, Protestanten und Muslime gleichermaßen etwas von einem Heiligen hatte. Nie wieder wird sich ein Mann zum Opfer darbieten, um eine ganze Stadt zu retten. Nie wieder wird ein Mystiker den Rang eines englischen Generals innehaben. Nie wieder wird das gesamte englische Volk vom Schicksal eines einzelnen Mannes so erschüttert sein.²⁴

Wann Bermann aus Ägypten nach Wien zurückkehrte, ist unbekannt. Vom Juni bis September 1929 reiste er durch England, Schottland und Wales, von wo aus er eine Reihe von 20 Reisefeuilletons für das *Berliner Tageblatt* schrieb. In London diskutierte er mit den Schriftstellern Arnold Bennett und John Galsworthy²⁵ über die Zukunft des Tonfilms und nahm am Tag darauf an der letzten Vorstellung eines Stummfilms in dem berühmten «Capitol»-Kino am Piccadilly Circus, Ecke Haymarket teil. Von dieser historischen Veranstaltung berichtete er den Lesern des *Berliner Tageblatts*:

Mit Rührung sah ich den Film; er war vollkommen blöd. Irgendeine romantische Geschichte, so wie Hollywood sich die Romantik vorstellt. Irgendein Kronprinz in einer gottvollen Uniform; eine schöne Zigeunerin; ein Tyrann; Revolution, happy ending...

Die schöne Zigeunerin, aber nachher Welt dame mit Brillanten, war Joan, meine entzückende, gute Freundin Joan Crawford, die jetzt eben den lieben blonden Jungen geheiratet hat, Douglas Fairbanks, Junior. [...]

Das Kino war fast leer. Die Leute waren alle bei den Talkies.

Mit Rührung sah ich den schlechten Film. Dann blieb die Rührung, aber ich sah den Film nicht mehr. Ich dachte an den Sommer vor zwei Jahren, in dem ich fast täglich in eben diesem Kino gewesen war, weil hier der Reihe nach alle die alten kleinen Chaplin-Einakter aufgeführt wurden. Wie viel Freude hat, bei aller seiner Blödsinnigkeit, der schweigende Film von gestern uns doch vermittelt! Schade, dachte ich. Er stirbt zu früh. – Denn während bei uns zu Hause die Weisen und Facherfahrenen noch immer gewichtig darüber debattieren, ob sich der Tonfilm durchsetzen wird, kann für denjenigen, der in einem angelsächsischen Land weilt, kein Zweifel mehr möglich sein: der stumme Film ist bereits etwas Vergangenes. Aus. Schade, aber aus.²⁶

Im Oktober 1929 teilte die Redaktion des *Berliner Tageblatts* ihren Lesern mit:

Arnold Höllriegel (Dr. Richard A. Bermann) hat im Auftrag des *Berliner Tageblatts* so ziemlich die ganze Welt bereist. Er war für uns in Amerika, in Asien, am Amazonasstrom, auf den Inseln der Südsee, hat in Hollywood mit Chaplin und allen grossen Filmstars Freundschaft geschlossen, hat die Season in New York und diejenige in London mitgemacht, hat zuletzt noch das englische Landleben genossen und geschildert. Diesmal haben wir ihn ersucht, Berlin zu bereisen. Er wird, als unser Spezialkorrespondent, und als einer, der aus ganz anderen Teilen der Welt kommt, sich eine Weile lang in Berlin aufhalten und in einer Reihe von Artikeln sagen, was er hier erlebt und gesehen hat. Zunächst hat er das Sechstagerrennen erlebt.²⁷

Im Herbst 1929 tat Bermann in Berlin das, womit er vor 20 Jahren begonnen hatte: er schrieb Lokalfeuilletons, in denen er das Alltägliche auffällig zu machen suchte. Gleich nach dem Artikel über das Sechstagerrennen – «Tretmühle als Volksfest» – schrieb er über «Gesundheitstee und Seelenheil»:

So interessant wie in Berlin sind die Plakatsäulen in keiner der grossen Städte der Welt. Besonders die kleinen Plakate, die billigen, die sparsam verteilten, erzählen wunderbare Geschichten vom Innenleben der riesigen Stadt, von ihren geheimen Problemen, von seltsamen Lehren und Sekten.

Diesmal fand ich an der Litfass-Säule ein kleines braunes Plakat:

«Zur Auswahl neuzeitlicher Diät- und Nahrungsmittel – nicht nach Gutdünken, sondern gesundheitsgemäss, lasse man sich durch den siderischen Pendel von sachkundig ausgebildeter Dame abpendeln und sich dann diesbezüglich kostenlos instruieren. Die wundersame Aura des siderischen Pendels trügt nie, das ist einwandfrei bewiesen.»

Gleich suche ich das kleine Reformgeschäft, irgendwo im Zentrum. Dass ich es nur gestehe: mein Hang zu sowas ist unüberwindlich. Ich liebe die dunklen Sekten, die aus Abführmitteln, Tiefatmen und indischen, persischen religiösen Vokabeln ihre neuen Dogmen zusammenrühren. [...] Warum sollte ich gerade an Erlösung durch Veilchentee durchaus nicht glauben wollen? Ich glaube an alles, was man in den Reformgeschäften bekommt. [...]

Nur die Wahl wird mir schwer. Ich komme so viel herum. Es gibt, seitdem das Jahrhundert die Religion abgelegt hat, der Religionen so viele... Die Wahl wird so schwer.²⁸

An einer Rundfunkübertragung der «Drei Musketiere» nahm Bermann im Übertragungsraum teil. Hier packte ihn die «Metiereifersucht», die Rolle eines Ansaegers zu übernehmen, der den Hörern schildert, was sie nicht sehen können:

Vor vier, fünf, vor hundert Millionen Zuhörern, theoretisch ist es möglich, die gleichsam blind sind, Hörer, nicht Schauer, – ihnen das Geschaute, welche Aufgabe, mit der rasch entworfenen Rede deutlich machen, dass sie zu sehen vermeinen; dem lauschenden, aber erblindeten Universum mit zwei schnell und glücklich erwischten Worten die ganze kunterbunte, vergnügte, wimmelnde Fertigkeit dieses netten Spieles da anzusagen! Traum eines reisenden Schriftstellers: zum Weltansager befördert werden. Alles ist blind und stumm und hört wacker zu; und Jazzmusik begleitet, gedämpft, die schildernde Dichtung.

Zwei Sekunden lang frisst mich der Ehrgeiz. Das wäre etwas für einen Schilderer von Beruf! Bald, ohnedies, wird das Fernsehen zur täglichen Übung, dann Schilderer, packst du ohnedies ein, und es braucht dich dann niemand.²⁹

Bald darauf berichtet der passionierte Kaffeehausbesucher Bermann über eine neue Berliner Institution, die «Mokkas»:

Ein Café war ursprünglich ein Lokal für Müssige oder für Leute, deren Tagesarbeit schon vorbei war. Jetzt gibt es an dem grossen schicksalsreichen Kreuz, das die Friedrich- und Leipziger Strasse bilden, mehr als ein Caféhaus von einem ganz neuen Typ: die Schnellmalcafés. Sie heissen, zum Unterschied, nicht «Café», sondern «Mokka», aber der würzige Trank hat nach wie vor den gleichen märkischen Akzent.

Ein «Mokka», zum Unterschied von einem Café, wie man es in Paris, gar in Wien versteht, ist nicht ein Ort für Müssige. Zum Müssigen gehört Zeit; der City-Mensch, an das Kreuz zwischen Leipziger und Friedrichstrasse festgenagelt, hat unterm Tag nicht Zeit, sondern allenfalls nur eine Pause. Das ist etwas anderes.

[...]

Es ist raffiniert ausgedacht. Wenn ich so recht paradiesische Paradiese sehe, denke ich immer zuerst: inwiefern ist es eine verkappte Hölle? In diesem Paradies der weichen Sessel und der Lautsprecher-Zentralheizung gibt es zum Beispiel ein bequemes Schreibzimmer. Man kann, hier sieht man den Pferdefuss, sich seine Tasse Berliner Mokka (schnell mal!) auf den herrlichsten Schreibtisch stellen lassen und, schnell mal, dies oder das schriftlich erledigen, während man, sozusagen, ausruht.

Es ist ein Postamt im Hause. Jawohl, in einem Kaffeehaus ein Postamt. Für Eilbriefe. Für Expressbriefe. Schnell mal. Nur keine Zeit verlieren. Erhole dich mit Tempo.

Es müsste doch möglich sein, meinte Bermann, dass Schüler sich in solch einem «Mokka» für fünf Mark die Hausaufgaben übersetzen liessen, und dabei dachte er an die eigene Schulzeit zurück:

Ich, als ich noch ein Schüler war, hätte übrigens sowas nie und nimmer getan. Denn ich hätte die fünf Mark nicht gehabt.

Damals musste ein Mittagessen erst mal mit einer Suppe anfangen, sonst wäre die Welt untergegangen.

Sie ist seither untergegangen. Es ist eine ganz neue Welt da, eine synkopierte. Jazz als Wille und Vorstellung. Eile, nur wohin? Tempo, nur wozu?

Am Abend addiert sich alles, alles zu so einer grossen Müdigkeit..³⁰

Um die Jahreswende verabschiedete Bermann sich aus Berlin mit einem Artikel über die astrologischen Prophezeiungen für 1930, nach denen, so hatte er ermittelt, die Weimarer Republik ein schlechtes, Hitler aber ein fulminantes Horoskop hatte.³¹

Im Januar 1930 fuhr Bermann über London nach Liverpool, um mit dem Kreuzfahrt-Luxusdampfer «Duchess of Richmond» eine Afrika-Reise anzutreten, die über Madeira in den Senegal, nach Kamerun, Sierra Leone und auf die Kapverdischen Inseln führte; die Rückreise wurde in Marokko zum Besuch von Rabat, Fez und Marrakesch unterbrochen. Auf dieser Reise wurde Bermann von dem bekannten Schauspieler und Fotografen Hans Casparius³² (1900-1969) begleitet, mit dem sich eine so fruchtbare Zusammenarbeit entwickelte, dass Bermann auf seinen nächsten Reisen nicht auf ihn verzichten wollte. Unter dem Titel «Kamera in Afrika» erläuterte Bermann den Lesern des *Berliner Tageblatts*, welche Vorteile diese Art von Zusammenarbeit bot:

Auf meinen Reisen photographiere ich niemals – weil ich zu ungeschickt bin, um eine Kamera geradehalten zu können. Desto mehr liebe ich es, einen wirklichen Photographen zum Reisekameraden zu haben; seine Anwesenheit zwingt mich zum Sehen, wo ich, mir selbst überlassen, vielleicht nur horchen oder bedenken würde. Auf einer letzten Reise nach Westafrika ist ein Künstler des Lichtbildes, Hans Casparius, mein Gefährte gewesen, und ich habe, glaube ich, den Senegal oder Kamerun fast mehr durch das Objektiv eines Apparats als durch meine eigenen Augen gesehen.

[...]

Am Ende kann es zweifelhaft sein, ob der schreibende Beschreiber, der instinktiv mehr aufs Allgemeine achten möchte, oder der Photographierende recht hat, für den nur einzelne Bilder existieren, diese aber in solcher Schärfe und Klarheit.

In Viktoria (Kamerun) habe ich meinen Reisegefährten schlechterdings von einem Landungssteg nicht fort kriegen können, von dem aus irgendein Engländer kleine Münzen einer Menge von Negerjungen zuwarf. So merkwürdig das Schauspiel war, das die grinsenden und gierigen Gesichter der Schwarzen boten, bekenne ich jetzt und hier, nach einer Weile etwas ungeduldig geworden zu sein. Mit Unrecht. Wieviel Bände über Kolonialpolitik müsste man schreiben, um das klarzumachen, was da durch ein bisschen Knipsen an einer Kamera verdeutlicht worden ist? Dass sich das Antlitz einer ganzen Rasse verzerren lässt, wenn das grossmächtige Europa seine Kupfermünzen, seine Pennys austreut?

Der Photograph kann seinem Begleiter, dem Reiseschriftsteller, sehr helfen, indem er ihn erbarmungslos zum Sehen des Einzelnen erzieht. Freilich verliert der richtige Photograph sein Interesse am Weltbild vollkommen, sofern es nicht entsprechend beleuchtet ist; hier ist die Feder, die sonst alle Umrisse so viel unbeholfener nachzeichnet, vielleicht im Vorteil gegenüber der Kamera.³³

Die Frucht der gemeinsamen Reise war eine Serie von Berichten Bermanns für das *Berliner Tageblatt* und 2'500 Fotos, von denen Casparius eine ganze Reihe in Zeitschriften und Zeitschriften veröffentlichte.

Nicht immer arbeiteten der Fotograf und der Reiseschriftsteller unmittelbar zusammen. In Dakar nutzte Bermann die Zeit, die Casparius für das Fotografieren brauchte, um ein Volksschul-Lesebuch zu studieren, das im Unterricht der französischen Kolonie benutzt wurde:

Ein entzückendes Lesebuch, von einem früheren Schulinspektor der Negerschulen für die kleinen Schwarzen verfasst, in Form einer einfachen, netten Geschichte. Moussa, das ist ein Junge vom Niger, nicht weit von Timbuktu, den ein ganz ungemein gütiger weisser Kaufmann (alle Weissen sind voll Güte und so belehrend im Umgang) als sei-

nen kleinen Boy auf weite Reisen durch ganz Westafrika mitnimmt, zum Weissmachen des Tropenhelms und vor allem zum Belehrtwerden. [...]

Ich bin ganz verliebt in das kleine Buch von Moussa und Gi-Gla. Es steht alles darin, was so ein Negerjunge im französischen Kolonialreich erfahren soll, und es steht alles nicht darin, was er nicht erfahren soll.³⁴

Den Bericht über den «Besuch auf einer Plantage» in der ehemaligen deutschen Kolonie Kamerun schloss Bermann mit Gedanken an Deutschland:

Deutschland, denke ich

Die Deutschen, denke ich, haben die afrikanischen Kolonien verloren und sodann das Germanin [ein Medikament gegen die Schlafkrankheit] erfunden, das sie erst recht bewohnbar macht. Sie haben keine politische Verantwortlichkeit mehr für den farbigen Menschen, sie müssten gerade deswegen sehr um ihn bemüht sein. Tüchtige Bananenpflanzler schicken wir wieder nach Afrika. Aber sie sollten sich ein wenig mehr um den Neger kümmern.

Denn dies ist das Jahrhundert, in dem die farbigen Menschen erwachen.³⁵

Die meisten Berichte ans *Berliner Tageblatt* sandte Bermann aus Marokko, an dessen Städten ihn vor allem das Aufeinanderstossen und die Mischformen einer alten maurischen und der modernen europäisierten Kultur interessierte.³⁶ Auf dem Markt in Marrakesch, der sich nach Einbruch der Dunkelheit allmählich in einen Festplatz verwandelte, hörte er fasziniert der allmählich aussterbenden Gilde der Erzähler zu, deren Geschichte und Gegenwart ihn auf seinen Reisen in die verschiedensten Kulturen stets fasziniert hatte:

Die grauenhaften Possen des Schlangebeschwörers reizen mich nicht. [...]

Aber der Märchenerzähler! Ich verstehe kein Wort und könnte doch ewig zusehen, zuhören. Sie stehen da, ältere Männer, meist wohlgekleidet, mit einer Art Tamburin in der Hand oder mit der viereckigen Geige, die Gimbrì heisst. Sie klopfen oder zupfen von Zeit zu Zeit ein paar Töne, nur um den Rhythmus zu betonen, wenn sie Verse sprechen. Sie gehen langsam im Kreise herum, wenden ihr bärtiges Gesicht dem oder jenem Zuschauer zu, heben ein Bein, das andere, man errät, dass das alles uralte konventionelle Gesten sind, ein klassischer Stil des Vortrags. Es gibt andere, lebhaftere Erzähler, komische Hanswurst, die offenbar Zoten sagen und noch andere, deren Vortrag rein religiös ist – den Namen Allahs und des Propheten höre ich aber auch fortwährend aus dem Munde des eigentlichen typischen Märchenbarden. Auch er hat Augenblicke der geistlichen Verzückung, wirft den Kopf zurück, schliesst die Augen – O welcher Ausdruck, welche strenge Tradition der Mimik!³⁷

Im Mai 1930 war Bermann wieder in Wien³⁸, den Sommer verbrachte er in England und Irland, von wo aus er eine Serie von Reise-Feuilletons, gespickt mit Hinweisen auf die irischen Schriftsteller Liam O'Flaherty, John M. Synge und James Joyce³⁹ ans *Berliner Tageblatt* schickte. Aus London berichtete er unter Überschrift «Das Gastmahl des Tantalus» über die Einladung zu einem Empfang des Journalistenverbandes für H. G. Wells⁴⁰, bei dem das Glück ihm den Platz direkt neben dem Schriftsteller beschert hatte. Im letzten Augenblick wurden dann aber die Sitzkarten vertauscht, und Bermann, der Wells liebte und all die Sätze memoriert hatte, die er ihm sagen wollte, litt «Tantalusqualen»:

Ich kann durch die Augen durchsehen in H. G. Wells hinein – weiss ich denn nicht ohnedies, wie er inwendig aussieht? Während ich ihn da, nur einen Meter von ihm entfernt und doch viel zu weit, anblicke und manchmal ein belangloses Wort aufschnappe, das er redet, empfinde ich mich, ich kann mir nicht helfen, ihm so nahe! Das ist nicht ein Schriftsteller, der seine private Seele verbergen kann. Ich kenne ihn doch so intim. Ich habe durch seine frühen Bücher die Nöte seiner Jugend miterlebt, sein Ringen in dumpfer sozialer Tiefe, und dann den wunderbaren Aufstieg in die Welt glanzvoller Träume. Ich durfte, wir durften mit auf dem Teppich knien, auf dem er mit seinen beiden Jungen die schönsten Spiele der Welt gespielt hat. Um Mitternacht war ich, waren wir bei ihm, wenn er voll Wut über die Unsinnigkeit der Weltordnung bessere und gerechtere Welten zu erträumen beschloss, oder, zur Abschreckung, noch grässlichere, die unvermeidlichen Folgen. [...]

Dichter? Romancier? Auch. Ich verehere den sozialen Denker Wells, den Feind der sozialen Unordnung und der überlebenden Barbarei.⁴¹

Wann Bermann nach Wien zurückkehrte, ist nicht bekannt, aber den Zeitraum vom Herbst 1930 bis zum Frühjahr 1931 scheint er überwiegend in Wien verbracht zu haben.⁴² Hier dürfte er unter anderem das kleine Chaplin-Buch *Lichter der Grossstadt* fertiggestellt haben, das rechtzeitig zur Europa-Premiere des Films erschien.⁴³ Von der Londoner Premiere am 28. Februar 1931 in London berichtete Bermann den Lesern des *Berliner Tagblatts* ausführlich:

In der Mitte der Vorführung gibt es eine Pause, – und Chaplin hatte mir durch seinen Manager sagen lassen, ich möchte ihn in der Pause aufsuchen. Leicht gesagt. Soll ich mit einem Tank durch die Menge fahren? Soll ich die Herzogin von Rutland wegreisen [...]. Ich gelange nicht bis zu Chaplin.

Am Schluss, nachdem wir genug applaudiert haben und Chaplin mit einem schiefen Lächeln seinen ersten öffentlichen Speech in London gehalten hat, – begab ich mich

nach Hause. Triumph, dort bekomme ich Chaplins Einladung, mit ihm seinen Erfolg im Hotel Carlton zu feiern.

Ich erleide einen fast selbstmörderischen Anfall von Neid auf mich selbst.

Aber im Carlton sind noch zweihundert Personen Chaplins Gäste. Ich sehe ihn wohl, wie er mit schönen Frauen flirtet und wie grosse Staatsmänner sich um ihn bemühen. Ich höre Winston Churchills feierlichen Trinkspruch und Charlies Antwort. Er ist, das kann ich sehen, wirklich ausser sich vor Glück. Vor einigen Jahren, als er zum ersten Mal aus Hollywood nach London heimkehrte, war er auch schon der Abgott der Menge, dass er aber ein wirkliches Genie ist, hat die Londoner Society erst seither auf dem Kontinent erfahren.

Ich erinnere mich, wie Charlie mir in Hollywood erzählte, dass er schon damals Bernard Shaw besuchen wollte. Aber er wagte es nicht. Auf der Treppe kehrte er um. Jetzt ist alles anders.

Ich dringe wieder nicht zu Chaplin vor. Da nehme ich aus meiner Brieftasche ein grosses Heiligtum, ein Bild, Charlie Chaplin und mich im Garten seines Hollywooder Hauses darstellend. Unter diese von meinem Reisegefährten Max Goldschmidt aufgenommene Photographie hatte Charlie mir geschrieben: «May we meet again!» – Möge ich Sie wiedersehen. Das schicke ich ihm an seinen Tisch.

Aber jetzt fängt er zu tanzen an. Tango. Den Donauwalzer. Kein Lord im Saal hat einen halb so guten Frack, seine kleinen belackschuhten Füsse wirbeln, die Berufstänzer, die sich vorher produziert haben, tanzen schlechter. [...]

Auf einmal kommt Charlie Chaplin auf mich zu. Ich fühle einen Arm, der mich flüchtig, aber doch irgendwie brüderlich umschlingt.

«Wissen Sie noch», sagt Charlie Chaplin, «wie wir in Hollywood über diesen Film gesprochen haben?»

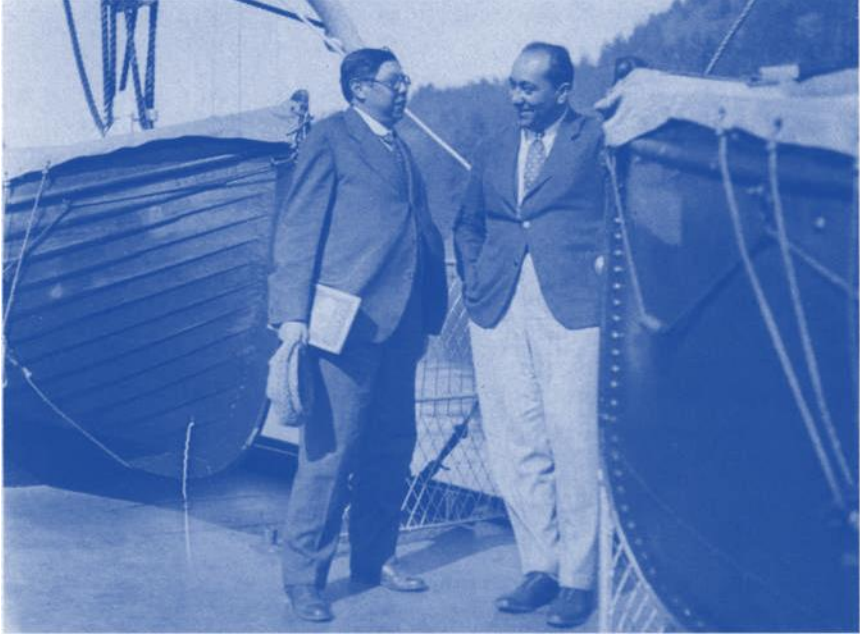
«Ja, und über Napoleon, Charlie!» Ich hatte mir vorgenommen, Mr. Chaplin zu sagen, aber ich kann nicht.

«Sagen Sie die Wahrheit. Ist das wirklich ein guter Film?»

Ich sage: «Das traurige Ende ist das Höchste, was der Film bisher erreicht hat. Und so wirklich volkstümlich sind selbst Sie bisher nicht gewesen. Und bitte, spielen Sie jetzt doch den Napoleon!»

«Ja!» schwört er unglaublich intensiv. Ich möchte weiterreden, erklären, dass ich nun alle Möglichkeiten der Vagabundenfigur für erschöpft halte, dass ich schon in diesem Film den beginnenden Wandel fühle, einen Drang nach einem anderen, nach einem neuen Wachstum...

Da schwemmt ein bacchantischer Wirbel den strahlenden kleinen Triumphator von mir fort in die Mitte des glanzvollen Saales.⁴⁴



Richard A. Bermann und Hans Casparius während der Reise durch Kanada und Alaska, 1931. Fotografie von Hans Casparius

Nach der Premiere kehrte Bermann nach Wien zurück. Am 11. Mai 1931 schrieb er an Rudolf Slatin nach Meran: «Ich bleibe noch bis Pfingsten in Wien und be-gebe mich dann über Berlin nach London. Ende Juni schiffe ich mich nach Kanada ein.»⁴⁵ Mitte Juni war er in Cambridge und gestand den Lesern des *Berliner Tageblatts*:

Beim Einschlafen habe ich eine Art schlechtes Gewissen, weil es mir so gut geht, in eben diesen Zeiten. Dann freue ich mich wieder, weil es, absurderweise, alles das noch immer gibt. Der holde Mai mag anderswo recht vorbei sein, aber in gewissen Winkeln von Altengland geht sie wunderbarerweise nach, die Zeit, und er bleibt noch, der herrliche, der feucht nach altmodischen Blüten riechende Mai.⁴⁶

Ende Juni bestieg Bermann, begleitet von Hans Casparius, in Liverpool die «Duchess of York» zu seiner neunten Atlantiküberquerung. In einem «Vorwort

zur Kanada-Reise» erinnerte er sich an seinen ersten Besuch im Land im Jahre 1925:

Eine ganz flüchtige Bekanntschaft mit Kanada hilft mir beim Ausmalen meiner Bilder. Ich war schon einmal da, bin im Jahre 1925 quer durch ganz Kanada gefahren, auf meinem Weg zum Stillen Ozean, zu dem Dampfer, der mich dann von Vancouver nach den Fidschi-Inseln gebracht hat. Aber ich hatte damals nur mein tolles Verlangen nach der Südsee im Kopf und fuhr durch Kanada, gleichsam ohne auch nur rechts aus dem Wagenfenster zu sehen. Es war der Kuchenberg, durch den ich mich zu beissen hatte, auf dem Wege ins Schlaraffenland.⁴⁷

Diesmal besichtigten Bermann und Casparius das Land gründlicher. Ausgestattet mit einer Freifahrkarte der Canadian Pacific Railway⁴⁸, besuchten sie Montreal,

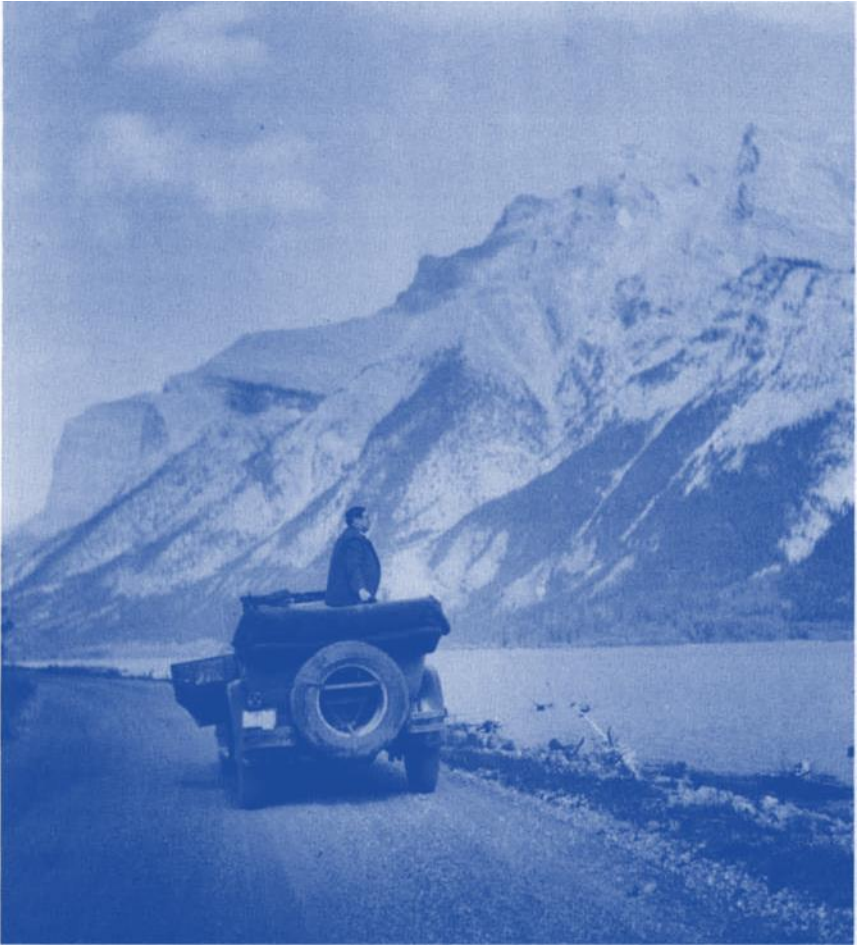


*Richard A. Bermann in einem Zugrestaurant während der Reise durch Kanada, 1931.
Fotografie von Hans Casparius*



Richard A. Bermann in einem Indianerzelt in Banff während der Reise durch Kanada und Alaska, 1931. Fotografie von Hans Casparius

Quebec, Toronto, Calgary, Banff, Seattle, Vancouver, fuhren für zwei Wochen nach Alaska und kehrten schliesslich von New York aus mit dem Hapag-Dampfer «Milwaukee» nach Hamburg zurück. Bermann schickte über 20 Reisefeuilletons ans *Berliner Tageblatt*, Casparius kehrte mit 2'000 Fotos zurück – der Versuch der beiden Reisenden, eine Filmgesellschaft zur Finanzierung eines Films zu be-



*Richard A. Bermann während der Reise durch Kanada und Alaska, 1931.
Fotografie von Hans Casparius*

wegen, war gescheitert.⁴⁹ In seinem letzten Beitrag von der Kanada-Reise zog Bermann eine Art Resümee:

Wer diesen argen Sommer der Weltgeschichte in lauter Freude und Schönheit verlebt

hat, sollte sich schämen und still sein. Es ist peinlich zu prahlen: Was habe ich gesehen!

Trotzdem zu den Akten: Ich sah während dieser Monate in Kanada nicht nur freie Elche, sondern auch Bären, Coyoten, Biber und Rentiere, von den Hirschen zu schweigen. Ich sah Elche durch einen See schwimmen, und einmal acht Bären auf einmal. Auch sah ich, wie zwei Bären miteinander kämpften. Zweimal setzten sich schöne Adler ganz in meiner Nähe nieder. Ich sah Seehunde durch einen Fjord rudern, und ein grosses Rebhuhn lief mir im Walde freiwillig nach. Nie während dieser Sommerwochen war ich solch einem Wunder wirklich fern, einem denkbaren Abenteuer. Ich sah grosse Lachse durch einen brausenden Wasserfall springen, hinauf, hinauf, zu Hunderten und Tausenden. Und ich sah einen ganzen Haifisch, zu Stein gefroren, in der Gefrierkammer eines Fischereiunternehmers hängen.

[..J

O Kanada! Es ist für den, der den Wald und das Wasser und die Berge liebt, das schönste Land der Welt. Man nehme die Schweiz, addiere Norwegen und multipliziere mit hundert.

Ich flog in einem Wasserflugzeug über die Meerenge von Georgia zu der grossen Vancouver-Insel, auf der die Stadt Victoria liegt. Wir flogen über hundert und hundert einsame Waldinseln, deren Riesenbäume hehre Schatten über das Wasser warfen. Schneeberge, ungeahnte, waren überall am Horizont.

Ich fuhr Tage und Tage auf einem kleinen Schiff durch die Buchten und Fjorde Britisch-Kolumbiens, auf Alaska zu. Bergzüge, von denen in Europa noch niemand etwas gehört hat, spiegelten sich in den stillen Gewässern namenloser Sunde. Dieser Berg sah aus wie der Montblanc, jener wie der Ortler, aber man konnte kaum erfahren, wie sie hiessen. Gletscher, so gross wie der Pasterzengletscher bei uns zu Hause, rollten ins Meer.

O Kanada! Der Geruch dieser unbetretenen Wälder!

[...]

Welch ein Sommer!

Wenn in der Zeitung, ausser den aufregenden Bärengeschichten, nicht noch Nachrichten gestanden hätten von zu Hause.⁵⁰

Die Weltwirtschaftskrise, der spektakuläre Zusammenbruch deutscher und österreichischer Banken, die Millionen von Arbeitslosen, der Durchbruch der Nationalsozialisten bei den Septemberwahlen von 1930 – schlimme Nachrichten von zu Hause begleiteten Bermann fortan auf seinen Reisen und machten ihn zu einem Reisenden mit schlechtem Gewissen – «weil es mir so gut geht, in eben diesen Zeiten»⁵¹.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Wien suchte Bermann Arthur Schnitzler

auf, mit dem er sich in den zwanziger Jahren zwischen seinen Reisen regelmässig getroffen hatte.⁵² Nach Schnitzlers Tod am 21. Oktober 1931 hielt er für das *Berliner Tageblatt* ein paar persönliche «Erinnerungen an Schnitzler» fest:

Zum letztenmal nach einem langjährigen, für mich so beglückenden Verkehr (ich will aber hier nicht sentimental werden) sah ich, eben von meiner letzten grossen Reise heimgekehrt, Arthur Schnitzler genau drei Tage vor seinem Tode. [...] Diesmal, das letzte Mal, fand ich ihn schlecht aussehend wie in der ganzen letzten Zeit, aber ohne die sprühenden Funken von Geist und Leidenschaft, die sonst das fahle Gesicht belebten. Da diese Funken nicht photographierbar waren, gibt es kaum ein gutes Bildnis aus seinen Altersjahren. Er sieht auf den Photographien aus wie das, was er ganz bestimmt nicht war: wie ein vollbärtiger Würdegreis. Er scherzte oft darüber, noch am letzten Tag.

[...]

Wer Arthur Schnitzler in seinen letzten Jahren gekannt hat, dem bleibt die Erinnerung an einen grossen, edlen, schönen, frei lächelnden Menschen, dessen persönliche Anmut und heiter-vornehme Haltung niemals versagten, der aber immer unglücklicher wurde. Nicht nur mehr als eine Tragödie in seiner Familie, nicht der Tod seines edlen Freundes Hugo von Hofmannsthal allein bildeten den Grund. Der Grund steht für jeden, der lesen kann, in allen Werken Schnitzlers seit *Casanovas Heimfahrt*, also seit 1918. Dieser Mann, dieser Dichter, dieser Arzt dachte nur noch ans Altwerden und Sterben. Er war von irgendeiner Resignation so weit entfernt wie von vulgärer, schlotternder Angst. Aber das Problem war immer gegenwärtig, eine stete Gedankenmarter. Seine Arbeit, die letzte Strecke seiner glanzvollen, künstlerischen Laufbahn, waren ganz davon überschattet.

[...]

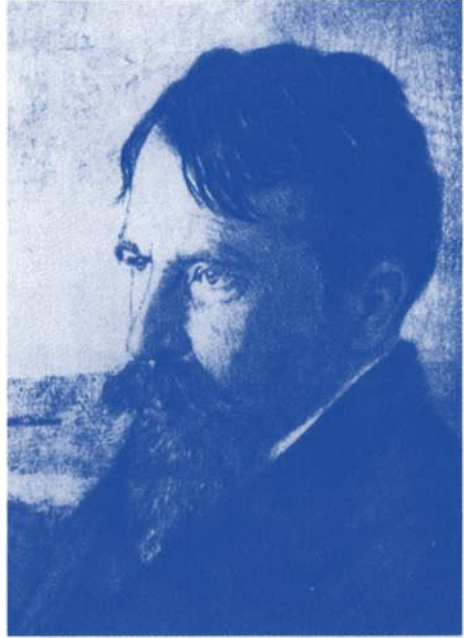
Aber er ist mit der ruhigen Gewissheit gestorben, dass man seine Werke in Jahrzehnten und Jahrhunderten noch und wieder lesen wird, obwohl die eben herrschende Literaturmode den grossen Schriftsteller des vergangenen Österreich selbst für vergangen zu halten beliebt.

In einem gewissen Altwiener Schrank, den Schnitzler mir einmal öffnete, dürfte man seine Memoiren finden, in drei gesonderten Teilen: der erste soll gleich nach seinem Tod veröffentlicht werden, der zweite zehn Jahre später, der dritte, wichtigste, fünfzig Jahre nach Arthur Schnitzlers Tod.

Er hatte auch nicht den leisesten Zweifel daran, dass fünfzig Jahre nach seinem Tod das öffentliche Interesse an seiner Autobiographie gross und lebendig sein wird.

Lebendig. Nach fünfzig Jahren lebendig. Deswegen schrieb er diese intimen Bekenntnisse nieder. Lebendig wollte er bleiben, lebendig.

[...]



*Arthur Schnitzler.
Zeichnung von Emma Löwenstamm*

So, fürchte ich, wird er mir in meinen Träumen erscheinen: klein, grau im Gesicht, zusammengeschrumpft in dem eleganten Mantel. Er zuckt die Achseln, die Schnitzler-Locke fliegt über die wunderbare Stirn, die weissen Haare des Kinnbarts zittern. Mit einem verzweifelten Achselzucken sehe ich ihn dastehen, am Ende seiner glorreichen siebenzig Jahre, nach solchem Schaffen, solchen Triumphen. Er war doch vor allem ein Arzt, stets mit dem Finger am eigenen Puls, und er wusste, dass der Tod kam.⁵³

Am 30. Dezember 1931 schrieb Bermann an Rudolf Slatin, er werde am 12. Januar 1932 von Liverpool aus «eine Reise den Amazonasstrom hinauf antreten, jene, die im Jahre 1924 durch eine Revolution unterbrochen wurde»⁵⁴. Den Lesern des *Berliner Tageblatts* schilderte er das seltsame Gefühl, das er empfand, als er mit demselben Schiff die Reise noch einmal antrat, über die er bereits einen Roman veröffentlicht hatte:

Ich habe nie und nirgendwo behauptet, den Amazonenstrom gesehen zu haben. (Parà, wo ich gewesen bin, liegt an einem Seitenarm des Deltas und nicht eigentlich am

Strom) Trotzdem habe ich ein Buch vom Amazonasstrom veröffentlicht, meinen Roman *Das Urwaldschiff*.

Der Roman schildert eben jene Reise des «Hildebrand», die durch die Revolution von 1924 gestört wurde. Ich erfand irgendeinen alten Schulmeister namens Schwarz, eine Figur, in die ich meine eigene Sehnsucht und Enttäuschung von damals hineinprojizierte, die Verzweiflung über die missglückte Reise; und ich erfand einen Weltbummler namens Hilary, den ich alles Tröstliche sagen liess und alles, was ich durch Lektüre und aus den Erzählungen anderer Reisenden vom Amazonasstrom in Erfahrung gebracht hatte. Daraus und aus gewissen eigenen Erlebnissen in der allernächsten Umgebung der Hafenstadt Parà, gleich hinter der Endstation der Strassenbahn, am äussersten Rande des masslosen Waldes, daraus machte ich ein Buch, dem den Untertitel «Ein Buch vom Amazonasstrom» zu geben, ich wahrhaftig gewagt habe. Ich behaupte noch heute, es war mein gutes Recht.

Aber das Bedürfnis, nach alledem auch wirklich einmal den Amazonasstrom mit meinen Augen zu sehen, hat mich seither niemals verlassen. So viele andere Reisen ich in der Zwischenzeit unternehmen durfte, es war immer eine zu wenig.

Jetzt vollend' ich's. Aber soll man vollenden?

[...]

Ich werde mich während dieser Wochen an Bord daran zu gewöhnen haben, dass es zwei Schiffe des gleichen Namens gibt, einander ähnlich, aber nicht identisch, nämlich den «Hildebrand» der Booth Steamship Company zu Liverpool, und den «Hildebrand» von Arnold Höllriegel, ein blosses Hirngespinnst. Die Frage ist nur, auf welchem der beiden Schiffe werde ich eigentlich segeln?

[...]

Man soll (denke ich) so etwas nicht tun: mit einem Pass, einem Fahrschein und einem Garderobenkoffer in einen Traum einsteigen, in eine alte Sehnsucht, in dieses Schiff, das nie wieder ganz wirklich sein kann, nicht für mich, seinen Autor.⁵⁵

Doch bald aber wurde diese «alte Sehnsucht» in Bermanns Berichten durch eine andere alte, doch stets lebendige abgelöst, die Sehnsucht, nicht mehr zu reisen, sondern auszuruhen, zu verweilen – möglichst an einem von idyllischen Naturschönheiten geprägten Flecken, fern jeder Zivilisation. Um einen dieser Flecken, einen von der riesigen Wasserlilie Victoria Regia bedeckten See zu sehen, bestieg er eigens einen kleinen Dampfer, der den Rio Negro hinunterfuhr, und nahm sich einen Führer, der ihn ans Ziel seiner Sehnsucht führte:

Hier verliess mich fremden Gringo offenkundig und vollends Besinnung und Verstand.

Ich sah den See der Viktoria-Lilien: er lag da, schimmernd und klar, zwischen grü-

nen Grashügeln, auf denen Herden weideten. Grosse Königsreiher, leuchtend weisse, flogen aus einem Horst im Geäst eines grossen Baumes, und Libellen, unsägliche, und Schmetterlinge flatterten über den Spiegel des Weihers. Auf ihm aber schwammen die riesenhaften, kreisrunden Blätter der *Victoria regia*, das aller kleinste noch wie ein grosses Wagenrad, und dazwischen die spitzen Blütenknospen, so gross wie Menschenköpfe, und weissrosig wie sonst nichts auf der Welt. Ein schwerer Duft, von der heissen Sonne destilliert, lag darüber.

Ich tat es nicht anders, ich musste in das Kanu steigen, das am Ufer lag, und mich zu den grossen Lilien rudern lassen. Ich verlangte, eines von den schwimmenden Blättern aus dem Wasser gefischt zu sehen. Der zehnjährige braune Knabe, der mich ruderte, sprang mit einem Satz aus dem Kahn auf das nächste Blatt; es trug ihn wie ein Schiff, und er säbelte von dort aus mit einem grossen säbelartigen Buschmesser ein anderes Blatt für mich ab, ein kleineres; ich zog die tiefende runde Riesenschüssel ins Boot und verletzte mich pünktlich an den Stacheln der purpurroten Unterseite. Unterdessen, neues Entzücken, sah ich einen jener fliegenden Saphire, einen blauen Morphusschmetterling, gross wie ein offenes Buch und leuchtend wie der siebente Himmel im Paradies. Oh, und die weissen Reiher.

Ich benahm mich enthusiastisch und lächerlich und wusste dabei das Einfachste und Selbstverständlichste nicht: dass diese Blume «Forno de Jacarè» heisst, Krokodilwärmepfanne, weil die Blätter aussehen wie die Kohlenpfannen und weil die Alligatoren sich gern unter ihnen verstecken. Ich fragte lauter Zeug, wann sich die Blüte erschliesst und ob sie dann wirklich kaum zwei Tage lebt. Dass man die Körner der Frucht wie eine Art Mais isst, schien mir sonderbar. – Als der Dampfer pffif und pffif, konnte ich mich immer noch nicht von dem Weiher trennen; keuchend sprang ich zuletzt an Bord, als das Brett schon eingezogen war. Es schien mir, die Wahrheit zu sagen, vollkommen sinnlos, je wieder von hier wegzugehen, nicht wenigstens Wochen und Monate zu warten, bis diese Blüten sich auftun würden, von diesen weissen Reihern wegzufahren, diesem blauen Schmetterling, diesem göttlichen Duft..⁵⁶

Die Schönheiten der Natur, die Bermann in seinen Reisefeuilletons immer aufs Neue enthusiastisch beschrieb⁵⁷, trübten ihm nicht den Blick für die sozialen Probleme des Amazonasgebiets. So registrierte er aufmerksam, welche verheerenden Folgen die Verdrängung des wilden Parà-Kautschuks Brasiliens vom Weltmarkt für die Kautschukzapfer hatte:

Bevor der Plantagenkautschuk Indonesiens und Malagas den echten, wild wachsenden Para-Kautschuk vom Weltmarkt verdrängt hatte, waren diese Leute alle «Seringueiros», das heisst: Gummizapfer, irgendeinem grossen Gummibaron verschuldet, für den sie täglich in den wilden Urwald gingen, von einem Baum zum andern, von einer Ge-

fahr zur andern; am Abend kehrte der Seringueiro mit einem Eimer voll Kautschuksaft heim. Jetzt, da der Plantagengummi endgültig gesiegt hat, beginnt man am unteren Amazonas das Holz zu schlagen. Schiffe voll von Balken und Stämmen, die man auf einer dieser Waldinseln gefällt hat, gehen direkt nach New York, alle die kostbaren Hölzer, mit denen man vordem höchstens die kleinen Flusssdampfer heizte: das Rosenholz, das duftet, das Satinholz, das glänzt, das Marupaholz, das den Würmern widersteht und zu Särgen gebraucht wird, das leichte Cedroholz, aus dem man Zigarrenkisten macht, das purpurrote «Pau Roxo», das schwarze «Pau Santo», das eisenharte Massarandubsholz, und tausend Arten, tausendfach nutzbar.

Noch lebt der Mensch am äussersten Rand des amazonischen Waldes. Nie entfernt er sich mehr als wenige Kilometer vom Wasser, auf dem seinem Kanu der Weg frei ist. Diese Natur war bisher stärker als er, er ist gegen sie nicht aufgekommen, sie beherrscht ihn, duldet ihn an ihrem Rand. Jetzt, wenn ich nicht irre, hat aber soeben ein grosser Prozess begonnen: der Mensch geht auch am Amazonas in die grosse Offensive gegen den Urwald. Die Axt in der Hand des halbnackten Caboclo scheint eine lächerlich schwache Waffe gegen diese Überfülle des Pflanzenwachstums. Dennoch glaube ich, dass sie siegen wird, dass unser zivilisierter Betrieb schliesslich auch noch diese Wälder kleinkriegen wird, zerhacken, verheizen, zu all dem Papier vermanschen, das wir so nötig haben. Noch aber ist der Wald am Amazonas stärker als der Mensch/⁸

Vermutlich Anfang Mai 1932 kehrte Bermann von der Amazonas-Reise nach Wien zurück. Im Juli erschien im *Berliner Tageblatt* ein Artikel, in dem er auf einen Roman hinwies, der das Schicksal der Kautschukzapfer im Amazonasgebiet zum Gegenstand hatte:

Gleich nach meiner Rückkehr aus dem Inneren Amazoniens habe ich durch einen Zufall ein portugiesisches Buch in die Hände bekommen, das endlich einmal das grosse grüne Schweigen des tropischen Waldes bricht. Alles ist möglich, selbst, dass aus der apathischen Masse der «Seringueiros», der Kautschukzapfer im brasilianischen Dschungel, eines Tages ein wirklicher Dichter hervorgeht, ein Erzähler, Verkünder.

Dieser heisst José Maria Ferreira de Castro, ist noch ziemlich jung und ein geborener Portugiese. Er lebte erst in einem schönen alten Dorf im Tal des Vougaflusses, ein Sohn armer Leute. Sein Vater starb bald. Als er erst zwölf Jahre alt war, musste er im Zwischendeck eines Auswanderschiffers nach Brasilien. Von Pará schickte man ihn, noch ein halbes Kind, in die Urwälder am Rio Madeira. Jahrelang zapfte er Gummibäume an. Was er in seinem grossen Roman *Die Kautschukzapfer* hinreissend geschildert hat, das hat er selbst erlebt.

Es geschah das durchaus Unwahrscheinliche, das fast Unmögliche: er wurde schliesslich aus der Grünen Hölle erlöst, wurde Journalist, Schriftsteller, wurde der modernste zeitgerechteste unter den Romandichtern des heutigen Portugal. Die anderen haben im klassischen Coimbra studiert und machen schöne Worte. Der da ist ein Autodidakt aus dem Proletariat, bitter und revolutionär. Später einmal werden ihn die Literaturhistoriker ganz dicht neben einen deutschen Autor stellen, von dem er bestimmt noch nie etwas gehört hat: neben Traven, den Autor der *Baumwollpflücker*.

Dieser Roman von Ferreira de Castro [1898-1974], *A Selva* (Der Urwald) – der mich so sehr fesselt, dass ich ihn gleich ins Deutsche übersetzen möchte – ist, wie andere Werke dieser modernen Romangattung, mehr Reportage als Roman. [...] Aber die Reportage, deren grauenhafte Echtheit man ganz erschüttert spürt, ermittelt dies:

In unserer Zeit, die keine Sklaverei mehr kennt, begeben sich jedes Jahr, oh, nicht Sklavenhändler, sondern Werber der Kautschukstationen am Amazonas in gewisse Provinzen des brasilianischen Nordostens, Cearä, Maranhã – besonders, wenn dort wieder einmal eine Dürre die Landleute um ihren Reis und ihre schwarzen Bohnen gebracht hat. Das sind harmlose, sanfte Menschen, stark verneigert und reichlich unalphabetisch. Ihre engere Heimat, diese heissen Hochebenen, lieben sie sehr, und wenn sie sich zu der Arbeit in den «Seringales» anwerben lassen, dann geschieht es nur, weil sie rasch gutes Geld verdienen und dann wieder heimkehren wollen ins Dorf. – Jedermann weiss oder glaubt zu wissen, dass man als «Seringueiro», als Kautschuksammler, im Staate Amazonas zwar viel arbeiten muss, warum auch nicht, ein böses Fieber riskiert, dass man aber bald ein kleines Vermögen erwerben kann.

In der Tat, die Jahre der Kautschukhaussie sind noch nicht lange vorbei, in denen es annähernd so war. Namen von Männern sind noch in aller Munde, die als einfache Waldarbeiter an den Amazonas gingen und dort reich wurden.

Unterdessen streckt der Werber freundlichst die Kosten der Hinreise vor, gewährt auch einen kleinen Vorschuss.

Und dann kann er, weil die Kautschukpreise sinken, diesen Vorschuss niemals abarbeiten. Die wenigsten von diesen armen Leuten sehen jemals die alte Heimat wieder. Für diesen Fall gibt es die Polizei, gibt es Bluthunde, gibt es, wenn man wieder gefangen ist, Ketten und Prügel.

Das geht, so will es scheinen, in dieser unserer ausgezeichneten Zeit noch immer vor, hinter dem grünen Vorhang des Urwalds am Amazonenstrom. Dieser Urwald ist mir, ich gestehe es, immer so romantisch vorgekommen, so faszinierend. Ich habe mehreres von seinen Bäumen, Vögeln, Tieren zu erzählen gehabt. Da aber hat jetzt zum erstenmal einer seiner Menschen vor der zivilisierten Welt den Mund aufgetan und hat

geredet. Bisher waren sie sanft und stumm, mit einer Melancholie in ihren schwarzen Augen. Dieser eine ist nicht sanft; er klagt nicht, er klagt an.⁵⁹

Bermann verwirklichte seinen Wunsch und übersetzte Ferreira de Castros Roman. Am 7. Mai schrieb er aus Wien an Rudolf Slatin: «Jetzt bereite ich mich auf eine längere Sommerfrische (mit viel Arbeit) vor, im Herbst werde ich vielleicht, wenn bis dahin die Welt noch steht, nach Westindien reisen.»⁶⁰ Anfang 1933 erschien die deutsche Übersetzung von Ferrerias Roman unter dem Titel *Die Kautschukzapfer*⁶¹. Die Reise nach Westindien indes kam nicht zustande, obwohl ‚die Welt noch stand‘. Als Bermanns Welt unterzugehen drohte, im Frühjahr 1933, trat er eine Reise in die libysche Wüste an, doch dabei handelte es sich weniger um eine Reise als eine Expedition, und ein wenig auch um Flucht.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Arnold Höllriegel: Ägypten unter der Diktatur. Die einen und die anderen. In: BT Jg. 58, Nr. 62 (6.2.1929) S. 1-2. und: Der Sudan von heute. In: BT Jg. 58, Nr. 216 (9.5.1929), S. 1-3.
- 2 Vgl. Arnold Höllriegel: Die Krokodile von Assuan. Ägypten unter der Dynastie Thos. Cook. In: BT Jg. 58, Nr. 128 (16.3.1929) 1. Beiblatt.
- 3 Arnold Höllriegel: Der Anfang von Afrika. Nachmittags-Konzert in Khartum. Begegnungen im Sudan. In: BT Jg. 58, Nr. 153 (31.3.1929) 1. Beiblatt.
- 4 Arnold Höllriegel: Besuch beim Sohne des Mahdi. Ein Schwert im Sudan. In: BT Jg. 58, Nr. 142 (24.3.1929) 1. Beiblatt, S. 1-2.
- 5 Vgl. Rudolph Slatin Pascha: Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879-1895. Deutsche Originalausgabe. – Leipzig: Brockhaus 1896 (596 S.).
- 6 Arnold Höllriegel: Besuch beim Sohne des Mahdi. Ein Schwert im Sudan. In: BT Jg. 58, Nr. 142 (24.3.1929) 1. Beiblatt, S. 1-2.
- 7 Bermanns Roman bietet im Anhang neben einer Zeittafel und einer Karte des Sudan auch eine Anmerkung, die mit dem Satz beginnt: «Die Lebensbeschreibung des Mahdi Mohammed Achmed, die dieses Buch enthält, beruht nicht auf Erfindung, sondern in allen Einzelheiten auf historischen Zeugnissen.» Im Folgenden gibt Bermann alle Quellen an, auf die er sich in seinem Roman stützt. Arnold Höllriegel: Die Derwischtrommel. Das Leben des erwarteten Mahdi. – Berlin: Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag 1932, S. 378-383, S. 379. Auf diese Ausgabe beziehen sich die im Folgenden in den Text eingerückten Seitenangaben.
- 8 Arnold Hoellriegel: Genau vor 50 Jahren: Der Fall von Khartum. In: Der Sonntag Nr. 45, Beilage des Wiener Tag, Jg. 14, Nr. 4 173 (27.1.1935) S. 2.

- 9 Vgl.: Dr. Richard A. Bermann: General Slatin über die Kriegsgefangenen. Ein Gespräch in St. Germain. In: *Der neue Tag* Jg. 1, Nr. 61 (23. 5. 1919) S. 1.
- 10 Richard A. Bermann: Brief an Rudolf Slatin vom 18. März 1929, Archiv der Universität Durham.
- 11 Vgl.: Arnold Höllriegel: Begegnung mit Slatin Pascha. In: *BT* Jg. 60, Nr. 218 (10. 5. 1931) 1. Beiblatt. Vgl. auch das Nachlaßtyposkript »Besuch bei Slatin Pascha«. – Aus dem im Slatin-Archiv der Universität Durham befindlichen Briefwechsel Bermanns mit Slatin geht hervor, daß auf Bermanns Betreiben der Wiener Bürgermeister Karl Seitz Slatin anläßlich seines 75. Geburtstags die Ehrenbürgerwürde der Stadt Wien verlieh, vgl. dazu insbesondere Bermanns Brief an Slatin vom 20. Mai 1932 und das Nachlaßtyposkript »Slatins Tod«.
- 12 Vgl. dazu Arnold Höllriegel: Ein österreichischer Held. Erinnerungen an Slatin Pascha. In: *Jedermann* (Wien) Jg. 1, Nr. 2 (15. 10. 1932) S. 8–9 und das Nachlaßmanuskript »Slatins Tod« (1932) 5 S.
- 13 Der englische Offizier Francis Reginald Wingate war der Verfasser des ersten Standardwerks über den Mahdi-Aufstand, vgl. F. R. Wingate: *Mahdism and the Egyptian Sudan. Being an Account of the Rise and Progress of Mahdism, and of Subsequent Events in the Sudan to the Present Time.* – London: Macmillan & Co. 1891. – Bermann lernte Wingate Ostern 1931 in London kennen, vgl. dazu das Nachlaßtyposkript »Besuch bei Slatin Pascha«. Im Slatin-Archiv der Universität Durham befinden sich drei Briefe Bermanns an Wingate aus dem Jahre 1932.
- 14 Arnold Höllriegel: Slatin Pascha wird 75. In: *BT* Jg. 61, Nr. 262 (4. 6. 1932) 1. Beiblatt.
- 15 Arnold Höllriegel: Begegnung mit Slatin Pascha. In: *BT* Jg. 60, Nr. 218 (10. 5. 1931) 1. Beiblatt
- 16 Ich möchte die Wahrheit sagen, versichert der Erzähler S. 28.
- 17 In einem Brief an Rudolf Slatin vom 16. April 1929 schreibt Bermann: »Mir ist aber vor allem die Frage interessant, wie der Mahdi sich selbst gesehen hat und wie er von den Seinen gesehen wurde. Ich als ein Europäer kann in ihm natürlich keinen wirklichen Propheten, ethischen oder sozialen Reformen sehen, und die Auswirkungen seiner Politik sprechen für sich, das heißt, gegen ihn. Aber die Frage, die mich beschäftigt, ist doch vor allem die: wie solch ein Wirbelsturm um einen Menschen herum entsteht, was für eine Art Persönlichkeit plötzlich ein Reich, fast einen Weltteil über den Haufen werfen kann, wenn die Umstände günstig sind, wie viel oder wie wenig Glaube dazu gehört, einen so großen Glauben, noch über das Grab hinaus, zu erzeugen.« (Archiv der Universität Durham).
- 18 Als Quelle für die Gestalt General Gordons benutzte Bermann neben dessen Tagebüchern und Briefen auch das englische Original des Essays von Lytton Strachey: *Das Ende des Generals Gordon.* In: *L. S., Geist und Abenteuer. Sieben Bildnisse.* – Berlin: S. Fischer 1932, S. 7 – 140; vgl. dazu Arnold Höllriegel: Begegnung mit Slatin Pascha. In: *BT* Jg. 60, Nr. 218 (10. 5. 1931) 1. Beiblatt.
- 19 Vgl.: Arnold Höllriegel: *Season zur See. Reise in die Glückseligkeit.* In: *BT* 59, Nr. 80 (16. 2. 1930) 1. Beiblatt: »Ich habe am Tage vor meiner Abreise eine Biographie des Mahdi vollendet und weiß nun einiges vom Sudan.« – In einem Brief an Rudolf Slatin vom 17. Mai 1930 schrieb Bermann: »Mein Buch ist bis auf Kleinigkeiten fertig und erscheint im

- Mai 1931 im Verlag des ›Volksverbands der Bücherfreunde‹ in einer garantierten Auflage von 20 000 Exemplaren; wahrscheinlich erfolgt zugleich eine englische Ausgabe.« (Slatin-Archiv der Universität Durham).
- 20 Julius Bab: Gordon und der Mahdi. In: Die Hilfe Jg. 38, Nr. 1 (2. 1. 1932) S. 42–47, S. 43.
 - 21 Richard A. Bermann: The Mahdi of Allah. The Story of the Dervish Mohammed Ahmed. Translated from the German by Robin John. With An Introduction by The Rt. Hon. Winston S. Churchill. – London, New York: Putnam 1931.
 - 22 Vgl. z. B. die ausführliche Rezension in: The Times Literary Supplement, 8. Oktober 1931, S. 765.
 - 23 In seinem Artikel »Begegnung mit Slatin Pascha« schrieb Bermann: »Als ich Slatin Pascha erzählte, Winston Churchill habe zu der englischen Ausgabe meines Buchs ein Vorwort geschrieben, erzählte er mir, daß er während des Feldzuges von 1898 der Zensor Churchills gewesen sei, der damals zugleich aktiver Leutnant und Kriegsberichterstatter der *Times* war«. Arnold Höllriegel: Begegnung mit Slatin Pascha. In: BT Jg. 60, Nr. 218 (10. 5. 1931) 1. Beiblatt.
 - 24 Richard A. Bermann: The Mahdi of Allah. Einleitung von Winston Churchill, S. XI–XII. – Übersetzung von John Ormrod.
 - 25 Am 12. Juni 1929 schrieb Bermann an Leo Perutz: »Selbstverständlich habe ich, als ich (zusammen mit Galsworthy) einen Abend bei Bennett verbrachte, ihn sogleich auf Deine Bücher aufmerksam gemacht. [...] Er hat ein starkes Interesse für deutsche Bücher und ist eine Art Papst hier (ein sehr netter alter Lausbub, fabelhaft begabt). Er war betroffen, als ich ihm sagte, Feuchtwanger (dessen er sich etwas schämt) sei ein Abklatsch von Dir.«
 - 26 Arnold Höllriegel: Abschied des schweigenden Films. Eine Schluß-Vorstellung auf Piccadilly. In: BT Jg. 58, Nr. 280 (16. 6. 1929) 1. Beiblatt.
 - 27 Arnold Höllriegel: Tretmühle als Volksfest. Beim Sechstagerennen. In: BT Jg. 58, Nr. 526 (7. 11. 1929) 1. Beiblatt
 - 28 Arnold Höllriegel: Die Frau mit dem Pendel. Gesundheitstee und Seelenheil. In: BT Jg. 58, Nr. 532 (10. 11. 1929) 1. Beiblatt, S. 1–2.
 - 29 Arnold Höllriegel: Drei gefunkte Musketiere. Im Übertragungsraum. In: BT Jg. 58, Nr. 544 (17. 11. 1929) 1. Beiblatt.
 - 30 Arnold Höllriegel: Kaffee und der kleine Plötz. Mokka zu Mittag. In: BT Jg. 58, Nr. 591 (15. 12. 1929), 1. Beiblatt.
 - 31 Vgl.: Arnold Höllriegel: Die Sterne lügen nicht, aber... Die Astrologen sagen dies oder das. In: BT Jg. 59, Nr. 6 (4. 1. 1930) 1. Beiblatt.
 - 32 Zu Casparius vgl. den Ausstellungskatalog: Photo: Casparius. Herausgegeben von der Stiftung Deutsche Kinemathek in Zusammenarbeit mit Landesbildstelle Berlin, Berliner Festspiele GmbH, Staatliche Kunsthalle Berlin. – Berlin 1978.
 - 33 Arnold Höllriegel: Kamera in Afrika. In: Ton und Bild, Illustrierte Beilage des Berliner Tageblatts, Nr. 18 (1930). Zitiert nach: Casparius-Katalog S. 55.
 - 34 Arnold Höllriegel: Zwei kleine Negerlein. Französisch-Westafrika aus einem Lesebuch. In: BT Jg. 59, Nr. 116 (9. 3. 1930) 1. Beiblatt.
 - 35 Arnold Höllriegel: Deutsche Pflanze in Kamerun. Besuch auf einer Plantage. In: BT Jg. 59, Nr. 140 (23. 3. 1930) 1. Beiblatt.

- 36 Vgl. dazu z. B.: Arnold Höllriegel: Hallo, Hallo, Radio Maroc. Rabat: Die Stadt zweier Zeitalter. In: BT Jg. 59, Nr. 208 (4. 5. 1930) 1. Beiblatt.
- 37 Arnold Höllriegel: Marrakesch im Ramadam. Die alte Hauptstadt Marokkos. In: BT Jg. 59, Nr. 198 (27. 4. 1930) 1. Beiblatt.
- 38 Aus Wien stammt ein Brief, den Bermann am 17. Mai 1930 an Rudolf Slatin schrieb (Slatin-Archiv der Universität Durham).
- 39 Arnold Höllriegel: Reise ins irische Irland. In: BT Jg. 59, Nr. 458 (28. 9. 1930) 1. Beiblatt.
- 40 Vgl. dazu auch Richard A. Bermann: Der neue Wells, *Unterdessen*. In: PT Jg. 52, Nr. 192 (13. 8. 1927) S. 6.
- 41 Arnold Höllriegel: Das Gastmahl des Tantalus. Ein Lunch mit H. G. Wells. In: BT Jg. 59, Nr. 314 (6. 6. 1930) 1. Beiblatt.
- 42 Am 17. Oktober las Bermann im Prager Verein Urania aus der *Derwischtrummel*, vgl. die Ankündigung in PT Jg. 55, Nr. 243 (15. 10. 1930) S. 1.
- 43 Vgl. dazu die Anmerkung der Redaktion zu Arnold Höllriegel, Chaplins Europa-Triumph. In: PT Jg. 56, Nr. 84 (9. 4. 1931) S. 2: »Zum neuen Chaplin-Film hat Arnold Höllriegel, der gerade zur Zeit der Entstehung des Films in Hollywood weilte, ein Büchlein geschrieben, das eben im Verlag von E. P. Tal & Co. (Wien) zum Preis von 1 Mark erschienen ist. Es heißt nach dem Titel des neuen Films »Lichter der Großstadt« und beruht auf Mitteilungen Chaplins selbst. Es ist zugleich eine Entstehungsgeschichte und ein Kommentar aus dem Mund Chaplins, gesprochen von Arnold Höllriegel. Der neue Chaplin-Film ist bekanntlich kein Sprechfilm, allerdings auch kein stummer Film. Die Reden und Ereignisse dieser Geschichte vom Strolch Charlie, dem Millionär und dem blinden Mädchen sind musikalisch ausgezeichnet untermalt. Der Film wird demnächst auch in der Tschechoslowakei rollen. Nachstehend das letzte Kapitel des Höllriegelschen Buchs.«
- 44 Arnold Höllriegel: Charlie Chaplins Apotheose. »City Lights«, die große Premiere in London. In: BT Jg. 60, Nr. 102 (1. 3. 1931) S. 3. Vgl. auch Arnold Höllriegel: Charlie in London. In: BT Jg. 60, Nr. 114 (8. 3. 1931) 1. Beiblatt.
- 45 Richard A. Bermann: Brief an Rudolf Slatin vom 11. Mai 1931 (Slatin-Archiv der Universität Durham).
- 46 Arnold Höllriegel: Maiwoche im Juni. In: BT Jg. 60, Nr. 258 (21. 6. 1931) 1. Beiblatt.
- 47 Arnold Höllriegel, Vorwort zur Kanada-Reise. In: BT Jg. 60, Nr. 336 (19. 7. 1931) 1. Beiblatt.
- 48 Vgl. dazu: Hans Casparius: In My View. A Pictorial Memoir. With an Introduction by Silvia Beamish. – Lemington Spa, Hamburg, New York: Oswald Wolff Books; Berg Publishers 1986, S. 63.
- 49 Vgl. dazu Arnold Höllriegel: Filmreise ohne Filmkamera. In: Filmtechnik – Filmkunst Jg. 7, Nr. 26 (Halle 26. 12. 1931) S. 3–4 – auszugsweise abgedruckt in: Casparius-Katalog S. 55.
- 50 Arnold Höllriegel: Kanada! In: BT Jg. 60, Nr. 496 (21. 10. 1931) 1. Beiblatt.
- 51 Arnold Höllriegel: Maiwoche im Juni. In: BT Jg. 60, Nr. 258 (21. 6. 1931) 1. Beiblatt.
- 52 In der Zeit zwischen 1917 und 1931 schrieb Bermann neun Briefe und drei Postkarten an Schnitzler; es handelt sich meist um die Ankündigung von Besuchen oder den Dank für übersandte Bücher.

- 53 Arnold Höllriegel, Erinnerungen an Schnitzler. In: BTJg. 60, Nr. 502 (24.10.1931) 1. Beiblatt. – Im Bermann-Nachlass findet sich ausserdem ein Typoskript, das den Titel «Schnitzlers Tod» trägt.
- 54 Richard A. Bermann: Brief an Rudolf Slatin vom 30.12. 1931 (Slatin-Archiv der Universität Durham).
- 55 Arnold Höllriegel: Das Urwaldschiff zum zweitenmal. In: BT Jg. 61, Nr. 76 (14.2.1932) 1. Beiblatt.
- 56 Arnold Höllriegel: Victoria Regia. In: BT Jg. 62, Nr. 276 (12.6. 1932) 1. Beiblatt.
- 57 Vgl. z.B.: Arnold Höllriegel: Arche auf dem Amazonas. In: BTJg. 61, Nr. 196 (26.4.1932) 1. Beiblatt.
- 58 Arnold Höllriegel: Zwischen den Urwald-Inseln. In: BT Jg.61, Nr. 184 (19.4.1932) 1. Beiblatt.
- 59 Arnold Höllriegel: Ein Mensch spricht aus dem Urwald. In: BT Jg. 61, Nr. 358 (30.7.1932) 1. Beiblatt.
- 60 Richard A. Bermann: Brief an Rudolf Slatin vom 7. Mai 1932, Slatin-Archiv der Universität Durham.
- 61 José Maria Ferreira de Castro: Die Kautschukzapfer. Roman aus dem brasilianischen Urwald. – Hamburg: Enoch 1933. Erneut Düsseldorf: Droste 1953. – Im Bermann-Nachlass findet sich ein Exemplar von de Castros Roman *Terra fria* mit einer Widmung des Autors aus dem Jahre 1935 sowie mehrere Briefe de Castros. – Ein Abdruck der *Kautschukzapfer* erschien in der *Wiener Stunde* Jg. 11, Nr. 3 143 (3.9.1933) bis Nr. 3 198 (8.11.1933).

Die Oase Zarzura – eine Wüstenexpedition mit unerwarteten Entdeckungen (1933)

Im Frühjahr 1932 Ayar Bermann die Amazonasregion als das letzte Ziel romantischer Träume in einer auch geographisch entzauberten Welt erschienen:

Das gab es einst: dass dem Menschen seine Erde geheimnisvoll war, dass er sie nicht ganz kannte, dass er irgendwo im Dickicht der Urwälder, im Eis der Pole noch verborgene Wunderreiche vermuten konnte, geheime Dorados, Ziele romantischer Träume.

Das gibt es nicht mehr, die Welt, die geographische, ist entdeckt. Autos fahren quer durch Afrika, Luftschiffe sausen über den Nordpol. Nur durch das Gestrüpp des Urwalds am Amazonas kommt kein Auto, und kein Flugzeug blickt von oben hinein. Hier könnte immer noch hinter dem nächsten Dickicht die Stadt des Goldenen Königs verborgen sein.¹

Ein Jahr später brach Bermann zur letzten Reise auf, mit der er romantische Träume verband: ihr Ziel war eine verschollene Oase in der Libyschen Wüste. Die Vorgeschichte dieser Reise begann einige Jahre früher, über sie berichtete Bermann im Dezember 1930 unter der suggestiven Überschrift «Entdecken wir Zarzura!»:

Zu mir kommen sie alle, die Sehnsuchtskranken, die Wanderlustigen, die Reisenden.

Einer, der ein Buch von mir gelesen hat (es handelt von der Suche nach dem Dorado, nach verschollenen, phantastischen Tempelstädten), kommt in mein Zimmer und fragt mich, ob ich mit ihm Zarzura suchen will.

Und gleich bin auch ich voll von einem wilden Verlangen nach der verschollenen Oase Zarzura. Obwohl mir ihre Abwesenheit von der Landkarte lange Zeit hindurch nicht besonders aufgefallen war, ehrlich gestanden.

Der Tatbestand und Sachverhalt:

Auf der Karte der Libyschen Wüste, westlich vom Nil, gibt es so ungefähr dort, wo der sechsundzwanzigste Meridian den Wendekreis des Krebses schneidet, eine vollkommen leere, unbezeichnete, unbekannte Stelle. Die fiktiven Grenzen Ägyptens, des Sudans und der italienischen Tripoliskolonie stossen in der Theorie dort rechtwinklig zusammen², tatsächlich grenzt dort nichts an nichts, es ist einer der ganz wenigen Punkte der Menschenerde, die der Mensch, mindestens der weisse, noch immer nicht kennt. Man hat gerade in den letzten Jahren eine Anzahl Oasen in der Libyschen Wüste neu entdeckt; aber im innersten Inneren des Sandmeeres gibt es ein ungeheures Ge-



Aus: Arnold Hoellriegel: Zarzura, die Oase der kleinen Vögel.
Zürich und Prag: Büchergilde Gutenberg, 1938

viert, etwa 500 Kilometer zum Quadrat, das zu gross ist, als dass es eine Kamelkarawane durchqueren könnte; und man weiss nichts Sicheres von einem Brunnen.

Dennoch spricht an seinem Lagerfeuer der Beduine von einer wunderbaren Oase, die in der Mitte dieses unentdeckten Wüstenvierecks liegen soll. Seit vielen Jahrhunderten geht diese Sage von Mund zu Mund. Man weiss sogar den Namen dieser Oase: Zarzura. Man redet von seltsamen Tempelruinen, die es dort geben, von einem Stamm schwarzer Riesen, der dort leben soll...

[...]

«Vielleicht, ja wahrscheinlich ist auch Zarzura nichts als ein brackiger Brunnen zwischen etwas Gestrüpp...«, sagt zu mir der Mann, der Zarzura suchen will. «Was läge daran?»

Ich sehe es seinen Augen an, dass er ganz andere Träume hat. Dieser Mensch, von dem ich rede, der junge Ungar Ladislaus Eduard von Almásy, Flieger, Autofahrer, In-

genieur, Löwenjäger, Sportsmann – ist ein Fanatiker der Wüstenforschung. Immer wieder und immer wieder hat er tollkühne und erfolgreiche Autofahrten in der afrikanischen Wüste unternommen.

Anfang 1929 fuhr er mit dem Prinzen Ferdinand Liechtenstein zuerst im Auto von Mombasa nach Khartum, durch die Sümpfe am Weissen Nil, was noch nie jemand getan hatte, und dann im Auto, in einem ganz normalen Tourenauto, von Khartum nach Kairo – was auch noch niemand getan hatte. Die beiden entdeckten von Neuem und befuhren eine lang verlassene und verschollene Karawanenstrasse der Wüste, die Darb el Arbein.

Prinz Liechtenstein hatte mich damals eingeladen, die Fahrt mitzumachen. Ich war so dumm, es nicht zu tun, sondern mit der gewöhnlichen Eisenbahn nach Khartum zu fahren.

[...]

Tatbestand und Sachverhalt:

In dem berühmten Hymnus, den der altägyptische Dichterpriester Pentaur in Hieroglyphen an eine uralten Tempelwand zu Karnak geschrieben hat, wird auf fruchtbare Gebiete am äussersten Westrand des Pharaonenreiches hingedeutet, dort, wo man heute nur von der nackten Wüste weiss.

Die arabischen Manuskripte des Mittelalters sind voll von Berichten über unbekannte Oasen. Sie erzählen von Kameltreibern, die sich verirrt und die in der Wüste eine Märchenstadt fanden, «mit ehernen Toren».

Der arabische Schriftsteller El Bekri, der im elften Jahrhundert lebte, erzählt von einer schwarzen Riesin, die eines Tages ganz allein aus der Wüste kam. Die Chroniken der Oase Siwa aus dem 15. Jahrhundert schildern Raubzüge geheimnisvoller Schwarzer, die plötzlich aus dem leeren Nichts, aus der unwegsamen Wüste her die Oase des Jupiter Amon überfallen haben. Und es gibt alte arabische Bücher, die förmliche Führer für Schatzgräber sind. In ihnen steht Zarzura genau beschrieben, und man liest, was für Schätze dort gehoben werden können.

«Die Strasse zu der ummauerten Festung führt unter Palmen durch Weingärten und an Brunnen vorbei. Du wirst das Tor verschlossen finden. Es ist eine weisse Stadt, wie eine Taube. Über dem Tor wirst du einen Vogel sehen, in Stein gehauen. Strecke Deine Hand aus und nimm aus seinem Schnabel den Schlüssel. Öffne das Tor und betritt die Stadt. Du wirst viel Reichtum finden, und im Palast schläft der König und seine Königin den Schlaf der Verzauberten. Gehe nicht in ihre Nähe, sondern nimm nur den Schatz.»

Arabisches Märchen, wie die andern, gewiss... Aber (sagt mir L.E. von Almásy, von dem ich all das weiss³) – aber die allerneueste geographische Forschung kennt doch auch das Zarzura-Problem. Sie bejaht oder sie verneint die Existenz der Oase, es gibt zwei Parteien. «Ich gehöre zu keiner», sagt Almásy. «Ich möchte hinfahren und nachsehen.»

«Suchen wir Zarzura!» sagt Herr von Almásy zu mir. Er kommt zu mir mit einem dicken Manuskript, in dem alles Material über das Zarzura-Problem zärtlichst zusammengetragen ist, und mit einem sehr bestimmten, praktischen Plan. – Man braucht einige Autos, vielleicht ein leichtes Flugzeug, eine Funkstation, gar nicht so übertrieben viel Geld und ein paar couragierte Männer. Man errichtet in einer oder mehreren von den bereits bekannten Oasen der Libyschen Wüste Standquartiere und kann von dort aus in ganz wenigen Wochen das Wüstengebiet abpatrouillieren, in dem Zarzura vielleicht liegt – vielleicht eine unerhörte Ruinenstadt, vielleicht das Heim eines noch unbekanntes Volkes, vielleicht und wahrscheinlich irgendein obskures Wasserloch oder überhaupt nur eine Enttäuschung.

Auch wenn es eine Enttäuschung wird, auch dann wird man ein bisher noch unbekanntes Stück der Menschenerde zum erstenmal gesehen und auf die Karte gezeichnet haben. Der ernstliche Plan besteht, die Sache noch in diesem Winter zu versuchen.

In diesem Winter? denke ich. Viele und andere Sorgen hat die Welt in diesem Winter, weiss ich. Dennoch, denke ich, ist nicht gerade dies die beste Zeit, nach irgendeinem Zarzura zu suchen, nach einem Traum, einem phantastischen Begriff, nach etwas so Fernem und Fremdem?

Ich denke an so allerlei in diesem Winter, und ich bekomme, dass ich es nur gestehe, schon wieder eine Art Heimweh nach Zarzura. Ob man mich hingehen lässt oder nicht, es ist mir, als ob ich ohne Zarzura nicht mehr sein könnte. Wir werden Zarzura suchen, träume ich, und wir werden eine Felsenfeste finden, deren Wall aus Lapislazuli gebaut ist; und wir werden den Schlüssel aus dem Schnabel des Vogels nehmen und die Stadt der Vögel betreten (die weiss ist wie eine Taube). Dann werden wir sehr fern von gewissen Dingen in Zarzura sein; der arabische Name bedeutet (vielleicht): Wolkenkuckucksheim..⁴

Im Winter 1931/32 wurde aus der Suche nichts, und dann war lange nichts von ihr zu hören. Erst im August 1932 schrieb Bermann wieder über Zarzura, ein Name, der etwa «Oase der kleinen Vögel» bedeutet:

Es ist jetzt etwa anderthalb Jahre her, seitdem ich im *Berliner Tageblatt* von dem jungen Ungarn Ladislaus von Almásy erzählt habe, der unbedingt eine inmitten der Libyschen Wüste verborgene Oase entdecken wollte. [...]

Als Ladislaus Almásy zu mir kam, ich sollte ihm Geld für die Zarzura-Expedition schaffen, rasch, rasch – ereignete sich etwas nicht sehr Erstaunliches: ich konnte ihm keines verschaffen. Die Verleger, denen ich seine Broschüre über das Zarzura-Problem einschickte, lehnten sie einmütig ab, als zu phantastisch.

[...].

Nur ein Beispiel für viele aus den letzten Jahren dieses langen dünnen Don Quijote der Wüste: Im vorigen Sommer, da es gerade recht heiss ist, packt meinen Almásy der



Ladislaus Eduard von Almásy

Zarzura-Rappel wieder an. Er muss und muss Zarzura finden, gleich, sofort. Geld für die Ausrüstung einer Expedition hat er zwar nicht, aber irgendwie gelingt es ihm, der im Krieg ein Flieger war, in London ein altes Motte-Flugzeug zu kaufen. Mit einem ebenso besessenen Freund fliegt er sofort auf Ägypten zu – vernünftiger wäre es, das kleine Flugzeug auf einem Schiff über das Meer zu transportieren, aber das kostet Geld.

Irgendwo über Aleppo segeln die Helden mitten in das Sturmzentrum eines Orkans und stürzen ab. Allah (der die Narren immer beschützt) lässt sie am Leben, aber das Flugzeug ist zerbrochen. Zarzura bleibt noch weiter unentdeckt.

In diesem Jahr, zu Ostern, schickte mir Almásy eine Ansichtskarte aus Ägypten, Sandwellen in der Wüste darstellend. Er schrieb, nun rüste er aber die grosse Expedition aus.

Ich prüfte rückschauend mein Gewissen. Habe auch ich, selbst ich, die Achsel gezuckt und gesagt: «So ein Narr!» – Habe ich? Nein, Hand aufs Gewissen, ich war einen ganzen Tag traurig, weil ich nicht dabeisein konnte.

Almásy hatte sich mit dem englischen Schiffsleutnant Sir Robert Clayton zusammengetan. Die beiden nahmen einen anderen Engländer, der zufällig auch Clayton hiess, als Kartographen mit und den englischen Fliegermajor Penderel, ausserdem vier

Araber. Es war wieder ein Motte-Flugzeug vorhanden, und wieder reichte das Geld nicht zu einer Funkstation. In der grossen, leicht erreichbaren Oase Kharga mietete die Expedition der Shell-Company drei alte Ford-Autos ab, die mit Ballonreifen versehen wurden. Das war alles.

Die Expedition Almásy-Clayton-Penderel vom Frühjahr 1932 kartographierte erstmals weite Gebiete im Nordwesten des Gilf Kebir, erzielte aber bei der Suche nach Zarzura nur einen Teilerfolg. Almásy entdeckte einen Weg zur Oase Kufra von Süden, und eine verirrte Schwalbe, der sie zu trinken gegeben hatten, wies der Expedition später den Weg zu einer Oase, die zuerst Clayton und Penderel vom Flugzeug aus sahen; später überflog auch Almásy sie. Es gelang den Expeditionsteilnehmern aber weder, in der langgestreckten Oase zu landen, die von dem Volksstamm der Tibu «Wadi Abd el Melik» genannt wurde, noch einen Landweg zu ihr zu finden:

«Und», sagt Almásy in meinem Arbeitszimmer, wo er mir während der Jahre so oft von Zarzura vorgeschwärmt hat, vorgerast –, «und hier sehen Sie die Aufnahmen, die ich tags darauf aus der Luft gemacht habe. Ist das eine Oase oder nicht? Fünfunddreissig Kilometer längs des Wadi, mit grünem Gras bedeckt, mit Tausenden von Bäumen. Hier, sehen Sie. Und das ist eine von Menschen gebaute Hütte. Nein, nicht ein Tukul, eine spitze Negerhütte, sondern eine mit flachem Grasdach, so wie sie die Tibu bauen, dieses geheimnisvolle Räuber- und Zigeunervolk der Wüste, das man auch in Uwenat vorgefunden hat. – Ob die Oase Zarzura, ob der Wadi Abd el Melik also bewohnt ist? Vielleicht nicht ständig. Ich werde im Herbst nachsehen. Vielleicht finde ich ausser den schwarzen Menschen, von denen die Sagen also richtig berichtet haben, auch die grossartigen Ruinen, von denen sie ebenfalls erzählen ...»

[...].

In Kairo dankte der König von Ägypten den Forschern dafür, dass sie seinem Lande ein Stück bewohnbaren Landes hinzugefügt und die Landkarte berichtigt hatten. (Denn sie brachten genaue kartographische Aufnahmen mit).

Eine neuerliche Expedition im Herbst ist bereits gesichert. Almásy will quer durch das Sandmeer, das noch unerforschte nördliche Ende des Gilf erreichen – und natürlich Zarzura.

Es sagen bereits bedeutend weniger Menschen, dass er ein Narr sei. Er hat zwar nur ein paar tausend Bäume und Sträucher aus der Luft gesehen, aber an einer Stelle, wo einmal ein sehr wichtiger moderner Verkehrsweg die Wüste kreuzen könnte, – ein Weg, an dem man Wasser brauchen wird.

Eine Schwalbe hat den Weg gewiesen, eine riesige Motte ist ihr nachgeflogen. Aber noch ist dieses Märchen nicht zu Ende.⁵

Es sollte noch mehrere Jahre dauern, bis das «Märchen» von der Oase Zarzura ein definitives Ende fand, und es bedurfte einiger tragischer Zwischenfälle, um Bermann zur Teilnahme an der Suche nach Zarzura zu bewegen. Die Expedition des Herbstes 1932 sollte vom ägyptischen Prinzen Kemal el Din, einem angesehenen Wüstenforscher, finanziert werden, und als Teilnehmer waren wieder Almásy und Sir Robert Clayton vorgesehen. Doch dann kam, wie Bermann später schrieb, plötzlich alles anders:

Ich glaube, wenn der Prinz wirklich Almásys Karawane ausgerüstet hätte, ich hätte dem Unternehmen meinen publizistischen Segen erteilt und wäre nicht mitgefahren; meine physische Angst vor einem solchen Abenteuer war gross. – Ich entschloss mich zu dieser Reise erst, als jeder Plan Almásys gescheitert war: Im August 1932 starb plötzlich Prinz Kemal el Din und bald darauf auch Sir Robert Clayton, Almásys alter Gefährte, auf dessen Hilfe er hatte rechnen können. Als alles aus schien, merkte ich, wie sehr mich dieser Quijote der Libyschen Wüste mit seinem Fanatismus infiziert hatte. Auf einmal schien mir nichts auf Erden so wichtig wie diese Oase.⁶

Im Winter 1932/33 setzte Bermann all seine Energie daran, Almásys Expeditionspläne doch noch zu realisieren⁷. Anfang 1933 wurde er vom *Berliner Tageblatt* aus politischen Gründen entlassen, und, so schrieb er:

Die Zeiten waren für die Finanzierung unseres Projekts nicht eben günstig. Es war in der Tat unmöglich, was wir da wollten, nur gelang es schliesslich ja doch. Eine Filmgesellschaft gab einen Vorschuss auf einen Expeditionsfilm, der gedreht werden sollte. Der Berliner Bankier Robert von Mendelssohn stellte grossmütig einen kleinen, für uns aber wichtigen Betrag zur Verfügung. König Fuad von Ägypten gestattete, dass wir Zelte und anderes Material aus dem Magazin des verstorbenen Wüstenprinzen benutzen dürften. Es kam eine Art Expedition zustande, nur war sie bettelarm. Wir hatten weder ein Flugzeug, noch einen Radiosender, noch besonders viel oder besonders Gutes zu essen.⁸

Am 4. März bestieg Bermann in Venedig den Dampfer «Ausonia» nach Kairo, und unter diesem Datum schrieb er in sein handschriftliches Tagebuch, das im Nachlass erhalten ist:

Heute früh, bei trostlosem Regenwetter auf das Schiff gegangen, an der nämlichen Stelle, wo ich vor 31 Jahren mit O[tto] M[üller] zum erstenmal an Bord eines Seedampfers kam und wo ich vor genau 10 Jahren mit A[rthur] R[undt] die erste meiner grossen Reisen nach dem Krieg begonnen habe, ebenfalls nach Ägypten. Dieses Sich-

runden und Sichvollenden der Kreise entgeht meiner Aufmerksamkeit nicht, ich weiss, was es bedeutet.

Gestern Abend im Hotel besah ich den kühnen Entdeckungsreisenden im Spiegel und fand die Rolle merkwürdig besetzt. Demnächst fünfzig Jahre alt, körperlich von jeher in zweifelhafter Verfassung, in diesem Jahr gar nicht in Form und mit allerlei Beschwerden, die ich vor mir geheimhalte. Die Nerven seit den letzten Ereignissen in Deutschland beim Teufel; meine alte Elastizität dahin, von Optimismus keine Spur.

Was suche ich also in den unentdeckten Teilen der Libyschen Wüste? Ich habe eine Antwort darauf: den Kopf in den Sand stecken. Ich trete diese wildeste, abenteuerlichste, gefährlichste meiner vielen Reisen an und weiss, dass es einfach eine Flucht ist, eine Flucht vor den unerträglich gewordenen politischen Verhältnissen in Mitteleuropa, vor den Nachrichten, vor den Ereignissen, vor der beruflichen Situation eines deutschen Schriftstellers, hinter dem die deutsche geistige Welt zusammenkracht wie ein morsches Gebäude. Ich hinterlasse zwei fertiggestellte Bücher, von denen ich nicht weiss, ob sie werden erscheinen können, ich fahre, ein seltsamer Journalist, ohne den festen Auftrag einer Zeitung, auf Entdeckungsreisen. In dieser Lage und Verfassung begeben sich also in Strapazen, die ich nur ahnen kann, in die Gefahren einer Durchquerung der grossen Sandsee. Bis darauf, was O[tto] für mich so fürchtet: dass mich die Löwen fressen könnten, – bis auf diese einzige Sache, die nicht möglich ist, kann alles passieren. Ich weiss es und habe kaum vor irgendetwas Angst. Dieses Helldentum, mein Lieber, ist Müdigkeit und Schwäche.⁹

Die Teilnehmer der Expedition stellte Almásy in seinem Buch «Unbekannte Sahara» knapp vor: «Dr. Bermann begleitete in der Folge die Expedition als Chronist. Meine übrigen Gefährten waren H.G. Penderel, inzwischen zum Rang eines Wing-Commanders (Oberstleutnant) aufgerückt, mein Landsmann, der Geodät Dr. Lfäszlő Kádár von der Universität Budapest, und meine getreuen Sudanesen.»¹⁰ Bei dieser Aufzählung vergass Almásy den Fotografen und Kameramann der Expedition, Hans Casparius.

Für Bermann, der mit Casparius zusammen reiste und an Bord der «Ausonia» Kádár kennenlernte, begann die Reise mit einer Enttäuschung:

Im Gespräch erwähnt Kádár ganz nebenhin, in Budapest habe Almásy ihm am letzten Tag gesagt, die Oase der Kleinen Vögel, die wir so romantisch entdecken fahren, sei schon entdeckt, vermessen, auf die Karten gezeichnet: jener englische Surveyor Clayton, der im vorigen Jahr Almásys Expedition mitgemacht hat (auf der die Oase aus der Luft gesichtet wurde), ist uns, nicht durchaus fairer Weise, scheint mir, zuvor-



Richard A. Bermann in der Libyschen Wüste als Begleiter der Almásy-Penderel-Expedition, Frühjahr 1933. Fotografie von Hans Casparius

gekommen. Ob er die beiden anderen Wadis, in denen Almásy und Oberstleutnant Penderel zwei weitere Regenoasen vermuten, auch schon abgegrast hat, ist K[ádár] nicht klar.

Also, wenn wir unsere höchst geheime Oase betreten, dürfen wir hoffen, dort bereits eine Reklame für Shell-Benzin vorzufinden. Merkwürdig, dass mich diese Nachricht gar nicht ärgert, höchstens amüsiert. Es scheint, der Kolumbus-Trieb war in mir von Anfang an ziemlich gering. Ob dieses unangenehm steinige Tal im Gilf Kebir, in dem ich einige Tamariskensträucher und Schlangen zu finden erwarte, schon vorher von einem Engländer betreten worden ist, das ist mir egal. Von Neuem stelle ich mir die Frage: was also suche ich in der Libyschen Wüste? Die Antwort lautet heute nach ein paar Stunden Ruhe auf Deck, nach Seeluft, Liegestuhl, einem idiotischen Wallace-Roman, nach einem siegreich bestandenen ersten Duell mit der Seekrankheit, lautet

nach all dieser Loslösung und Erholung schon um eine Nuance anders als gestern: wahrscheinlich will ich (wie im Krieg) mich vor mir selbst und vor gewissen Menschen bestätigen. Und wäre es nur, um sehr nachträglich alle meine früheren Reisen zu legitimieren, die durch die Bank bequeme Luxusreisen gewesen sind und mich doch in den Ruf eines grossen Weltreisenden gebracht haben. Diesen Ruhm (dessen sämtliche Früchte ich unterdessen verloren habe), muss ich nun bezahlen. Ich gehe und zahle. Schulden habe ich immer gezahlt wie ein Philister.¹¹

Das Ergebnis der Reichstagswahlen vom 5. März 1933 kommentierte Bermann an Bord der «Ausonia», die gerade Kreta passierte, in seinem Tagebuch mit den Sätzen:

Beim Tee erfahren wir durch ein Funktelegramm, dass Hitler und Hugenberg sich (mit welchen Mitteln!) eine Mehrheit im deutschen Reichstag erzwungen haben. Ich hatte nicht daran gezweifelt. Hier endet, durch eigene Schuld, die deutsche Republik, die mich einmal begeistert hat; hier endet die Welt, in der ich gelebt habe, die Einzige, die ich mir vorstellen kann. Das Ungewisse, in das ich hineinfahre, ist klarer als das Formlose, das ich hinter mir lasse: ich gehe in die Wüste und werde, freiwillig, ungeheure Ereignisse nicht miterleben. Zum erstenmal seit 1914 schalte ich mich aus; ich frage mich, ob das noch miterleben heisst.¹²

Die Fluchtgedanken, denen Bermann zu Beginn der Reise nachgegangen hatte, begleiteten ihn auch weiter; am 10. März, einen Tag nach der Ankunft in Kairo – «es ist der Tag, an dem Hitler mit Bayern fertig wird und Dollfuss in Österreich Diktatur zu machen scheint» – notierte er: «Ich rechne aus, dass ich mit meinem bisschen Geld hier etwa 8 Jahre leben könnte – und bekämpfe eine wütende Lust, auf diese Weise hier zu verlevantinieren.»¹³

In Kairo bestätigte sich für Bermann dann die Nachricht von der Konkurrenzexpedition: Almásy trifft Lady Clayton, die als Konkurrenz zugleich mit uns auch in die Wüste geht, bitterlich werden wir um die Sandflächen ringen. Ich kann mich nicht aufregen.¹⁴ Am 14. März brach die Expedition samt ihren vier Fords via Assiut zur Oase Kharga auf; von dort ging es mit einigen Zwischenstationen auf einem unbekanntem Weg durch den Gilf Kebir zur Oase Kufra. Nunmehr erwachte in Bermann der – zu Reisebeginn noch geleugnete – «Kolumbus-Trieb»: «Die Tatsache, dass wir in einem bisher noch von niemand erforschten Gebiet sind, steigert mir etwas zu Kopf; ich muss mir ein ziemlich knabenhaftes Vergnügen daran eingestehen.»¹⁵ Die Entdeckerfreude wurde indes schnell durch die unliebsame Er-

kenntnis gedämpft, dass ihnen die Konkurrenz zuvorgekommen war:

Vorschuss-Kolumbusse, die wir sind, Triumphatoren vor dem Erfolg! Während wir noch jubeln und prahlen, zeigt uns auf einmal die sinkende Sonne auf dem Boden vor uns zwei parallele Striche im Sand! Autospuren! Ja, in unseren unentdeckten Passweg ist kürzlich ein Auto hineingefahren: Und wir wissen gut, wer da ausser uns in der Libyschen Wüste spazierenfährt.¹⁶

Am 20. April erreichte die Expedition die 1931 von den Italienern eingenommene Oase Kufra – die Konkurrenzexpedition hatte sie am selben Tag in aller Frühe mit dem Ziel Zarzura verlassen. Almásy und seine Begleiter, die von den italienischen Offizieren der Besatzung freundlich aufgenommen wurden, legten eine sechstägige Erholungspause ein. Während Casparius fotografierte und Filmaufnahmen machte, erweckte die idyllische Schönheit der Oase in Bermann wiederum Fluchtgedanken:

[...] wir stehen zwischen seltsam verbogenen Palmenstämmen am Ufer eines tiefblauen Sees. Ein Streifen von Salz umsäumt das Wasser und blitzt in der Sonne wie Diamantenstaub. Bunte Libellen flitzen über den See; Vögel singen in allen Zweigen. Ein Tibuknabe treibt schwarze Lämmer vorüber; auf einmal springt er lachend ins salzige Wasser. Ich sitze auf einem Baumstamm und esse getrocknete Datteln, die ich von den Zweigen gerissen habe; sie sind unendlich würzig und süß. Es ist still und friedlich; ein lauer Wind streicht über den See. Ich fühle: hier könnte ich bleiben. Warum jemals wieder in das Weltgetümmel zurück?¹⁷

Almásy nutzte den Aufenthalt für Erkundigungen über die gesuchte Oase Zarzura. Einen alten Karawanenführer aus dem Stamm der Tibu, die ihren Hauptsitz im Hochland Tibesti in Französisch-Aquatorialafrika haben, fragte er im Beisein von Bermann beharrlich nach der Oase aus, die er im letzten Jahr vom Flugzeug aus fotografiert hatte. Der Alte tat zunächst, als kenne er sie nicht.

Almásy, mit einer Ruhe wie ein Pokerspieler, holte den alten Karawanenführer weiter aus. Er hütete sich, den Namen «Zarzura» in den Mund zu nehmen, hoffend, der Tibu würde ihn von selbst nennen. Aber nein, er nannte das mit Bäumen geschmückte Wüstental, das Almásy aus der Luft gesehen hatte, das Wadi «Abd el Melik», die beiden anderen, damals noch unentdeckten, das Wadi der Akazien und das Rote Wadi.

Wieder sahen Almásy und ich einander an. Abd el Melik! Die arabischen Worte bedeuten: «Knecht des Königs», und so mancher Diener Allahs trägt diesen gebräuch-

lichen Namen. Aber uns beiden steckte ein anderer König im Kopf, jener Perser Kambyses, dessen Armee einst auf dem Marsch durch die Libysche Wüste zugrunde gegangen war. Almásy und ich hatten die romantische Idee, wir würden irgendwo in der Wüste, vielleicht in Zarzura, Spuren von der Armee des Kambyses finden, am Ende die Schätze, die sie in den Tempeln und Palästen von Theben geraubt haben musste. – Abd el Melik? Welcher König steckte dahinter?

Ich war enttäuscht, als der alte Karawanenführer sagte, das Wadi Abd el Melik heisse so nach einem zeitgenössischen Abd el Melik, der dort einmal gelebt habe. Nicht ein «Knecht des Königs Kambyses»?¹⁸

Am 26. April brach die Expedition in Richtung Wadi Abd el Melik auf, am 27. hielt Bermann in seinem Tagebuch fest:

Erwache nach einer guten Nacht im Sand; erst Penderels Gratulation macht mich darauf aufmerksam, dass es mein 50. Geburtstag ist. Ich denke ganz vergnügt: eine gute Sache, die Nacht zu seinem Jubeltage in einem Sandloch der Sahara zugebracht zu haben; gar so alt bin ich offenbar noch nicht. – Während aufgeladen wird, sitze ich beiseite und mache eine Eintragung ins Tagebuch. Almásy ruft mich, ich habe wieder keine Ahnung, worum es sich handeln kann, gehe hin, finde zwischen den Autos einen Gabentisch aufgebaut, geschmückt statt mit Blumen mit zackigen Kalksteingewächsen und mit einer grossen bunten Gratulationszeichnung von Casparius.¹⁹

Am 30. April, unweit vom vermuteten Wadi, beschloss Almásy, einen Abstecher zu einer Felshöhle mit Steinzeichnungen zu machen, die sein Begleiter Clayton im letzten Jahr entdeckt hatte; Casparius wollte sie gern fotografieren. Hier hatte die Expedition ihr erstes Erfolgserlebnis:

Die Sonne geht eben unter, wir kehren zum Wagen zurück, als letzter Almásy, der hier oder dort in die Felsen steigt. Auf einmal ruft er uns freudig zurück. Er hat unweit von Claytons Giraffenhöhle eine zweite gefunden, mit vielen Zeichnungen. Wir können die eingravierten Figuren freilich jetzt eher tasten als wirklich sehen. Aber ich freue mich, da ich eine buschige Mähne erkenne, einen Schweif mit einer Quaste, – das Bild eines Löwen unter all den Giraffen. Viele andere Tierfiguren liegen schon völlig im Dunkel.

Kein Zweifel, diese zweite Höhle, die bisher nicht bekannt war, ist noch interessanter als die erste. Ganz ähnliche Höhlen mit eingeritzten Bildern tropischer Tiere hat Professor Frobenius im Fezzan entdeckt. Hier setzt sich die grosse Linie fort, die zu den anderen Steinzeithöhlen im Herzen Afrikas führt und schliesslich zu den Buschmannhöhlen in Südafrika.²⁰

Am nächsten Morgen fanden die Expeditionsteilnehmer noch zahlreiche weitere



*Die Almásy-Penderel-Expedition in der Libyschen Wüste (links Richard A. Bermann),
Frühjahr 1933. Fotografie von Hans Casparius.*

Felsbilder, zeichneten sie mit Kreide nach und filmten sie. Gegenüber diesem Erfolg erwies sich das Wadi Abd el Melik, das sie am 3. Mai erreichten, als eine tiefe Enttäuschung. Bermann, der erkrankt war, hielt in seinem Tagebuch fest:

Früh noch recht unwohl, esse kaum. Aufbruch um 9 Uhr, wir drei Europäer in 1 Wagen. Suchen Ing. Claytons Spuren nach Wadi Abd El Melik, finden sie, schlecht, dann die herrliche neue Airwheel-Spur der Lady Clayton, keine 14 Tage alt, die uns (100 km weit) direkt ins Wadi leitet. Diese berühmte «verlorene Oase», die Almásy genau vor 1 Jahr und 2 Tagen aus der Luft gesehen hat und in der nun, sicherlich zu seinem Schmerz, die Claytons vor ihm gewesen sind, erweist sich als 40 km langes Hochtal, recht trostlos, aber bestanden mit Hunderten von Seisal («Talh»-)Akazien, einigen Selim-Akazien, viel Gras und Dornestrüpp, die Bäume, soweit nicht von Heuschrecken abgefressen, grellgrün, das andere im Verdorren. Ein verlassenes Lager der Tibu-Hirten, mit Windschutz, Körben etc. und hoch oben am «Ras» (Talschluss), nahe der jetzt trockenen Quelle eine Art Hütte, ferner zahllose Kamelspuren und Mist beweisen, was wir schon wissen: dies ist die Wüstenalm für Uwenat und Kufra, wenn Wasser da ist.²¹

Durch die Erkenntnis, dass es sich beim Wadi Abd el Melik um eine Regenoase handelte, die unregelmässig in den Wirkungsbereich tropischer Sommerregen gelangte, erhielt auch die Tatsache, dass die, zum Teil recht sagenhaften, Nachrichten von ihr immer wieder verloren gingen und immer erneut auflebten, eine einfache Erklärung. Doch diese Erklärung vermochte Almásy, der ebenso sehr Forscher wie Abenteurer war, erheblich stärker zu befriedigen²² als Bermann, der den romantischen Legenden von Zarzura nachtrauerte. Am Abend nach der Durchquerung des Wadi Abd el Melik entdeckten Almásy und er einen weissschwänzigen kleinen Vogel von der Grösse eines Stars, den die Araber «Zarzur» nannten. Almásy erlegte den Vogel und präparierte ihn zum Ausstopfen, da es sich seiner Meinung nach um eine unbekannte Species handelte. Bermann schloss das Kapitel über das Wadi Abd el Melik in seinem Buch mit dem Satz: «So enden der kleine Vogel Zarzur und mein Traum von Zarzura, der Oase der kleinen Vögel.»²³

Da ihnen die Konkurrenz bei der Entdeckung des Wadi Abd el Melik zugekommen war, wollten Almásy und seine Gefährten zumindest die ersten sein, die die zweite unbekannte Oase betraten, das Wadi Talh – «wir müssen sie finden, sonst war die ganze Anstrengung sinnlos»²⁴, schrieb Bermann. Und bei diesem Wadi war die Expedition in der Tat erfolgreich. Während Bermann mit einer heftigen Ruhrerkrankung daniederlag, entdeckten Almásy und sein Chauffeur Sabr am 5. Mai den Zugang zum Wadi Talh, das etwa «zwanzig Kilometer lang und ganz voll von Bäumen», von «Talha Akazien»²⁵ war. Nach dieser Entdeckung schien Bermann die enttäuschungs- und entbehrungsreiche Expedition plötzlich in einem anderen Licht: «Die Entdeckung der Höhle mit den Giraffen- und Löwenbildern, der Besuch im Wadi des Königsknechts [Wadi Abd el Melik] die erfolgreich beendete Suche nach dem Wadi Talha, das sind Aktivposten unserer Expedition, die wir in die gemeinsame Rechnung eintragen dürfen.»²⁶

Am 6. Mai brachen die Expeditionsteilnehmer auf und fuhren mit einigen Zwischenaufhalten über die Südspitze des Gilf Kebir zur Oase Uwenat, wo sie auf eine italienische Militärmission und einen Professor aus Florenz stiessen. An der Quelle von Ain Dua wurde wiederum eine Ruhepause eingelegt, die Almásy mit der Jagd auf Gazellen, Casparius mit Filmen und Bermann, der sich von seiner Krankheit allmählich erholte, mit dem Schreiben des Expeditionstagebuchs und der Lektüre seiner Reisebücher, Herodots *Historien* und *Tausend und eine Nacht*,

verbrachte. Die am Südhang des Uwenat Massivs gelegene, von wenigen Tibus besiedelte Oase um die Quelle Ain Dua war 1923 vom ägyptischen Forscher Achmed Hassanein Bey²⁷ entdeckt worden, der unweit der Quelle auch einige in die Felsen geritzte Steinzeitbilder gefunden hatte. Als Almásy seinem Chauffeur Sabr am Abend des 14. Mai den Auftrag gab, «in einer der Felsenhöhlen eine Schlafstätte für Penderel zu finden», geschah etwas, was der ganzen Expedition eine unerwartete Wendung verlieh; Bermann hielt es in seinem Tagebuch so fest:

Sabr kommt (gegen 4 Uhr) zurück. Er hat ein Stück auf dem Berg eine Höhle gefunden – und in ihr das Bild eines Tiers! – Alm[ásy] stürzt (nackt) hin, holt dann den Professor, Kádár hisst mich über die Felsen – unglaublich viele und schöne Felsenbilder, Haustiere und Menschen in Ocker, in einer Höhle, wo die Askari zu schlafen pflegten! Da ich es dem Radiotelegraphisten erzähle, erfahren es die Askari, schwärmen aus, und in wenigen Viertelstunden werden noch 5 solche Höhlen entdeckt mit den (wahrscheinlich) besterhaltenen und interessantesten Troglodyten-Bildern, die je gefunden wurden. Ich glaube Kamele zu sehen, Streit mit Almásy, der es nicht wahrhaben will. Riesige Aufregung, diplomatisches Spiel, da Alm[ásy] seine (Sabrs?) Priorität in höflicher Weise festlegen will. Es gelingt, und die Italiener telegraphieren seinen Namen in die ganze Welt nach Florenz. Grosse Freude, fröhliches Nachtmahl mit Whisky.²⁸

In der elaborierten Fassung seines Zazura-Buchs schrieb Bermann:

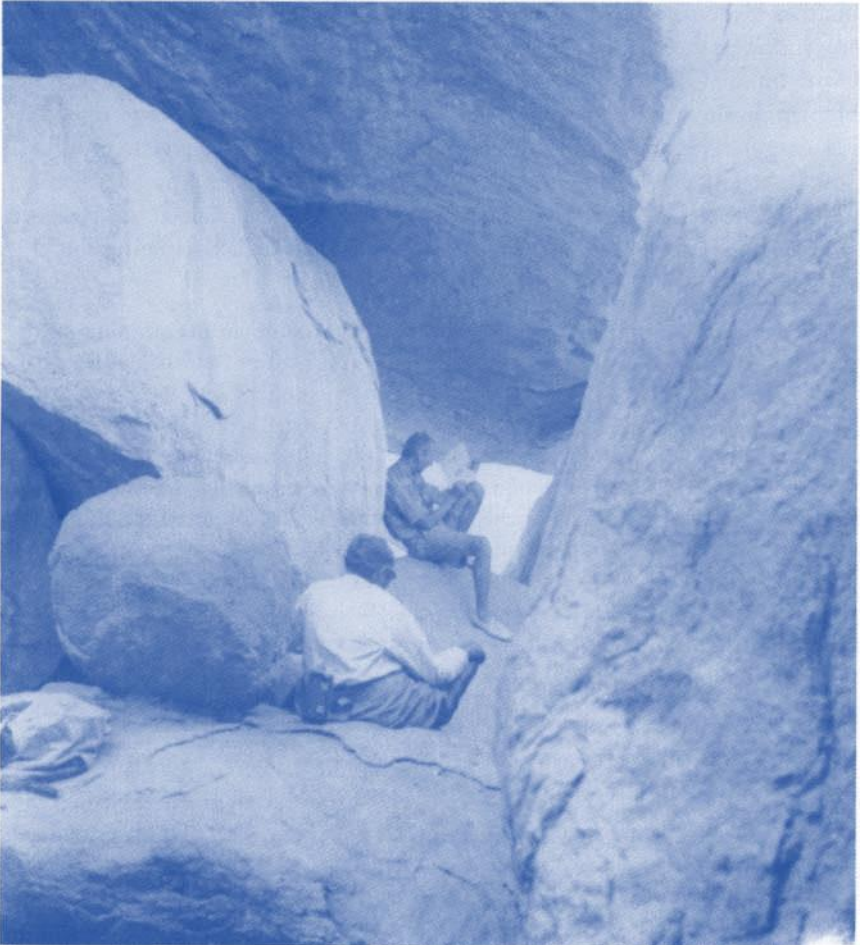
Was ich sehe, als ich in die Granithöhle trete, das ist nicht eine rote Kuh, sondern vierzig Kühe von jeder Art, in jeder Stellung, – erst sehe ich nichts als Kühe, dann erst bemerke ich, dass auch andere Tierfiguren an die Decke der Höhle gemalt sind – ja wohl, in Farben gemalt, nicht eingekratzt; das ist frisch und leuchtet wie die Fresken des Vatikans...

Mir schwindelt. Noch begreife ich wenig; aber doch schon, dass wir hier eine bedeutende Stätte prähistorischer Kunst gefunden haben, eine der Bilderhöhlen der Steinzeit, die für die frühe Geschichte des Menschen so wichtig sind. Ein libysches Gegenstück zu den spanischen Höhlen von Vallorta, von Altamira...

«Herrgott», stammle ich, «Herrgott, Almásy!»

[...]

Ein ganz flüchtiger Überblick zeigt uns, dass mehr als achthundert einzelne Bilder vorhanden sind. Die meisten stellen Rinder dar, einige Antilopen. Ein Tier von der Pferdegattung ist da, gestreift wie ein Zebra, aber sonst dem afrikanischen Wildesel ähnlich, – und Menschen sind abgebildet, schöne, nackte Menschen von einer barbarischen Anmut der Haltung!



*Richard A. Bermann (vorn) und L.E. von Almásy bei den Felsbildern von Uweinat.
Fotografie von Hans Casparius*

[...] Noch können wir nach so wenigen Stunden die volle Bedeutung der Entdeckung nicht ganz überblicken. Aber schon heute, an diesem ersten, beglückenden Abend, wissen wir, die Gefährten Almásys, dass wir nicht umsonst diese Woche in dem glühenden Steinkreis von Uwenat zugebracht haben, sondern dass unserer Expedition ein Erfolg in den Schoss fällt, der alle Mühen reichlich belohnt.²⁹

Die nächsten drei Tage verbrachten die Expeditionsteilnehmer damit, die Stein-

zeichnungen und Höhlenmalereien zu fotografieren, zu filmen und abzuzeichnen. Am 17. Mai traten sie die Rückreise über die Oase Kharga nach Kairo an, das sie am 24. Mai erreichten. Bermanns Befriedigung über den Erfolg der Expedition wurde auch durch politische Meinungsverschiedenheiten mit Almásy, die auf der Rückreise auftraten, nicht wesentlich getrübt:

Nach dem Essen langer Disput mit A[Imásy] (d.h., ich disputiere keineswegs) um den nächsten Krieg. A[Imásy] für Ausrottung der Menschheit ausser den Bauern und nachher ein (sein) Robinsondasein in den Trümmern, wobei er dann Höhlenzeichnungen von Autos und Flugzeugen zu machen wünscht. Lasse ihn reden; ich weiss, dass die Welt in die Hand solcher Leute (andere sind im Grunde weniger wohlmeinend) gerät. Dagegen hilft, scheint es, keine Diskussion, sondern im Ernstfall das, woran ich öfter denke.³⁰

Die entsprechenden Gedanken teilte Bermann nicht einmal seinem handschriftlichen Tagebuch mit.

Von der politischen Entwicklung in Europa erhielten die Expeditionsteilnehmer in Kairo seit über acht Wochen erste Nachrichten. «Meine Post enthält niederschmetternde Einzelheiten über das Hitlerregime in Deutschland», notierte Bermann, und: «Ich lese in den Zeitungen niederschmetternde Einzelheiten aus Deutschland».³¹ Vor allem wegen der Zukunft seines jüdischen Freundes Hans Casparius, der in Berlin lebte, war Bermann beunruhigt.³²

In Kairo konnte Bermann auch die – unter vermischten Kulturnachrichten versteckte – anonyme Gratulation lesen, die am 27. April im *Berliner Tageblatt* zum 50. Geburtstag des einstigen Sonderkorrespondenten der Zeitung erschienen war:

Arnold Höllriegel, unser langjähriger Mitarbeiter, wird heute fünfzig Jahre alt. Er hat, ein geborener Wiener, viele Städte und Länder in allen Erdteilen gesehen und sie, mit ihren grossen und kleinen Schönheiten, beschrieben und ihr naturhaftes und kulturelles Leben seinen Lesern, die, worüber wir uns freuen, zumeist auch die Leser unseres Blattes waren, nahegebracht. Höllriegel gehört zu den sehr seltenen journalistischen Erzählern. Er ist kein rasender, sondern ein rastender, ein verweilender Reporter. Er kann, eine Wiese beschreibend, Schottland darstellen; er kann, in einem Hochhaus schlenkernd, New York erleben; er kann, ein fremdes Buch besprechend, eine ganze fremde Welt belichten. Er huldigt, als Journalist und Dichter, der induktiven Methode, er wandelt das Kleine ins Grosse. Er ist kein Stirnrunzler und Grübler, sondern ein natürlich heiterer Betrachter und Begutachter der problematischen Dinge und Menschen dieser

Welt, für die er alle ein brüderliches Herz im Busen trägt. Von Höllriegel ist eine Reihe von Reisebüchern und Romanen erschienen: in seinen Romanen ist die grosse wirkliche Welt und in seinen Reisebüchern die Romantik des alten Globetrotters enthalten. Seine seltene Weltbefahrenheit und Welterfahrenheit gipfelt in der Erforschung und Auffindung des Idylls. In dessen Beschreibung ist er ein Meister. Er weiss, wie rasend schnell sich die Welt und Zeit dreht, aber er weiss auch, dass, wer langsam durch beide hindurchfährt, auch zu ihrem und seinem Ziel kommt. Insbesondere ist er immer langsam genug gefahren, um überall das besondere Wesen und den besonderen Wert von Menschen zu erkennen und ihr besonderes Gesicht zu entdecken. Von der Grösse und Weite der Ausbeute, die ihm dabei zugefallen ist, braucht man unseren Lesern kein Bild zu geben; sie haben es, durch Hunderte von Beiträgen, miterlebt.³³

Am 25. Mai schrieb Bermann in Kairo in sein Notizbuch: «Kann nicht arbeiten. Für wen denn?»

Dass Bermann nach seiner Rückkehr nach Wien nicht ‚den Kopf in den Sand steckte‘, sondern all seine Energie, seine Mittel und Fähigkeiten einsetzte, um Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu leisten, wird in den nächsten Kapiteln ausführlich dargestellt; hier gilt es noch, die Wirkungsgeschichte der Expedition vom Frühjahr 1933 nachzutragen. Die Berichte von der Expedition publizierte Bermann in einer «Die Oase der kleinen Vögel» überschriebenen Artikelserie vom August bis zum Oktober 1933 in der Wiener *Neuen Freien Presse*³⁴, zahlreiche Einzelbeiträge folgten zwischen 1933 und 1937 im *Wiener Tag* und der *Stunde*. Aus einer Bearbeitung dieser Beiträge entstand das Buch *Zarzura, die Oase der kleinen Vögel*, das 1938 zugleich im Zürcher Verlag Orell Füssli und der nach Zürich emigrierten Büchergilde Gutenberg erschien. Das Buch enthielt zahlreiche Fotos von Hans Casparius, dessen Aufnahmen von den Höhlenbildern aus Uwenat nach 1933 nicht nur in der wissenschaftlichen Welt für Aufsehen sorgten.

Almásy informierte den Frankfurter Afrikanisten und Kulturanthropologen Professor Leo Frobenius über die entdeckten Höhlenbilder, der daraufhin gemeinsam mit Almásy und einem Forschungsteam von Oktober bis Dezember 1933 eine Expedition nach Uwenat unternahm. Bei dieser Expedition wurden die Felsbilder vollständig aufgenommen, abgezeichnet und fotografiert.³⁵ Almásy selbst veröffentlichte das Ergebnis seiner Forschungsreisen aus den Jahren 1932 bis 1936 in einer Schriftenreihe der Königlichen Geographischen Gesellschaft Ägyptens, und



Richard A. Bermann in der Libyschen Wüste, Frühjahr 1933. Fotografie von Hans Casparius

auch der Geograph Dr. Laszlo Kádár publizierte zahlreiche Arbeiten über die auf der Expedition unternommenen Forschungen.³⁶ Penderel³⁷, Kádár und Bermann wurde die Ehre zuteil, über die Expedition und ihre Ergebnisse auf einer Sitzung der Royal Geographical Society zu berichten.³⁸ Die Sitzung fand am 8. Januar 1934 in London statt; Bermann hielt einen Vortrag, der den Titel «Historie Problems of the Libyan Desert»³⁹ trug. Bei dieser Gelegenheit wurde zum ersten und vermutlich zum einzigen Mal auch der Film (oder einer seiner Teile) gezeigt, den Casparius während der Expedition gedreht hatte.⁴⁰

Bermann schloss sein Referat über die Geschichte der Erwähnungen der Oase Zarzura und die Entdeckungen der Oasen im Gilf Kebir mit der Feststellung, dass

die Expedition zweifellos eine Reihe von Forschungsproblemen gelöst habe:

Aber Zarzura? Ich wage nicht zu behaupten, dass wir die sagenumwobene «Oase der kleinen Vögel» wirklich gefunden haben. Wer weiss, was der Grosse Sandsee noch immer verbirgt? Fast gleichzeitig mit unserer Expedition hat Leutnant Orde Wingate seinen mutigen Marsch durch die Sandwüste um Ain Dalia unternommen. Er hat keine Oase entdeckt, aber zahlreiche interessante Artefakte gefunden. Es scheint nicht unmöglich, dass irgendeine unbekannte Senke im Sandsee noch immer Quellen, Palmen, Bäume und, soweit wir wissen, «die weisse Stadt» Zarzura verbirgt. Ich persönlich hoffe beinahe, dass die schöne alte Legende niemals durch eine simple Entdeckung entzaubert wird.⁴¹

Das freilich war eine Hoffnung, die von Almásy nicht geteilt und bald zunichte gemacht wurde. Am 3. Oktober veröffentlichte Bermann im *Wiener Tag* einen Artikel, der «El Melik» überschrieben war:

L.E. von Almásy, an dessen Wüstenexpedition ich im Jahre 1933 teilgenommen habe, tritt plötzlich in mein Zimmer. Wir haben einander lange nicht gesehen; ich habe mich in Amerika herumgetrieben und er sich in Ägypten.

Er legt eine Broschüre auf meinen Tisch, einen soeben erschienenen Bericht über seine vielen und wertvollen Forschungsreisen in der Libyschen Wüste, den die Königliche Geographische Gesellschaft in Kairo veröffentlicht hat. Er zeigt mir, dass ich darin vorkomme, und ich freue mich. Doch etwas für die Unsterblichkeit getan!

Dann sagt Almásy lächelnd: «Sie finden darin einen Bericht über mein Zusammenreffen mit Abd el Melik.»

Da springe ich aufgeregt vom Stuhl.

[...]

L. E. von Almásy, dem die Natur für seinen Beruf als Forschungsreisender grosse Qualitäten mitgegeben hat, insbesondere einen fast unglaublichen Spürsinn, hat seither in den Jahren, die er meist in Ägypten, nahe oder in der Wüste zugebracht hat, nicht aufgehört, sich nach diesem rätselhaften Abd el Melik zu erkundigen. Schliesslich sagte ein Flüchtling, der nach dem Überfall der Italiener im Jahre 1931 Kufra verlassen hatte, er habe Ibrahim Abd el Melik gekannt, und er sei damals, für die Senussi kämpfend, gefallen.

Aber im Winter 1936 trat auf einmal ein alter Mann in das Haus des Paschas, bei dem Almásy in Kairo wohnt. Er sagte, «Wenn ich gewusst hätte, dass du es bist, der mich sucht, o Vater des Sandes, hätte ich mich schon früher gemeldet. Ich habe immer nur gehört, jemand erkundigt sich nach mir und hielt es für klüger, zu schweigen, denn ich bin ja ein Flüchtling. Aber da du es bist... Ich bin Ibrahim Abd el Melik, vom Stamme der Zueia.»

Abu Ramla, Vater des Sandes, nennen die Araber den unermüdlichen Erforscher des Sandmeeres, Almásy. In diesem Augenblick hätte er den alten Kameltreiber, der vor ihm stand, am liebsten umarmt.

Der Bericht, den Abd el Melik Almásy über die Namensgebung der Oase gab⁴², ist kurz und ernüchternd. Der Gross-Senussi, der vor den Italienern die Oase Kufra beherrschte, brauchte einst für eine Karawane nach Siwa Kamele, hatte aber keine zur Verfügung. Abd el Melik aber wusste, dass die Tibu eine grössere Kamelherde in einer Oase versteckt hielten und erbot sich, sie dem Gross-Senussi gegen eine Belohnung zu bringen. Da er im Besitz eines italienischen Schnellfeuergewehrs war, gelang es Abd el Melik, die Tibu zu überwältigen und dem Gross-Senussi 26 Kamele zu bringen. Wegen dieses Überfalls führten die Tibu dann vor dem Gross-Senussi Klage, und, so erzählt Bermann das Ende der Geschichte:

Der Gross-Senussi gab dem getreuen Abd el Melik, der seine Hände und Füsse küsste, ein Geschenk von Medschidie-Talern. Den Tibu aber sagte er, sie hätten die Wahl: entweder sollten sie die Kamele, die Abd el Melik gebracht hatte, freiwillig für die Karawane nach Siwa zur Verfügung stellen, oder aber sie sollten sie zurücknehmen. In diesem Falle, und zur Strafe für ihre Verstocktheit, sollte es ihnen aber verboten sein, das Tal, in dem Abd el Melik gewesen war, je wieder als Weide zu benutzen, «haram» sollte es von nun an sein, verboten, und es sollte zu Ehren des getreuen Knechtes den Namen tragen: «Abd el Melik». Die Tibu, die auch für Geld ihre Kamele nicht hergeben wollten, verzichteten lieber auf die weitere Benutzung der geheimen Alm in den Schluchten des Wüstengebirges.

«Und darum, o Vater des Sandes», sagte der alte Ibrahim Abd el Melik zu L.E. von Almásy, dem ungarischen Junker, der sein ganzes Leben darangesetzt hat, die verlorene Oase Zarzura der arabischen Legenden zu finden, «und darum nennt man diese Weide und diesen Quell im Gebirge jetzt das Wadi Abd el Melik. Aber, wisse, vorher hiess das Tal → Der lange, magere Ungar Almásy hielt den Atem an. – «Zarzura», sagte der alte Zueia Abd el Melik, als spräche er etwas Belangloses aus.⁴³

Almásy war nicht nur ein passionierter Entdecker und waghalsiger Abenteurer, sondern auch ein sorgfältiger Wissenschaftler. Er verglich die geographischen Angaben aus dem Bericht Abd el Meliks sorgfältig mit seinen eigenen Forschungen und stellte fest, dass sie in allen Teilen übereinstimmten:

Daher sehe ich keinen Grund, an der Glaubwürdigkeit auch des übrigen Teils seiner Aussage zu zweifeln, obwohl sich das Wadi Zarzura der Wirklichkeit mit jenem der beduinischen Legenden an Pracht und Reichtum gewiss nicht messen kann.

Doch ist nicht die Tatsache des Vorhandenseins einer Oase im Innern der bisher unerforschten Wüste um vieles überzeugender als Märchen und Legenden?⁴⁴

Dieser Auffassung vermochte Bermann sich nicht anzuschließen. Er kommentierte die Auflösung des Rätsels um die Oase Zarzura, das ihn auf eine «Flucht vor den unerträglich gewordenen politischen Verhältnissen in Mitteleuropa»⁴⁵ in die Libysche Wüste gelockt hatte, mit einer Bemerkung, die zugleich den Schluss seines Buchs bildet: «,Schade’, sagte ich in einer plötzlichen Aufwallung. ,Denn eigentlich bin ich mehr für Märchen als für Wirklichkeiten.’»⁴⁶

Anmerkungen

- 1 Arnold Höllriegel: Amazonia Mysteriosa. In: BT Jg. 61, Nr. 310 (2.7.1932) 1. Beiblatt.
- 2 Vgl. dazu auch: Arnold Hoellriegel: Die Grenze zwischen Ägypten und Libyen. In: Die Stunde Jg. 13, Nr. 3 788 (25.10.1935) S. 3.
- 3 Über die alten Quellen und modernen Reiseberichte, in denen die Oase Zarzura erwähnt wird, berichtet Almásy sorgfältig in seinem Buch: L.E. Almásy: Unbekannte Sahara. Mit Flugzeug und Auto in der Libyschen Wüste. Bearbeitet von Hansjoachim von der Esch. – Leipzig: Brockhaus. 4. Auflage. 1943 [1939], S. 66-73. – Fortan abgekürzt zitiert als: Almásy, Unbekannte Sahara.
- 4 Arnold Höllriegel: Suchen wir Zazura! Eine verschollene Oase. In: BT Jg. 59, Nr. 577 (7.12.1930) 1. Beiblatt.
- 5 Arnold Höllriegel: Die Oase der kleinen Vögel. In: BT Jg. 61, Nr. 396 (21.8.1932) 5. Beiblatt.
- 6 Arnold Hoellriegel: Zarzura, die Oase der kleinen Vögel. Die Geschichte einer Expedition in die Libysche Wüste. Mit 77 Aufnahmen von Hans Casparius und einer Karte von Dr. Ladislaus Kádár. – Zürich, Prag: Büchergilde Gutenberg 1938, S. 15. – fortan abgekürzt zitiert als: Zarzura.
- 7 Almásy, Unbekannte Sahara, S. 126, schreibt über die Schwierigkeiten, die sich der Expedition entgegengestellt hatten: «Soweit sie geldlicher Natur gewesen waren, hatte mir mein österreichischer Freund, der Schriftsteller Dr. R. Bermann, in überaus dankenswerter Weise geholfen, sie zu überwinden.»
- 8 Zarzura, S. 15.
- 9 Nachlasstyposkript Bermanns, überschrieben: Arnold Höllriegel, Tagebuch von der Saharafahrt 1933, 71 S., S. 1. Faksimile und Teilabdruck in: «Deutsche Intellektuelle...», S. 32-34. Das Typoskript wird im Folgenden abgekürzt zitiert als: Saharafahrt.
- 10 Almásy, Unbekannte Sahara, S. 126.
- 11 Saharafahrt, S. 2-3.
- 12 Saharafahrt, S. 3.
- 13 Ebd. S. 5 und 6.
- 14 Ebd. S. 6.

- 15 Zarzura, S. 68.
- 16 Ebd. S. 69/70.
- 17 Ebd.S. in.
- 18 Arnold Hoellriegel: Abd el Melik. In: Der Sonntag Nr. 185, Beilage des Wiener Tag Jg. 16, Nr. 5139(3.10. 1937) S.6-7.S.6.
- 19 Saharafahrt, S. 45-46.
- 20 Zarzura, S. 130.
- 21 Saharafahrt, S. 51.
- 22 Vgl. Almásy, Unbekannte Sahara, S. 137.
- 23 Zarzura, S. 143, vgl. ähnlich Saharafahrt, S. 51/52.
- 24 Zarzura, S. 144.
- 25 Ebd. S. 149.
- 26 Ebd. S. 151.
- 27 Über Hassanein Bey schrieb Bermann in seinem Tagebuch von der Saharafahrt 1933: «10. März. Kairo. Vormittag nimmt mich Almásy mit in den Abdin-Palast; wir besuchen den Ersten Kämmerer des Königs Fuad, Ahmed Mohammed Hassanein Bey; er ist der berühmte Forschungsreisende, der 1923 (in beduinischer Tracht, mit Kamelen reisend) Kufra besucht und die Oasen Arkonu und Uwenat entdeckt hat. Sein Vater, beduinischer Abstammung, ist Sheikh von El Azhar; der Sohn ist in Oxford erzogen, sehr vergeistigt, ein feines Profil, gescheit, lebhaft, ein Mensch, mit dem ich gleich Kontakt habe, so dass es mir schwerfällt, von Zeit zu Zeit ‚Exzellenz‘ zu sagen. Es schmeichelt mir doch, dass dieser Mann mein Mahdi-Buch nicht nur sehr lobt, sondern sogar genau gelesen hat.» – In Bermanns Nachlass befindet sich ein mit handschriftlicher Widmung und Datierung («Cairo 1933») versehenes Exemplar von: A. M. Hassanein Bey, Rätsel der Wüste. – Leipzig: Brockhaus 1926.
- 28 Saharafahrt, S. 64.
- 29 Zarzura, S. 174/75.
- 30 Saharafahrt, S. 6 5.
- 31 Saharafahrt S. 69.
- 32 Vgl. ebd. S. 70/71.
- 33 Anonym: Arnold Höllriegel. In: BT Jg. 62, Nr. 112 (27.4. 1933) S. 3-4.
- 34 Beginn: Neue Freie Presse Nr. 24769 (27.8. 1933) S. 21-22, Ende: Neue Freie Presse Nr. 24 832 (29.10. 1933) S. 26.
- 35 Die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse von der Expedition erfolgte erst nach dem Zweiten Weltkrieg: Vgl. Hans Rhotert: Libysche Felsbilder. Ergebnisse der XL und XII. deutschen inner-afrikanischen Forschungsexpedition (DIAFE) 1933/1934/1935. – Darmstadt 1952.
- 36 Vgl. z.B. Ladislav [sic] Kádár: A Study of the Sand Sea in the Libyan Desert. In: Geographical Journal 83 (1934) S. 470-479.
- 37 Vgl. H.W. G.J. Penderel: The Gilf Kebir. In: The Geographical Journal 83 (1934) S. 449-456.
- 38 Aus den Archivalien der Royal Geographical Society geht hervor, dass deren Präsident von Sir Reginald Wingate auf die Bedeutung der Entdeckungen der Expedition Almásys und in diesem Zusammenhang auf Bermann hingewiesen wurde. Bermann hatte Wingate am 23.

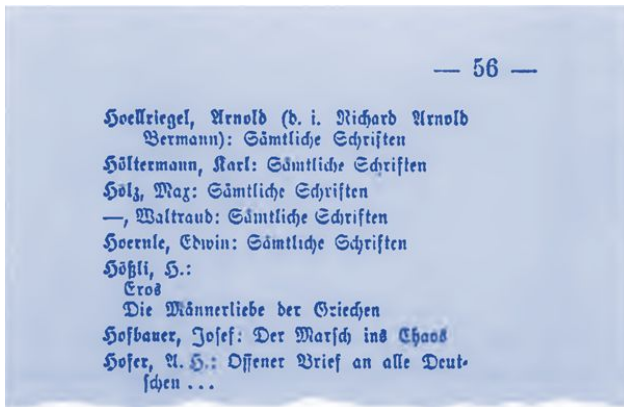
April aus Kufra und am 20. Mai 1933 aus Kharga über die Ergebnisse der Expedition berichtet; Wingate leitete diese Briefe an den Präsidenten der Royal Geographical Society weiter (Archiv der R.G.S.).

- 39 Mit der anschließenden Diskussion und Fotos von Hans Casparius abgedruckt in: *Geographical Journal* 83(1934) S. 450-469.
- 40 Aus der Korrespondenz der Royal Geographical Society (Brief an Universal Pictures, London vom 15. Januar 1934) geht hervor, dass der ungeschnittene Film von den Universal Pictures, Wien, an die Filiale nach London ausgeliehen wurde, die sie der Royal Geographical Society zur Verfügung stellte. In einem Brief der Universal Pictures, London (vom 16.2. 1934) an die Royal Geographical Society wird (für zollamtliche Zwecke) die folgende Inhaltsangabe verwendet: «So far as our knowledge goes this was a short film of 800 feet, in silent form and untitled, which showed desert scenes mainly of an educational type, and showing large rock formations etc. bearing what seemed to be ancient signs and designs which were being pointed out by a member of the party with the Expedition» (Archiv der Royal Geographical Society). Hans Casparius teilt in seinen Erinnerungen mit, dass der Film bei einem Bombenangriff auf Berlin vernichtet wurde, vgl. Hans Casparius: *In My View. A Pictorial Memory. With an Introduction by Silvia Beamish.* – Lemington Spa, Hamburg, New York: Oswald Wolff Books, Berg Publishers 1986, S. 65.
- 41 Ebd. S. 463 (Übers. H.-H. M.). – Auch Almásy, *Unbekannte Sahara*, S. 139, resümierte das Ergebnis der Expedition in dieser Hinsicht kritisch: «Die Expedition des Frühjahrs 1933 hatte das Zarzuraproblem seiner endgültigen Lösung um ein gutes Stück nähergebracht. Doch nach meinem Dafürhalten war das Ziel, das ich mir gesetzt hatte, nicht erreicht, solange es mir nicht gelungen war, das Wadi Talh – das ich bisher nur gesehen hatte – zu betreten und ausserdem den Nachweis zu erbringen, dass eins der Täler im Gilf Kebir in früherer Zeit den Namen Wadi Zarzura getragen hatte.»
- 42 Er findet sich, sorgfältig protokolliert, bei Almásy, *Unbekannte Sahara*, S. 158-164.
- 43 Arnold Hoellriegel: Abd el Melik. In: *Der Sonntag* Nr. 185, Beilage des Wiener Tag Jg. 16, Nr. 5 139(3.10. 1937) S.6-7, S. 7.
- 44 Almásy, *Unbekannte Sahara*, S. 164.
- 45 *Saharafahrt*, S. 1.
- 46 *Zarzura*, S. 216.

Rückkehr in eine veränderte Welt

Von der Wüstenexpedition kehrte Richard A. Bermann in eine veränderte Welt zurück. Deutschland, seine wichtigste literarische Wirkungsstätte, war ihm nun verschlossen.

Seinen 50. Geburtstag am 27. April 1933 hatte er in einem Sandloch in der Libyschen Wüste verbracht. In der Morgenausgabe dieses Tages hatte ihm das *Berliner Tageblatt* einen ehrenvollen Gratulationsartikel gewidmet und ihm gleichzeitig – wegen seiner jüdischen Herkunft – einen Kündigungsbrief nach Kairo geschickt.¹ In Deutschland gingen Bermann auch die Leser seiner Bücher verloren. Auf der «Liste 1 des schädlichen und unerwünschten Schrifttums» der Reichsschrifttumskammer vom Oktober 1935 wird «Höllriegel, Arnold (d. i. Richard Arnold Bermann)» mit «sämtlichen Schriften» aufgeführt.



Aus: Liste 1 des schädlichen und unerwünschten Schrifttums. Bearbeitet und herausgegeben von der Reichsschrifttumskammer. Stand vom Oktober 1933

Im Nachruf auf seinen früheren Berliner Verleger Samuel Fischer in der *Stunde* vom 17. Oktober 1934 (s. a. S. 320 f.) schreibt Bermann zur Indizierung seiner Bücher:

[...] An dem Tage, da der Verlag S. Fischer mir mitteilen musste, er dürfe meine Werke, die dem «Kampfbund für deutsche Kultur» *unerwünscht* seien, nicht weiter vertreiben,

habe ich nicht einen einzigen bösen Gedanken in Richtung der Berliner Biilowstrasse entsandt. Jene literarischen Kiebitze, denen kein Spiel zu hoch ist, haben, als Herr Goebbels aus vorwiegend Fischerschen Verlagswerken seinen Scheiterhaufen erbauen liess, gefunden, der alte Sami hätte sich oben draufsetzen müssen. Da er es nicht tat, schimpften sie: gleichgeschaltet! Sie fanden, er hätte Gerhart Hauptmann aus seinem Verlagshaus jagen müssen, als der Dichter der «Weber» seinen Jugendidealen abtrünnig wurde; und als ein junger Fischer-Autor ein Fischer-Buch gar Herrn Göring dedi-zierte, mit Samis eigenen Drucklettern, da hätte Sami sich natürlich freiwillig ins Konzentrationslager begeben sollen!

Er tat nichts so Heroisches. Und der Verlag S. Fischer, den sogar Herr Goebbels bisher nicht umzubringen gewagt hat, lebt unterdessen weiter und verlegt weiter gute Bücher, trotz allem. Er hat nach seiner «Gleichschaltung», immerhin, Richard Beer-Hofmanns wunderbares Drama «Der junge David» verlegt, das das nicht gleichgeschaltete Burgtheater, immerhin, seither nicht aufgeführt hat. [...]

Später, bei der Beantwortung des Fragebogens für die American Guild for German Cultural Freedom im Mai 1937, zählte sich Bermann zur deutschen Emigration:

Meine Bücher werden im Deutschen Reich teils verboten, teils als ‚unerwünscht‘ unterdrückt, meine journalistische Tätigkeit für deutsche Blätter wurde unterbunden.

Ich gehöre zur deutschen Emigration, weil ich mir meine Zugehörigkeit zur deutschen Nation nicht von Herrn Goebbels verbieten lasse, der allerdings meinen Ausschluss von meiner vormaligen literarischen Wirkungsstätte durchzusetzen die Macht hatte.²

Auch das politische Gesicht Österreichs hatte sich bei Bermanns Rückkehr verändert. Um dem Erstarken der nationalsozialistischen Bewegung zu begegnen, hatte Dollfuss im März 1933 die parlamentarische Verfassung durch einen Staatsstreich aufgehoben und war dabei, die berufsständische Verfassung des autoritären Ständestaates vorzubereiten, die am 30. April 1934 von dem an sich beschlussunfähigen Nationalrat angenommen wurde.

Zu Bermanns 50. Geburtstag hatte der Wiener Verlag E.P. Tal seinen, Elisabeth Bergner gewidmeten, Napoleon-Roman *Das Mädchen von St. Helena* herausgebracht.³ Wie zwei Artikel Bermanns im *Prager Tagblatt* aus dem Jahre 1921, zum 100. Todestag Napoleons, belegen⁴, hatte er sich schon lange zuvor mit Napoleons letzten Lebensjahren im Exil auf St. Helena beschäftigt; möglicherweise geht sein

Interesse daran auf eine Reise nach Elba im Jahre 19 n zurück.

Der Roman fand gute Kritiken in Österreich wie in Deutschland. Selbst das *Berliner Tageblatt* rühmte ihn am 4. Juni 1933 und zählte ihn «zu jenen stillen, kultiviert geschriebenen Büchern, die in Zeiten politischer Höchstspannung eine Sonderstellung einnehmen und deshalb gerade einen eigenen Reiz ausüben».⁵

Eine besonders ausführliche Rezension, die auch auf das Problem historischer Erzählungen einging, veröffentlichte der namhafte Berliner Literaturkritiker Julius Bab in der von Walter Goetz und Theodor Heuss herausgegebenen Zeitschrift *Die Hilfe* vom 16. September 1933; Bab ordnete dabei das Buch einer eigenen Kunstform, der «romanisierten Historie», zu:

Romanisierte Historie

Von Julius Bab

Was ich mit einer «romanisierten Historie» meine, das ist nicht etwa dasselbe wie ein «historischer Roman». Obwohl die Dinge natürlich nahe beieinander liegen und es viele Übergänge und keine scharfe Grenze zwischen den beiden Begriffen gibt. Aber das ist bekanntlich zwischen allen Gegensatzpaaren der Geisteswelt so – sogar zwischen Tag und Nacht, und beweist nichts gegen die Bedeutsamkeit des Unterschiedes. In einem historischen Roman herrscht die dichterische Form, der Wille, ein bestimmtes Grundgefühl auszudrücken, und der Verbrauch geschichtlicher Tatsachen als Stoff, als blosser Rohstoff. In einer romanisierten Historie herrscht der Wille, als wahr und bedeutsam erkannte geschichtliche Tatsachen durch künstlerische Form eindringlich zu machen. (Und es ist ganz klar, dass diese Art der Erzählung unmittelbar an eine in jüngster Zeit sehr verbreitete Art der Geschichtsschreibung grenzt.) [...]

Nächster Anlass der Betrachtung und vorzügliches Beispiel für romanisierte Historie ist ein kleines Buch von Arnold Höllriegel «*Das Mädchen von Sankt Helena*», erschienen bei Tal & Co. in Wien. Höllriegel ist ein Autor ganz besonderer Art. Bekannt geworden ist er vor allem als Reiseschriftsteller. Aus allen Teilen der Welt, vom Amazonasstrom bis nach Kanada, von Neuseeland bis nach Japan, von Südafrika bis nach Irland hat er in die grossen Zeitungen seine Reiseberichte gesandt. Sie unterscheiden sich aber sehr merklich von den Berichten aller anderen, auch der tüchtigen und interessanten Reisejournalisten. Sie zeugen nämlich nicht nur von jener Sachkenntnis, in der scharfzüchtige eigene Anschauung von gründlichen Studien gestützt wird, sie haben eine dichterische Kraft in der Vermittlung des Eindrucks. Beinahe jeder von Höllriegels vielen Reiseberichten rundet sich um irgendein kleines, sinnbildlich bedeutsames

Ereignis und erhält so künstlerische Form und Wirkung. Und wenn das sozusagen romanisierte Geographie ist, so versucht sich dieser Autor auch (und mit diesem Buch nicht zum ersten Male) in romanisierter Historie! Die geschichtliche Überlieferung hat ihm einen so grossen Eindruck gemacht, dass er sich von ihm darstellerisch befreien musste – aber nicht wie ein Dichter, der in der Historie nur zufällig Spiegelung des eigenen Erlebens sieht, sondern wie ein echter Historiker, dem das Geschichtliche selber zum Erlebnis wird. Das reizende Buch, das Höllriegel hier geschaffen hat, ist kein historischer Roman, aber es ist eine ausgezeichnet romanisierte Historie.

Das Mädchen von Sankt Helena, für das sich Höllriegel so sehr interessiert, dass er uns mit seinem Interesse anstecken kann, ist eine durchaus historische Person; sie hiess Betsy Balcombe und hat, als eine verheiratete und verwitwete Mrs. Abell ihre Memoiren geschrieben. Als sie schrieb, war sie schon eine alte Dame in einem Vorort von London; aber als sie fünfzehn war, lebte sie auf Sankt Helena und war eine Spielgefährtin des verbannten Kaisers Napoleon. Dass sie Napoleons «letzte Liebe» gewesen sei, das zu behaupten ist ein sentimentalere Unfug, dessen Höllriegel sich nicht schuldig macht. Aber die Dinge waren so: als Napoleon auf Sankt Helena landete, war die Farm Longwood, die zu seinem Quartier umgebaut wurde, noch nicht fertig, und er bezog nach eigener Wahl einen Gartenpavillon in dem schönen Besitz des Kaufmanns Balcombe, der The Briars (Die Heckenröschen) hiess. Von der umfangreichen Familie des Kaufmanns konnte aber ausser dem Hausherrn nur die kleine Betsy einigermaßen französisch sprechen, und da sie ausserdem ein sehr frisches, gescheites, lustiges Kind war, freundete sich der Kaiser mit ihr in diesen Wochen sehr an. All die drolligen Kleinigkeiten, die man am ersten für dichterischen Aufputz halten möchte, sind historisch fast ganz so überliefert, wie sie Höllriegels Buch erzählt: auch wie sie Blindekuh spielen, auch wie die wilde Göre auf den Kaiser mit seinem eigenen Prunkdegen losgeht; [...] Das alles ist wahr, und Höllriegel hat eigentlich nichts getan als dies sehr gut erzählt, mit kleinen psychologischen Ergänzungen, die sich aus dem lebendigen Vortrag fast von selbst ergeben.

Echt ist auch die Gestalt des Sklaven Toby, der als Gärtner bei Balcombe lebt, und den Napoleon befreien wollte. Freilich, Toby war ein Malaie, nicht ein Maori-Häuptling, wie Höllriegel erzählt, um in seinem Schicksal eine Art Parallele mit Napoleon zu geben. [...] Aber sonst ist mit grosser Kunst und vollkommener Treue der Dienst an dem geschichtlichen Stoff geleistet. Die Szene z.B. wie vor den Augen der von wilden Gerüchten masslos aufgeregten Familie Balcombe zum ersten Mal eine Reitergruppe auftaucht, auf dem Hohlweg über den Briars, und in dieser Gruppe ist Napoleon – diese Szene kommt ganz so in den Memoiren von Betsy vor. Auch vom Diamantstern, den der Kaiser trägt, ist dort die Rede. Und nur die leise Betonung, dass es eben das Aufleuchten der Sonne in dem Stern ist, das in der fernen Reitergruppe den Kaiser erkenntlich macht – nur diese Betonung ist eigentlich von Höllriegel; aber sie eben ist

eine dichterische Tat, sie macht diese romanisierte Historie zu einem Werk, das doch eben der Dichtung und nicht der Wissenschaft angehört.

Und ganz ausgezeichnet ist der *Rahmen*, der um die eigentliche Geschichte von Sankt Helena gelegt ist, und für den das Material Mitteilungen geliefert hat, die die Tochter der inzwischen verstorbenen Mrs. Abell der dritten Auflage der Memoiren auf den Weg gab. Denn dieses merkwürdige Mädchen Betsy hat nach dem grossen Napoleon auch noch Napoelon III. gesehen, und zwar in zwei sehr verschiedenen Epochen seines Lebens. Zuerst (und das ist das Vorspiel in Höllriegels Buch) lernt sie den jungen Prätendenten kennen, den Neffen des grossen Kaisers, der doch wahrscheinlich keinen Blutstropfen mit ihm gemeinsam hatte, der aber gar so gerne hören möchte, dass er dem grossen Napoleon ähnlich sieht. Und die junge Witwe Abell, die immer noch viel von dem wilden und trotzigem Mädchen Betsy hat, weigert sich stürmisch, irgendeine Ähnlichkeit zuzugeben und verliert deshalb die Gunst des Prätendenten. – Dann aber (und das ist das Nachspiel von Höllriegels Buch) ist noch einmal ein Menschenalter vorbei, auch der Dritte Napoleon ist inzwischen Kaiser von Frankreich gewesen; auch er ist nun gestürzt und lebt im Exil, freilich in einem viel bequemerem, auf einem englischen Schloss. Und nun geht die inzwischen sehr alte Betsy noch einmal in Audienz zu dem Dritten Napoleon, und jetzt findet sie plötzlich eine unverkennbare und erschütternde Ähnlichkeit mit dem Verbannten von Sankt Helena. Ist sie so höflich geworden, so höfisch? Oder sind ihre Augen so schlecht, ihr Gedächtnis so schwach geworden? Oder hat am Ende das gleiche Schicksal auf den grundverschiedenen Gesichtern doch eine Ähnlichkeit hervorgezaubert? Höllriegel tut sehr weise daran, diese Fragen nicht zu beantworten. Aber wie er die beiden Szenen dieser späten und spätesten Begegnung um die eigentliche Geschichte von Sankt Helena legt, das ist ein episches Meisterstück; es vollendet mit äusserster Stärke unser Gefühl von der erstaunlichen Art, wie dem Gang der grossen Weltgeschichte kleines und kleinstes Leben verwebt ist. Es befestigt in unserem Gefühl die melancholisch lächelnde Erkenntnis, die schon das Spiel des Kaisers mit dem kleinen Mädchen auf Sankt Helena gibt. Und es ist ein guter Beweis dafür, dass solche romanisierte Historie, die nicht eigentlich dichtet, sondern nur dichterisch berichtet, eine wirksame und wertvolle Kunstform sein kann.

In: Die Hilfe. Jg. 39, Nr. 18 (16.9.1933), S. 478-480

Bermanns Buch war im Ausland, vor allem in Frankreich, weitaus erfolgreicher als im deutschen Sprachraum. Im Frühjahr 1936 erschien es als Fortsetzungsroman in *Le Temps*.⁶

Am 15. Oktober 1937 berichtete Bermann in seinem *Wiener Notizbuch* in der *Stunde*, dass im Jahre 1936 nur 19 Exemplare im deutschen Sprachgebiet abgesetzt

werden konnten, während gerade eine französische Übersetzung in der Reihe «Sammlung der Meister der ausländischen Literatur» erschien. – «Dass jetzt die Franzosen lesen, was ich von Napoleon zu erzählen hatte, ist ja eine Art Trost; aber was hilft es mir, wenn ich in sieben Sprachen übersetzt bin und in der meinen mundtot gemacht?», klagte er.⁷

Eine Aufführung einer im Nachlass befindlichen Dramatisierung nach Bermans Roman *Napoleon und das Mädchen* von Geza Silberer⁸ liess sich nicht nachweisen.

Anmerkungen

- 1 Richard A. Bermann an Barthold Fies. Brief. New York, 11.2.1939, Bl. 3L; Richard A. Bermann: Curriculum Vitae. New York, etwa April 1939.
- 2 Richard A. Bermann an Hubertus Prinz zu Löwenstein. Brief in Beantwortung des Fragebogens der American Guild for German Cultural Freedom. Wien, 13.5.1937, S. 1.
- 3 Arnold Hoellriegel: Das Mädchen von Sankt Helena. Roman. Einband- und Umschlagentwurf: Otto Hüter. Wien, Leipzig: E.P. Tal & Co., 1933. 254 S.
- 4 Arnold Hoellriegel: Stürmer. Anlässlich des 100. Todestages Napoleons. 5. Mai 1921. In: PT. Jg. 46, Nr. 101 (1.5.1921), S. 3-4; Arnold Höllriegel: Betsy. In: PT. Jg. 46, Nr. 102 (3.5. 1921), S. 2-3.
- 5 K.N.D.: [Rezension von A. H.: Das Mädchen von St. Helena]. In: BT. Jg. 62, Nr. 258 (4.6. 1933), Sonntagsausgabe, 3. Beiblatt (Literatur der Zeit).
- 6 Arnold Hoellriegel: Notizbuch des Zuschauers. In: Die Stunde. Jg. 14, Nr. 3939 (26.4.1936), Die Lese-Stunde.
- 7 Arnold Hoellriegel: Wiener Notizbuch. In: Die Stunde. Jg. 15, Nr. 4384 (17.10.1937), Sonntagsbeilage.
- 8 Wien: Verlag Otto Eirich, 1935.

«Auf verlorenem Posten für die Demokratie».

Wien, Frühsommer 1933 – März 1938

Nach der Rückkehr von der Wüstenexpedition vergass Richard A. Bermann alle Weltfluchtgedanken. Als «Kampf auf verlorenem Posten für die Demokratie» hat er seine Aktivitäten in den Jahren 1933 bis 1938, bis zu seinem ersten Fluchtversuch aus Österreich unmittelbar vor dem «Anschluss», bezeichnet.¹

In diesen Jahren lebte er überwiegend in Wien, als Mitarbeiter der Tageszeitungen *Der Wiener Tag* und *Die Stunde*. Längere Auslandsaufenthalte verbrachte er in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten: im Winter 1933 und von Oktober bis Dezember 1935 lebte er in London, u.a. als Korrespondent der *Stunde* während des im Oktober 1935 begonnenen Abessinienkrieges². Von Juli bis Ende September 1935 hielt er sich überwiegend in New York und Umgebung auf; im Juni 1936 reiste er erneut in die Staaten, wo er von Juli 1936 bis Januar 1937 meist in Hollywood lebte. Kurz vor der Heimreise erkrankte er in New York lebensgefährlich und konnte vermutlich erst Ende Februar 1937 nach Österreich zurückkehren.

Haltung zum Ständestaat

Wenn Bermann auch, nach eigener Aussage, «ein vielgelesener Kolumnist der letzten demokratischen Tageszeitung in Wien»³ war, konnte er sich in seinen Artikeln für die Demokratie in Österreich nur sehr vorsichtig einsetzen. Zwar war es ihm möglich, den Nationalsozialismus in seiner Kulturberichterstattung anzugreifen, doch verwehrte es ihm die österreichische Pressepolitik (siehe S. 315-317), sich ebenso offen gegen die Politik des ihm verhassten Ständestaates zu wenden.

Einige autobiographische Manuskripte in Richard A. Bermanns Nachlass, die nach seiner Flucht entstanden sind, belegen jedoch, mit welcher Intensität er die Vorgänge in Österreich verfolgte, ja sogar versuchte, mit Hilfe seiner weitverzweigten persönlichen Beziehungen im In- und Ausland direkt in die österreichische Innen- und Aussenpolitik einzugreifen.

Wie Bermann in einem Aufsatz mit dem Titel «Februar 1934»⁴ berichtet, war er im Februar 1934 Zeuge des Aufstands des Republikanischen Schutzbundes, einer Organisation der österreichischen Sozialisten:



Aufstand des Republikanischen Schutzbundes im Februar 1934: der zerschossene Karl-Marx-Hof Fotografie von Rudolf Spiegel

In meinem Zimmer herumlaufend wie ein Tobsüchtiger in seiner Zelle, hörte ich auf einmal, wie sich in das Gewehrgeknatter dumpfere Töne mischten: die Artilleriebeschussung der Gemeindehäuser hatte begonnen. Dass die Regierung gegen den Karl-Marx-Hof und die anderen schönen, grossen Arbeiterwohnhäuser der Gemeinde Wien Kanonen auffahren liess, das ist dem Ausland als das wichtigste Ereignis der Februartage im Gedächtnis geblieben. (Blatt 6)

Als er erfuhr, dass viele schwerverwundete Barrikadenkämpfer sich versteckt hielten und es nicht wagen konnten, sich in Krankenhäuser zu begeben, da ihnen Auslieferung und Hinrichtung drohte, wandte er sich an den Prinzen Hubertus zu Löwenstein, der sich zu jener Zeit in London aufhielt. Im November 1933 hatte Bermann die Verbindung zu dem jungen, im österreichischen Exil lebenden Juristen und Publizisten aufgenommen – anlässlich Löwensteins Artikel über einen europäischen Völkerbund der Jugend im *Prager Tagblatt*. In den Wochen vor dem Februaufstand hatte sich Löwenstein um einen Ausgleich der Regierung Dollfuss

mit den Arbeitergewerkschaften bemüht. Auf Bermanns Nachricht flog Prinz Löwenstein von London nach Wien und erreichte über Kardinal Innitzer, dass Dollfuss die Exekutionen und Folterungen unter den niedergeworfenen Schutzbündlern durch Soldaten, Polizisten und Heimwehrleute einstellen liess:

Hier habe ich nicht von der kläglichen Schwäche dieses Kirchenfürsten zu erzählen, die ihn jeweils dem letzten Besucher recht geben liess, nicht von seinem erstaunlichen Mangel an Mut, der ihn dann eines Tages dazu trieb, den in Wien einrückenden Antichrist demütig zu begrüßen. In dem Fall der verwundeten Wiener Arbeiter hat Dr. Innitzer sich wie ein Mann und wie ein Christ benommen. Er hörte den Prinzen an, liess sich die Lage der verwundeten Arbeiter schildern und versprach schliesslich, ihnen aus ihrer verzweifelten Situation herauszuhelfen. (Blatt 12-13)

Den nationalsozialistischen Putschversuch und die Ermordung von Bundeskanzler Engelbert Dollfuss am 25. Juli 1934 verfolgte Bermann in den Redaktionen seiner Zeitungen in der Canisiusgasse im IX. Bezirk. Von Prinz Löwenstein informiert, der auf seinem Wohnsitz Schloss Neumatzten bei Brixlegg in der mittäglichen Nachrichtensendung des Münchner Rundfunks noch vor Beginn des Putsches von schweren Unruhen in Wien, der Besetzung der «Ravag» (der Wiener Radiozentrale) durch aufständische Nazis und der Ermordung des Bundeskanzlers gehört hatte – für Bermann der «Beweis dafür, dass dieser Mord draussen im Reich geplant und vorbereitet worden war» – hatte er vergebens versucht, in die Innere Stadt zu gelangen. In einem nachgelassenen Manuskript⁵, in dem er den sterbenden Bundeskanzler bedeutend härter als etwa Joseph Roth⁶ beurteilt, berichtet er:

Im Bureau des Chefredakteurs der «Stunde» fand ich mehrere meiner Kollegen um das Telephon versammelt, das fortwährend neue Nachrichten vom Schauplatz der Kämpfe meldete.

Die «Stunde» besass damals einen ausgezeichneten und hervorragenden Reporter, Theodor Meisels. Der hatte sich auf die erste Nachricht von dem Putsch hin seine alte Offiziersuniform angezogen und hatte sich mit ihrer Hilfe durch alle militärischen Absperrungen zum Ballhausplatz durchgeschlagen, genau so, wie die aufständischen Nazis als Soldaten verkleidet widerstandslos das Tor des altehrwürdigen Regierungspalastes passiert und den Kanzler Dollfuss und mehrere seiner Minister gefangen genommen hatten. Durch das Tor des Hauses, in dem Dollfuss eben verblutete, kam der unternehmende Herr Meisels nun freilich nicht, aber teils infolge seiner mit Kriegsorden



Putschversuch der Nationalsozialisten im Juli 1934: Panzerwagen vor dem besetzten Bundeskanzleramt am Ballhausplatz. Fotografie von Albert Hilscher

geschmückten Offiziersuniform, teils, weil er mutig wie ein Kriegssoldat und keck wie ein Reporter auftrat, glückte es ihm, auf dem von Truppen erfüllten Ballhausplatz nicht nur bleiben, sondern ihn auch alle zehn Minuten verlassen und dann unbehindert wieder zurückkehren zu dürfen. – In einem der Höfe des früheren kaiserlichen Schlosses, der Hofburg, befand sich ein Postamt; dorthin ging Meisels immer wieder telephonieren, und so hörten wir in der Redaktion von jeder Phase der Ereignisse sofort, nachdem sie sich vollzogen. Was Meisels uns freilich nicht berichten konnte, waren die Vorgänge im Inneren des Regierungsgebäudes, wo, nachher erfuhr man es, der schwerverwundete Bundeskanzler Dollfuß auf einem gelben Sofa lag ohne ärztliche Pflege, ohne den Beistand eines Priesters verblutend, umgeben von höhnenden Feinden. Diese Agonie, in der Österreichs verwegener kleiner Diktator seine furchtbaren politischen Sünden büsste, konnte man ausserhalb der Mauern des Barockpalastes am Ballhausplatz nur ahnen; das, was der Reporter Meisels uns auf eine dramatische Art schilderte, waren die Belagerung des Hauses durch die Regierungstruppen und die Verhandlungen zwischen der Staatsmacht und den Rebellen, die sich in aller Öffent-

lichkeit abspielten. Es muss wie ein Akt in einem Theaterstück gewesen sein: die herrliche Architektur des von wunderbaren alten Gebäuden eingeschlossenen Platzes, die auf den Befehl zum Angriff wartenden Bataillone und Batterien, – und auf einem niederen Balkon des Palastes immer wieder die als Soldaten verummten Putschisten, die immer wieder vortraten und ihre Forderungen herausschrieten –, erst siegesbewusste Befehle, dann, als die erwartete Hilfe von aussen nicht kommen wollte, nicht minder trotzig Kapitulationsbedingungen. (S. 2-3)

Auch zu Dollfuss' Nachfolger Kurt von Schuschnigg, der später mit dem Abschluss eines österreichisch-deutschen Verständigungsabkommens im Juli 1936 den Ausgleich mit Hitler gesucht hatte, nimmt Bermann eine äusserst kritische Haltung ein:

Dr. Kurt von Schuschnigg war zu der Stunde, da Meisels uns von den dramatischen Vorgängen auf dem Ballhausplatz berichtete, schon der tatsächliche Leiter der österreichischen Regierung; und in dieser ersten Stunde beging er den ungeheuren Fehler, der später Österreich seine Unabhängigkeit und ihm, Schuschnigg, seine persönliche Freiheit gekostet und ihm furchtbare, aber nicht unverdiente Leiden eingebracht hat. – Die österreichische Öffentlichkeit wusste damals ziemlich wenig von dem Unterrichtsminister Dr. Schuschnigg. Er hatte seine Karriere als ein persönlicher Freund und Schüler Engelbert Dollfuss' gemacht und war von einer Mitschuld an dessen Verfassungsbruch und an dem Februargemetzel kaum freizusprechen. Aber er war wenigstens im Gegensatz zu Dollfuss ein kultivierter Mensch, der ehrlich an seine recht verschrobenen romantisch-reaktionären Ideale glaubte. Er hätte zu Beginn seiner Regierungszeit möglicherweise Österreich wieder von Dollfuss' gefährlichen Wegen hinwegführen können, beging aber so wie am Ende schon am Anfang seiner Regierung Fehler, die politischen Verbrechen gleichkommen. An jenem 25. Juli, als Dollfuss noch veröchelnd in dem Haus am Ballhausplatz lag, liess sich eine Anzahl Wiener Arbeiter bei Dr. Schuschnigg melden. Sie gehörten ostentativ der katholisch-sozialistischen Organisation des Wiener Vizebürgermeister Dr. Ernst Karl Winter an, der von seinem Freund Dollfuss den Auftrag übernommen hatte, die österreichischen Arbeiter mit dem «christlichen Ständestaat» zu versöhnen. Die Arbeiter, die auf gar keine andere Art die Möglichkeit hatten, ein freies Wort zu reden oder eine Beschwerde vorzubringen, bedienten sich der Versammlungen, die Winter unablässig abhielt, und die, solange Dollfuss lebte, ein Minimum von Redefreiheit behielten; und als ein Ausschuss der Winter-Gruppe kam jene Deputation auch zu Schuschnigg. Einmal vorgelassen, teilten sie dem neuen Bundeskanzler kühl mit, dass sie sich als Vertreter der im Februar niedergeworfenen österreichischen Sozialdemokratie betrachteten. Sie gestanden freimütig, dass es eine unterirdische Organisation dieser Partei noch gab und dass sie über verborgene

Waffen verfügte, und sie boten dem Kanzler an, am nächsten Tag fünfzigtausend bewaffnete Schutzbündler gegen den gemeinsamen Feind, die Nazis, ins Feld zu stellen. Schuschnigg, sehr verblüfft, fragte, was für politische Bedingungen die Arbeiter für eine solche Hilfe stellten und bekam die noch mehr verblüffende Antwort: keine. Nur die Wiederherstellung der im Februar unterdrückten Gewerkschaften und Arbeitervereine, die Rückgabe ihrer konfiszierten Vermögen und Vereinslokale wollten die Sozialisten sofort haben. Denn, erklärten sie, wie soll man anders die österreichischen Arbeiter zum Kampf gegen die Nazis organisieren? Über alles andere, über eine Wiederherstellung der politischen Freiheiten in Österreich und die Abänderung der noch gar nicht in Kraft gesetzten «ständischen» Verfassung, sollte nach dem Siege verhandelt werden. Hier war ein Weg zur Versöhnung geöffnet, eine Möglichkeit, republikanische Schutzbündler und Heimwehrleute als Kampfkameraden einander nahezubringen, vielleicht das Geschehene durch neues Geschehen vergessen zu machen, Österreich seine Widerstandskraft gegen den Nationalsozialismus wiederzugeben, dieses wahnsinnige politische System wieder abzuschaffen, dessen Erfinder, Dr. Dollfuss, sich eingebildet hatte, zugleich Nazis niederhalten und ihre einzig zuverlässigen Gegner, die österreichische Arbeiterschaft, massakrieren und entrechten zu können.

Am 25. Juli konnte man noch nicht übersehen, wie der Putsch der Nazis ausgehen würde. Nicht nur in Wien, auch in vielen kleineren Orten, hatten sich bewaffnete Aufständische gezeigt; dass ihnen deutsche Truppen aus dem Reich zu Hilfe kommen würden, schien etwa vierundzwanzig Stunden lang gewiss. Unter solchen Umständen war nicht einmal Herr von Schuschnigg dazu fähig, das Angebot der Arbeiter schroff abzulehnen. Er sagte der bei ihm erschienenen Deputation freundlich genug, er wolle sich die Sache überlegen; die Herren möchten morgen wiederkommen.

Aber am anderen Tag sah es in Österreich anders aus. Die Wiener Aufständischen hatten kampfflos kapituliert, in den Provinzen wehrten sich nur noch ganz kleine Häufchen Nazis gegen ihr Geschick; der Putsch vom 25. Juli hatte nichts so deutlich gezeigt, als dass es damals in Österreich, abgesehen von ein paar Hundert oder Tausend desperaten jungen Leuten keine Nazis gab – erst das Regime Schuschniggs sollte sie in wirklichen Massen produzieren. Vor allem aber: Mussolini hatte Truppen an den Brenner geschickt und sich in unmissverständlichen Worten bereit erklärt, Österreich gegen das Dritte Reich zu schützen. (Er hasste und verachtete damals Hitler, dessen Freund und Vasall er etwa zwei Jahre später werden sollte.)

Als die Deputation der Arbeiter wieder bei Kurt von Schuschnigg vorsprach, brauchte er sie nicht mehr, glaubte, sie nicht mehr zu brauchen. Er dankte den Arbeitern für ihren Patriotismus, hielt ihnen eine schöne, versöhnliche Rede, – und regierte so weiter, wie Dollfuss regiert hatte, nur schwächer.

Diese Episode, den Besuch der Arbeiterdeputation bei Schuschnigg, hat mir ein paar Tage später jemand erzählt, der es wissen musste. (S. 5-7)⁷

Einen willkommenen Anlass, Einfluss auf die österreichische Politik zu nehmen, sah Bermann in dem Besuch der britischen Unterhausabgeordneten Katharine Duchess of Atholl im Oktober 1937 in Linz und Wien. Die konservative Politikerin, die sich nach einem Aufenthalt in Madrid und Barcelona engagiert für die spanischen Republikaner eingesetzt hatte, wollte sich nun, von pazifistischen Organisationen zu Vorträgen eingeladen, über die Lage in Österreich informieren. Auf Vermittlung des Prinzen Löwenstein begleitete Bermann die Herzogin auf dieser Reise, um «ihr über die österreichischen Probleme und den Stand der Nazi-Gefahr Aufschluss zu geben und ihr im Allgemeinen behilflich» zu sein.

In einem bisher zum grössten Teil unveröffentlichten Aufsatz⁸, der auch das innenpolitische Klima im Österreich des Herbsts 1937 anschaulich beleuchtet, berichtet Bermann von den Hoffnungen, die er mit dem Besuch der Herzogin verband, und vom unbefriedigenden Verlauf der Reise:

Ich wusste, wie wichtig es war, wenn gerade in diesem Augenblick eine englische Konservative, mit Winston Churchill befreundet, Österreich besuchen kam. Zwar wusste ich, dass die Herzogin seit ihrer spanischen Reise von den englischen Tories kaum mehr als ein orthodoxes Mitglied der Partei betrachtet wurde; sie hatte sich, mindestens in den Fragen der Aussenpolitik, von sehr weit rechts ziemlich rapid nach links entwickelt und stand, obwohl immer noch ein Mitglied seiner Parlamentsmajorität, zu Neville Chamberlain in einem kaum mehr heilbaren Gegensatz. Trotzdem musste einem Österreicher, «der die Nazis aus seinem Lande halten» wollte, der Besuch dieser Frau in diesem Augenblick sehr willkommen sein. Ich freute mich, dass ich eine Gelegenheit erhielt, der Herzogin die österreichischen Dinge so darzustellen, wie ich sie sah, das heisst, in einem liberalen Sinne. Ich nahm an, sie würde von der Regierung unter dem Anschein einer gastfreundlichen Aufnahme in Beschlag genommen und auf eine verhängnisvolle Weise informiert werden. Hier aber irrte ich mich. Schuschnigg und seine Officiosen [?] kamen nicht einmal auf die Idee, diese kluge und einflussreiche Frau gewinnen zu wollen. Dass sie von den spanischen Loyalisten anders dachte als die in Wien herrschende, hoffnungslos dumme klerikale Clique, war genug, die Duchess of Atholl, Marchioness of Tullibardine, die Verfasserin einer leidenschaftlichen Schrift gegen die russische Diktatur, als «Bolschewikin» abzustempeln; und so wurde sie in Österreich behandelt. (Blatt 1-2)

Bermann traf einen Tag vor der Herzogin in «Hitlers Heimatstadt Linz» ein, wo ihr erster Vortrag stattfinden sollte:

Ein Blick auf die Schaufenster der Buchhandlungen genügte mir, um festzustellen, wieviel es in Linz geschlagen hatte. Hitlers Buch «Mein Kampf», erst vor Kurzem in Österreich von der Zensur gestattet, liess in den Fenstern kaum Raum für ein bisschen andere Nazi-Literatur und gar keinen für gute und in einem möglichen Deutsch geschriebene Bücher. [...] Schon lag der Schatten der kommenden Barbarei breit über Linz. (Blatt 2)

Bermann erwartete die Herzogin auf dem Bahnsteig und erkannte sie sofort:

Es war nicht möglich, diese ältere, bescheiden gekleidete Dame anzusehen und nicht zu wissen, dass man hier eine starke Persönlichkeit vor sich hatte. (Blatt 2)

Auf dem Weg zu Hotel bemerkten sie, dass ihr Taxi von einem Geheimpolizisten auf dem Motorrad verfolgt wurde. Im Hotel sah Bermann auf die Bitte der Herzogin die deutsche Übersetzung ihres Vortrags über «Probleme der britischen Aussenpolitik» durch:

Ich tat es sehr gern, um ihr zur Berichtigung der am aergsten zensurwidrigen Stellen raten zu können. Eine stockkonservative schottische Herzogin, Mitglied der Torypartei des Unterhauses, konnte sich schwer vorstellen, was alles in dem Österreich des Herrn Schuschnigg nicht gesagt werden durfte.

[...]

Der Vortrag der Herzogin fand in jenem Gebäude der Linzer Gewerkschaften statt, in dem im Februar 1934 der Bürgerkrieg zwischen den Sozialdemokraten und der Heimwehr zum Ausbruch gekommen war. Es war ein prachtvolles, modernes Gebäude, ein gutes Beispiel der guten Architektur, mit denen die wenigen Jahre der Freiheit Österreich beschenkt hatten. Jetzt gehört das Haus der halbfaschistischen «Einheitsgewerkschaft» des «Christlichen Ständestaates» und war in Linz der Sitz einer «Sozialen Arbeitsgemeinschaft», des Instruments, mit dem Schuschnigg die ihm feindlichen sozialistischen Arbeiter für sich zu gewinnen trachtete. (Blatt 3)

Nur neun Personen waren zum Vortrag erschienen. Auf Bermanns Frage nach der Ursache des mangelnden Interesses erklärte der Linzer Generalsekretär der «Sozialen Arbeitsgemeinschaft»

nicht wenig verlegen, es sei halt in Linz gegen die Herzogin agitiert worden. Es stellte sich heraus, dass sowohl die «nationale» Zeitung als [auch] die katholische Artikel gegen den illustren Gast gebracht hatten, und die freiheitlich Gesinnten in Linz wagten nicht, zu dem Vortrag zu erscheinen, aus Angst, sich zu kompromittieren. «Wissens»,

sagte mir der Herr Generalsekretär, «die Leute glauben ja nicht, dass die Herzogin direkt eine Bolschewikin ist, aber sie meinen halt, es sind Leute um sie herum, die –»

Da hatte ich es. (Blatt 4)

Die wenigen Zuhörer waren jedoch der Herzogin «sympathisch und interessant»:

Es waren Veteranen der einstigen sozialistischen Gewerkschaft, in der Schule Viktor Adlers zu eigenem Denken und zu massvoller politischer Disziplin erzogen. Jetzt, angesichts der drohenden nationalsozialistischen Gefahr, waren sie im Begriff, sich wenigstens aeußerlich mit Schuschniggs Partei auszusöhnen, und so waren alle unlängst Mitglieder der «Sozialen Arbeitsgemeinschaft» geworden; im Herzen waren sie die alten Sozialdemokraten. Sie hörten den Vortrag respektvoll an und zeigten nachher, als ich ihre Fragen der Herzogin verdolmetschte, ein erstaunliches Verständnis der europäischen Situation und der weltpolitischen Probleme, über die die Vortragende gesprochen hatte. Vor allem für Spanien interessierten sie sich [...].

Die Herzogin wollte mir nachher nicht glauben, dass diese Leute einfache Industriearbeiter gewesen waren. Sie hatte, obgleich an das hohe Niveau der angelsächsischen Arbeiterschaft gewöhnt, es doch nicht für möglich gehalten, dass die österreichischen Arbeiter, die man unlängst so grausam niederkartätscht hatte und die von der Regierung Schuschnigg nicht der mindesten politischen Freiheit für würdig erachtet wurden, so aussahen, – gebildet, gemässigt, gentlemanlike. (Blatt 4)

Am nächsten Vormittag präsentierte der Generalsekretär der «Sozialen Arbeitsgemeinschaft» Bermann eine Rechnung von 100 Schilling «für die polizeiliche Bewachung der Frau Herzogin», deren Bezahlung er jedoch strikt verweigerte.

Während der Fahrt nach Wien hatte ich ein langes Gespräch mit der Herzogin. Ein so entschiedener Gegner des Regimes Schuschnigg ich war, suchte ich der Herzogin doch klar zu machen, dass man es im Augenblick stützen und gegen die Nazis verteidigen musste. Ich hörte mehr aus dem Ton, in dem die Herzogin sprach, als aus ihren direkten Worten heraus, dass man in England keine Lust mehr verspürte, wegen dieses unmöglichen Systems, das sich im vorigen Sommer schändlicher Weise selbst den Mördern Dollfuss' so «lößlich unterworfen» hatte, einen europäischen Krieg zu riskieren. Dagegen wandte ich ein, dass der Fall Österreichs den Krieg nicht verhindern, sondern beschleunigen würde. Es schien mir klar, dass das eigentliche Ziel Hitlers der freie Zugang zum Balkan war; der Weg führte durch Österreich und die Tschechoslowakei. Erst im Besitz des rumänischen Petroleums und der Weizenvorräte Südosteuropas konnten die fascistischen Mächte im Ernst den Krieg wagen, den sie vorbereiteten. So sehr dem österreichischen Emigranten Hitler persönlich daran gelegen sein musste, im

Triumph in Braunau, in Linz, in Wien und in der tschechoslowakischen Heimat seiner Ahnen einzuziehen, so blieb doch der grosse Rachekrieg gegen Frankreich sein letztes Ziel, und die Eroberung Österreichs war ihm vor allem ein Mittel, es zu erreichen. – Es schien mir wichtig, dass die Herzogin in England ihren regierenden Standesgenossen und ihren Freunden im Unterhaus, besonders Winston Churchill, die Anschlussfrage unter diesem Gesichtspunkt zu bedenken gebe. Und ich hoffte noch immer, es würde im Wiener Ballhausplatz ein Regierungsmitglied, ein politisch denkender Mensch auf den naheliegenden Gedanken kommen, diese Frau als Vermittlerin und Botin zu verwenden.

Aber in Wien sah man in ihr nur die Frau, die die baskischen Kinder nach England gerettet hatte, die der Sympathie mit der spanischen Republik überwiesen war. Man wagte zwar den Vortrag einer britischen Herzogin, früheren Unterstaatssekretärin und konservativen Unterhausmitgliedes nicht direkt zu verbieten. Der Vortrag fand, vom «Rassemblement pour la Paix» veranstaltet, in einem grossen Saal statt; es waren äusser allerlei pazifistischen Komiteedamen sehr viele politisch interessierte Leute aus allen Lagern erschienen, und es war sogar die Regierung durch einen subalternen Ministerialvizesekretär offiziell vertreten. Die Herzogin las ihr Manuskript vor, aus dem wir gemeinsam alle irgendwie anstössigen Stellen entfernt hatten, denn die pazifistischen Komiteedamen (beiderlei Geschlechts) hatten die Herzogin fast unter Tränen angefleht, sie ja nicht durch radikale Äusserungen zu gefährden. Das Einzige, was den Argusaugen dieser Freiheitskämpfer entgangen war, war eine Stelle, an der die Herzogin sagte, sie, eine Historikerin vom Fach, habe Dokumente geprüft, aus denen hervorging, dass Francos Revolte von einer deutschen nationalsozialistischen Organisation vorbereitet worden sei, die, als Handelsgesellschaft verkappt, ihren Sitz in Barcelona gehabt hatte. Am nächsten Tag stand in der «Reichspost» meines alten Freundes Funder, dem wichtigsten Organ der Regierung, erstens die Lüge, der Saal sei halb leer gewesen und die Rednerin sei mit frostiger Höflichkeit empfangen worden; zweitens die Lüge, sie habe gesagt, der Bürgerkrieg sei von einer kommunistischen Organisation in Barcelona vorbereitet worden. Als die Herzogin, an andere politischen Sitten gewöhnt, in einem persönlichen Brief an Funder gegen diese Unwahrheit protestierte, liess er kühl drucken, die Herzogin habe sich bei ihm wegen ihres schlechten Deutsch entschuldigt; sie hätte im Grunde gegen die spanischen Loyalisten geredet und sei missverstanden worden. Dies am Tage, nachdem ich im «Tag» den authentischen Text ihres Vortrags veröffentlicht hatte. Worauf die «Kirchenzeitung», ein Organ der Jesuiten, mitteilte, die Herzogin sei allerdings nur ohne ihr Wissen zu einem Werkzeug der kommunistischen Internationale geworden; der bezahlte Agent Moskaus, der unter dem Vorwand des Übersetzens ihre Rede verfälscht habe, sei ich. Mein Name wurde allerdings nicht ausdrücklich genannt und so mir die Gelegenheit entzogen, eine gerichtliche Klage zu erheben. (Blatt 5-7)

Alle Versuche Bermanns, die Herzogin mit Mitgliedern der Regierung – u.a. dem Pressechef der Regierung Schuschnigg, dem Gesandten Ludwig – zusammenzubringen, scheiterten.

Sie verliess Wien, ohne mit einem der Offiziellen auch nur geredet zu haben. Dafür veranstaltete ich ihr zu Ehren in meiner Junggesellenwohnung einen Abend, zu dem ich eine Anzahl gescheiter und informierter Leute einlud: Sozialisten, liberale und demokratisch denkende Katholiken. Ich konnte keinen der früheren sozialistischen Führer einladen; sie hatten, um auf freiem Fuss gesetzt zu werden, schriftlich versprechen müssen, mit Ausländern nicht über Politik zu reden.

Alle meine Gäste waren gut österreichische Männer und Frauen. Keiner von ihnen redete in diesem Augenblick auch nur gegen die Regierung Schuschnigg, die doch vor unseren Augen ihren Christlichen Ständestaat zugrunde zu regieren im Begriff stand. Aber wir waren die Opposition. Wieviel stärker hätte ein Appell an die konservative Politikerin gewirkt, wenn er von der anderen Seite gekommen wäre!

Die Herzogin fuhr weiter nach Budapest und wurde dort mit königlichen Ehren aufgenommen und vom Regenten Horthy empfangen. Die in Ungarn herrschende Kaste war, wenn nicht klüger, so doch besser erzogen als die dumme und schwächliche Clique, die Österreich beherrschte. (Blatt 7-8)

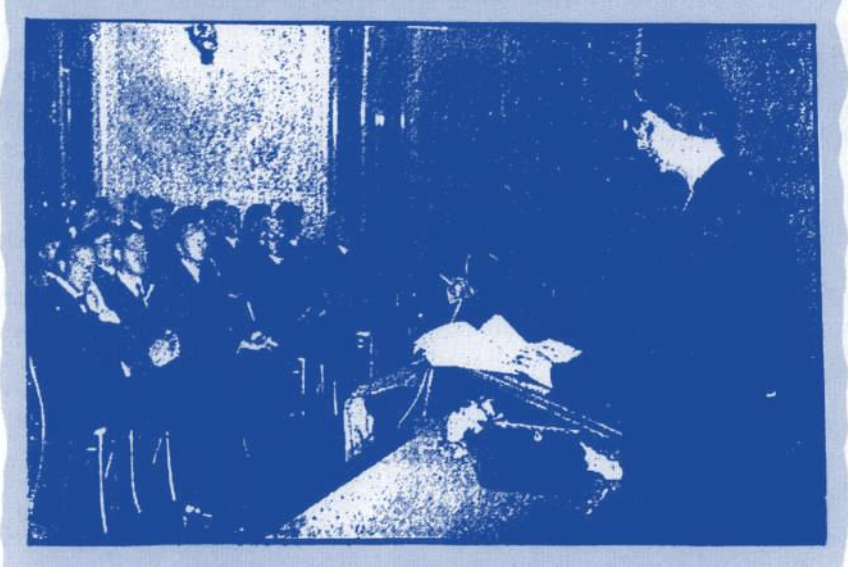
Bermanns Berichterstattung über den Besuch der Herzogin in Österreich beschränkt sich – neben dem Abdruck ihres Wiener Vortrags im *Wiener Tag* und einem Hinweis in seinem *Wiener Notizbuch* in der *Stunde*⁹ – auf einen relativ kurzen Artikel in der *Stunde* vom 6. Oktober, der – wie schon der Titel «Silhouette einer Frau»¹⁰ besagt – vor allem die Persönlichkeit der Herzogin vorstellt. Die Bedeutung ihres Besuches für Österreich wird am Schluss nur angedeutet:

Diese Frau hat die Mässigung, die Weitsicht und das Verantwortungsgefühl der grossen englischen Staatsmänner. Ich freue mich darüber, dass sie jetzt zu uns gekommen ist, um unsere Gegenwartsprobleme aus der Nähe zu sehen, als eine Freundin der Österreicher und ein Zeuge.

In den Tagen nach dem Besuch der Herzogin wurde Bermann klar, dass die Anexion Österreichs nicht mehr abzuwenden war:

Unter den Gästen meines Abends war auch der ausgezeichnete Wiener Korrespondent des «Daily Telegraph» und der «New York Times», Mr. Gedge, gewesen. Dieser hervorragende demokratische Journalist lud mich einige Tage später zum Lunch ein: Sir Philipp Gibbs, der bekannte englische Publizist, war in Wien und wünschte, sich von mir informieren zu lassen. Ich ging mit einigem Misstrauen in Gedges Wohnung: Sir

Die Herzogin von Atholl



während ihres gestrigen Vortrages über „Grossbritannien 1937.“

*Aus: Die Stunde, 6. Oktober 1937. Zum Artikel «Silhouette einer Frau»
von Richard A. Bermann*

Philipp hatte unlängst einen Roman veröffentlicht, in dem unzweideutig die Nazi Herrschaft in Deutschland verteidigt, wenn nicht gepriesen worden war. So verhielt ich mich reserviert und war nicht sehr erstaunt, als ich von Gibbs erfuhr, dass er von Wien nach Berlin zu reisen und dort mit Hitler gewisse Fragen zu besprechen beabsichtigte.

Er war offenbar ein Abgesandter gewisser konservativer Kreise in London, die für den Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland gewonnen waren.

Es vergingen wieder ein paar Tage, da rief mich mein alter Freund Stefan Zweig an und bestellte mich in ein Café. Ich war erstaunt, ihn in Österreich zu sehen; Drohungen der Nazis und eine von der Schuschnigg-Regierung veranstaltete Hausdurchsuchung in seinem schönen Haus auf dem Salzburger Kapuzinerberg hatten den Autor so vieler berühmter Bücher gezwungen, das Land zu verlassen und sich nach London zurückzuziehen.

Ich fragte ihn: «Wieso sind Sie in Wien, Zweig? Sie haben mir unlängst geschrieben, Sie kämen erst im Frühjahr zu einem kurzen Besuch.»

Er sah mich an: «Im Frühjahr würde es zu spät sein. Ich wollte meine alte Mutter noch wiedersehen, solange ich es noch riskieren kann, für ein paar Tage nach Wien zu kommen. – Sagen Sie, Bermann, sind Sie wirklich auch nur einer der Insassen dieser grossen Irrenanstalt, oder sind Sie ein Irrenwärter? Ich gehe in Wien herum, und die Leute reden mir von der bevorstehenden Burgtheaterpremiere und von dem letzten, sehr graziösen Feuilleton Raoul Auernheimers in der ‚Neuen Freien Presse‘ – Ja, seid Ihr denn wirklich alle irrsinnig? Wisst Ihr denn nicht, was in jedem Londoner Club erzählt wird, dass das britische Foreign Office Österreich aufgegeben hat und dass Ihr in ein paar Wochen die deutschen Truppen im Land haben werdet?»

Ich versicherte Stefan Zweig, dass ich ein Irrenwärter war, obwohl ein erfolgloser. Ja, ich wusste, was um mich herum vorging, obwohl die jüdische und liberale Wiener Bourgeoisie, um von Schuschnigg und seinen Leuten nicht erst zu reden, blind und mit der typischen Wiener Frivolität in ihr Verderben tanzte. Ich informierte den Prinzen Löwenstein über die Situation, und er, auf einer Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten begriffen, sagte auf Grund meines Briefes öffentlich das kommende Verhängnis voraus.

Aber meine nächsten Freunde in Wien, selbst Otto [Müller], selbst Richard Beer-Hofmann, nannten mich einen pathologischen Schwarzseher. (Blatt 8-9)

Einige Wochen später veröffentlichte Bermann im *Wiener Tag* einen Artikel, in dem er auf camouflierte Weise – in einem fiktiven Gespräch in Athen am Ende des Peloponnesischen Krieges – auf den bevorstehenden «Anschluss» aufmerksam machte. Während der Belagerung Athens durch die Spartaner, kurz nach der durch Hunger erzwungenen Übergabe der Stadt im Jahre 404 v. Chr., unterhält sich Sokrates mit Freunden:

Das Gespräch über die Spartaner

An jenem Tage konnten die Freunde nicht wie sonst in den Hainen der Akademie oder des Lyzeums spazierengehen und ihre Gespräche führen; diese beiden von den Philosophen geliebten Lustgärten lagen ausserhalb der Stadtmauern und wurden seit einiger Zeit von spartanischen Patrouillen unsicher gemacht. Zum Glück hatte das auf dem Nymphenhügel gelegene Haus des berühmten Rhapsoden Ion einen schönen kleinen Garten, von dem aus man zur Akropolis hinüberblicken und die elfenbeinerne und goldene Athene des Phidias in der Sonne blinken sehen konnte. Hier, in einem mit Statuen geschmückten schattigen Wandelgang sassen heute Sokrates und die Seinen, viel zu betrübt und verwirrt, um auf die Aussicht zu achten.

Es war Athens düsterster Tag: die Stadt hatte soeben mit den Spartanern den schmachlichsten Waffenstillstand schliessen müssen; es war alles vorbei. Die Partei im Innern des Staates, die längst heimlich mit den Lakedämoniern paktiert hatte, war eben daran, ihre gewalttätige Diktatur einzusetzen und rief die ihr gesinnungsverwandten Emigranten zurück. Es war das Ende der athenischen Freiheit und wohl überhaupt der Grösse und Schönheit der Stadt. Dass sich unter den neuen Machthabern auch Kritias befand, ein abtrünniger Schüler des Sokrates, das empfanden die treu gebliebenen Mitglieder der wehrlosen kleinen Gruppe als besonders bedrohlich. Alkibiades, des Sokrates schöner und übermütiger Freund, dessen staatsmännische Energie dem Kritias wohl hätte die Waage halten können, war von den wahnwitzigen Demagogen der demokratischen Partei längst in die Verbannung getrieben worden. Jetzt fehlte er ihnen.

«Es ist das Ende!» sagte der Hausherr Ion mit der klangvollen Stimme und der grossen Gebärde, die ihm einst auf den Festspielen von Epidaurus den ersten Vortragspreis verschafft hatten. «Man wird die Mauern Athens schleifen, unsere Flotten verbrennen. Vielleicht machen die Spartaner aus dem Parthenon einen Steinbruch. Vielleicht werden sie das Theater des Dionysos als Exerzierplatz benützen, oder sie üben dort, ärger, ihre barbarischen Kriegsgesänge und wilden Lieder ein.»

«Nein», sagte Sokrates zu Xenophon, «tue dein Täfelchen weg; heute ziemt es nicht, nach deiner Art unsere Gespräche aufzuzeichnen, und auch dich, Plato, bitte ich, tue es heute nicht! Ich bin ein Bildhauer und weiss, dass ein von Angst und Trauer verzerrtes Gesicht hässlich ist; wozu sein Abbild bewahren? Blicken wir lieber weiter nur auf das Schöne.» Er wies mit seiner behaarten Hand (denn er selbst war ja hässlich) auf die marmorne Statue eines nackten Knaben, die vor ihm stand.

«Wir haben vielleicht zu sehr auf das Schöne geblickt, wir Athener», sagte der stämmige Xenophon, der von Beruf ein Soldat war und der so wie Sokrates selber mit viel Tapferkeit gegen die Spartaner gefochten hatte. Er war von einer gewissen Bewunderung für diesen tüchtigen Feind nicht frei.

«Man kann einen Feind nicht besiegen», sagte der junge Erixymachos, der, wie ein rechter Athener, noch in dieser Stunde spotten musste, «man kann einen Feind nicht besiegen, der bei sich zu Hause nur schwarze Suppe zu essen bekommt und der, weil sein eisernes Geld im Ausland nicht angenommen wird, nicht anders in schöne Länder reisen kann, als mit einer eisernen Lanze in der Hand, die ihm den Weg bahnt.»

Sokrates legte seine Hand an seinen unschönen Bart. «Deine Worte sind nicht geziemend, Erixymachos!» sagte er. «Denn es gebührt uns nicht, den Sieger zu verhöhnern, sondern darüber nachzudenken, wie wir seinen Sieg zu einer Niederlage machen!»

Er wandte sich an den Rhapsoden Ion, den Besitzer des Gartens. «Du aber, mein Ion, sage mir: wen stellen diese schönen Statuen in deiner Lorbeerlaube dar? Der Jüngling, der die Fackel zu Boden senkt, und dieser geflügelte nackte Knabe?»

Da Sokrates selbst ein Bildhauer war, war es ihm natürlich bekannt, dass der traurige Jüngling mit der erlöschenden Fackel der Todesgott Thanatos war und der nackte Knabe niemand anderer als Eros, der Gott der Liebe. Aber man wusste, wie Sokrates gewohnt war, Fragen zu stellen, und so antwortete ihm Ion ohne Erstaunen.

«Und nun sage mir», fuhr Sokrates fort, «du, der du gewohnt bist, die Taten der Götter und Helden zur Leier zu rezitieren, wer von den beiden mag der Stärkere sein, Eros oder Thanatos?» Ion blickte zu Boden. «Wir Athener haben bisher immer gehofft: Eros. Aber es scheint, der Tod ist stärker als die Liebe. Sonst könnte jetzt Athen nicht untergehen und Sparta siegen!»

«So, meinst du», fragte Sokrates weiter, «die Lakedämonier hätten sich den Todesgötzen verbündet und wir Athener den Mächten, die Leben und Liebe bedeuten?»

«So ist es», sagte Ion seufzend. «Die Spartaner lieben nicht das Leben, sondern den Tod. Und deswegen ist der Tod mit ihnen.»

«Und das Leben mit uns», sagte Sokrates. Er hob leicht die Hand. In der Richtung, auf die er wies, erhoben sich die weissen Säulenreihen des Parthenons; golden schimmerte der Helm der Athene Promachos zwischen den ernstesten Pappeln der Akropolis.

«Das alles», sagte Sokrates, «wird leben, weil Eros dafür ist!»

Er wandte sich an den harten Soldaten Xenophon, der mit einem düsteren Gesicht neben ihm stand. «Und du, mein Xenophon, was glaubst also du: warum sind wir den Waffen der Spartaner unterlegen?»

«Weil sie härter sind als wir», sagte Xenophon grimmig. «Weil unsere Knaben das Lachen und Spielen gelernt haben, die ihrigen aber das Marschieren und Lanzenwerfen. Weil unsere Jünglinge an Festzüge dachten und an das Lächeln der Mädchen, die ihren aber, wie sie die Peitsche ihres Anführers heldisch aushalten könnten und immer härter und härter werden. Weil Athen die schönsten Chorgesänge hervorbrachte und Sparta die furchtbarsten Richter, die unermüdlichsten Generale. Weil wir den Komödien des Aristophanes gelauscht haben, der unseren Staat verspottete, und weil wir selbst mit spotteten. Weil in Sparta unerbittliche Könige herrschen, die selbst um ihr Leben bangen müssen, wenn ihnen der Sieg nicht gelingt, bei uns aber die Schönredner auf der Agora und diejenigen, die dem Volk die geringsten Steuern und den leichtesten Kriegsdienst versprechen.»

«Und so siegt denn, nach deiner Meinung», fragte Sokrates, «immer derjenige, der das Leben am meisten verachtet? Dann müssen wohl die Lakedämonier über die Athener siegen, aber auch die Barbaren über die Lakedämonier, denn diese sind immerhin Hellenen und nähren sich nicht von rohem Fleisch und hüllen sich nicht in Tierfelle, wie die Barbaren des hyperboreischen Nordens, sondern geniessen ja doch auch die warme Sonne von Hellas, und werden, selbst wenn sie morgen die Brandfackel in die

Akropolis werfen sollten, dabei dieses herrliche blaue Meer vor sich sehen. Wie könnten sie, die Hellenen sind, ganz dem Eros entsagen zugunsten des Thanatos?»

Die Gefährten des Sokrates schwiegen. Sie wussten keine Antwort auf seine Frage. Er sah sich wie suchend im Kreise um, seine Blicke blieben auf den ernstesten Zügen des jungen Plato haften.

«Und du, o Plato, der du so viel über das Wesen des Staates nachdenkst, glaubst auch du, dass der Staat um der Tauglichkeit willen sich von der Tugend abwenden sollte, um des Erfolges willen von der Weisheit, dass er, mit Thanatos verbündet, einen Krieg gegen Eros führen soll, weil das Ende aller Dinge und der schliessliche Erfolg ja doch nie die Freude und das Leben seien, sondern der Tod?»

«Ich weiss es nicht», sagte Plato und zog einen Zipfel seines Gewandes über sein trauerndes Antlitz. «Ich weiss nur, dass morgen die Spartaner, wenn sie wollen, mich und dich zu Tode peitschen lassen können oder als Sklaven in die Bleiminen schicken; dass sie, wie man schon vernimmt, in Athen die Demokratie vernichten wollen, nicht aber, um, wie ich wünschen würde, dafür die Herrschaft der Tugendhaften und der weisen Philosophen zu begründen, sondern die elendste aller Regierungsformen, die Tyrannei der dummen Gehirne und der niederen Seelen – verzeihe, wenn ich auch deinen Schüler Kritias zu den letzteren rechne, o Sokrates, denn welcher Tyrann könnte niedriger denken als ein abtrünniger Philosoph?»

Plato schwieg. Unter seinen verzweifelnden Gefährten brach, für einen Augenblick, eine Art Meuterei gegen den ruhigen Gleichmut ihres Meisters aus. Agathon begann schamlos zu weinen, weil er an den geliebten Freund seiner Jugend dachte, an Alkibiades, der jetzt rastlos in der Verbannung umherirrte. Vielleicht hatten ihn die Barbaren bereits erschlagen, denn seitdem er, der als Vaterlandsverräter Geächtete, die in der Mündung des Ziegenflusses liegende athenische Flotte aufgesucht hatte, um ihren Befehlshaber vergeblich vor dem Feind zu warnen, der dann mit den Schiffen die ganze Macht des Vaterlandes vernichtete, wusste man nichts mehr von Alkibiades.

«Auch er war ein tapferer Krieger!» schluchzte Agathon, «aber er hat das Leben und die Freiheit und die Schönheit geliebt, er hat Arm in Arm mit Eros gegen den Tod gekämpft, so musste er untergehen!»

«Willst du nicht lieber untergehen wie der Athener Alkibiades?» fragte Sokrates sanft, «als leben wie der Spartaner Lysander? Wen, meinst du, wird die Nachwelt öfter nennen: diesen Sieger oder uns Besiegte, die er morgen als Sklaven verkaufen kann? Wisse, o Agathon, Thanatos verleiht den Seinen zwar den Sieg, aber seine Siegeskränze welken, wenn seine furchtbare Hand sie berührt! Athen kann untergehen, aber noch die Trümmer der Akropolis werden schliesslich über die Spartaner siegen, und über ihre Tüchtigkeit und über ihre strengen Exerziermeister und über die Tyrannen, die sie jetzt zu uns senden wollen.»

Alle schwiegen. Ion, in Gedanken, klimperte ein paar Takte auf seiner Rhapsodenleier, die neben ihm auf der Steinbank lag. Die Freunde des Sokrates erkannten die Melodie des Chores aus der «Antigone» des jüngst verstorbenen Sophokles:

«O Eros, Unbesiegter im Kampf –»

Arnold Hoellriegel

In: *Der Sonntag*. Nr. 192, *Beilage des Wiener Tag*. Jg. 16, Nr. 5187 (21.11.1937), S. 2-3

(«Ein Reich, das dieses ‚Vivere non necesse‘ [Spartas] seiner eigenen Jugend [...] zum Wappenspruch gibt, ein solches Reich ist nicht von dieser Welt», hatte Bermann bereits am 14. März 1936 zu einer Rede aus dem deutschen Rundfunk notiert.¹¹⁾

Am 26. März 1938, nach der Annexion Österreichs, druckte die liberale amerikanische Wochenschrift *The Nation* den Artikel in englischer Übersetzung u. d. T. «Socrates Discusses the Spartans» mit der folgenden Einleitung ab:

The following imaginary dialogue, set in Athens before the Spartans overwhelmed it, appeared in the Vienna newspaper «Der Tag» a few weeks before the Spartan Nazis overran Austria. The author is a prominent German journalist. «Der Tag» has now been suppressed, and Dr. Hoellriegel's arrest has been reported from Vienna.¹²

Die journalistischen Arbeiten

Bei der Beurteilung von Richard A. Bermanns journalistischen Arbeiten in den Jahren 1933 bis 1938 in Österreich ist stets zu berücksichtigen, dass sie nur bei zunehmend eingeschränkter Pressefreiheit veröffentlicht werden konnten.

Bereits am 7. März 1933, dem Tag der Ausschaltung des Parlamentes, kam es zur bedingten Einführung der Vorzensur; in den folgenden Monaten und Jahren wurde die Pressefreiheit weiter eingeschränkt – etwa durch die Bestimmung über den Pflichtabdruck von amtlichen Nachrichten (30. Juni 1933), die Änderung des sog. Berichtigungsrechts (12. Januar 1934) oder durch das Kolportageverbot (26. Januar 1934).

Zweifellos richteten sich die Notverordnungen auf dem Gebiet der Presse vor allem gegen den Nationalsozialismus; doch nutzte die Regierung die Gelegenheit, um auch gegen die beiden Linksparteien und ihre Presse vorzugehen. Das Verbot der Kommunistischen Partei Österreichs am 19. Mai 1933 und das der Sozialde-

mokratischen Arbeiterpartei Österreichs am 12. Februar 1934, dem Tag des Schutzbund-Aufstandes, betraf auch die Herausgabe von Zeitungen.¹³ War, nach Kurt Paupié, die österreichische Regierung in den Jahren 1933 bis 1938 bemüht, «die Pressefreiheit nicht gänzlich zu vernichten, so übte doch das autoritäre Regime einen, gelinde gesagt, starken Einfluss auf das Pressewesen aus. Die Reichhaltigkeit und Vielfalt der Wiener Presse blieb zwar im Grossen und Ganzen erhalten. Die Parteiblätter fehlten allerdings. Herrschte unter Dollfuß der Presse gegenüber noch eine gewisse Grosszügigkeit, so wurden doch unter Schuschnigg bald Klagen über die merkbare Monotonie der österreichischen Presse laut. Die mit dem ständischen System nicht übereinstimmenden Zeitungen wandten sich von der Behandlung innerpolitischer Themen gänzlich ab und begannen mehr und mehr, ihr Augenmerk der Behandlung aussenpolitischer Themen zuzuwenden, wo noch verschiedenartige Anschauungen toleriert wurden.»¹⁴

Wie bereits vor 1933 erschienen Bermanns Artikel vor allem in *Der Wiener Tag*. Das im November 1922 mit dem Titel *Der Tag* (bis 30. Juni 1930) gegründete Morgenblatt war zunächst linksliberal eingestellt, näherte sich aber zu Beginn der 30er Jahre der Sozialdemokratie und setzte sich intensiv für die Aufrechterhaltung der parlamentarischen Demokratie ein (siehe auch S. 151 f.). Bis zum März 1933 standen der meist der Innenpolitik gewidmete Leitartikel und die politische, redaktionell kommentierte Nachricht im Vordergrund der Berichterstattung; danach trat die Behandlung innenpolitischer Probleme mehr und mehr zurück; unter den Bedingungen der Selbstzensur berichtete das Blatt nur noch über Themen der Aussen- und Kommunalpolitik. Im Februar 1934 wurde der langjährige Chefredakteur Maximilian Schreier von Vinzenz Ludwig Ostry als politischem und Rudolf Kalmar als nichtpolitischem Chefredakteur abgelöst.¹⁵

Zu den Autoren des Feuilletons zählten nach 1933 neben Richard A. Bermann u.a. Max Brod, Jaroslav Hasek, Fred Heller, Erich Kästner, Gina Kaus, Alexander Lernet-Holenia, Robert Musil, Alexander Roda Roda, Joseph Roth, Annemarie Selinko und Carl Zuckmayer.

Von 1933, verstärkt von 1936 an, publizierte Bermann auch in der Abendzeitung *Die Stunde*, die seit dem 5. November 1928 mit dem *Tag* fusioniert war. Das 1923 gegründete Blatt, das unter dem Herausgeber Emmerich Bekessy den Charakter eines «Sensations- und Skandalblattes»¹⁶ trug, wurde unter Alexander Weiss links-

radikal und verfolgte unter Josef C. Wirths einen bürgerlich-demokratischen Kurs. Bis 1934 erschien, wie im *Wiener Tag*, ein meist innenpolitischen Problemen gewidmeter Leitartikel. Ihre scharf gegen den Nationalsozialismus gerichtete Haltung behielt *Die Stunde* auch nach dem österreichisch-deutschen Verständigungsabkommen vom 11. Juli 1936 bei.¹⁷

Beide Zeitungen wurden unmittelbar nach der Annexion (am 13. März 1938) eingestellt. Wie die Berichte der Deutschen Gesandtschaft in Wien an das Auswärtige Amt in Berlin aus den Jahren 1934 bis 1937 belegen, war vor allem *Die Stunde* streng observiert worden (siehe auch den abgebildeten Brief des deutschen Gesandten Franz von Papen an das Auswärtige Amt vom 12. November 1934¹⁸).

(Bermann veröffentlichte in jenen Jahren auch weiter in ausländischen Zeitungen, etwa dem *Pester Lloyd*) doch ist über den Umfang dieser Tätigkeit noch nichts Näheres bekannt. – In der deutschen Exilpresse erschienen bis Bermanns Flucht lediglich fünf Artikel von ihm im *Pariser Tageblatt* bzw. der *Pariser Tageszeitung* bei diesen Beiträgen aus den Jahren 1935 bis 1937 handelt es sich meist um Nachdrucke aus *Der Wiener Tag*.)

Im *Wiener Tag* veröffentlichte Richard A. Bermann vom 8. August 1933 bis zum 18. Februar 1938 mehr als 250 namentlich gezeichnete Artikel, in der *Stunde* vom 14. Juli 1933 bis zum 6. März 1938 rund 120 gezeichnete Beiträge. Im Unterschied zu den thematischen Artikeln des *Wiener Tag* überwiegt in der *Stunde* von 1936 an eine ständige Kolumne (*Notizbuch des Zuschauers*, *Amerikanisches Notizbuch*, *Wiener Notizbuch*, *Ferien-Notizbuch*), in der Bermann «für jeden Tag der Woche eine, und nur eine kurze Notiz» aufzeichnete, «dasjenige, was anzumerken mir gerade besonders wichtig und bedeutsam erscheint¹⁹». Die «Notizbücher» scheinen sich grosser Beliebtheit erfreut zu haben, denn Bermann erwähnt häufig Zuschriften und Anregungen seiner Leser.

Inwieweit Bermann bei beiden Zeitungen redaktionelle Befugnisse besass, ist unklar. Nach Hubertus Prinz zu Löwenstein gehörte er der Redaktion des *Wiener Tag* an²⁰; zumindest wurde dort im Frühjahr 1935 auf seine Initiative hin eine Artikelserie des Prinzen u.d. T. «Eine Reise nach Amerika» veröffentlicht. Bei der *Stunde* scheint er auf die Leitung des Feuilletons unmittelbaren Einfluss gehabt zu haben.

Deutsche Gesandtschaft

Wien, den 12. November 1934.

1.3284/34 -

Inschluß an den Bericht
3. Oktober 1934 - 1 2848 -

4 Durchschläge.

Inhalt:
Papierblatt "Die Stunde" wie
unter tschechischen Einfluß.

Auswärtiges Amt	
P. 11474	
Einl.:	1334
Durchschl.:	2

✓ *W. S.*

Die finanziellen Schwierigkeiten der "Stunde", die, wie in oben angeführtem Bericht mitgeteilt, den Weiterbestand dieses Papiers in Frage stellen, sind leider behoben worden. Und zwar wird der auf etwa 20.000 S geschätzte Fehlbetrag neuerdings wieder von tschechischer Seite gedeckt, das Blatt ist also unter den früheren Einfluß zurückgekehrt. Hierzu erfahre ich von maßgebender österreichischer Seite, die den Anschein nach von dieser Wendung auch nicht erbaud ist, daß die in Vorbericht geschilderten Vorgänge bei der "Stunde" im wesentlichen Manöver waren, um den langjährigen Hauptschriftleiter, Hofrat Dr. Wirth, früheren Direktor der amtlichen Nachrichtenstelle, und einige andere Schriftleiter aus der Redaktion des Blattes auf möglichst billige Weise zu entfernen. Der Grund war angeblich, daß diese Herren den von tschechischer Seite beeinflussten Kurs des Blattes nicht mehr mitmachen wollten. Nachdem dieses Manöver gelungen war, wurde der alte Zustand wieder hergestellt. Die verantwortliche Leitung des Boulevardblattes liegt jetzt in den Händen eines Juden Dr. Siegelberg, der Redaktionsstab gehört neuerdings Dr. Henberger an, der nach jahrelanger journalistischer Tätigkeit in Deutschland mit der Machtergreifung durch die NSDAP in Reichs seinen Weg wieder nach Österreich zurückgefunden hat. Unter diesen Umständen erübrigt sich

- beinahe -

das
Auswärtige Amt
K 279728

Wolf

Deutsche Gesandtschaft, Wien (Franz von Papen) an das Auswärtige Amt,
Berlin. 12. Dezember 1934

beinahe die Feststellung, daß sich in der hetzerischen und verleumd-
erischen Schreibweise der „Stunde“ gegen Deutschland nichts ge-
ändert hat.

Bermann

In seiner Publizistik nach 1933 setzte Bermann – unter fast gänzlichem Verzicht auf die Behandlung von Themen der österreichischen Innenpolitik – die Tradition des demokratischen Journalismus aus der Zeit vor 1933 fort.

Einen Schwerpunkt seiner Berichterstattung bilden auch hier wieder *Reiseberichte* – überwiegend Episoden von der Wüstenexpedition, Berichte und Eindrücke von Politik, Kultur und Alltag in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten, aber auch Erinnerungen an frühere Reisen. – Zahlreich sind die Beiträge zum Thema ‚Film‘. Übersichtsberichte, Kritiken einzelner Filme, Berichte über die österreichische und deutsche Filmkolonie bzw. -emigration in Hollywood, das Leben der Filmstars... Hinzu kommen *Theater- und Ausstellungskritiken*. Viele Beiträge sind den kulturellen Ereignissen Wiens, u.a. auch den römischen Ausgrabungen in Carnuntum, gewidmet.

Hauptthemen der *Literaturberichterstattung* bilden die deutschsprachige Exilliteratur und die österreichischen Autoren, die sich der Programmatik des Ständestaates nicht angeschlossen hatten. Formal reicht das Spektrum hier von der Kurzrezension bis zur grossen essayistischen Abhandlung.

Bei der *politischen Berichterstattung* überwiegen Artikel zur englischen Innenpolitik und zu den amerikanischen Präsidentschaftswahlen im Herbst 1936. Die Artikel über die parlamentarische Monarchie Grossbritanniens können als indirekte Kritik am österreichischen Ständestaat gelesen werden. Vermutlich stammen auch die ungezeichneten Berichte über den italienischen Einfall in Abessinien in

der *Stunde* aus Bermanns Feder.

Eine eigene Gruppe bilden die *Porträts* herausragender Persönlichkeiten aus Politik, Literatur, Film, Theater, Kunst und Wissenschaft.

Auffallend bei vielen Artikeln ist der verstärkte politische Gegenwartsbezug, vor allem zum Nationalsozialismus. Bermann thematisiert die Politik des «Dritten Reiches» selten direkt, doch finden sich zahlreiche Hinweise auf Hitler und die bestehende Kriegsgefahr, oft in Form einer aktualisierenden Pointe.

Porträts

In seinen Porträts prominenter Zeitgenossen kann Bermann oft von persönlichen Begegnungen berichten.

Zum Tod seines früheren Verlegers Samuel Fischer am 15. Oktober 1934 in Berlin:

Sami

Vor mehr als 20 Jahren hatte ich meinen zweiten Roman geschrieben, einen Roman aus den österreichischen Bergen. Ich halte ihn heute nicht mehr für so besonders gut. Aber ein schon bekannt gewordener Autor sprach mit S. Fischer davon; mir wurde nahegelegt, das Manuskript einzureichen. Eines Tages beschied der grosse kleine Verleger mich in die Bülowstrasse, um mir persönlich zu sagen, er wolle das Buch drucken. Ich vergesse die Stunde nicht: ich erwartete wer weiss was Erhabenes, einen heiligen Musentempel, einen Hohenpriester der Literatur. S. Fischer, Verlag, Welch ein Begriff! – Ich fand ein Chefbureau, wie andere (mit Familienphotos auf dem Schreibtisch) und einen gescheiterten, schon damals nicht jungen Geschäftsmann, sehr klein, sehr reserviert. Er fiel mir keineswegs väterlich um den Hals. Er trug mir keineswegs, ein edler Mäzen, eine Lebensrente an. Mit ein paar kurzen Sätzen sagte er, was ihm an meinem Manuskript gefiel und was nicht. Jawohl, in dieser Stunde des Triumphes sah der neugebackene S. Fischer-Autor plötzlich, wo es an seinem Meisterwerk haperte. Und dann sagte Sami Fischer, er hoffe sich mehr und Besseres von mir. Er bot mir einen Vertrag an, der vollkommen fair war und mich nicht reich gemacht hat. Ich schied ohne Tränen der Rührung von dem kleinen Mann aus Bielitz. (Ich weiss nie: war er aus Bielitz? Oder aus dem Slowakischen?) Und ich hatte doch begriffen, wieso dieser bürgerliche Geschäftsmann eigentlich grosse Literatur exportierte und importierte, statt Textilwaren. Er *verstand* nämlich etwas von Literatur!

Ich habe Sami Fischer natürlich später besser kennengelernt und ich weiss, welche von seinen literarischen Sünden schon die allerschwerste gewesen war: Er hatte dem jungen Peter Altenberg einmal geraten, doch lieber einen Roman zu schreiben, statt so kleiner Skizzen! Mit der Ausnahme dieses entsetzlichen Einzelfalles hat der deutsche Verleger S. Fischer nie, glaube ich, einem Autor einen unweisen Rat erteilt, fast nie ein wirkliches Talent verkannt, fast nie ein wirkliches Untalent gefördert. Er hatte (immer im Rahmen des Geschäftlichen) eine echte Verehrung für echte Grösse. Seine weltberühmten Autoren sind auch seine privaten Freunde gewesen, er lud sie in seine Villa im Grunewald, sie gingen mit ihm im Salzkammergut spazieren, sie schwärmten nicht sentimental von ihrem Sami, sondern schimpften gelegentlich, sie wussten dennoch, was sie an ihrem Verleger besaßen. Und um diesen kleinen jüdischen Kaufmann aus den Karpathen herum wuchs dieses stolze Gebäude empor: S. Fischer Verlag. Nicht nur die Hauptmann und Schnitzler und Hofmannsthal, und Beer-Hofmann und Thomas und Heinrich Mann, auch Ibsen und Björnson, Shaw, Lagerlöf, alle die grossen Fremden, die in Deutschland früher berühmt wurden, als in ihrer Heimat, sie alle hat dieser grosse kleine Gärtner gepflanzt und gepflegt, und er hat dann, ja, ihre Früchte auf den Markt gebracht und ist selbst nicht arm daran geworden. Er war aber mehr als ein Verleger, er hat die grosse deutsche Literatur der letzten fünfzig Jahre mitgeschaffen.

[...] Respekt vor dem alten Sami Fischer, er hat wirklich nichts für die Katastrophe der deutschen Geisteskultur gekonnt, sondern er ist jetzt in ihr mit untergegangen, nach recht verbitterten Greisentagen!

Arnold Hoellriegel

In: *Die Stunde*. Jg. 12, Nr. 3480 (17.10.1934), S. 3

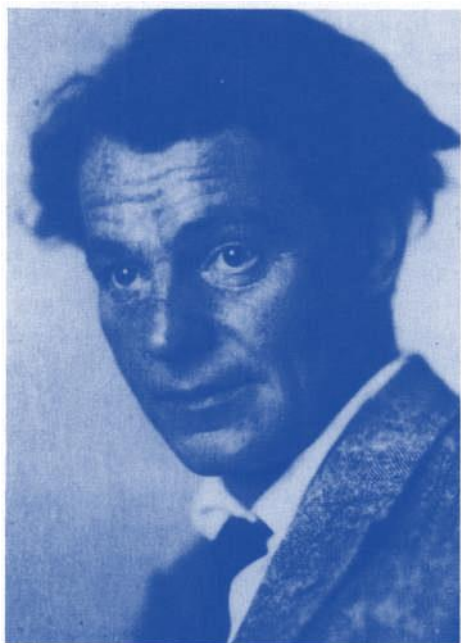
Zum Tod des Schauspielers Alexander Moissi am 23. März 1935 in Lugano:

Erlebnisse mit Alexander Moissi

Von Arnold Hoellriegel

Er war, als ein privater Mensch, genau der gleiche Alexander Moissi, den wir von der Bühne her kannten: heiss, lodernnd, ein wenig melancholisch, ein edler Knabe bis über die Fünfzig. Er war wie jene Gestalt eines schottischen Dichters, wie Peter Pan, der sich weigert, erwachsen zu werden. Seine Melancholie wie seine Heiterkeit waren die eines Knaben, mit allen uralten Instinkten einer edlen Kultur in seinem Blut. Selbst der Ruhm konnte ihn nicht anfressen; nicht dieses herrliche Edelmetall.

Er wusste natürlich, wer er war. Während der Genueser Konferenz von 1922 kam er in die Kongressstadt, sich den internationalen Zirkus ansehen. Ich nahm ihn einmal zu einer der Pressekonferenzen mit, die der Volkskommissär Christian Rakowski abzuhalten pflegte; sie waren das interessanteste Schauspiel, die die Konferenz bot. Auf



Alexander Moissi

der einen Seite die bürgerlichen Journalisten aus der ganzen Welt, fast alle feindlich gesinnt, auf der anderen dieser Bulgare aus der Dobrudscha, dessen Aufgabe es war, diesen Widerstrebenden die Auffassungen der russischen Diplomatie klar zu machen, einzugeben, aufzuzwingen. Ich sehe noch das Bild: der grosse hübsche Rakowski in der Mitte des Raumes, hoch aufgerichtet wie ein Tierbändiger, und um ihn herum diese vielen Aufgeregten, die in zehn Sprachen fragten: «Was hat das schon wieder zu bedeuten? Wie erklären Sie diese unerhörte —»

(Es war ein paar Tage nach dem Abschluss des Rapallo-Vertrages zwischen Russland und Deutschland. Die Ententepresse war nicht weit davon entfernt, eine Strafexpedition gegen die Russen zu fordern.)

Ich sehe Christian Rakowski, mit seinem leisen, etwas zynischen Lächeln, wie er dasteht und ebenfalls in zehn Sprachen, nach rechts ausschaut und nach links schmeichelt. Er allein ist ruhig unter den Erregten, so ist er ihnen überlegen. Er hat für jeden das richtige Wort, seine Antworten, immer höflich, klatschten wie Peitschenschläge —

(Er sitzt jetzt, ein hoffnungsloser Gefangener, in irgendeinem trostlosen Winkel Sibiriens. Die russische Revolution hat ihn gefressen wie so viele ihrer Kinder.)

Ich trat zu Alexander Moissi. Der sass, da keine Stühle waren, seelenruhig auf der

Türschwelle, hochbeinig wie der schlanke orientalische Märchenprinz «Sumurun».

Ich sagte: «Halten Sie Rakowski nicht auch für den wunderbarsten Schauspieler, den es in Genua jetzt gibt?»

Alexander Moissi sagte, sehr bedächtig: «Sie haben beinahe recht. Er ist der zweitgrösste, ganz entschieden!»

Dass er selbst der grösste war, nie hätte er daran gezweifelt. Trotzdem und eben deswegen war er von einer tiefen, oft rührenden Bescheidenheit. Nichts von Starallüren an Alexander Moissi! Er glaubte sehr an sich aber in einer tiefen und echten Demut. Es war ihm selbst die pervertierte Eitelkeit jener Stars von heute fremd, die glauben, ihr Publikum verachten zu sollen, und desto mehr, je mehr es sie anjubelt. [...]

Er konnte unglaublich übermütig sein, ein Lausub aus Genieland. So ernst es ihm mit dem Theater war, so gern trieb er auf der Bühne Allotria. Ich war bei jener berühmten Vorstellung des Schauspiels «Der Arzt am Scheidewege» in Reinhardts Berliner Kammerspielen, in der Moissi, als der brustkranke Maler Dubedat, partout nicht sterben wollte. Er hatte mich vorher schmunzelnd eingeladen, ich wusste, etwas würde passieren. Moissi hatte die Rolle bis zum Überdross spielen müssen, er wollte einen Sommerurlaub haben, und Max Reinhardt liess ihn nicht frei. Am Ende des letzten Aktes hatte der zynische junge Künstler auf offener Bühne zu sterben. Sonst eine herzergreifende Szene, von einer tiefen, rebellischen, aufpeitschenden Tragik.

Diesmal –

Die Durieux, als die Gattin des Malers, beugt sich über den Sterbenden. Der Arzt, Paul Wegener, türmt sich auf der anderen Seite auf. Da sagt, mitten aus dem letzten Röcheln der Schwindsucht heraus, nicht der Maler Dubedat, sondern der übermütige Alexander Moissi, mit seiner privaten Sprechstimme, in der freilich auch die ganze Moissi-Musik gewesen ist:

«Nein, ich sterbe heute nicht! Jeden Abend soll ich sterben. Für Max Reinhardt! Ich sterbe heute Abend nicht!»

Wegener musste den Rollstuhl seines Patienten rasch hinter die Kulisse schieben, noch hinter der Szene hörte man ihn protestieren. Das Publikum merkte übrigens nichts; es war in einem Stück von Bernard Shaw auf alles gefasst und fand nichts zu paradox.

O, hätte er, Alexander Moissi, sich das Sterben auch diesmal nicht gefallen lassen, in seinem allerletzten Akt!

Er sagte, als er so krank im Sanatorium lag:

«Eine lange Sterbeszene lässt man mich spielen –»

In: Der Wiener Tag. Jg. 14, Nr. 4231 (26.3.1933), S.3



*Albert Einstein.
Huntington, Long
Island, 1937.
Fotografie von
Lotte Jacobi*

Während seiner Amerika-Reise im Sommer 1935 besuchte Bermann auch Albert Einstein in dessen Sommerhaus in Old Lyme (Connecticut):

Besuch in einer grossen Einsamkeit

Von Arnold Hoellriegel (New York)

Der Rasen vor dem Haus, im Schatten grosser Sykomoren, ist zu verlockend an dem heissen Tag; ich lege mich hin, mit meiner Pfeife und einem guten Buch.

Ich kann die weissgestrichenen hölzernen Pfeiler sehen, die die Veranda des alten Landhauses würdevoll flankieren; auf einer niederen Mauer wächst niederes Gestrüpp: jenseits funkelt ein weites, silbernes Wasserband: der Connecticut-Fluss, schon nahe seiner Mündung.

Es ist schön hier, ganz still und friedlich.

[...]

Jetzt sehe ich Albert Einstein auf sein Haus zukommen, vom Flussufer her. Er ist nicht hochgebaut, aber er hat in seinen Proportionen etwas, das schon äusserlich den Titanen erkennen lässt. Wie er da heraufkommt, die Sonne im Rücken, wirbelt eine Brise seine weissgrauen Haare hoch, die Löwenmähne um das Löwenhaupt, und das durchstrahlende Licht erzeugt eine Art Heiligenschein um dieses starke männliche Gesicht mit dem feinen Mund unter dem buschigen, noch dunklen Schnurrbart. Welch ein Menschenantlitz!

Albert Einstein sieht wie alles in der Welt aus, nur nicht wie ein Gelehrter, ein Büchermensch, einer, der an einem Schreibtisch sitzt und lange Formeln auf Papier schreibt. Am ehesten sieht er wie der Musiker aus, der er nebenbei auch wirklich ist. Oder ist er in der Tat vor allem anderen ein Musiker, eigentlich? Ein prometheischer Musiker, der die Harmonie der Sphären wie ein Instrument beherrscht!

Der grosse Physiker hat den Vormittag wie gewöhnlich im Segelboot verbracht, den entblösten Oberkörper im Wind, die kurze Pfeife im Mund, zwischen den Ufern und Sandbänken der Flussmündung kreuzend!

Ich habe Einstein gefragt, ob er die Einsamkeit im Segelboot suche, um sich ganz von der Welt zu isolieren und über seine Probleme nachzudenken. Er hat mir lachend gesagt, dass er segelt, weil ihm das Segeln die grösste Freude macht, schon seit seiner Jugend. Eine Vikingnatur, wenn die Herren Nazi keinen Einwand haben!

Beim Mittagessen ist alles spartanisch einfach und attisch gut. Frau Einstein (die ihre tiefe Güte hinter einem so resoluten Gehaben versteckt) hat dem Wiener Gast zu Ehren ein vollendetes Beinfleisch gekocht – und Spätzle dazu, denn sie ist recht sehr aus Schwaben. (Sie sagt, genauer: «Aus Siegmaringe.») Es ist noch ihre Tochter bei Tisch, Frau Margot, die Bildhauerin. Und eine getreue Sekretärin, ohne die das Haus nicht vorgestellt werden könnte.

Sie alle wollen, dass ich bei Tisch erzähle, und so erzähle und erzähle ich. Südsee, Wüstenexpedition, Kriegsabenteuer, Neuseeland und Marokko, hübsch durcheinander. Diese Menschen, die wie in einem gläsernen Turm leben, in einer grossen, gewollten Isolierung, haben auf einmal einen Hahn gefunden, den sie aufdrehen können, und lassen sich nun besprudeln mit Geschichten und Abenteuern, mit Exotik und Anekdotik.

Nun will der Leser vielleicht nicht wissen, was ich zu Einstein gesagt habe, sondern was Einstein zu mir gesagt hatte, und gerade hier muss ich ihn enttäuschen. Ich gestehe, dass ich diese langen und reichen Gespräche sorgsam genug aufgezeichnet habe, aber

ich denke nicht daran, sie zu veröffentlichen. Ich war nicht als Interviewer gekommen, sondern als privater Gast, und ich werde mich danach zu benehmen trachten. Nur einen äusseren Umriss seines grossen und wunderbaren Gastfreundes zu zeichnen, mag auch dem Weekendgast des «Weissen Hauses» am Connecticut-River nicht verboten sein.

Als ob ich seinen Kopf rasch mal auf die Menükarte gekritzelt hätte. (Wenn eine vorhanden gewesen wäre. Nichts so Pompöses in diesem schlichten Hause.)

Wenn ich mit Albert Einstein in einem Raum bin, oder in einer Landschaft, kommt es mir vor, als atmete ich irgendeine neue Art Sauerstoff, ich bin in einem anderen geistigen Klima. Er ist so einfach, so bescheiden, so freundlich, wie ein Mensch nur irgend sein könnte, aber seine geistige Überlegenheit ist sofort fühlbar, nämlich mir, nicht ihm. Ich komme mir vor wie ein ganz intelligenter Schimpanse, der gesittet mit einem über alle Massen bescheidenen Gott konversiert. Oder, um gegen mich höflicher zu sein: wie eines jener Menschenwesen, die in einem phantastischen Roman von H.G. Wells auf einmal durch eine kleine Entgleisung ihres Autos in eine andere und höhere Welt hineingeschnellt werden, eine Welt, die der unseren zwar gleichzeitig sein mag, die aber auf einem ganz anderen Plan liegt.

Wenn ich im Gespräch mit Einstein eine Ansicht entwickeln will, eine Meinung näher begründen, bemerke ich nach ganz wenigen Augenblicken, dass er zwar aufmerksam genug zuhört, aber eigentlich nur aus Freundlichkeit, da er ja ohnedies alles längst begriffen hat, was ich noch des Längeren auszuführen beabsichtige.

Spricht er eine Ansicht aus, dann geschieht es in kurzen, scharfen Sätzen, die von vorneherein klar sind, deren Gewicht sofort durchschlägt. Fast immer im Verlauf der Tage, die ich bei ihm zugebracht habe, über alle Dinge dieser Welt mit ihm redend («über Kohlköpfe und Könige», wie die Angelsachsen sagen), habe ich mich mit ihm vollkommen einig gefunden – nachdem er gesprochen hatte: es war weiter nichts zu sagen.

Einmal aber, als ich eine seiner Meinungen mit grosser Anstrengung bekämpfte, gab er ganz plötzlich und kurz zu, ich hätte recht, und er unrecht.

Er steht in der Mitte der Fünfzig – und hat jene unzerstörbare Knabenhaftigkeit der wirklich grossen Männer. Wenn er über eine meiner Geschichten lachen musste, und er lacht leicht, klang es: «hohoho!» So lachen im Homer die Heroen. Kein anderer Mensch, den ich kenne, hat weniger falsche «Würde», hält weniger auf Formen und Äusserlichkeiten. Aber er weiss dennoch sehr gut, wer er ist.

Er lebt bewusst und absichtlich in der grössten Bescheidenheit der häuslichen Umstände, ja, in einer gewissen Askese. Seine Feinde, die ihm den von einer dankbaren Weltmeinung verliehenen Nobel-Preis wegkonfiszierten, haben nicht ihn geschädigt, sondern jene, denen er mit dem Gelde wohlgetan hätte.

Albert Einstein besitzt kein Auto, nicht, weil er es sich nicht leisten könnte, sondern weil ihm so mechanisierte Dinge nicht in seinen Lebensstil passen. Da er kein Auto

hat und da das Sommerhaus Meilen vom Ort entfernt ist (Old Lyme im Staate Connecticut), muss notwendigerweise ein Telephon vorhanden sein. Aber ich habe zufällig festgestellt, dass Albert Einstein seine eigene Telephonnummer keineswegs kennt. Er telephonierte niemals.

Von all den grossartigen modernen Erfindungen ist dem leidenschaftlichen Musikfreund nur das Radio unentbehrlich.

Nachdem er so alles «Amerikanische» aus seiner eigenen und privaten Sphäre ausgeschaltet hat – lebt er ganz gern in Amerika. Ich glaube, dass ihm gewisse Untiefen des amerikanischen Alltagsdaseins einfach ganz unbekannt geblieben sind, dass er aber schnell genug mit allem, was in Amerika am höchsten emporragt, Fühlung bekommen hat. Ich meine nicht nur, dass ihm alle Berühmtheiten von Charley Chaplin bis zu Franklin Roosevelt grosse Verehrung bezeugen. Ich meine: er hat, der grosse Verbannte, in einer neuen geistigen Welt seinen ihm gebührenden Raum und seinen Wirkungskreis wieder gefunden.

Ich kann ohne grosse Indiskretion verraten, was er mir über seine gegenwärtigen Arbeiten gesagt hat. Von einem seiner Assistenten redend, sagte er, mit einem schüchternen Lächeln: «Wir machen jetzt ganz hübsche Sachen miteinander!»

Worunter ich mir nach Belieben irgendeine neue titanische Revolutionierung der menschlichen Gedankenwelt vorstellen kann, einen Umbau aller Grundlagen unseres Wissens, irgendeinen neuen ungeheuerlichen Eingriff in den bisher gekannten Kosmos.

Während man in dem Städtchen Old Lyme in Connecticut von dem berühmten Sommergast des Städtchens nur weiss, dass er beim Segeln einmal auf einer Sandbank festgefahren war und von zwei jungen Leuten flottgemacht werden musste (aber die Jünglinge haben aufgeschnitten, es war gar nicht so) – und dass Frau Einstein einmal im Ort braunes Bier aufzutreiben suchte, um einen Karpfen darin zu kochen. Da «Karpfen polnisch» eine in Amerika unbekanntere Speise ist, kam die wichtige Angelegenheit direkt in die New Yorker Blätter.

Immerhin: Sie sprechen mit einer grossen Ehrfurcht von ihm, obwohl meistens Blödsinn. Das Ungeheuerliche, das ihm in Deutschland geschehen konnte, versteht kein einziger Amerikaner. Ich ging mit Einstein am Ufer des Flusses spazieren, durch glanzgrüne, saftige Uferauen. Er ging auf dem schmalen Pfad vor mir, ich, schweigend, hinterdrein. Auf einmal wandte er seinen löwenmähnigen Kopf nach mir um; er lächelte.

«Woran denken Sie?»

Ich sagte: «Ich denke an einen Radiovortrag, den Sie einmal gehalten haben, oder vielmehr an die einleitenden Worte, die George Bernard Shaw vorher gesprochen hat. Erinnern Sie sich? Shaw sagte etwa: Der Mann, der jetzt zu Ihnen reden wird, lebt in einer intellektuellen Höhe über uns allen Mitlebenden, also in einer grossen Einsamkeit.»

«Ich erinnere mich», sagte Albert Einstein ruhig.

(Der Löwe weiss schon, dass er der König der Tiere ist. Nur, er bildet sich weiter nichts darauf ein.)

In: *Der Wiener Tag*. Jg. 14, Nr. 4408 (22.9.1933), S. 17.

«Den Geist kann man nicht verbannen»: zur Exilliteratur

Eine besondere Aufgabe sieht Bermann in der Vorstellung der deutschsprachigen Exilliteratur und der aus Deutschland emigrierten und geflohenen Autoren.

Aber auch in seiner Würdigung Victor Hugos anlässlich dessen 50. Todestages am 22. Mai 1935 betont er Hugos Exilschicksal, das im Exil entstandene Werk und seine Wirkung, die er mit derjenigen der exilierten Schriftsteller seiner Zeit vergleicht:

Victor Hugo

Vor fünfzig Jahren, am 22. Mai 1885, starb in Paris der Dichter Victor Hugo. Heute, am Jahrestage, blickt ganz Frankreich auf das Pantheon, unter dessen Kuppel der grösste, mindestens der populärste französische Dichter des 19. Jahrhunderts begraben liegt. Niemals war Goethe in dem Sinne der Dichter seiner Nation, wie Victor Hugo der Dichter der Franzosen ist. In ihm finden sie alle ihre grossen Nationaleigenschaften wieder, den gallischen Geist, die römische Klarheit, das ungeheure Pathos der Worte, die kriegerische Kraft, den rednerischen Schwung. Dem übrigen Europa ist heute Victor Hugo hauptsächlich der Erzähler einiger grandioser Geschichten. Kein Wunder, dass der Film sich dieser wunderbaren Romane bemächtigt hat, dass er immer wieder die «Miserables» neu nacherzählt, und «Notre Dame de Paris» und den «Mann, der lacht». Diese grossen romantischen Stoffe, denen Victor Hugo sein Bildnis aufgeprägt hat, werden immer zu einem goldenen Schatz der Weltliteratur gehören. Für die Franzosen ist Victor Hugo mehr. Sie spielen noch seine starken und krassen Dramen, die auf den Bühnen des übrigen Europas kaum mehr leben; sie rezitieren seine schwungvollen wuchtigen Verse, die in fremde Sprachen so wenig zu übersetzen waren, wie in einen fremden Geist. Victor Hugo ist fünfzig Jahre nach seinem Tode in seinem Vaterlande noch so lebendig, wie die Republik von 1870, die er gründen half.

Er ist der Sohn eines napoleonischen Generals und Grafen gewesen und einer legitimistischen Mutter. Als Jüngling war der Vicomte Victor Hugo ein begeisterter bourbonischer Monarchist, mit einer träumerischen Bewunderung für Napoleon. Lange bevor er politisch zur Linken übertritt, entfaltet er in seinem Drama «Hernani» das

Banner der literarischen Revolution. Er stürzt die Herrschaft der klassischen Schule und wird das Haupt der romantischen. Er ist, nach «Hernani» und «Le roi s'amuse» – dem Stück, aus dem Verdi seinen «Rigoletto» machte –, ist nach «Ruy Blas» und «Notre Dame de Paris» so etwas wie der romantische Literaturpapst von Frankreich, als ihn auf einmal die Politik gänzlich in Besitz nimmt. Er wird ein Bonapartist, aber einer, der in Napoleon den Vollstrecker der Französischen Revolution erkennt: da Bonapartes Neffe Louis Napoleon im Jahre 1848 sich freundschaftlich dem Sänger der napoleonischen Grösse nähern möchte, findet er ihn schon auf den Bänken der äussersten Linken, voll Misstrauen gegen den neuen Präsidenten der Republik. Der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 kommt. Louis Napoleon, der erste der Fascisten, bricht die Verfassung, die er beschworen hat. Aber ein unbestechlicher Zeuge hat den Schwur gehört und nicht vergessen. Der Volksrepräsentant Victor Hugo geht auf die Barrikaden und dann in die Verbannung. Der Diktator hat nur halb gesiegt, da er diese Stimme nicht ersticken kann. In Paris ist Napoleon III. Kaiser. Aber auf Guernsey, dann in Brüssel lebt und schreibt Victor Hugo. Auf die Dauer ist er der Stärkere.

Wir haben in unseren Tagen viele berühmte Dichter in die Verbannung gehen und Emigranten-Literatur verfassen gesehen, aber keiner von ihnen hat jene Kraft des Zornes aufgebracht wie Victor Hugo. Miguel de Unamuno hat aus dem Exil zum Sturz Alfons XIII. viel beigetragen: auch er ist nicht mit dem Emigranten Hugo zu vergleichen: man muss schon zu dem grossen Emigranten Dante Alighieri zurückblicken. Im Exil ist Victor Hugo ein Lebendiger, nicht ein Gewesener. Sein schönster Roman, die «Miserables», seine stärksten Gedichte entstehen in der Verbannung. In Frankreich läuft ein Steckbrief gegen Victor Hugo, aber alle Welt rezitiert seine Verse. Die Krone auf dem Haupt Louis Napoleons nimmt das Brandmal nicht weg, das dieser bleichen Stirn die eigenen Worte des Pamphlets «Napoleon der Kleine» aufgedrückt haben, die glühroten Strophen der «Châtiments». Eine solche Macht des Hasses ist keinem der Dichter gegeben, die, Verbannte aus vielen Ländern, heute in vielen Exilen leben müssen.

Am 4. September 1870 erklärte die französische Kammer Napoleon III. für abgesetzt; am 5. September verlässt Victor Hugo Belgien und kehrt nach Frankreich zurück. Die Nation jubelt ihm zu; es liegt nur an ihm, dass er nicht an die Spitze der neuen republikanischen Regierung gesetzt wird. Aber Paris wählt ihn zu seinem Abgeordneten; man benennt während der Belagerung von Paris Kanonen nach ihm; Gambetta, da er im Luftballon aus Paris entweicht, nimmt als kostbarstes Gepäck drei Proklamationen Hugos mit. Der ungeheure Zorn des Dichters richtet sich jetzt gegen die Preussen. Aber ihre Armeen sind mächtiger, mindestens vorläufig, als Victor Hugos grosse rhetorische Phrasen. Die Nationalversammlung von Bordeaux muss Frieden schliessen; der Abgeordnete Victor Hugo gibt entrüstet seine Demission. Der Royalist von einst ist nun ganz nach links gewandert: die sozialistische Kommune hat die Sympathien

des Verfassers der «Elenden». Wäre er nicht Victor Hugo, so müsste er vielleicht nochmals ins Exil. Er erlebt noch die Beseitigung der Republik. Er ist schon 72 Jahre alt, da er noch eines seiner stärksten Bücher schreibt: «Siebzehnhundertdreiundneunzig», diese Verherrlichung der französischen Revolution. Und er verwendet seine späten Jahre dazu, aus seinem Leben zu erzählen, jene «Geschichte eines Verbrechers», die so unbarmherzig Napoleons III. Staatsstreich schildert, und jenes unvergessliche Buch von den «Gesehenen Dingen», das Memoirenbuch eines gewaltigen Journalisten, der die Menschen und Dinge eines ganzen Jahrhunderts aus der Nähe gesehen hat. In diesem Buch steht der wunderbare Bericht über das Leichenbegängnis Napoleons I. nach der Heimkehr des Toten aus St. Helena. Victor Hugos eigenes Leichenbegängnis, nun vor fünfzig Jahren, ist kaum ein weniger grossartiger Akt nationaler Trauer gewesen. Nun liegen sie, der eine im Invalidendom, der andere im Pantheon, in den beiden Gräbern, die der Franzose am meisten verehrt: der Kaiser und der Sohn eines Generals, der begeisterte Sänger der napoleonischen Legende, der Mann, der dann den Bonapartismus in Frankreich entwurzelt hat.

Da liegt er, der grosse Verbannte von Guernsey, und die Nation, aus der er einst durch das Edikt eines Tyrannen ausgebürgert wurde, steht nach fünfzig Jahren in tiefer Verehrung an seinem Grabe. Wir anderen Europäer, die wir mit kühleren Herzen, obwohl mit grosser Achtung auf dieses Grab eines starken und grandiosen Dichters blicken, sagen uns, unsere eigene Zeit bedenkend: Den Geist kann man nicht verbannen. Das lehrt dieses Heldenleben, das vor einem halben Jahrhundert endete, und doch nicht endete, denn der Geist wird auch nicht begraben, nicht einmal im marmornen Ehrengrabe eines nationalen Pantheons.

A. H.

In: *Der Wiener Tag*, Jg. 14, Nr. 4287 (22.5.1935), S. 5

Bermann nutzte seine *Notiz buch-Kolumne* in der *Stunde*, um die Produktion der deutschsprachigen Exilverlage und der ausländischen Verlage, die sich der Exilliteratur widmeten – vor allem von Querido und Allert de Lange in Amsterdam, Bermann-Fischer in Wien und Oprecht in Zürich – in zahlreichen Beispielen in bewusst subjektiven Kurzrezensionen vorzustellen. Darunter befinden sich – in der Reihenfolge der Besprechung – die Romane und Erzählungen *Alkibiades* von Hans Fleisch-Brunningen (Allert de Lange 1936), *Der Reisepass* von Bruno Frank (Querido 1937), *Das falsche Gewicht* von Joseph Roth (Querido 1937), *Ein Sommer in Österreich* von Carl Zuckmayer (Bermann-Fischer 1937), *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* von Thomas Mann (Querido 1937), *König Philipp der Zweite* von Hermann Kesten (Allert de Lange 1938), *Die Nacht des Tyrannen* von

Walter Mehring (Oprecht 1937), *Einsetzung eines Königs* von Arnold Zweig (Querido 1937) und *Theodor Chindlervon* Bernard von Brentano (Oprecht 1936). Immer wieder weist Bermann dabei auf den Verlust hin, den die Verbannung der Autoren für Deutschland bedeutet.

Bermann hat vermutlich Einfluss auf des Feuilleton der *Stunde* besessen, denn dort wurden oft Leseproben aus den Exilveröffentlichungen abgedruckt, die er in der Woche zuvor empfohlen hatte.

Beispiele für Bermanns Kurzrezensionen der deutschsprachigen Exilliteratur:

[Bruno Frank: Der Reisepass]

Donnerstag, den 3. Juni [1937]

Von allen Romanen aus der deutschen Emigration, die ich kenne, hat mich, ganz persönlich, am stärksten Bruno Franks Buch: «Der Reisepass» ergriffen. (Querido-Verlag, Amsterdam.) Frank erzählt die Geschichte eines jungen deutschen Prinzen, der das Deutschland von 1933 nicht ertragen kann und der erst nach Prag, dann nach London emigriert. Da es nur ein Mitglied der grossen deutschen Fürstenfamilie gibt, das sich energisch und aktiv auf die Seite der Vertriebenen gestellt hat, wird Bruno Frank wohl den gleichen Prinzen meinen, den ich meine und so gut kenne [Hubertus Prinz zu Löwenstein]. Er sieht in ihm und zeichnet ihn als eine romantische Figur, durch uraltes Kaiserblut abgesondert von den anderen, und doch jeder Schicksalshärte, jedem Elend, jeder Gefahr ausgesetzt, die zur Emigration gehören. Prinz oder nicht Prinz, das Schicksal eines edlen jungen Mannes, das da erzählt wird, bleibt doch im Gedächtnis des Lesers haften. [...]

Arnold Hoellriegel: *Wiener Notizbuch*. In: *Die Stunde* Jg. 15, Nr. 4271 (6.6.1937), *Sonntagsbeilage*, S. 2

[Joseph Roth: Das falsche Gewicht]

Donnerstag, den 17. Juni [1937]

Als der Romancier Joseph Roth neulich in Wien war, hatte er die Liebenswürdigkeit, mich daran zu erinnern, dass ich einst als erster auf seine schriftstellerische Begabung aufmerksam wurde. Andere berühmte Autoren, die ich gleichfalls «entdeckte», haben den kleinen Zwischenfall längst vergessen – Roth war ein melancholischer Junge in einer sehr zerfetzten alten Militärbluse, als ich ihm im Jahre 1919 im Vorzimmer einer Wiener Redaktion begegnete; ich konnte ihm dann zu einer Anstellung als Reporter und zum Gedrucktwerden verhelfen. Ich habe dadurch gewiss der Allgemeinheit und damit mir selber einen Dienst erwiesen, für den ich die grosse silberne Literatur-Verdienstmedaille verdiene; aber kriege ich sie denn? – Diesen Anspruch begründe ich



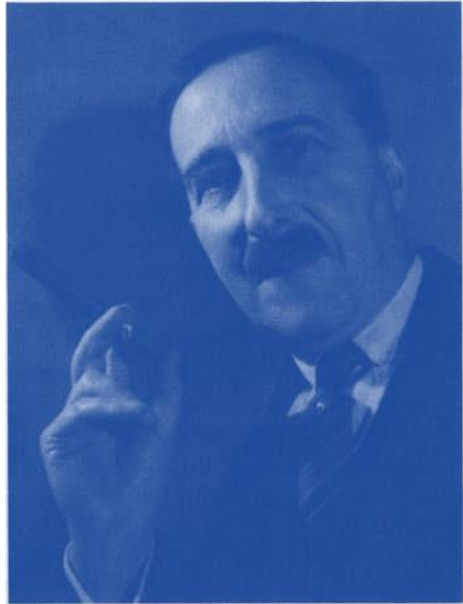
*Joseph Roth.
Vermutlich Mitte der 20er Jahre*

hiermit unter anderem mit einem Hinweis auf Roths neuen Roman «Das falsche Gewicht» (Querido-Verlag). Nur die Geschichte eines k. k. Eichmeisters im Zloczower Bezirk, als das alte Österreich noch stand, dem Roth so ehrlich nachtrauert. Ein armer, versoffener Kerl von einem früheren Unteroffizier, der ausgerechnet in Ostgalizien über die Ehrlichkeit in Mass und Gewicht zu wachen hat, und der es redlich tut, obwohl auch er ein armer Sünder ist, wie wir alle. Der grosse Eichmeister, der grösste von allen, lässt ihn nach seinem kläglichen Tod passieren; wie sollten wir Menschen mit dieser armen, braven, dumpfen Menschenseele kein Mitleid haben? – Joseph Roth, dem nichts Menschliches fremd ist, hält sich nur zurück, sonst würde er über dieses kleine Schicksal laut weinen. In dem ganzen Buch vibrieren diese verhaltenen Tränen; und so ist es ein sehr schönes Buch.

*Arnold Hoellriegel: Wiener Notizbuch. In: Die Stunde. Jg. 13, Nr. 4283 (20.6.1937),
Sonntagsbeilage, S. 3*

*[Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull]
Mittwoch, den 27. Oktober [1937]*

«Euch könnt ich hassen! Euch könnt ich entsagen!» – Das ist bekanntlich ein Zitat aus der «Jungfrau von Orleans», und es wird, hoffe ich, auf den Sockeln der Denkmäler



*Stefan Zweig. Mitte der 30er Jahre.
Fotografie von Berti Sachsel*

stehen, die ein reuiges Deutschland einmal seinem Dichter Thomas Mann, dem Ausgebürgerten, errichten wird. Mir kommt das so stark ins Gefühl, weil ich eben Manns «Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull» gelesen habe. Von dem anmutvollen Fragment war bisher nur der erste Teil bekannt, in dem Felix gerade bis an die Schwelle des Jünglingsalters begleitet wurde; jetzt ist im Querido-Verlag auch ein zweiter Teil erschienen, der in der Hauptsache die unendlich lustige Militärmusterung des jungen Simulanten schildert. Thomas Mann wird, das fühle ich, schwerlich mehr die Musse haben, zu diesem nur scheinbar so leicht dahingeschriebenen Werk zurückzukehren, das er in froheren Tagen begonnen hat. So bleibt es, muss man fürchten, ein kostbares Bruchstück. Aber wie viel guter deutscher Geist lebt in dem so dünn gebliebenen Bändchen! Ein leichtsinniges Weinstädtchen am Rhein, die reiche und kalte Handelsstadt Frankfurt, ein echt deutscher Kurort, die preussische Kaserne – das alles ist mit dem feinen Pinselstrich des grossen, liebevollen Ironikers nur so dahingehaucht, aber für immer. Und jetzt hat man dem Dichter Thomas Mann also seine göttliche Heiterkeit ausgetrieben und ausgetrieben ihn aus seinem Land, das kein Lebender heisser liebt als gerade er. Ja, da kann man nichts machen als hoffen und nicht verzweifeln.

*Arnold Hoellriegel: Wiener Notizbuch. In: Die Stunde. Jg. 13, Nr. 4396 (31.10.1937),
Sonntagsbeilage, S. 3*

[Walter Mehring: *Die Nacht des Tyrannen*]
Sonntag, den 12. Dezember [1937]

Der deutsche und emigrierte Dichter Walter Mehring hat bei Oprecht in Zürich einen neuen Roman erscheinen lassen. «Die Nacht des Tyrannen». Was für eines Tyrannen? Gibt es das, Tyrannen? – Es scheint, es gibt sie, in ganz fernen Ländern. Dieser Tyrann, dessen Aufstieg und Vernichtung der Roman behandelt, heisst Martinez Llalado; atmen Sie beruhigt auf: die Geschichte spielt irgendwo in Südamerika, ist also kein politischer Schlüsselroman. [...] – Dieses nicht hingeschmierte, sondern gleichsam hingebblutete Buch meint nichts und niemanden als die Wahrheit, und kann daher auf Wirklichkeit verzichten, und tut's. Da es sich um eine Dichtung und nicht um Propaganda handelt, ist auch die Hauptgestalt dieses Buches, der Tyrann Llalado, als Mensch und mit den Augen der Menschlichkeit gesehen; der Leser, der den Furchtbaren furchtbar verenden sieht, empfindet: auch er war einer Mutter Sohn! Deswegen, und wegen seiner breiten, freskenhaft und grellbunt an eine Wand geschleuderten Bilder, beschäftigt dieses kleine Buch die Phantasie. Ich nehme es, nachdem ich es heute ausgelesen habe, beim Schlafengehen wieder mit ins Bett, und nicht, damit es mich einschläfere, sondern weil man von einem Träumer wie Walter Mehring das Träumen lernen kann.

Arnold Hoellriegel: *Wiener Notizbuch. In: Die Stunde. Jg. 13, Nr. 4436 (19.12.1937), Sonntagsbeilage, S. 2*

Auch in einigen ausführlichen der Exilliteratur gewidmeten Rezensionen in *Der Wiener Tag* betont Bermann den Aktualitätsbezug der vorgestellten Werke:

Der Mensch ohne Fanatismus

Stefan Zweig: Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam.
Wien, bei Herbert Reichner [1934].

- Mitten in die Aufregung dieser Tage hinein fällt ein Buch, von dem edle Ruhe und Besonnenheit ausstrahlt: Stefan Zweigs grosser Essay über den Humanisten Erasmus von Rotterdam. – Erasmus von Rotterdam? Was ist er uns? Ein Name, aus dem Lehrbuch der Geschichte. Er war ein Schreiber, sehr berühmt am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, am Eingänge des sechzehnten. Er war ein grosser, ein europäischer Mensch. Dichter, Philologe, Erzieher. «Er anerkannte», so formuliert es Zweig, «sesshaft in keinem Land und heimisch in allen, der erste bewusste Kosmopolit und Europäer, keinerlei Überlegenheit einer Nation über die anderen, und weil er sein Herz erzogen hatte, die Völker einzig zu werten nach ihren edelsten und geformtesten Geistern, nach ihrer Elite, so dünkten sie ihm alle liebenswert. Alle diese Gutgesinnten

nun aus allen Ländern, Rassen und Klassen zu einem grossen Bund der Gebildeten zusammenzurufen, diesen erhabenen Versuch nahm er als eigentliches Lebensziel auf sich, und indem er Latein, die Sprache der Sprachen, zu einer neuen Kunstform und Verständigungssprache erhob, erschuf er den Völkern Europas – unvergessliche Tat! – für die Dauer einer Weltstunde eine übernational einheitliche Denk- und Ausdrucksform... An dem Barbarischen der Welt aber, das Gottes Plan tölpisch boshaft mit fortwährender Feindseligkeit immer neu zu verwirren strebt, sah er beharrlich vorbei... Denn dies war der innerste Glaube (und der schöne, der tragische Irrtum) dieses frühen Humanismus: Erasmus und die Seinen hielten einen Fortschritt der Menschheit durch Aufklärung für möglich und erhofften eine Erziehungsfähigkeit des Einzelnen wie der Gesellschaft durch eine allgemeine Verbreitung von Bildung, Schrift, Studium und Buch.»

Das ist, in grossen Zügen, «das Erasmische», das schöne Ideal einer Humanität durch Humanismus, «das eine Weltstunde lang» wirklich Europa erobert zu haben schien. – Haben wir nicht eine ähnliche Weltstunde unlängst zu erleben gewährt? Von internationalen Menschheitsidealen, von erasmischen geträumt? Unser Erwachen war so krass wie das des Erasmus von Rotterdam.

Das muss man in dem schönen, klaren Buche selbst nachlesen: den Umriss dieser scheuen, kühlen Gelehrtengestalt, den Aufstieg des heimatlosen Knaben zu einer Art geistigen Weltherrschaft, die Analyse seiner Schriften, jenes unvergänglichen «Lobes der Narrheit», in dem für immer alle Narrheiten dieser Welt getadelt sind, jener «Klage des Friedens», die das erste pazifistische Buch der neuen Zeit gewesen ist. – Immer wieder erkennt man in Stefan Zweigs zielbewusster Darlegung die Parallelen zum Heutigen. Sie werden noch deutlicher, da die Katastrophe herannaht, die Verwicklung des von Grund aus unfanatischen Menschen Erasmus von Rotterdam in einen grossen Ausbruch von Fanatismus, der die Welt zu verbrennen droht. Der Gedanke der Glaubensreformation war einer der Gedanken des Erasmus. Er muss unter die Reformatoren gezählt werden; danach ist er als ein katholischer Priester gestorben, dem noch kurz vor seinem Tode der Papst einen Kardinalshut angetragen hat. Er hat den Bruch mit der Kirche nicht vollzogen – das Abbrechen, die scharfe Parteinahme, das war nicht seine Sache. In den berühmten «Dunkelmännerbriefen» steht geschrieben: «Ich versuchte zu erfahren, ob Erasmus von Rotterdam bei jener Partei sei. Aber ein gewisser Kaufmann erwiderte mir: Erasmus steht immer für sich allein.» – Man kann auch sagen, deutet Stefan Zweig einmal schmerzlich an, er ist einer von jenen Lauen, denen Dante seine Vorhölle reserviert hat. Diesem Lauen nun tritt ein Heisser entgegen, dem Blutlosen ein Vollblütiger, dem Sanften ein Zorniger, dem Menschen ohne Fanatismus einer von den grossen Fanatikern der Weltgeschichte: Luther. Anfangs sind sie fast einer Meinung, Luther gibt sich als ein demütiger Schüler des grossen Erasmus. Dann, da der Meister nicht Farbe bekennen will, kommt es zu dem grossen Zusammenstoss

zwischen den beiden. Von dem furchtbaren Temperament des Gegners wird Erasmus gleichsam an den Rand der Zeit geschwemmt, der Thron des erasmischen Weltreiches ist verloren. Der Übernationale erliegt dem grossen deutschen Nationalismus Luthers, der Pazifist muss, er hat es befürchtet, die Kriegsflagge aufleuchten sehen, die ein Jahrhundert lang Europa verbrennen soll, der Verfechter der geistigen Einheit sieht das grosse Band der Christenheit, die Kirche, entzweibrechen, der «Antibarbarus» erlebt einen neuen Ausbruch der Barbarei.

[...]

So sehen wir im Bilde des Erasmus von Rotterdam die Tragödie der Geistigen, die an eine Menschheit immer geglaubt haben und sie nie zu schaffen wussten. Vor vierhundert Jahren war es so, und noch gestern. Dieses wundervolle Buch kommt sehr zu rechter Zeit; nie hatte man seine grosse Melancholie so mitempfinden können wie heute.

Arnold Hoellriegel

In: *Der Wiener Tag*. Jg. 13, Nr. 4005 (2.8.1934), S. 3

[Alfred Döblin:] *Die Fahrt ins Land ohne Tod*

Von Arnold Hoellriegel

Der Überfall der weissen Konquistadoren auf die Goldländer des tropischen Amerika ist eine Episode der Menschheitsgeschichte, die nie an Interesse verliert, ein unerschöpflicher Stoff für Dichter und Erzähler. Die angelsächsischen Literaturen haben viele ausgezeichnete Konquistadorenromane hervorgebracht; erst vor Kurzem hat Julian Duguid einen der letzten («Der Affenpelz») veröffentlicht.

Vielleicht darf ich bemerken, dass ich, der ich zweimal am Amazonenstrom gewesen bin, selbst den Roman «Das Urwaldschiff» geschrieben habe, der zum Teil während der Konquista im amazonischen Urwald spielt. Das gibt mir die Legitimation, von Alfred Döblins neuem Roman «Die Fahrt ins Land ohne Tod» zu reden, der eben bei Querido, dem Verlag der deutschen Emigranten, erschienen ist.

Dass der Berliner, der so Urberliner Arzt und Romandichter Alfred Döblin, er, der Verfasser des Sittenbildes «Berlin, Alexanderplatz», jetzt auch als ein Emigrant fern von Berlin durch die Lande geht, das ist ein trauriges und groteskes Kapitel für sich. Er hat nun sein eigenes Erlebnis dichterisch in eine weite Ferne projiziert, denn anders kann man seinen schönen, neuen Roman nicht deuten. Dass dieses Buch trotzdem ein ausgezeichnet dokumentarisch «historischer» Roman geworden ist, und dass er ausserdem nach allen feuchten tropischen Düften des Urwalds am Amazonas riecht (die Döblin selbst, glaube ich, niemals geatmet hat), das sei zum Ruhme gesagt.

Der Inka-Edle Cuzumarra, von Pizarros grausamen Abenteurern mit einigen Gefährten aus seiner Heimat vertrieben, flieht bis in die fernen Urwälder am grossen Strom, und erzählt dort den braunen Stämmen des Waldes die furchtbare Geschichte, wie, mitten im Frieden, eine Invasion unbegreiflicher Barbaren die blühende Zivilisation Perus auf einmal zerstört hat. In der Erinnerung und in der Propaganda dieses streitbaren Inkas sieht das politische System, dessen Vertreter er war, wunderbar genug aus: es war Arbeit für alle Arbeitswilligen vorhanden, und Brot und Kleidung für jeden, der arbeitete; für die Alten und Kranken war gesorgt; auf einem Goldthron sass der grosse Herr mit der fünffachen roten Stirnbinde und regierte den wohlfunktionierenden Staat im Namen der Sonne.

Ja, da ist der Inka Cuzumarra doch sehr überrascht, wie sich plötzlich, schon mitten im Exil, schon mitten im Urwald, seine eigenen Gefährten plötzlich bösartig gegen ihn wenden und ihm entgegenschreien:

«Es war nicht alles gut. Haben wir ein Wort sprechen dürfen, das der Inka und Ihr, die Fürsten und Führer, die eingesetzt waren, nicht vorher geprüft habt? Wir haben kein Kleid getragen, das Ihr nicht berechnet habt. Ihr habt uns jeden Bissen in den Mund gezählt. Sind wir jetzt verzaubert, wenn wir sagen: das war nicht gut? Wir haben es schon drüben in der Heimat gehaut. Du fluchst auf Verräter. Aber Cuzumarra, Ihr habt verstanden, Verräter bei uns gross zu ziehen, so dass wir nicht siegen konnten. Denn die Verräter band nichts an Euch. Sie fanden nichts, das sie verehren konnten. Da wurden sie zu Elenden, Verbrechern und Verrätern. Ihr habt sie auf diesen Weg geführt, weil Ihr sie zu Papageien und Affen abgerichtet habt!» Hier spricht ja vielleicht das alte Inkavolk zu seinen Inkas, aber gewiss auch ein vom Kollektivismus schwer enttäuschter deutscher Individualist zu seiner eigenen, der heutigen Zeit. Und in einem folgenden Kapitel hören wir den armen, verzweifelten Cuzumarra klagen: «Umliegende Berge und Ebenen, kreisende Kondoro, Uhus und Eulen, hört das Bekenntnis meiner Schuld!»

Das alles wird hier von mir abstrakt und ideologisch vorgetragen, nicht aber in Döblins Buch, von dem jede Zeile naiv und lebendig klingt. Dieser Erzähler kann sich in die Gedankenwelt der Wilden am Amazonas genau so einfühlen, wie einst in die Sitten und Gebräuche jener anderer Wilden, die er so unvergessbar geschildert hat, des Verbrecherproletariats von Berlin, Alexanderplatz. Ein harmloser Leser könnte sich dieser Schilderung der Schicksale, Gebräuche, Tänze, Zauberriten indianischer Urvölker, ganz harmlos erfreuen und meinen, es steckte hinter diesem Gleichnis nicht manchmal ein moderner und heutiger Sinn.

Aber er ist vorhanden; und der Dichter weiss auch die haarsträubende Ungerechtigkeit und Grausamkeit dieser heldischen weisen Konquistadoren gut zu verstehen; ist denn nicht ihre Fahrt, die nur scheinbar dem dummen Golde gilt, nicht im Grunde eine sehnsuchtsvolle «Fahrt ins Land ohne Tod» gewesen, von der wir Menschen alle so ab-

surd träumen, seitdem es eine Menschheit gibt? Der Trieb nach dem Glück, der Jugend und der Unsterblichkeit kennt seine üblen Perversionen, so wie jeder menschliche Trieb.

In: Der Wiener Tag. Jg. 16, Nr. 3013 (30.3.1937), S. 17

«Mein Bruder Abel, der Emigrant»:
Emigranten aus Deutschland in Europa und Palästina

Bermanns einziger Versuch, unmittelbar in das politische Tagesgeschehen einzugreifen, gilt dem Fall des jungen, aus Deutschland emigrierten Schriftstellers Horst Gailey, dem aufgrund der österreichischen Fremden gesetzgebung die Ausweisung drohte:

Der Fall Horst Gailey

Diesen Dr. Horst Gailey, dessen Ausweisung aus Österreich der Bundesgerichtshof bestätigt hat, weil er kein Vermögen oder gesichertes Einkommen hat und so die öffentliche Ordnung stört, ich kenne ihn. Auf meinem Tisch liegt soeben ein Manuskript von ihm, das er mir vor Weihnachten ins Haus geschickt hat, mit einem stolzen schönen Brief, der auf keine Art ein Bettelbrief war, sondern ein Schrei der Verzweiflung. Denn des Verbrechens, das ihm der Bundesgerichtshof vorgeworfen hat, ist Horst Gailey wohl schuldig: er stirbt, ein deutscher Dichter im deutschen Wien, mit Frau und Kind vor Hunger.

Das Manuskript ist der erste Teil eines historischen Romans «Das tausendjährige Reich». Das gross angelegte Werk spielt im Dreissigjährigen Krieg; Probleme des christlichen Glaubens stehen im Mittelpunkt, und jener heisse, tiefe Traum vom Reich, der die deutsche Seele beherrscht. Ich sage nicht, dass Horst Gaileys Roman ein Meisterwerk ist; ich sage, dass es hätte eins werden können, wenn jemand dem Gehetzten Ruhe, dem Hungernden Brot gegeben hätte, und somit Zeit diese Arbeit so ausreifen zu lassen, wie sie es verdiente. Ihn jetzt von Wien fortjagen, heisst unter anderem diese Hoffnung umbringen, diesen schönen Anfang zu einem schönen Werk. Was hat Horst Gailey getan? Er ist ein junger Mann, der Sohn eines Gymnasialdirektors in Danzig, kein Jude, sondern ein «Arier». Er hat protestantische Theologie und Kunstgeschichte studiert, brav seinen Doktor gemacht und in Berlin eine auskömmliche Stellung bei einem Verlag bekommen. Aus dem Dritten Reich musste, jawohl, musste er dann emigrieren, weil er sich gegen eine Frau aus jüdischem Blut wie ein anständiger Mensch zu benehmen gedachte. Er ist weder ein Kommunist noch sonst irgendetwas Rebellisches: einer jener jungen Idealisten, die in den deutschen Jugendbünden von der blauen Blume und vom kommenden Reich zu schwärmen pflegten. Kurz: ein sehr deutscher Deutscher.

Nach einigem Herumwandern kam er nach Wien. Er dachte, das ist eine Stadt für

junge deutsche Dichter. Eine Stätte deutscher Kultur. Dieser Balte emigrierte nicht nach Wien, er kehrte nach Wien heim, mit seinem armen kleinen Jungen und seiner armen Frau. Er betrieb keinerlei Propaganda, beteiligte sich an keiner Art von Politik, sass still in seiner Kammer, sofern er nicht krank in ihr lag, und schrieb an seinem grossen Werk zur höheren Ehre Deutschlands. Auf diesen Unglücklichen begannen ein paar Leute aufmerksam zu werden, dieser bitteren Armut sollte ein wenig geholfen werden. Mitten in diese Bemühungen fällt jetzt der Blitzstrahl, dieses Ausweisungsdekret.

Was wird der junge deutsche Schriftsteller Horst Gailey jetzt tun? Was wird aus seiner glühenden deutschen Jugend, aus seinen so schönen Anfängen, seinem starken, kultivierten Talent? Ich frage nicht einmal danach, was aus ihm selbst und seiner Frau und seinem Baby wird. Aber als ein österreichischer Schriftsteller fühle ich mich verantwortlich für meinen Bruder Abel, den Emigranten; ich meinerseits halte nämlich «Emigrant» nicht für ein Schimpfwort. Verantwortlich für Abel, und voll von Scham wie Kain, so fühle ich mich heute. Die starken Worte, die sich auf meine Zunge, in meine Feder drängen, halte ich zurück. Bittende Worte kann ich sprechen. Hilft niemand in der Kulturstadt Wien diesem edlen, diesem unglücklichen jungen Dichter in seiner furchtbaren Not?

Arnold Hoellriegel

In: Der Wiener Tag. Jg. 17, Nr. 5241 (16.1.1938), S.7

(Auch in seinem Wiener Notizbuch vom 9. Februar 1938 machte Bermann im Zusammenhang mit einem befreundeten mohammedanischen Medizinstudenten aus Indien, «der sich in Wien durch die Universität durchhungerte, bis es nicht mehr ging, und der dann eine abenteuerliche Heimreise [...] angetreten hat», auf das neue österreichische Fremden gesetz aufmerksam, mit dem man ‚jene arme Teufel‘ «nach Möglichkeit zu vertreiben gedenkt, wenn sie etwa des Verbrechens der Armut überführt werden könnten».)

Selten prangert Bermann die antijüdische Politik des «Dritten Reiches» so direkt an wie in seinem Bericht über das Schicksal einer jungen jüdischen Emigrantin aus Hamburg, die in London in den Freitod ging:

Romeo und Julia 1933

Von A. H. (London)

Da ist, unter den Hekatomben, die der Moloch verschlingt, dieses arme, junge Menschenkind, die Julia des Jahres 1935: Hertha Walther.

Gross ist der Hass zwischen den Montague und den Capulet auch in unseren Tagen. Eine jüdische Capulet zu heiraten, verbietet dem arischen Montague nicht nur dieser dumpfe Hass der Sippe, verbietet ihm selbst das Gesetz. Aber junge Menschen sind jung selbst in diesem fürchterlichen Jahr, und immer gibt es noch die sogenannte Liebe.

Hertha Walther aus Hamburg: 24 Jahre alt, eine dunkle Schönheit wie Julia, eine Kunststudentin. Sie ist, wie es vorsichtig in den Zeitungsberichten heisst, «von jüdischer Herkunft».

Romeo ist ein «Arier». Ein junger Archäologe, der ein Staatsstipendium bekommen hat, um in Griechenland antike Tempel zu studieren.

Zwei begabte, junge, deutsche Menschen, die einander liebgehabt haben. Dann wurden in Nürnberg die neuen Judengesetze verkündet. Was ist die alte Kluft zwischen Montague und Capulet gegen den Abgrund, aufgerissen zwischen deutschen Ariern und deutschen Juden. Was soll Julia tun, die man von ihrem Romeo trennt? – Hertha Walther tut, was Tausende tun müssen, seufzt und geht ins Exil. In eine jener seltsamen Londoner Strassen, wo alle Passanten deutsch reden. Emigrantenjungen in den farbigen «Blazern» und den Jockeykappen der englischen Schuljugend sagen zu einander: «Nun siehste wohl!» – wenn man an ihnen vorübergeht.

Dieses Fräulein Hertha Walther scheint, anders als andere Emigranten, ein bisschen Geld gehabt zu haben. Sie wollte das Kunststudium aufgeben und dafür einen jener trostlosen Emigrantenberufe ergreifen, die man ausüben kann, wenn man dem strengen englischen Gesetz gegenüber nicht als ein fremder Arbeitnehmer, also als ein Feind der Gesellschaft, sondern als Arbeitgeber und Kapitalist auftreten kann: sie wollte eine kleine Pension aufmachen für andere Emigranten – die dann die Wochenrechnung nicht schlecht schuldig geblieben wären.

Aus dem Plan wäre vielleicht etwas geworden, ohne William Shakespeare. Julia hätte ihren Gästen «Hamburger Rundstücke» gebraten und die Gäste hätten die Rechnung nicht gezahlt und Julia hätte sich geärgert und so allmählich einen gewissen Romeo vergessen, aus dem feindlichen Geschlecht, vergessen einen gewissen Balkon, eine gewisse Lerche. – Aber in Shakespeares Stück geht es halt anders aus.

Wir haben jetzt hier in London, einer mit guten Shakespeare-Inszenierungen sonst wenig gesegneten Stadt, eine vortreffliche «Romeo»-Aufführung.: John Gielgud gibt im New Theatre den Romeo und Edith Evans die Julia. – In welches Stück soll ein liebeskrankes junges Mädchen gehen, das dumme Gehässigkeit der Sippen von ihrem Geliebten getrennt hat!

Sie ging natürlich in die Aufführung von «Romeo und Julia». Und sah Julia das Gift trinken, dieses Gift, das Schlaf und Vergessen gibt.

Und ging nach Hause und nahm 24 Stück Veronal. Wenn man die genommen hat,

schläft man mit der grössten Zuverlässigkeit ein, und es ist einem fortan gleichgültig, ob die Montague die Capulet hassen und warum eigentlich.

Neben der leeren Veronalschachtel lag ein Brief: «Ich habe nicht mehr Kraft genug, zu ringen; der Kampf ums Dasein ist zu arg. Verzeiht mir.»

Kein Wort von Romeo, der irgendwo in Griechenland Tempeltrümmer numeriert oder was immer ein begabter junger Archäologe so zu machen pflegt. Was tut er, Romeo 1935, was wird er tun an seiner Julia Grab?

In: Die Stunde. Jg. 13, Nr. 3828 (13.12.1933), S. 3

In der Rezension eines in Österreich erschienenen Bildbandes über Palästina hebt Bermann die Bedeutung des britischen Mandatsgebietes für die jüdische Emigration aus Deutschland hervor:

Ein Palästina-Bilderbuch

Wie es im heutigen Palästina wirklich aussieht, das sollte ausser den Juden insbesondere die Antisemiten interessieren, die die Juden aus Europa vertreiben möchten. Und es sollte jeden Menschen interessieren, der einen Sinn für die Probleme dieser Zeit hat, denn ob man es als Experiment ansieht oder als Vollendung, das zionistische Aufbauwerk in Palästina ist eine der grossen und aufregenden Tatsachen der Zeitgeschichte. Merkwürdig, dass man von Palästina zwar viel liest, aber sehr selten gute und gut ausgewählte Bilder sieht, so gut wie nie einen vernünftig gemachten Film und gar nicht so häufig vollwertige Photos.

Jetzt ist der in Wien lebende Schriftsteller Arthur Rundt (sofern ein Reiseschriftsteller in seinem Wohnsitz wohnt), nicht zum erstenmal tat er das, nach Palästina gereist und hat den Photographen Hans Casparius mitgenommen. Beide zusammen haben soeben (im Verlag E.P. Tal) ein «Palästina-Bilderbuch» produziert, das ist: 96 in Tiefdruck reproduzierte Bilder, mit Titeln in vier Sprachen darunter, vorn ein Vorwörtchen und hinten knappe Bilder-Erklärungen von Rundt, die letzteren zum Teil sehr instruktiv. Zum Beispiel: das Bild zeigt Häuser, Menschen, einen Verkehrspolizisten, einen Autobus. Darunter steht, auf Deutsch, Hebräisch, Englisch, Polnisch: «Tel-Aviv. Strassenkreuzung». Aber im Anhang liest man die Erklärung: «In Erinnerung an Berlin nennen die eingewanderten Deutschen diesen Knotenpunkt des Verkehrs mit dem Verkehrsschutzmann in der Mitte: ‚Potsdamer Platz‘. Die Bezeichnung hat sich unter ihnen schnell eingebürgert und wird mit leichter Selbstverständlichkeit gebraucht; es geschieht nicht selten, dass man irgendwo in Tel-Aviv am Ortsrand des Mittelmeers zwei erwachsene Menschen sich einander verabschieden hört, die nächste Zusammenkunft ernsthaft mit den Worten vereinbarend: ‚Also abgemacht, morgen früh am Potsdamer Platz.‘» Hat das Bild ein optisches Fensterchen aufgemacht, so öffnet der Text hier

eines dem Verständnis; denn weniger darauf kommt es an, wie in Tel-Aviv eine Strassenkreuzung aussieht, sondern wie die Eingewanderten fühlen und denken, wenn sie sie passieren, was in Palästina aus den jüdischen Menschen wird. Nach diesem Gesichtspunkt sind die (meist ausgezeichneten) Bilder aus einem jedenfalls viel grösseren Material höchst intelligent ausgewählt: Wir sehen die Salondame eines deutschen Theaters, wie sie als Kellnerin in einem Frühstückslokal serviert, und den Barmixer, der unlängst Bankdirektor war, und die intellektuelle Kuhmagd mit der Hornbrille. Ihre photographischen Gesichter sprechen übrigens eher von Glück und Befreiung. In den Anmerkungen lesen wir auch von dem früheren Philosophieprofessor, der in den Strassen von Tel-Aviv Eiswaffeln feilbot. Er wurde dabei nicht photographiert.

Die Bilder fangen mit viel Glück den modernen Rhythmus des Lebens in Palästina ein, den Tumult des grossen Bauplatzes – «ganz Palästina ist jetzt ein einziger Bauplatz». [...]

Arnold Hoellriegel

In: *Der Wiener Tag*. Jg. 13, Nr. 4068 (12.10.1934), S. 6

Österreichische Literatur, österreichische Autoren

Das Erscheinen des zweiten Bandes der Briefe Hugo von Hofmannsthal in der von Gottfried Bermann-Fischer 1936 mit den in Deutschland unerwünschten Autoren des Berliner S. Fischer Verlags gegründeten Bermann-Fischer Verlags GmbH in Wien nimmt Bermann zum Anlass, um ausführlich an die Literatur und Kultur des Jung-Wiener Kreises zu erinnern, von dessen Repräsentanten ihm Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hofmann auch persönlich nahestanden:

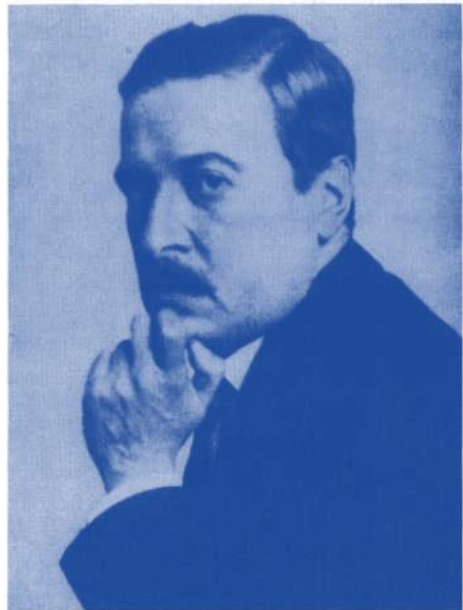
Hofmannsthal in seiner Welt

Von Arnold Hoellriegel

«Fast beneide ich diejenigen», schrieb am 19. Juni 1903 Hugo von Hofmannsthal an seinen Freund Arthur Schnitzler, «die nach uns einmal in Ihren ausführlichen Tagebüchern lesen und wochenlang ganz darin leben werden, wie es mir jetzt mit dem prachtvollen Briefwechsel Hebbels geht.»

Arthur Schnitzlers Tagebücher und die Memoiren, die er hinterlassen hat, liegen noch ungedruckt. Aber Hofmannsthal's eigene Briefe sind uns jetzt zugänglich. [...] Nachdem man schon den ersten Band, der die Briefe des Wunderjünglings enthält, staunend und freudig gelesen hat, ist jetzt (bei G. Bermann-Fischer) ein zweiter Band der Hofmannsthal-Briefe erschienen. Er umfasst die Briefe aus den Jahren 1900 bis

1909. In ihnen ist nicht mehr von Schule und Militärdienst die Rede. Der junge Dichter steht schon mitten im Leben und im Schaffen: «Das gerettete Venedig», «Ödipus und die Sphinx», «Elektra» entstehen während dieser gesegneten Zeit, «Jedermann» und «Der Rosenkavalier» werden entworfen. Man staunt heute, wenn man liest, dass Hofmannsthal (in dem schon zitierten Brief an Schnitzler) eben jenes Jahrzehnt, in dem er auch noch ein glücklicher Gatte und Vater geworden ist, «eine unfreundliche Gegenwart» nennen konnte, für die ihn sein Schicksal nur durch seine Freude an seinen Freunden entschädigen könne. Uns Gegenwärtigen, die wir die dann folgenden Jahrzehnte voll durchgekostet haben, erscheint das Österreich der ersten Dekade dieses Jahrhunderts, so wie wir es gerade in Hofmannsthals Briefen widergespiegelt finden, als eine Art geistiges Schlaraffenland. Oder nicht Schlaraffenland, denn, wenn man auch ganz gut und bequem lebte, das war in dem edlen Kreis, zu dem Hugo von Hofmannsthal damals gehört hat, bestimmt nicht die Hauptsache. Man war nicht schlarafisch verfettet und geistlos, man war nur eher über gemeine Sorgen erhaben auf eine Art, die uns nachgerade unvorstellbar geworden ist. Es lässt sich nicht übersehen, dass der geistige Glanz der Jungwiener Schule von damals eine gewisse bürgerliche Prosperität der Familien zur Voraussetzung hatte, denen die Wiener Dichter dieses Kreises



Hugo von Hofmannsthal

meistens entstammten. Man schwamm nicht gerade in Reichtümern, aber man verbrachte lange Sommerwochen in Venedig, in Cortina, reiste einmal nach Paris, pflegte zu Hause ganz selbstverständlich eine veredelte Geselligkeit. Und so etwas wie politische Sorgen oder wie der Gedanke an einen möglichen Krieg kommt in den Briefen des k. u. k. Reserveleutnants Hugo von Hofmannsthal einfach nicht vor.

«Freundschaft zwischen Männern», schreibt Hofmannsthal im Juli 1904 aus Bad Fuschl an seinen sehr geliebten Jugendfreund Georg Freiherrn zu Franckenstein (denselben, der heute der Gesandte eines neuen Österreich in London ist), «kann nicht den Inhalt des Lebens bilden, aber sie ist, glaube ich, das reinste und stärkste, was das Leben enthält: für mich, ist sie, neben meinem mir eingeborenen Beruf, wohl das einzige, was ich mir aus dem Dasein nicht wegdenken könnte, und ich glaube, ich hätte sie gesucht, in welchem Stande immer ich zufällig geboren wäre.»

Der «Stand», in dem er geboren wurde, war die gute, zum guten Teil aristokratische «Gesellschaft» des alten Kaiserreichs; sein «eingeborener Beruf» aber war die Kunst des Werkes. Diese beiden Komponenten bestimmen den Verkehr Hugo von Hofmannsthal's: aus der Gesellschaft wählt er sich die geistigen Menschen aus, aus der Literatur die Gentlemen, aus ihnen macht er zwei Freundeskreise, die einander wohl berühren, die aber nicht ganz zusammenfließen. Wenn er zu der hungrigen Literaturboheme, die es damals in den Wiener Kaffeehäusern reichlich gab, irgendwelche Beziehungen unterhalten hat, so haben sie in seinen Briefen keine Spuren hinterlassen. Auch der Name Peter Altenberg, den Hofmannsthal bestimmt gekannt hat, kommt in diesen Briefen nicht vor.

Hugo von Hofmannsthal's literarische Freunde in Wien kamen fast ausnahmslos aus dem begüterten Bürgertum her; die meisten übten keinen anderen Beruf aus als die Literatur und lebten doch ganz behaglich. Man kann aus den Briefen sehen, wie ein innerer Kreis bestand, an den sich dann ein äusserer ansetzte. Der innere Kreis, das waren die um einige Jahre älteren Wiener Schriftsteller, die einst das Weltwunder, den dichtenden Schulknaben «Loris» entdeckt und ihn gleich brüderlich in ihre Mitte aufgenommen hatten: Schnitzler, Beer-Hofmann, Hermann Bahr, Leopold von Audrian; auch Felix Salten gehört zu den ältesten literarischen Freunden Hofmannsthal's. Dieser Kreis, den man damals «das junge Wien» genannt hat und der zu seiner Zeit als nicht wenig hypermodern und revolutionär galt, strahlte nach aussen aus, ins Reich, bis er mehr eine Elipse war als ein Kreis, denn er hatte zwei Zentren: Wien und Berlin. In Wien stehen ihm Robert Michel, Max Mell, Alfred Freiherr von Berger und manche andere nahe; im Reich sind Hofmannsthal's Freunde und Korrespondenten, Leute wie Rudolf A. Schröder, Moritz Heimann, Richard Dehmel, Friedrich Gundolf. Zwei Männer aus dem österreichischen Kulturkreis, Max Reinhardt und S. Fischer, sind die Exponenten der Jungwiener im Verlags- und im Theaterwesen Berlins; doch steht Hofmannsthal mit Otto Brahm in engerer Fühlung als mit Reinhardt. [...]

Wenn man genau in den Briefen liest, so hört man viele erlauchte Namen aufklingen, von Rodin und Anatole France bis zur Düse – und dann kommt, in einem herrlichen Brief an Grete Wiesenthal (vom 7. November 1907) das fast verblüffende Geständnis, dass Hofmannsthal, dieser berühmte und erfolgreiche Mann, dessen Name schon damals mit den besten Namen Europas gemeinsam genannt wurde, eigentlich einsam war. [...]

Das ist das eigentliche Leitmotiv dieser Briefe: Hofmannsthals Glaube, dass man eigentlich vom Leben nichts habe als den Verkehr mit Edlen. Einen ähnlichen Satz hat Hermann Bahr seinem Dialog von Marsyas als Motto vorangesetzt. Es war die Parole des Bundes, der formlosen Verschwörung, die «Jung-Wien» darstellte. Diese Österreicher, die alle an den Lebensgenuss glaubten, wollten vor allem einander genießen.

Ihr menschlicher und literarischer Verkehr miteinander ist auf courtoise Herzlichkeit, aber auch Aufrichtigkeit gestellt. Man kommt zueinander und liest einander seine neuen Arbeiten vor; dann folgt eine liebevolle, aber oft strenge Kritik von Meister zu Meister. Nachdem Hofmannsthal Schnitzlers «Einsamen Weg» kennengelernt hat, schreibt er ihm einen Brief, dessen Text man gleich auf den Sockel eines künftigen Schnitzler-Denkmal setzen könnte (13. November 1903); aber über den «Jungen Medardus» urteilt Hugo in einem Brief an seinen lieben Arthur am 7. Februar 1909 mit viel höflicher Härte, indem er die technischen Mängel des Stückes hervorhebt, die dichterischen Schönheiten kaum streift. Aber diese grossen Menschen lesen einander ja ihre Werke nicht vor, um Komplimente einzukassieren. Man sieht aus allen den Briefen, wie sie ratlos und rücksichtslos an sich selbst und an ihren Freunden gearbeitet haben. [...]

Hofmannsthals Briefe an Richard Beer-Hofmann sondern sich von den anderen ab durch einen Ton von werbender, stürmischer, dankbarer Liebe. Nachdem die beiden eine Zeitlang in Rodaun zusammengelebt haben, schreibt Hugo dem älteren Freund (am 25. Juli 1904) einen fast schon berauschten Brief über das Glück mit einem Menschen, «dem ich so unbegrenzt viel verdanke, fast unbegrenzt zusammen sein zu können – oder zusammengewesen zu sein; denn wer würde je im Augenblick, wo er ernst und bewegt an etwas denkt, den Modus der Zukunft hinzuschreiben wagen? Wenn ich denke, was ich an Ihnen habe, so geht es nach allen Seiten ins Unbegrenzte: in der eigenen Produktion und dem Gebiete darin, das wir beide mit Leidenschaft zu erfüllen streben, in allen Dingen des Denkens und des Lebens, in jenen ungeheuren Gebieten, die wir mit ‚Gemüt‘ und ‚Charakter‘ bezeichnen.» [...]

Einmal, im Sommer 1907, sieht es so aus, als sei zwischen den beiden Freunden etwas nicht ganz in Ordnung. Da beeilt sich Hofmannsthal, Beer-Hofmann an jene grosse Liebeserklärung von vor drei Jahren zu erinnern. Er schreibt, in einer doch etwas gekränkten Liebe, er habe Richard überaus gern, «und die gute Paula» (Beer-Hof-

manns Frau) «ist mir nach Gerty « (Frau v. Hofmannsthal) «bedingungslos das liebste weibliche Wesen auf der Welt. Nur glaube ich ja, dass Sie mir überhaupt menschliche Gefühle nur in einem sehr geringen Grad zumuten.»

Es war nichts, «leichtes Gewölk wallte nur hin». Eine Mitwelt, die Richard Beer-Hofmann noch als Lebenden in ihrer Mitte hat, scheint schon vergessen zu haben, was sie ihm, über sein eigenes, wunderbares Lebenswerk hinaus, als Anreger und liebevollen Kritiker und Förderer der ganzen Literatur und des Theaters seiner Zeit verdankt. Hugo von Hofmannsthal hat es bis zu seinem Tod gewusst, und ein anderer von Hofmannsthals Korrespondenten, Rainer Maria Rilke, hat es gewusst, um von Arthur Schnitzler nicht erst nochmals zu reden.

Sie waren eine herrliche Plejade, solange es dauerte. Später einmal, wenn ihre Werke erst gründlich vergessen und dann wieder entdeckt sein werden, wird eine kunstverständige Zukunft darüber staunen, wieviel Können und Kultur sich in dem untergehenden Altösterreich zusammengefunden hatte.

Es kommt übrigens das Wort «Österreich» in Hofmannsthals Briefen nicht einmal vor. Wozu von etwas so Selbstverständlichem erst reden, wie von dem Lebelement der Menschen, dem deutschen Österreichertum? Und das Wort «Deutschland» gebraucht Hugo von Hofmannsthal nur einmal in einem Brief an Oskar Bie – um das Deutschland Wilhelms II. recht schroff abzulehnen. Es ist die einzige Stelle in diesem Briefband, die man politisch nennen könnte.

«Jung-Wien» hatte mit der Politik und Volkswirtschaft nichts zu tun, aber die Politik hatte mit Jung-Wien zu tun. Da die sozialen und kulturellen Lebensbedingungen, die diese literarische Schule geschaffen hatten, in einer Katastrophe sondergleichen zugrunde gegangen waren, löste sich nicht der Bund zwischen den Freunden, aber der gemeinsame Boden, auf dem sie gefusst hatten, versank. Die meisten von ihnen sind tot, Hofmannsthal, Schnitzler, Hermann Bahr. Die noch Überlebenden sind den Toten treu geblieben.

In: Der Wiener Tag. Jg. 16, Nr. 5187 (21.11.1937), So. 17-18

In seinem *Wiener Notizbuch* in der *Stunde* stellte Bermann in Kurzrezensionen und -porträts oft österreichische Intellektuelle – Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler – vor, die im Österreich des Ständestaates nur wenig oder nicht geschätzt wurden. Viele von ihnen waren nach dem «Anschluss» zur Emigration gezwungen, wie Sigmund Freud, Robert Musil, Oskar Kokoschka und Uriel Birnbaum.

[Robert Musil]

29. Februar [1936]. Der Briefträger bringt mir das neue Buch von Robert Musil «Nachlass zu Lebzeiten». Ich beginne begierig zu blättern und sofort strahlt mir aus

den kurzen Essays und Skizzen des Bandes eine Magie der Sprache entgegen, ein Zauber des Geistes, die wenigen von den Mitlebenden gegeben sind. Ehe ich richtig zu lesen beginne, sehe ich noch einmal das Titelblatt an: «Humanitas Verlag, Zürich». – Warum Zürich, denke ich? Dass einer der zwei oder drei besten deutschen Prosaschreiber dieser Generation nicht mehr in Berlin verlegt wird, nichts ist leichter zu verstehen. Aber ich habe rühen gehört, man besinne sich jetzt bei uns in Wien auf das Österreichertum, auf unsere besten und eigensten Kulturwerte. Dennoch war, scheint es, in Wien kein Verlag für Robert Musil aufzutreiben; und sein grosser österreichischer Zeitroman «Der Mann ohne Eigenschaften» droht ein unvollendetes Fragment zu bleiben, weil niemand diesen kostbaren dritten Band, der noch fehlt, während des Entstehens fördert, oder nach der Vollendung zu drucken verspricht. Und doch wird man später einmal sagen, in diesem Werk und in diesem Prosaschreiber habe sich das Österreichertum dieser Epoche am besten kristallisiert.

Arnold Hoellriegel: Notizbuch des Zuschauers. In: Die Stunde. Jg. 14, Nr. 3898 (8.3.1936), Die Lese-Stunde

[Sigmund Freud]

6. Mai [1936]. Mit Sigmund Freud, der heute achtzig Jahre alt wird, habe ich vor langer Zeit einmal in seinem Haus freundschaftlich verkehren dürfen. Der Professor wird sich des blutjungen Studenten von damals kaum mehr erinnern; für mich, der ich nachher die grosse Welt und viele ihrer grossen Männer kennengelernt habe, war es meine erste Begegnung mit dem Genie gewesen, und ich habe sicherlich weder Freuds berauschte Persönlichkeit vergessen, noch seine grosse Güte gegen mich. – Ich erinnere mich, dass ich schon damals zornig darüber sprach, dass der Professor in seinem Vaterland nicht genügend geehrt werde; er aber wehrte lächelnd meiner jugendlichen Enttäuschung und sagte: «Beruhigen sie sich, wenn ich alt genug werde und zu vertrotteln anfangen, wird man mich in Wien schliesslich doch als eine Kapazität anerkennen; viel später werde ich dann eine ‚Autorität‘ und schliesslich doch ein Hofrat –»

Mit dieser Prognose hat Sigmund Freud sich geirrt: bis zum österreichischen Hofrat hat er es niemals gebracht. Dass der Entdecker ungeahnter Gebiete, der Kolumbus der menschlichen Seele, unter den derzeit lebenden Österreichern der grösste ist, das hat sich bisnun erst in Amerika und Australien herumgesprochen; aber auch Österreich wird einmal, von seinen Komplexen geheilt, diesen alten Mann erkennen und stolz auf ihn sein.

Arnold Hoellriegel: Notizbuch des Zuschauers. In: Die Stunde. Jg. 14, Nr. 3930 (17.3.1936), Die Lese-Stunde

[Arthur Schnitzler]

Donnerstag, den 29. April [1937]. An dem Tag vor seinem Tod, an dem ich jene lange, unvergessliche Unterredung mit Arthur Schnitzler hatte, erzählte er mir – er, der wohl wusste, dass er bald sterben würde – von vielen unvollendeten Plänen und Fragmenten; er sprach von einem Kaiser-Josef-Drama, dessen Bruchstücke, wenn sie existieren, ich gern mit dem Stück verglichen hätte, das man jetzt im Burgtheater spielt; Schnitzler wollte die Hauptszene seiner Tragödie in die Kerker des Spielbergs verlegen, in die sich der Menschenfreund Josef einmal einsperren liess, um zu erfahren wie einem Eingekerkerten zumute ist. – Ich glaube nicht, dass Schnitzler mir gegenüber damals seine unvollendete «Abenteurer-Novelle» erwähnt hat, die jetzt eben (bei Bermann-Fischer) erschienen ist. Das nun veröffentlichte Bruchstück stammt aus dem Jahr 1928, in dem der Gedanke an den herannahenden Tod Schnitzler schon sehr vertraut war; und die Novelle, ein Märchen im Kostüm der Renaissance, handelt von dem Thema: Was würdest du tun, wenn die Stunde deines Todes dir bekannt wäre? Wie ich diesen letzten Gruss des toten Weisen erschüttert entgegen nehme, denn ich habe diese «Abenteurer-Novelle» mehr als bloss gelesen, scheint es mir, dass Schnitzlers Stimme ganz so rein, so frei, so schön nirgends sprach, wie in diesem unvollendeten Werk, so wie etwa das Fragment «Weir of Hermiston», an dem Robert Louis Stevenson an seinem letzten Tag noch diktierte, sein bestes Werk geworden wäre. – Der schöpferische Künstler mag wissen, dass er sterben wird; aber er arbeitet, als wollte er ewig leben.

Arnold Hoellriegel: Wiener Notizbuch. In: Die Stunde. 9.5.1937, Sonntagsbeilage, S. 2-3

[Alfred Adler]

Montag, den 31. Mai [1937]. In den englischen Zeitungen, die heute hier eingetroffen sind, finde ich spaltenlange Aufsätze über den Tod Dr. Alfred Adlers; sicher werden die Nachrufe in Amerika noch viel länger sein. Aus der Biographie im «Manchester Guardian» entnehme ich, dass Dr. Adler bevor er in Wien praktischer Arzt und dann in New York Professor wurde, an der Wiener Poliklinik gewirkt hat – in welcher Eigenschaft? Sekundararzt konnte er damals bestimmt noch werden, aber vielleicht hat er es gar zum Primarius, zum Dozenten gebracht. Draussen in der grösseren Welt des Westens war er währenddessen und bis zuletzt einer der berühmtesten Österreicher unserer Zeit; man nahm seine Theorie, die Individualpsychologie, an oder diskutierte sie; jedenfalls dankte man einem auf alle Fälle hochverdienten Gelehrten mit akademischen Würden, auch mit einem zuständigen Einkommen. Bei uns – fragt Alfred Adlers Lehrmeister und wissenschaftlichen Gegner, Sigmund Freud, auch so einen Österreicher, um dessentwillen die angelsächsische Welt Österreich rühmt, schätzt, beneidet.

Arnold Hoellriegel: Wiener Notizbuch. In: Die Stunde. 6.6.1937, Sonntagsbeilage, S. 2

[Uriel Birnbaum]

Montag, den 14. Februar [1938]. In einem Keller am Franz-Josefs-Kai, wo die Jüdische Kunststelle ihr Vortragslokal hat, hörte ich den Dichter-Maler Uriel Birnbaum (dessen gleichfalls schöne und formvollendete Sonette kein Mensch auf Büttenpapier druckt) Verse vorlesen. Uriel Birnbaum betont sein Judentum, das ihm vor allem Religion ist. Das ist kein Grund dafür, meiner Meinung nach, dass einer der stärksten Künstler des heutigen Wien, und seiner Gesinnung nach ungefähr der österreichischste, in diesen Keller kriechen musste. Birnbaum hat ein Bein am Isonzo verloren und nachher, nicht wie die Hetzer vorher, herrliche Kriegsgedichte geschrieben. Nun, seine Bücher, seine starken Reime, seine ebenso farbenglühenden Mappen finden schon seit einem Dutzend Jahre in Österreich keinen Verleger mehr. Er produziert weiter mit dem besessenen Fleiss des echten Künstlers; aber er muss mit den Seinen immer am äussersten Rand der Not dahinleben. Ich möchte ihn, dessen lichtvolle Bilder, die gedichteten wie die gemalten, mich sehr erfreuen, ihn, der in ein paar gereimten Zeilen nicht nur Moses und Jeremias, sondern auch Dante, Dostojewski, Rembrandt, Kipling so wunderschön zu umreissen versteht, ein grosser Graphiker der Lyrik, möchte ihn erst, wie es ihm gebührt, geschätzt wissen und vor der Not geschützt, und dann hart mit ihm zu streiten beginnen, über viele Punkte seiner Weltauffassung, über die wir uns kaum einigen werden. Sein Vaterland, für das er geblutet hat, schuldet ihm jedenfalls Respekt und einen Platz im Prytaneum, nicht in diesem an sich löblichen Keller, der ein «kulturelles» Ghetto sein mag, aber ein Ghetto ist.

Arnold Hoellriegel: Wiener Notizbuch. In: Die Stunde. Jg. 16, Nr. 4487 (20.2.1938), Sonntagsbeilage, S. 3

Film, Theater

In seiner ausführlichen Filmberichterstattung erweist sich Bermann als Kenner der internationalen Filmszene, vor allem Hollywoods, aber auch des französischen, englischen, sowjetischen und deutschen Films.

Seine besondere Aufmerksamkeit gilt den aus Deutschland emigrierten Schauspielern, Schauspielerinnen und Regisseuren, vor allem Elisabeth Bergner, aber auch Conrad Veidt und Max Reinhardt. Wie auch bei der Exilliteratur betont er den Verlust, der Deutschland durch die Emigration der Künstler entstanden ist.

Der mit ihm seit Ende der 20er Jahre befreundeten Elisabeth Bergner²¹ – für ihn «wohl die grösste Schauspielerin dieser Generation»²² – widmet Bermann in den Jahren 1933 bis 1937 mehrere Artikel. Bei ihrer Theaterpremiere in London im Winter 1933/1934 war er anwesend:

England feiert ‚seine Elisabeth‘

Bergner-Premiere in London.

Von Arnold Höllriegel

Die erste Szene des neuen Stückes von Margaret Kennedy, das im Londoner Apollo-Theater aufgeführt wurde, spielt in einem Palast. Ein würdiges englisches Ehepaar aus der guten Gesellschaft führte irgendeinen einführenden Dialog. Jedermann wartete auf den Eintritt der Heldin, des berühmten deutschen Stars. Nachher gestand ein Kritiker, er habe mit einigem Bangen irgendeine pompöse Diva erwartet, einen grossen «Auftritt». Da plötzlich wirbelte eine ganz kleine, ganz schlanke Mädchengestalt herein und war da, als hätte sie von jeher auf die englische Bühne gehört. Eine Minute später beherrschte sie das Stück und den Zuschauerraum, in dem niemand mehr zu atmen wagte.

Die berühmte Autorin des neuen Schauspiels «Escape me never» (Entflieh mir nie!) hat schon früher einmal ein Stück mit einer grossen Bergner-Rolle geschrieben, die «Beständige Nympe». «Entflieh mir nie» ist eine Art Fortsetzung, zum Teil mit den gleichen Figuren. Das Stück, über dessen literarischen Wert man streiten könnte, hat einen erheblichen Theaterwert, wenn eine Elisabeth Bergner die Hauptrolle spielt. Es handelt sich um ein junges Menschenkind, das die Winde des Zufalls in die Arme eines begabten, treulosen, schändlichen und glanzvollen Kunstzigeuners geweht haben; sie entflieht ihm nie wieder. [...]

Dieses etwas krasse Theaterstück hat wie alle Werke Margaret Kennedys seine besondere und echte Atmosphäre. Vor allem aber: es ist wie eine Klaviatur, auf der Elisabeth Bergner alle ihre Melodien spielen kann. Sie darf Gassenmädels sein und Mater Dolorosa, Weib, Mutter und Lausub; einmal strahlend jung, dann plötzlich alt wie die Welt; einmal ganz kindlich naiv, dann von einer erschreckenden schmerzlichen Weisheit. Das Merkwürdige ist, dass sie dabei derselbe Mensch zu bleiben weiss, dieselbe Frau.

Die Kritiken der Londoner Presse sind voll von begeistertem Lob über diese unvergleichliche schauspielerische Schöpfung. Die strahlende, mädelshafte Lustigkeit und die verhaltene Tragik dieser Figur werden gleichzeitig gepriesen. «Aber», schreibt der Rezensent des «Daily Telegraph», «nicht darin besteht ihre wirkliche Grösse. Die liegt in ihrer eigenen lieben Art, die alles durchstrahlt, was sie tut; und man kann das so wenig beschreiben, wie das wechselnde Farbenspiel des Gefieders einer Taube.»

Es war kein Premierenrummel, es war mehr. Am Abend der Premiere konnte man das jubelnde Publikum erst bändigen, als das Orchester die Nationalhymne anstimmte; da musste man strammstehen und still sein. Am nächsten Morgen stand das Wort «Triumph» in allen Zeitungsartikeln. «Seit Jahren», schrieb der «Daily Herald», «ist nicht

*Elisabeth Bergner
in »Escape me never«.
London 1934*



eine so wundervolle Schauspielerin wie Elisabeth Bergner zu uns gekommen, um dem Londoner Theater neuen Glanz zu verleihen.»

Sehr wenige Deutsche waren im Theater. Nur einen Widerhall ihres grossen Ruhmes hatte Elisabeth Bergner aus Berlin mitgebracht; sonst war es gleichsam die Wiedergeburt einer grossen Künstlerin in einer ganz neuen Welt. Es ist, als ob von der beispiellos glanzvollen Karriere der Künstlerin auf den Bühnen des deutschen Kulturbereiches nichts übriggeblieben wäre als der leiseste verwehende Hauch eines Akzents in ihrem ausgezeichneten Englisch. Das deutsche Theater hat seine beste Darstellerin verloren, vielleicht für immer.

In: Der Wiener Tag Jg. 13, Nr. 3813 (2.1.1934), S. 3

Etwa ein halbes Jahr nach der Premiere von *Escape me never*, am 14. Juli 1934, schrieb Bermann an Elisabeth Bergner²³:

Teuerste Freundin,

also (die Zeitungen bringen mir das Echo), also «Ariane» gefällt auch in London, Ihr Herzenswunsch erfüllt sich, da Bernard Shaw Sie die Johanna filmen lässt, und –

aus dem «Sunday Express» muss ich's erfahren – es geht Ihnen gesundheitlich wieder gut. All das freut mich, und wenn ich jetzt noch wüsste, dass es Sie freut, aber wirklich, dann wäre ich zufrieden. Ich weiss, dass die Narben von allen Wunden bleiben, aber man könnte sagen, dass die Herren Goebbels und Korda Ihnen Dienste erwiesen haben. Womit ich nicht meine, dass Sie sonst sich nicht auch in England durchgesetzt hätten.

Ferner lese, ich dass «Escape me never» am 18. Juli aufhört, und ich schliesse daraus, dass Sie dann Ferien machen werden, denn ich hoffe doch, die Filmerei fängt nicht sofort an. I wonder, wo Sie sich diesmal verkriechen wollen. Wenn es in Westeuropa ist, möchte ich Sie wohl auf ein einzelnes Stündchen besuchen kommen – ich werde mich im August mit Otto Müller und einem Auto in der Schweiz und in Frankreich herumtreiben. Ich möchte Ihnen manches erzählen, was in einem so öffentlichen Ort, wie es heutzutage ein Privatbrief ist, nicht berichtet werden kann. – Mit dieser Reservation ist von mir zu sagen, dass ich mich auf der Oberfläche des kläglichen Wiener Journalismus schwimmend erhalte und von schöneren Dingen wie Reisen, Abenteuer, Film nur noch träume. Und, natürlich, von Ihnen.

Seien Sie herzlichst gegrüsst

von Ihrem
Richard A. Bermann

Auch bei der Londoner Premiere von Max Reinhardts Hollywood-Film nach Shakespeares *Sommernachtstraum* im Oktober 1935 war Bermann dabei:

Ein Sommernachtsfilm

Von Arnold Hoellriegel (London)

Der feine Premierenbesucher aus dem Westend sass im Adolphi-Theater. Wichtigkeit erfüllte seine Hemdbrust, er konnte sich nachher sagen: «Du bist dabei gewesen!» – und er las, unterdessen, im Programm eine Proklamation Max Reinhardts:

«Zum erstenmal in meinem Leben habe ich meinen Traum erfüllt, dieses Stück zu inszenieren, ohne meiner Phantasie irgendeine Beschränkung auferlegen zu müssen. Ich hatte die Bedingung gestellt, dass wir Shakespeare und nichts als Shakespeare darstellen sollten. Die Bühne setzt der Phantasie und der Atmosphäre Grenzen, aber die Kamera hat eine Macht der Beweglichkeit, für die es Grenzen nicht gibt... Dies ist nur der Anfang eines Bandes zwischen Shakespeare und dem Film.»

– und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!

Seit Jahrzehnten haben wir das gesehen, wie dem Regisseur Max Reinhardt alle Theaterbühnen zu eng waren für seine ungeheueren Sommernachts-Traumvisionen.



*Max Reinhardt
bei den Dreharbeiten zu
«A Midsummer Nynth's Dream».
Hollywood 1935*

Jetzt hat er sich, als Bildner, endlich einmal austoben können. Nichts von Drehbühnen, kläglichen Ringelspielen der Phantasie. Wirklicher Wald, Kilometer davon, das war die Bühne. Die Kamera, in jeglicher schwarzen und weissen Magie wohlerfahren, projizierte, unerhörte Künste übend, allen Spuk einer schwerenjulinacht in diese reale Landschaft hinein. Wer das nicht gesehen hat, wie sich auf Waldwiesen Nebel ballen, und wie diese Nebel eigentlich Elfenreigen sind, schweben, sinkend, steigend, fliehend, tausend Gesichte und tausend Gesichter. Die Fratzen des Höllenbreughels und die holden Märchen von Schwindt – wie Oberons dunkler Mantel, in die Winde flatternd, zur Wolke wird, zur Nacht, zu einem von gespenstischem Leben erfüllten Dunkel; – wer nicht dieses Wogen und Wallen geschaut hat, diese unkörperlichen Phantasmagorien, der ahnt noch heute nichts von den Möglichkeiten einer Filmkunst.

Hier wurde Neues getan und Grosses.

Aber –

Aber es zieht sich.

Am nächsten Morgen schrieben die Londoner Blätter im Ganzen nicht allzu freund-

lich, hübsch nebeneinander: Es seien zu viele Shakespeare-Verse gestrichen worden, und der Film sei lang und schleppend. Ein Kritiker redete von teutonischer Derbheit. Armer Max, aus Berlin hat man ihn herausgeschmissen, als zu wenig teutonisch.

Die Kritiken sind zum grossen Teil idiotisch, aber eines ist sicher: es zieht sich. Nicht, weil zu viel Shakespeare gesprochen wird (es ist kein Shakespeare-Film, sondern die filmische Inszenierung des Stückes von Shakespeare), sondern weil, irgendwie, die göttlichen Verse nicht recht *klingen* in diesem Film, weil die Kernszenen, die Komödie der beiden Liebespaare, jener wunderbaren Leuchtkraft entbehren, die in den Elfenszenen so hell scheint und auch in Theseus' und Hipolytens' Hochzeitsprunk.

Also, ich bin mutig und gestehe es: Ich habe meine Sitznachbarn über die komischen Rüpelszenen herzhaft lachen gehört, über Zettels Eselei und über Pyramus und «Tipse» –, ich selber, dem sonst im Theater die Lachmuskeln ziemlich locker sitzen, habe aber immer nur im ersten Augenblick des Scherzens höflich gelächelt und mich im hundertsten geärgert. Reinhardts alte Tendenz, komische Situationen in die Länge zu ziehen, ist hier manchmal stark übertrieben worden. Auskosten, gut. Aber aus muss endlich einmal gekostet werden.

Wo Max Reinhardt in Hollywood alle diese Reinhardt-Menschen hergezaubert hat, das ist unerfindlich. Diese jungen Schauspieler, diese Helena, Hermia, Lysander, Demetrius, sehen alle aus, als hätten sie längst und längst im Deutschen Theater zu Berlin gespielt – in zweiter Besetzung. [...]

Aber dann: Puck.

Ein amerikanischer Bengel namens Mickey Rooney, das ist in Reinhardts Sommerachtsfilm Puck. Den Londoner Kritikern war er, glaube ich, nicht fein genug, oder zu unamerikanisch (das heisst: angelsächsisch). Sie rümpfen die Nase, über seinen Akzent. Sie sagen, er sei eine Elfe aus der Bowery.

Aber, hier stehe ich: er ist der Puck aller Pucke. So etwas von nackter, zynischer, im Grunde dämonischer Elementar-Lausbüberei hat man noch niemals gesehen, seitdem Menschen das shakespeare'sche Elfenmärchen geniessen. Wie der kleine, dickliche Faun mit den Hörnchen einmal eben ein ausgelassener Junge ist, in der nächsten Sekunde eine Naturgottheit, die Wolken aus ihren Pausbacken bläst, der Nacht gebietend, den Waldtieren, den Winden – wie der behende, äffische Waldschratt diese Menschen hetzt, schreckt, durcheinanderbringt, dann doch beglückt und allen Spuk und Unfug löst, mit einer festen, kleinen Hand, die das Zauberkraut auf müde und schlafende Augen ausdrückt – so hat es, in einer Sommernacht, Meister William geträumt. So erleben nun wir das Wunder wieder in diesem, trotz allem Einwand, herrlichen Film.

In: *Der Wiener Tagjg.* 14, Nr. 4429 (13.10.1933), 7

Als Ergebnis seines Hollywood-Aufenthaltes in der zweiten Hälfte des Jahres 1936 veröffentlichte Bermann einen Überblick über die Lage des internationalen Films:

Eine Hollywooder Bilanz

Von Arnold Hoellriegel

Ein langer Aufenthalt in Hollywood, nicht der erste, hat mir die Überzeugung beigebracht: was immer gegen die Filmstadt einzuwenden wäre, ihre Position im Reiche des internationalen Films ist, nach Jahren der Krise und der Zweifel, heute wieder übermächtig, unangreifbar. Einzelne vortreffliche Leistungen des französischen und des englischen Films ändern kaum etwas daran. Der italienische Film zählt noch nicht mit, obwohl man in Hollywood genug von den Plänen und Vorbereitungen Mussolinis merkt, der in seiner neuen Filmstadt bei Rom dem amerikanischen Film ernsthaft Konkurrenz machen möchte und vorläufig darum bemüht ist, für dieses ehrgeizige Unternehmen Helfer überall, und besonders auch in Amerika, zu finden.

Aus Russland ist seit Jahren kein irgendwie beachtlicher Film gekommen. Und die reichsdeutsche Filmproduktion wird derzeit in Hollywood nicht mehr ernst genommen. Man muss hinzufügen, dass der österreichische Film, von dem einst Grosses zu erwarten schien, hoffnungslos – hoffnungslos? – im Kielwasser Berlins hinterdreinschwimmt. Wir liefern seit ein paar Monaten zwar allenfalls Schauspieler, Regisseure, Librettisten nach Hollywood, aber seit «Maskerade» hat kein österreichischer Film in Amerika wirklich Aufsehen erregt.

So herrscht denn in Hollywood – Hollywood. Das heisst, der amerikanische Kommerzialisismus, gemildert durch gewisse Strömungen, die unter Frank Roosevelts Konsulat in den Vereinigten Staaten Macht zu gewinnen beginnen. Oberflächlich gesehen scheint es, als ob die amerikanische Öffentlichkeit, also auch das Filmpublikum, also auch «Box Office», die souveräne Macht des Kassa-Reports, immer europäischer auszugehen begönne. Die gesegnete Naivität von einst ist im Aussterben. Auch hat die eben überwundene grosse Krise den Hollywooder Producer doch einige Rücksicht auf Europa gelehrt. Der Ansturm des britischen Films gegen den Markt der amerikanischen Filmindustrie scheint momentan ins Stocken geraten, weil in England die finanzielle Grundlage der Produktion plötzlich zu wackeln begonnen hat; aber die Erfolge eines Korda (den Hollywood einst gehabt und auf charakteristische Art verkannt und schlecht behandelt hat) sind nicht vergessen. Jeden Tag kann Hollywood seine Suprematie wieder zu verteidigen haben; es denkt daran. Es denkt immer, wenn an nichts anderes, an die Sicherheit seiner investierten Kapitalien. Daher gewisse Konzessionen, immerhin, an den Geschmack auch des europäischen Filmpublikums.

Noch kommen aus Hollywood *historische* Filme, über die Europa lächelt. [...]

Filme wie Kordas «Heinrich VIII.» und «Rembrandt» oder wie die französische «Kermesse Héroïque» werden bislang in Hollywood nicht erzeugt, soviel Mühe sich die in Hollywood lebenden europäischen Schriftsteller und Regisseure geben, historische Stoffe zu empfehlen. Amerikanische Geschichte, das ist etwas anderes.

Auch der exotische Film macht in Hollywood Fortschritte. Der berechtigte grosse Erfolg des Films «Gute Erde» zeigt, dass die amerikanische Filmindustrie sich ernsthaft für Stoffe zu interessieren beginnt, die in der grossen, weiten, bunten Welt spielen. Noch wurde für diesen Film China (obwohl sehr «echt») in Hollywood aufgebaut, und als man eine Chinesin als Star brauchte, wählte man unsere Landsmännin Louise Rainer, von dem Oberchinesen Paul Muni zu schweigen. [...]

Vorläufig bezieht Hollywood seine Chinesen noch aus Österreich. Es bezieht, immer weiter, Menschen aus allen Ecken und Enden Europas, Schauspieler, Regisseure, Schriftsteller, Musiker. Es bezieht sie, um sie zu verbrauchen. Für den Europamüden, der nach Hollywood auswandert, gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder er hat Erfolg, das heisst er fügt sich allen Ansprüchen, die Hollywood stellt, oder er wird erbarungslos beiseite geschoben. Der Erfolg bedeutet phantastische Gelder, und, wenn er sehr gross war, am Ende sogar ein klein bisschen (nicht viel) künstlerische Freiheit. Der Misserfolg bedeutet in Hollywood wirtschaftliches Elend und geistige Sklaverei. Aber dieses Kapitel: Der europäische Künstlermensch in Hollywood – lässt sich so kurz nicht abtun. (Vielleicht schreibt einmal Max Reinhardt Hollywooder Memoiren.)

Die Hollywooder Filmindustrie benützt und bezahlt europäische Künstler; ihre Hauptabsicht ist doch, und natürlich mit Recht, sie im amerikanischen Sinn zu verwenden. Die Einführung des Tonfilms hat den Zufluss europäischer Schauspieler eingedämmt, obwohl erst nachher zum Beispiel Marlene Dietrich und Louise Rainer Hollywood erobert haben. Europäische Regisseure werden immer seltener nach Hollywood berufen: zuletzt hat sich, aber auf eine sehr amerikanische Art, Fritz Lang dort durchgesetzt. Ein Fall, in dem ein erst unlängst nach Hollywood zugewanderter europäischer Filmregisseur in einem Szenario einen wirklich durchschlagenden Erfolg gehabt hätte, ist mir nicht erinnerlich.

Die grosse Hausse in Shakespeare-Filmen dürfte in Hollywood vorbei sein, da «Romeo und Julia», trotz viel Reklamegeschrei, kein wirklicher Erfolg gewesen ist. Am besten kann Hollywood ja doch Stoffe aus dem amerikanischen Leben, moderne amerikanische Probleme behandeln. Kein Film des vorigen Jahres war wertvoller als die Verfilmung von «Dodsworth», des grossen, in Europa spielenden, aber uramerikanischen Romans von Sinclair Lewis. Wenn Hollywood solche amerikanische Stoffe nicht hat, greift es ja oft genug nach klassischen Themen der Weltliteratur («Kame-liendame», «Zwei Städte»), aber es glückt nicht immer so gut.

[...]

Bilanz der Bilanz: Hollywood ist, auf seine robuste, ja brutale Art, sehr lebendig, stark in der Entwicklung begriffen und nicht absolut unbelehrbar. Es ist gar kein Zweifel, die Hollywood-Filme werden immer besser und sogar ein bisschen kultivierter. Aber weit, oh weit ist der Weg zu einer wirklichen, zugleich populären und geistigen Filmkunst.

In: *Der Wiener Tag*, Jg. 16, Nr. 4959 (4.4.1937), S. 17

ZU einzelnen Filmen:

Im ersten Film mit Katharine Hepburn erkennt Bermann sofort das aussergewöhnliche Talent der amerikanischen Künstlerin:

Little Women

Der erste Film mit Katharine Hepburn in Wien (Schwedenkino)

Von Zeit zu Zeit fängt Hollywood an, Superlative in die Welt [zu] trompeten. Wir sollen rasch Kenntnis nehmen, zum Beispiel, dass jetzt die dickliche Mae West der grösste aller Stars ist – und uns anbetend auf den Bauch legen.

[...]

Jetzt haben seit zwei Jahren alle Fanfaren drometet: «Katharine Hepburn. Es gibt nur noch Katharine Hepburn. Die Grösste! Die Beste!»

Man geht, wie endlich ein Hepburn-Film auch uns Hinterwäldler erreicht, nicht ohne etwas Misstrauen ins Kino. Aber dann, nachdem man dieses Mädel gesehen hat, denkt man sich, nach den ersten 50 Metern schon: Donnerwetter! Superlative hin, Superlative her! Aber das ist keine Filmpuppe, das ist ein zweibeiniges Menschenkind, mit einem eigenen Gesicht, mit einem eigenen Hirn. In Hollywood!

Der Film heisst «Little Women» oder: «Die vier Töchter des Dr. March» – und könnte zwanglos heissen: Goldeise, Gänseliesel im Hause des Kommerzienrates, oder: Das Geheimnis der alten Tante.

Das Geheimnis der alten Tante ist: Nicht einmal sie ist so unedel und grauslich, wie sie erst tut. Auch sie hat ein goldenes Herz, im Grunde. Alle haben sie goldene Herzen in der amerikanischen Biedermeierwelt, die dieser Film beschreibt. Man versteht nicht, wo damals all das Elend eigentlich herkommen konnte, das zu lindern, opfervoll, das Lebensziel aller dieser vielen edlen Menschen war. In einer so frommen, guten, aus Leibzelt gebackenen Welt! Mit Mandeln drauf.

Der Zettel sagt, der Film sei nach einem berühmten Buch von Louise M. Alcott gedichtet. Ist gar nicht wahr. Als die letzte Sittlichkeitswelle durch Hollywood brandete, berief man dort einen panamerikanischen Gouvernantenkongress ein, zur Abfassung eines sittlich geläuterten Films.



Katharine Hepburn (zweite von rechts) in «Little Women». 1933

Man glaube nicht, dass deswegen der Pfefferkuchen ganz ohne Pfeffer gebacken wäre. O nein, Josephine March (man verstehe: die Hepburn) ist gar nicht so ein artiges Mädchen. Sie neigt zu fürchterlichen Kraftworten. Ihr Lieblingsfluch ist: «Christopher Columbus!» *Mindestens* zwei Rufzeichen. Auch zeigt sie, beim Herumtollen, der kleine Wildfang, mehrmals deutlich ihre Füße, und einmal, da sie hinkracht, ihre Unterröcke. Zwei Rufzeichen!!

Aber sonst ist sie herzensgut. [...]

Aber – –

Aber diese Katharine Hepburn ist schon ein Kerl. Gar nicht hübsch, nur schön. Der Mund ist gross, die Zähne sind angelsächsisch, die Augen manchmal beinahe chinesisch – in einem gotisch geschnittenen Gesicht. Dahinter lebt etwas. Ein Menschenkind, mit Geist, mit Temperament, mit Anmut, mit einer süssen Herbheit jenseits alles Marzipans, mit einer tiefen, eigenen Menschenstimme. Die Pony-Frisur, der «Cul-de-Paris», die man sie tragen lässt, das steht ihr ja ganz reizend, aber das ist doch, um Gottes willen, eine Zeitgenossin von uns, höchst modern, ein befreites Wesen, von allen Gouvernanten befreit! Christopher Columbus!! Lasst sie doch sie selbst sein, um Gottes willen.

Auch so ist sie entzückend. Jeder soll hinlaufen und sich den Lebzelt-Film ansehen,

es steht wahrhaftig dafür. Auf diesem Teig sind Mandeln: drei andere reizende Little Women, die Schwesterchen darstellen. Mit der entsprechenden männlichen Garnierung im schmackhaftesten Zuckerguss.

Aber die Schauspielerin Katharine Hepburn ist aus jenem Stahl, den moderne Menschen lieben, aber auch, häufen wir ruhig die Bilder, aus jenem Holz, aus dem man einst die anmutvollen gotischen Heiligen geschnitzt hat. Ein bisschen eckig. Unhübsch. Schön. Mit einer inneren Reinheit des Lächelns.

Katharine Hepburn, spiel' uns etwas Gescheiteres!

Arnold Höllriegel

In: *Der Wiener Tag*, Jg. 14, Nr. 4179 (2.2.1935), S. 3-4

Im Unterschied zur draussen im Reich erschienenen Literatur, die er so gut wie nicht beachtet, widmet Bermann dem deutschen Film grössere Aufmerksamkeit; so bespricht er ausführlich den deutschen Propagandafilm *Der alte und der junge König* und erkennt dabei die schauspielerische Leistung Emil Jannings an:

Der alte und der junge König

Der neue Jannings-Film

Der Vater Friedrichs des Grossen war in Wirklichkeit einer der widerwärtigsten Tyrannen der Geschichte. Wenn auf der Strasse seine Untertanen vor ihm davonliefen, pflegte er ihnen mit erhobenem Krückstock nachzurennen, brüllend: «Er soll seinen König lieb haben!»

Genau so rennt seit zwei Jahrhunderten die offizielle preussische Geschichtsauffassung hinter den Passanten her und befiehlt ihnen, diesen nur durch einen Stammisch gemilderten Despoten zu lieben. Aber schon die Preussen ausserhalb Brandenburgs taten es nie, geschweige denn die Süddeutschen oder die anderen Europäer.

Jetzt versucht ein Film – der beste, der dem Berliner Propagandaministerium bisher geglückt ist – uns diese Liebe wieder einmal einzubläuen. Seit Wochen hören wir immer, wie entzückt Goebbels bei der Probevorführung gewesen sei, und wie gnädig Hitler selbst sich geäussert habe. Da waren wir halt neugierig. Und jetzt ist unsere Neugierde voll befriedigt.

Dieser alte König, den Emil Jannings mit seiner ganzen Meisterschaft darstellt, wird uns von allen Seiten gezeigt, aber vor allem von den vorteilhaften. Ist bei der Parade direkt zärtlich gegen seine «langen Kerls», seine durch Menschenraub angeworbenen blauen Grenadiere. Als einer sagt, er sei nicht gern Soldat, lächelt der gute König nur: «Hätt' Er sich nicht besoffen machen lassen!»

Im nächsten Bild wird der König selber besoffen. Anmutigen Scherzen lauschen wir in einer Sitzung der berühmten «Tabagie». Unter einem Prinzen bricht ein Stuhl zu-



*Emil Jannings in dem Ufa-Film
«Der alte und der junge König».
1935*

sammen, haha! Der leutselige König geruht zu bemerken, gegen Durchfall müsse man halt *Irgendwas* zusammenkneifen. Hoho! Auch werden zahllose Buckel heruntergerutscht und so. Derbe Biedermänner, aber herzensgut.

(Nur die spitzbübische Anmut, mit der Jannings das zu spielen weiss, macht die Roheit dieser ekelhaften Szene erträglich. Lachen kann man nicht.)

Der König, ein guter deutscher Hausvater, hat seine Sorgen. Einen diebischen Koch muss er eigenhändig prügeln. Nachdem er so gezeigt hat, dass er streng ist, aber gerecht, wendet er sich der Erziehung seines genialen Sohnes zu. Mit dem gleichen Krückstock.

Den jungen Fritz spielt Werner Hinz so, dass die Genialität nicht sehr in Erscheinung tritt. Dass dieser gut aussehende junge Herr eigentlich Friedrich der Grosse ist, wird man erst am Schluss erfahren, wenn er genug erzogen ist. Unterdessen kriegt er es, für Kartenspielen (mit Franzosen!) und Flötenblasen. Es blutet das Vaterherz und der Sohnesrücken.

An allem ist diese sogenannte Kultur schuld. Friedrich Wilhelm schmeisst nicht nur die Flöte seines Sohnes in den Kamin, sondern veranstaltet auch, markige Worte über

Vaterland und Pflicht dazu brüllend, eine grosse Bücherverbrennung. Merkst du was, Filmpublikum? Gleich wirst du mehr merken.

Diese Bücherverbrennung, diese und eine andere, *musste* eben so sein. So wie zum Beispiel der 30. Juni sein musste. Gleich ist auch davon die getarnte Tonfilmrede.

Da Kronprinz Friedrich, bis aufs Blut gequält, emigrieren möchte (nach Frankreich!), wird der König wild und sperrt diesen Reichsfeind ins Konzentrationslager von Küstrin. Sein Komplize, der Leutnant von Katte, wird zwar vom Gericht nicht zum Tode verurteilt, aber der König und Führer befiehlt: Hinrichtung – durch das Schwert! (Du siehst das Richtschwert dann schön blitzen, Filmpublikum.)

Vor der Hinrichtung gibt es ein kurioses Gespräch zwischen Friedrichs Vater und dem Vater Kattes (den Friedrich Kyssler *fast* glaubhaft gestaltet, so gross ist seine überzeugende Kunst). Der König macht klar, dass er den jungen Mann nur so aus Erziehungsrücksichten köpfen muss. Mannhaft glaubt es die andere preussische Seele. Ist schon einverstanden mit der Hinmordung des geliebten Sohnes! Der dafür eine Ehrensalve kriegt, über sein frühes Grab.

Nach der Hinrichtung schreit der noch nicht völlig erzogene junge Fritz, sein Freund sei gemordet worden: «Der König mordet nicht»! berichtigt eine preussische Stimme. «Der König ist das Gesetz. Wer sich ihm in den Weg stellt, den vernichtet er.»

Fast der Wortlaut des berühmten Goebbels-Communiqués am Morgen nach dem 30. Juni 1934.

Im Konzentrationslager gelingt dann die Erziehung Fritzens. Er vollzieht seine Gleichschaltung durch einen demütig geheuchelten Unterwerfungsbrief, kommt noch in eine Art Arbeiterlager und ist dann fertig erzogen. Bald darauf, da ein Spötter in seiner Rheinsberger Umgebung etwas von dem Stock sagt, der in Potsdam die geistigen Interessen Preussens verwaltet, brüllt der Kronprinz ihn an. Auch erfahren wir, dass Friedrich, nunmehr ganz für das Regime gewonnen, *heimlich* seine Regimenter verstärkt. Was will man mehr?

Der versöhnte Vater stirbt in den Armen des nunmehr liebenden Sohnes. Es ertönt der Hohenfriedberger Marsch, und der Kenner der Geschichte weiss: die Aufrüstung ist glücklich vollendet, und nun geht es bald gegen Österreich.

Emil Jannings liebt solche Rollen, in denen er abwechselnd gemütlich und fürchterlich sein darf. Man erinnert sich an seine wunderbare Leistung in dem alten stummen Film «Der Patriot», als er den wahnsinnigen Zaren gab. Dessen arme Menschlichkeit er uns so nahezubringen wusste, trotz dem Wahnsinn. Seinen Friedrich Wilhelm hat Jannings nicht nur zu entschuldigen, sondern auch noch zu glorifizieren. Noch wenn er tobt und mordet, muss er eine Biederseele sein, ein guter Kerl, im Grunde lustig. Das ist ein bisschen schwer zu machen. Emil Jannings kann sogar das. Ohne Zweifel,

immer noch der Künstler der er war, voll Saft und Kraft. Auch sonst steht im Dienste dieses wohlgelungenen Propagandafilms manches Können. Gute alte Ufa-Mache. Jannings natürlich leistet viel mehr als das.

Der deutsche Gesandte Franz von Papen wohnte der Erstaufführung bei. Ein erheblicher Teil des Publikums hatte als Festtracht zur Festpremiere weisse Wadenstrümpfe angelegt. Dieser Teil des Publikums applaudierte heftig, so oft im Filmtext Ausfälle gegen Rom oder gegen Frankreich vorkamen.

Wir anderen hätten gern Herrn Jannings ganz allein unseren Beifall gespendet und weder dem Film, noch seiner faustdicken Propaganda.

A.H.

In: Der Wiener Tag. Jg. 14, Nr. 4233 (30.3.1933), S. 3-4

Sturm über Mexiko

S. M. Eisensteins Mexiko-Film

Als der grosse russische Filmschöpfer, der den «Potemkin» gemacht hat, in Mexiko reiste, konnte er gar nicht aufhören, in dem herrlichen Land zu filmen, zur Verzweiflung seines Freundes Upton Sinclair, der dann in Hollywood die Kilometer und Kilometer Filmband zu schneiden hatte.

Dann aber fingen erst die Zensurscheren aller Länder mit dem Schneiden an.

Ich weiss so ungefähr (obwohl ich das Staatsgeheimnis nicht verraten darf), was in dem Originalfilm vorgegangen sein muss. Ich habe eine leicht zurechtgestutzte, aber noch vollkommen verständliche Version vor anderthalb Jahren in London gesehen. Dort war der «Sturm über Mexiko» noch ein ziemlich stattliches revolutionäres Windchen. Jetzt endlich haben wir den berühmten Film auch in Wien, und siehe da, der Sturm über Mexiko ist vollkommen sturmfrei geworden.

Was schliesslich für uns noch stehen geblieben ist, das ist eine bittere und empörende Einzelepisode aus dem Leben der unterdrückten Indios in Mexiko, eine Einzelgemeinschaft, der keinerlei Sühnung, poetische Gerechtigkeit oder so was folgt – in diesem Filmfragment. Weniger empörend wird die Sache dadurch nicht, dass die Empörung nicht sichtbar werden darf.

Ein «Pesu», ein versklavter indianischer Plantagenarbeiter, im Privatleben schön wie ein Gott, will heiraten. Da übt sein Herr, der Besitzer der Hacienda, das *lus primae noctis*; er stellt die Braut einem seiner Kumpane zur Verfügung. Da der Pesu sich wehren will, wird er gehetzt wie ein wildes Tier und schliesslich mit unvorstellbarer Grausamkeit hingerichtet. So beschnitten der Film ist, sieht man immerhin auf dem Kopf des lebendig Begrabenen Pferdehufe herumtrampeln.

Darauf -----

Darauf nichts. Die nicht unbekannte Tatsache, dass nach dem Gewaltregime des seligen Präsidenten Porfirio Diaz in Mexiko eine längere Revolution statt hatte, durfte

in dieser beschnipselten Filmversion nur durch einen flotten Militärmarsch und durch ein Turnerfest angedeutet werden.

Hätte man uns S. M. Eisensteins russischen Mexiko-Film wirklich gezeigt, so wie ihn sein Autor geschaffen hat, dann wäre wahrscheinlich etwas Ernstliches gegen die naive Schwarzweissmanier einer parteimässigen Erzählungskunst zu sagen gewesen, die auf der einen Seite nur ekelhafte Teufel, auf der andern lilienweisse Engel miteinander singen lässt; bis der Sturm losgeht und die Engel laut Parteiprogramm vorschriftsmässig singen.

Aber es ist nicht fair, diesen armen, verstümmelten Film zu kritisieren. Man muss vielmehr von ihm das viele Gute sagen, das immer noch zu sagen ist.

So wie er ist, zerfetzt, zerschnitten, krumm und schief wieder aneinandergesetzt, stellenweise fast unverständlich, ist er noch immer ein wunderschöner Film, den sich ein jeder ansehen sollte.

Wie das schon anfängt: erst Landschaftsbilder aus Mexiko, gross und still. Über den ewigen Schneebergen, in denen das Feuer ist, verschiebt sich kaum eine Wolke. Dann tauchen Ruinen auf, eine Architektur, gross und still wie die Berge: die Tempelpyramiden der uralten Mayas, der Azteken. Neben einer seltsamen Steinfigur steht eine andere Gestalt. Ha, sie lebt, ha, sie ist ein Mensch von Fleisch und Blut, ein mexikanischer Indio von heute, Enkel des in Stein gemeisselten Ahnen, ihm ähnlich, Zug für Zug. Wie er ein Stück dieser uralten Kultur zu sein scheint, dieser ewigen Landschaft! – Ach, aber er ist erniedrigt, ein sanfter, trauriger Sklave ist er. Seht den Fürstenenkel, den Enkel stolzer Priester demütig fronen in den Agavenfeldern!

Solch eine Filmphotographie war überhaupt noch niemals da: wie aus den ungeheuren Blättern der Maguey-Agaven und den schönen indianischen Menschenleibern fortwährend eine grosse ornamentale Einheit gemacht wird, wie gleich den Akanthusblättern unter einem hellenischen Fries die spitzen Dornen, die messerscharfen Kanten dieser Agavenblätter die ganze dornige, messerscharfe Handlung umrahmen; wie diese Menschen zwischen den Agaven lieben, kämpfen, verröcheln. – Man sieht hin und ist berauscht, als hätte man das schwere Rauschgift des Pulque-Saftes genossen, das in diesen Blättern gärt.

Und was für wunderbar schöne, prägnante Beispiele des Menschlichen Eisenstein unter den Mexikanern entdeckt hat! Da ist der melancholische Held des Spiels. Er heisst nicht umsonst Sebastiano; gleicht er nicht Zug um Zug dem Jünglingsbild des ersten christlichen Märtyrers, jenes Sebastian, den die Bilder der Renaissance uns immer wieder zeigen, wie er gesteinigt, wie er mit Pfeilen beschossen wird? Hier haben wir das Martyrium des gleichen männlich-sanften, schönen Jünglings vor unseren miterlebenden Augen. Ganz offenbar hat der letzte Peon in Mexiko mehr angeborenes Filmtalent, als im benachbarten Hollywood der grösste Star. So viel lernt man schon aus diesem Massaker von Film, das uns da gezeigt wird.

Es ist ein schöner Film, obwohl man uns nur ein Stück von ihm zu sehen gestattet.
A.H.

In: *Der Wiener Tag*. Jg. 14, Nr 4304 (8.6.1933), S. 4

Die Wahrheit muss siegen!

Offener Brief an einen der Autoren des Films: «Das Leben Zolas».

Mein lieber Géza Herczeg, erinnerst Du dich, Kamerad, an den Tag im vorigen Jahr, an dem Du mir in Deinem Zimmer in Hollywood erzähltest, Heinz Herald habe Dir vorgeschlagen, mit ihm zusammen einen Zola-Film zu verfassen? Du fragtest, was ich von der Idee dächte, und ich hatte Bedenken. Es hatte schon einen recht guten deutschen Dreyfus-Film gegeben, als aus Berlin noch gute Filme zu kommen pflegten. Dreyfus war auch zweifellos eine Figur, die im Mittelpunkt eines Films stehen konnte, aber Zola? Wie kann man die Bedeutung und den Stil eines Romanciers im Film ausdrücken? Es schien mir unmöglich, dem Filmpublikum, wenn es etwa, wir leben im Zeitalter der Ignoranz, Zola nicht gelesen hätte, einen Begriff von dem aus rauhen Quadern gefügten Bau des «Germinal» zu vermitteln. Und Zolas Bücher schienen mir doch ein wenig zum Leben Emile Zolas zu gehören.

Jetzt, da der Film, von dem Du damals sprachst, fertig ist, ziehe ich meine Bedenken zurück. Sie sind durch das vollendete Werk nicht widerlegt. Sie schrumpfen nur neben ihm ein, werden ganz unwesentlich. Lass es mich Dir gleich sagen: dieser Dein Film ist einer der wenigen, um derentwillen Hollywood seine vielen und schweren Sünden vergeben werden müssen. Freilich haben an ihm neben den Amerikanern viele Leute aus Mitteleuropa mitgewirkt, die jetzt stolz sagen konnten, dass sie nicht umsonst und auch nicht nur ums Geld in Hollywood wirken: Du, Herald, der vortreffliche Regisseur Wilhelm Dieterle, der «Producer» Doktor Blanke (der sich schon als der eigentliche Schöpfer des «Pasteur»-Films um die Warner Brothers und um den Film im Allgemeinen verdient gemacht hat), dann natürlich unser Landsmann aus den Tagen der Doppelmonarchie, Paul Muni, dann Joseph Schildkraut, der (diesmal) hervorragende Darsteller des Dreyfus, ferner mein lieber Ali Hubert, Hollywooder Film-Ausstatter aus Wien, und wahrscheinlich noch andere, die ich vergesse. Es weht ein Hauch guten europäischen Geistes durch den Film, und die ganz wenigen Konzessionen an die amerikanische Mentalität stören wenig. Es ist nicht ein guter, es ist ein hinreissender, ein überwältigender Film!

Natürlich keine Biographie im Sinne der Philologen. Manche Einzelheiten Eures Textbuches sind, wie Ihr ja in dem am Anfang projizierten Vorwort gesteht, frei erfunden; anderswo konzentriert der Film, wie ein Film es muss, die unvergesslichen Ereignisse der Affäre Dreyfus, springt mit Daten frei um, setzt das Schwarz und Weiss der

Tragödie krass nebeneinander. So ist nicht alles «richtig», – nur alles im Wesen wahr. Ich finde es als fanatischer Anbeter guter Filmdramaturgie wunderbar, wie die ersten Kämpfe des jungen Zola kraftvoll exponiert werden, seine Freundschaft mit dem grossen Meister Cézanne, ihr gemeinsames Hungern in der Dachstube, dann Zolas ungeheurer literarischer Erfolg, das Arriviertsein und Sattwerden und schliesslich, auf dem Gipfel der bürgerlichen Glorie, das plötzliche Erwachen eines schon eingeschlaferten menschlichen Gewissens, da der Schrei eines verfolgten Unglücklichen an das Ohr des Publizisten dringt, den der Herr Hauptmann Dreyfus ja nichts angehen muss, aber doch angeht. Hätte Paul Muni nur das gespielt, die kurze Szene, wie Frau Dreyfus zu Zola kommt, und wie er erst nicht will, und dann in ihm der Mensch wieder aufersteht, der er einmal war – hätte er nur das gespielt und nicht den ganzen schönen Rest, er hätte schon zur Genüge bewiesen, dass er der erste, der grösste männliche Darsteller des zeitgenössischen Films ist – Charlie Chaplin (auf seine Weise) immer ausgenommen.

Géza, du und ich sind, was man in Hollywood «hard boiled» nennt: hartgesotten. Und ich finde es beinahe lächerlich, dass ich jetzt zu gestehen habe: als ich diesen ausgerechnet von Dir verfassten Film sah, kamen mir in dem verdunkelten Vorführungsraum die Tränen. Sieh, Du lebst jetzt fern von Europa in einem glücklichen Lande! In dem Erdteil, in dem *ich* lebe, rasseln die Säbel der Militaristen noch; für uns ist die Dreyfus-Affäre nicht ein totes Stück Geschichte; ich kann den Film nicht bloss als Film sehen. Nicht als ob er nicht in jeder Hinsicht wunderschön wäre; er ist nur noch mehr: in ihm dröhnt die Stimme der Wahrheit. Die ganze menschliche Niedertracht, gegen die Zola, einer der Helden und Märtyrer des Menschheitsgedankens, gekämpft hat, ist, in etwas anderen Uniformen, noch am Leben, noch machtvoll. Täglich bespuckt man noch Zola oder Leute, die denken wie Zola. Nun – er hat ja doch schliesslich gesiegt, dieser Film bringt es in frohe Erinnerung. Unerhörte Gemeinheiten waren auch in der französischen Demokratie möglich; nur war es in einer Demokratie nicht möglich, sie totzuschweigen, aus der Welt zu zensurieren, den Geist in dem Dreck der Gosse zu ersticken. Anatole Frances herrliche Worte an der Bahre Zolas, mit denen der Film schliesst, werden nie vergessen werden, dass sie nun gerade in diesen Tagen wieder durch die Welt hallen, dafür dankt Dir Dein

Arnold Hoellriegel

In: *Der Sonntag*. Nr. 186, Beilage des *Wiener Tag*. Jg. 16, Nr. 5146 (10.10. 1937), 2-3

*Unentbehrlich bei Planung und Schaffung einer Deutschen Akademie
im Exil und der «American Guild for German Cultural Freedom»*

Richard A. Bermann versuchte dem Nationalsozialismus auch dadurch entgegenzuwirken, dass er sich selbstlos und einfallsreich für das Überleben der deutsch-



*Hubertus
Prinz zu Löwenstein.
Schloss Neumutzen
(Tirol), Sommer 1934.
Fotografie von Hans
Casparius*

sprachigen Literatur, Kunst und Wissenschaft im Exil einsetzte. Es ist vor allem seinen konkreten Vorschlägen zu verdanken, dass Hubertus Prinz zu Löwenstein seine Vision eines «*geistigen deutschen Territoriums*» mit der Gründung der *Deutschen Akademie im Exil* und der *American Guild for German Cultural Freedom* in die Tat umsetzen konnte.

Im Februar 1934, während des Aufstands des Republikanischen Schutzbundes, hatten der Prinz und Bermann Freundschaft geschlossen (s. a. S. 300). Nach den Februarereignissen trafen sie öfters zusammen, in Bermanns Wiener Wohnung und auf Löwensteins erstem Exilwohnsitz, Schloss Neumutzen in Tirol. Ihre Gespräche kreisten um die Frage, wie den deutschen Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern im Exil zu helfen sei. Die Ergebnisse ihrer Überlegungen fasste Bermann, vermutlich Ende des Jahres 1934, in einer Denkschrift für Prinz Löwenstein²⁴ zusammen. Von ihm erhoffte er sich die Verwirklichung einer «Deutschen Freistatt» – wie der Titel des Memorandums lautet.

Ausgehend von der Feststellung, dass die exilierten Schriftsteller «in den Monaten des Exils bisher nur sehr selten etwas wirklich Grosses geleistet» hätten, beschreibt er die Situation der exilierten Intellektuellen – «abgesehen von der persönlichen Erschütterung und der wirtschaftlichen Katastrophe» – ähnlich wie Theodor W. Adorno in «Minima Moralia» (Aphorismus 13) als Verlust des «Resonanzbodens», «jenes Fluidums, das vom Leser zum Schriftsteller zurückstrahlt und ihm neue Kräfte gibt; der Dichter, der ins Leere dichtet, der Prediger ohne Zuhörer kann gar nicht mehr derselbe sein, er klingt nicht nur schwächer, sondern anders» (Blatt 2). Dieser Schaden könne nur gemildert werden, wenn den exilierten Künstlern und Schriftstellern das deutschsprachige Publikum ausserhalb der Reichsgrenzen erhalten bliebe. Da jedoch einerseits die Verlage in Österreich und der Schweiz sich der Zensur des Propagandaministeriums beugten, wenn sie ihre Stellung auf dem reichsdeutschen Markt behaupten wollten, andererseits die Exilverlage gerade den jungen und unbekanntem Autoren aufgrund beschränkter Werbemöglichkeiten bei einem auf viele Staaten verteilten Publikum kaum eine Chance bieten könnten, könne nur eine zentrale Organisation Abhilfe schaffen, als deren Sitz Bermann damals noch das Saargebiet vorsah. Aufgabe dieser «Deutschen Freistatt», die sich vom politischen T^geskampfe fernhalten solle, sei es, «Publikumsorganisationen für kulturelle Darbietungen» zu schaffen (Blatt 6). Als erstes dachte Bermann an den Aufbau einer Buchgemeinschaft, aber auch an Film-, Theater- und Vortrags-»Gemeinden». Oberstes Ziel der «Freistatt für den deutschen Geist» – eine deutliche Parallele zu Prinz Löwensteins Idee eines «geistigen deutschen Territoriums» – sei es, ein «neu befreites, neu erbautes Deutsches Reich» anzustreben (Blatt 24). «Bauhütte», «Modell», «Pflanzenschule» sind die Bilder, mit denen Bermann das Verhältnis der «Freistatt» zur «politischen, sozialen, geistigen Freiheit aller Deutschen» umschreibt, die durch erstere bereits im Kern verwirklicht werden soll.²⁵

Bermanns Denkschrift über eine Deutsche Freistatt im Exil befindet sich in Prinz Löwensteins Reisegepäck, als er Ende Januar 1935 zu einer Vortragsreise durch Nordamerika aufbricht. Als es abzusehen war, dass die Saar verlorengehen würde, hatte Bermann nun die Vereinigten Staaten von Amerika als Zentrum der freien deutschen Kultur vorgeschlagen. Mit der Gründung einer «American Guild for German Cultural Freedom», die im April in das Korporationenregister der Stadt New York eingetragen wird, gelingen Löwenstein die ersten Schritte zur Verwirk-

lichung der «Freistatt». Die amerikanische Organisation sollte die Mittel für den Aufbau der «Freistatt», die wenig später auch im Plan einer Deutschen Akademie der Künste und Wissenschaften im Exil weitere Gestalt annahm, beschaffen.

Auch in den folgenden Jahren setzte sich Richard A. Bermann intensiv für die Verwirklichung der «Freistatt» ein; er kann sogar – neben Prinz Löwenstein – als deren Motor gelten, der die amerikanischen Förderer immer wieder zum Handeln drängt. So verfasste er im Frühsommer 1936, zusammen mit Peter de Mendelssohn, eine «Denkschrift über die Begründung einer Deutschen Akademie in New York»²⁶, die in Wien gedruckt wurde: der Akademie soll – als der repräsentativen Organisation «der verbannten deutschen Geisteswelt [...] in der ganzen Welt» – «die Ausübung einer höchsten Schutzherrschaft über alles bedrohte deutsche Geistesgut obliegen». Ihre Aufgabe sei es, «als höchste Autorität für den Wiederaufbau und die Verteidigung der deutschen Kulturgüter zu wirken und die von der American Guild for German Cultural Freedom aufgebrauchten Mittel zu verwalten und auf die gerechteste, zweckdienlichste und fruchtbringendste Weise zu verteilen und nutzbar zu machen». – Die Denkschrift wurde an eine Anzahl bekannter Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler geschickt – darunter an Thomas Mann und wohl auch an Sigmund Freud – und trug wesentlich dazu bei, einen grossen Teil der bekanntesten exilierten Intellektuellen in kurzer Zeit für die Idee der Akademie zu gewinnen.²⁷

Auch auf seinen Amerika-Reisen war Bermann für Akademie und Guild tätig. Bei seiner Begegnung mit Albert Einstein im Sommer 1935 (s. S. 324-328) legte er dem im Ausland bekanntesten deutschen Emigranten den Plan einer Deutschen Freistatt im Exil dar.²⁸ Den mit ihm befreundeten New Yorker Rechtsanwalt Samuel Wachtell konnte er dafür gewinnen, durch sein Büro die Rechtsberatung der Guild zu übernehmen und die Satzung zu entwerfen.

Seinen USA-Aufenthalt in der zweiten Hälfte des Jahres 1936 verbrachte Bermann meist zusammen mit Prinz Löwenstein und dessen junger Frau, Prinzessin Helga. Zu dritt fuhren sie im Juli mit dem Auto von New York an die Westküste, wo sie in Santa Monica zunächst bei Fritz Lang zu Gast waren, bis sie ein geeignetes Haus in Langs Nachbarschaft gefunden hatten. Im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Guild organisierten Prinz Löwenstein und Richard A. Bermann ein



*Helga Prinzessin zu Löwenstein.
Neumatzten (Tirol),
vermutlich Winter 1933/34*

Benefizkonzert des Los Angeles Philharmonie Orchestra unter der Leitung von Otto Klemperer, das am 23. September 1936 stattfand. Aufgeführt wurden u.a., in Anwesenheit der beiden exilierten Komponisten, Ernst Toch's «Musik für Orchester und Bariton» (als amerikanische Erstaufführung) und das «Lied der Waldtaube» aus Arnold Schönberg's «Gurreliedern».²⁹

In seinem *Amerikanischen Notizbuch* in der *Stunde* berichtete Bermann ausführlich über die Reise nach Los Angeles und seinen Aufenthalt an der Westküste. So schilderte er auch eine Begegnung mit Arnold Schönberg im Garten des Löwenstein'schen Hauses am 4. September 1936:

*[Begegnung mit Arnold Schönberg]
4. September*

Gott hat mir keine Musik auf den Lebensweg mitgegeben, aber wenn ich einen grossen Mann sehe, dann erkenne ich ihn, und so notiere ich Unmusikalischer mit Ehrfurcht und Stolz, dass ich heute auf der Gartenterrasse unseres Hauses mit Arnold Schönberg Tee getrunken habe. Ich zeichne hier eine kleine Skizze des Wiener Komponisten: Ein

zartgliedriger Mann, nicht mehr jung, ganz braun gebrannt von der kalifornischen Sonne; das lebhaftes Gesicht ist jung geblieben; die Augen sind voll Klugheit. Das vierjährige Töchterchen Schönbergs, Nuria, und ihre Mutter waren anwesend. Klein-Nuri, in Spanien geboren, trägt eine lange Feder an ihrem Tirolerhütel und plauscht in wienischen Tönen. Sie lief in den Garten, sammelte Blumen und steckte sie ihrem Papa hinter die Ohren, da die Haare des Meisters spärlich sind. Bewundernd trat sie zurück; «So bist du schön, Arnold! So solltest du immer herumgehen.» Irgendwie empfand auch ich, dass diesem Haupt ein Kranz gebührte.

Arnold Hoellriegel: Amerikanisches Notizbuch. In: Die Stunde. Jg. 14, Nr. 4064 (26.9.1936), Die Lese-Stunde

[Zum Gründungskonzert der Deutschen Akademie im Exil]

23. September

Im Philharmonischen Auditorium in Los Angeles dirigiert heute Otto Klemperer ein grosses Konzert, das zu Gunsten einer «Deutschen Akademie der Künste und Wissenschaften» in New York veranstaltet wird. Diese Akademie, der die berühmtesten emigrierten Schriftsteller, Künstler und Gelehrten angehören, hat den Zweck, in den von Deutschen bewohnten kleineren Ländern Mitteleuropas das Weiterleben einer parteilosen Kunst und Wissenschaft durch die Verleihung von Preisen zu fördern. Es ist gelungen, in New York die führenden Intellektuellen und nun in Hollywood die Filmleute für diese konstruktive Idee zu gewinnen. Das Konzert ist das grosse Tagesereignis hier. Es werden, ausser der Ouvertüre zur «Zauberflöte» und der «Eroica», Werke von Arnold Schönberg und Ernst Toch aufgeführt; es ist also eigentlich ein Abend österreichischer Kunst. – Ich kann mit meiner elenden Haxe [Fussverletzung aufgrund eines Unfalls] nicht hingehen und höre dann spät in der Nacht von den heimkehrenden Freunden, wie schön es war. Charlie Chaplin und Mary Pickford waren da, Fredric March und Francis Lederer, Max Reinhardt mit Helene Thimig, und die allergottsübernten «Producer», alles, was in Hollywood mitzählt, oder beinahe. Hohe Geistliche dreier Kirchen (der katholischen, anglikanischen und des Judentums) sind während des Konzerts aufgestanden, um das grosse, hier begonnene Werk zu segnen. Die Musik unserer beiden österreichischen Modernen hat starken Eindruck gemacht. Kurz, es war ein tiefer, schöner Akkord, mit dem ein grosses, wichtiges Ding würdig eingeleitet worden ist. Hoffentlich geht die gute Arbeit nun weiter. Sie soll demnächst in New York im Zeichen Thomas Manns fortgesetzt werden; denn der grosse Meister der deutschen Prosa stellt seine Feder und seine Person in den Dienst dieser guten und friedlichen Bewegung.

Arnold Hoellriegel: Amerikanisches Notizbuch. In: Die Stunde. Jg. 14, Nr. 078 (13.10.1936), Die Lese-Stunde



*Otto Klemperer, Hubertus Prinz zu Löwenstein, Arnold Schönberg und Ernst Toch
(v. l. n. r.) bei einem Spaziergang in der Nähe von Los Angeles. September 1936*

Mit Thomas Mann als Präsidenten konstituierte sich im Winter 1936 der Senat der Akademie – gleichzeitig das «European Council» der American Guild –, dem Bermann von Anfang an – neben 21 weiteren Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern – angehörte.

Aus unmittelbarer Kenntnis der Notlage der exilierten Intellektuellen drängte Bermann im Laufe des Jahres 1937 immer wieder darauf, endlich mit der Verleihung von Arbeitsbeihilfen zu beginnen. Hans Flesch-Brunning und Walter Mehring, die zu den ersten Stipendiaten der Guild im Januar und Februar 1938 gehören, wurden von *ihm* wärmstens empfohlen. Aus einem Brief an Prinz Löwenstein vom 27. November 1937 aus Wien:

[...] Flesch, als wahrscheinlich das stärkste, nicht «prominente» Talent der deutschen

Emigration, sollte und müsste der Erste sein, für den die Akademie etwas tut. Dann, in einem Abstand, Walter Mehring. [...] Momentan hungert Mehring hier wie wir. Effektive Unterernährung, jawohl. Verstehen Sie, dass mich die Langsamkeit des Fortschreitens der ‚Guild‘ rasend macht? [.. .]³⁰

Von beiden hatte Bermann Bücher in der *Stunde* angezeigt (s. a. S.330 f.).

Im Dezember 1937, als die Existenz der Guild aufgrund fehlender Mittel ernsthaft gefährdet war und nur durch den persönlichen Einsatz des Publizisten Oswald Garrison Villard gerettet werden konnte, verfasste Bermann für den wichtigsten amerikanischen Förderer des Unternehmens ein Memorandum über die gegenwärtige Lage der deutschen Literatur. (Bei der Denkschrift «German Literature Today» handelt es sich im Wesentlichen um eine englischsprachige Variante der «Freistatt»-Denkschrift von 1934.)³¹ Das Memorandum hatte Bermann in Locarno-Minusio niedergeschrieben, wo er am Jahresende Prinz und Prinzessin Löwenstein besuchte, die dort den «Molino» – das Haus, in dem Stefan George seine letzten Lebensmonate verbracht hatte – gemietet hatten.



Der Molino dell'Orso in Locarno-Minusio

Als Ertrag des kurzen Locarno-Aufenthaltes für seine Publizistik veröffentlichte Bermann – neben einem Kurzbericht über einen Empfang bei dem mit ihm befreundeten Emil Ludwig im *Wiener Notizbuch* vom 16. Januar 1938 – einen Essay über *Stefan George*:

Ein Grab in Locarno

Von Arnold Höllriegel

Locarno, im Jänner.

In Locarno ist es in diesem Jänner auch kalt, aber in den Mittagstunden scheint die Sonne von einem klaren Himmel, und in dem Garten eines Hauses an der Via Minusio blühen einige Kameliensträucher, fröstelnd, aber tapfer. Es ist ein schöner, halbwilder Südländergarten mit Pergolen und Steinsitzen; das kleine Haus, zu primitiv, um einem reichen Mann zu dienen, ist doch behaglich und voll Kultur: die Möbel stehen noch so, wie sie der deutsche Dichter benützt hat, der hier zwar nicht gestorben ist, aber der dieses Haus nur verlassen hat, um im nahen Spital zu sterben. Seither heisst dieses Haus, in dem der Dichter doch nur drei Winter lang zur Miete wohnte: Casa Stefan George.

Die Freunde, die ich in diesem Haus besuche, sind deutsch: Emigranten. Als sie sich in Locarno nach einer Wohnung umsahen und erfuhren, die Casa Stefan George wäre zu vermieten, wagten sie erst vor lauter Ehrfurcht nicht, es zu tun und taten es dann doch. Es sind junge Menschen jener deutschen Generation, der die Verse Georges mehr bedeutet haben, als die Verse irgendeines anderen zeitgenössischen Dichters. Heute und rückschauend kann man verstehen, dass sowohl die demokratischen Schwärmer der deutschen Jugendbewegung, als jene, die nachher Nationalsozialisten wurden, sich auf Stefan George berufen haben. Die glühende Jugend Deutschlands, die sich bei Langemark auf flandrischer Erde kriegsfreiwillig opferte, hatte ein Bändchen Stefan George im Tornister. Jene seltsam feierlichen Verse, in denen die Worte keine grossen Anfangsbuchstaben haben, und in denen im priesterlichen Ernst von Jugend, Schönheit, Würde die Rede ist, liessen sich verschieden deuten. Der Gedichtband Georges, der während des Krieges erschien, hiess «Das neue Reich». War das Dritte Reich gemeint? Es wird heute in Deutschland vielfach behauptet. Aber ich habe dennoch auf Stefan Georges Grab einen Kranz mit einer Schleife in den schwarz-rot-goldenen Farben der deutschen Demokratie liegen gesehen.

Dieses Grab auf dem Dorffriedhof des Locarneser Vorortes Minusio ist wunderbar schön. Grosse Steinquadern bedecken die Erde: acht kleine Lorbeerbäume in Kübeln stehen am Rande und die mittlere Platte trägt in jenen schönen gotischen Lettern, in denen des Dichters Werke gedruckt zu werden pflegten, nur die einfache Inschrift:

Stefan George.

Der Kranz und die Schleife in den Farben der deutschen Freiheit und ein paar schöne Mimosenzweige liegen auf diesen Lettern.

Stefan George tat nichts zufällig und unbedacht: alles in seinem Leben war Symbol, hatte gleichsam eine kultische Bedeutung. Wenn er von den vielen südlichen Orten, in denen Deutsche gern überwintern, gerade Locarno wählte, die Stadt des zerrissenen Vertrages, dann wusste er, was er tat.

Man redete damals in Europa noch vom «Geist von Locarno».

An den grossen deutschen Dichter, der herkam, um zu sterben, erinnert sich das italienische Volk von Locarno noch mit Verehrung. Ich habe hier viele Geschichten aus seiner letzten Zeit gehört. Eine davon aber ist nicht eine Geschichte – sie ist Geschichte.

Als im November 1933 Stefan George krank ins Spital geschafft wurde, meinte der Arzt, eine freilich riskante Blasenoperation könne noch die Genesung bringen. Da sagte Stefan George ruhig und bestimmt: nein. Ich habe auf eine Art, die den Zweifel ausschliesst, gehört, wie er dieses, sein freiwilliges Todesurteil begründet hat. Er sagte, er wolle gar nicht weiter leben, weil er sonst in den politischen Tagesstreit würde eingreifen müssen; dies aber sei nicht sein Amt.

Dieser Dichter, den der Nationalsozialismus für sich reklamiert, ist bewusst als Emigrant gestorben, tiefe Trauer im Herzen. Auf seine oft orphisch dunkle, oft missverständene Poesie wirft sein Tod ein helles Licht.

Am Mittag des Begräbnistages kam ein schöner, blonder Knabe auf den Friedhof, um einen Lorbeerzweig in das Grab zu legen. Er fand aber das Grab schon verschlossen. Die Bestattung war in aller Heimlichkeit in den frühen Morgenstunden vorgenommen worden.

Die Freunde um Stefan George, die ihren Meister wirklich verehrten, hatten nur seinen testamentarisch ausgesprochenen Wunsch erfüllt. Als aus Deutschland das Telegramm kam, in dem die Überführung in die Heimat verlangt und die höchsten Ehren verheissen wurden, lag der Tote schon im Grabe; und er hatte noch bei Lebzeiten verfügt, dass seine Leiche erst nach dreissig Jahren nach Deutschland zurückkehren soll.

In jenem Buch vom «Neuen Reich» stehen ein paar (zornige) Verse Stefan Georges:

«Ehrt uns nicht mit kränzen, kränkt uns nicht mit mälern
Holt die asche nicht zum boden,
Unser Vaterland: der plan auf den wir fielen,
Unsre mutter: heilige erde, die uns bettet –
Oh, nach tiefen schürfend bleibt die Qual in toten Augen,
Bleibt die klage furchtbar auf den Stirnen stehen – »

In dem zweiten der hier zitierten Verse habe ich ein zorngefülltes Wort ausgelassen,

das man in dem Gedicht nachlesen möge. Was hier der Dichter von den vergeblich gefallenen Toten des Krieges gesagt hat, das hat er auch für sich selbst gesagt. Sein Verhalten im Angesicht des Todes zeigt deutlich, wie er es meinte. Er war zu vornehm, um in den Streit der politischen Meinungen einzugreifen; aber er wollte, im Jahre 1933, auf fremder Erde sterben und in ihr gebettet sein; kein Zweifel ist daran möglich. Eines Tages wird Deutschland diesen Toten, seinem Willen entsprechend, zurückholen.

In: Der Wiener Tag. Jg. 17, Nr. 5241 (16.1. 1938), S.3.

Vermutlich konnte Prinz Löwenstein Bermann auch in Locarno dafür gewinnen, die europäische Vertretung der American Guild zu übernehmen, eine Funktion, die er von Beginn des Jahres 1938 an ausübte. Sein Name – mit *nom de plume* und voller Wiener Adresse – wurde als Anlaufstelle für Stipendienanträge in den Pressemeldungen veröffentlicht, die über die Verleihung der ersten Arbeitsstipendien und Druckkostenzuschüsse berichteten.³²

Auch den Aufbau einer Buchgemeinschaft hatte Bermann immer wieder ange-mahnt. Als zu Beginn des Jahres 1938 abzusehen war, dass die American Guild aufgrund ihrer knappen Ressourcen die Gründung eines Buchclubs nicht in Angriff nehmen konnte, nahm er selbst, wenige Wochen vor der Annexion Österreichs, «vorläufig unabhängig von der Guild zusammen mit dem Besitzer des Wiener Saturn-Verlages, Dr. Ungar, die Gründung eines zunächst kleinen ‚Bücher-Bundes‘ in die Hand», der zunächst in Österreich und in der Tschechoslowakei eine Werbekampagne durchführen wollte. Sitz des Bücherbundes sollte «provisorisch Pressburg [...] sein, wo die Bücher unter freieren Zensurbedingungen hergestellt und vorläufig noch ohne jede Schwierigkeit nach Wien gebracht werden können». Und der Brief an den Prinzen Löwenstein vom 24. Februar 1938, aus dem die obigen Zitate entnommen wurden, schliesst: «Es ist ein kleiner Anfang, aber endlich ein Anfang. Bitte machen Sie unseren Freunden bei der ‚Guild‘ klar, dass ich vor allem ihre moralische Hilfe haben will. Es *muss* gleich etwas getan werden; so tue ich es.»³³

Anmerkungen

- 1 Richard A. Bermann an Barthold Fies. Brief. New York, 11.2.1939, Bl. 4 hs.
- 2 ebd.
- 3 ebd.

- 4 Richard A. Bermann: Februar 1934. Manuskript o.O.u.J. [nach März 1938], 15. Bl. hs.; auch als Abschrift, 12. Bl. ms.D.
Ausführlich über dieses Manuskript siehe «Deutsche Intellektuelle...», S. 35-38.
- 5 Richard A. Bermann: Dollfuss' Ermordung. 25. Juli 1934. Manuskript o.O.u.J. [nach März 1938], 8 Bl. hs.; auch als Abschrift, 8 Bl. ms. D. – Hier nach der Abschrift zitiert.
- 6 Vgl. Joseph Roth: Vision. In: Der Christliche Ständestaat, 18.8.1935. Abdruck in: Joseph Roth: Werke. Bd. 1-4. Hrsg. u. eingel. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1975-1979, Bd. 4, S. 722-726.
- 7 Das in Wirklichkeit wesentlich kompliziertere Verhältnis «Schutzbündler und Nazis» schildert z.B. Karl R. Stadler im so überschriebenen Abschnitt seines Buches Opfer verlorener Zeiten. Geschichte der Schutzbund-Emigration 1934. Wien: Europaverlag, 1974 (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung), S. 93 ff.
- 8 Richard A. Bermann: Die Herzogin von Atholl. Oktober 1937. Manuskript o.O.u.J. [nach März 1938], 9 Bl. hs.
- 9 Arnold Höllriegel: Wiener Notizbuch. In: Die Stunde. Jg. 15, Nr.4378 (10.10. 1937), Sonntagsbeilage, S. 3.
Eine in Zusammenhang mit dem Besuch der Herzogin veröffentlichte Notiz im gleichen *Wiener Notizbuch* über die Form eines Linzer Hotelschlüssels hatte einen antisemitischen Angriff einer Linzer Zeitung auf Bermann zur Folge. – «[...] es wird mir die Luft hier reichlich dick. Schon hat ein ‚betont nationales‘ Blatt in Linz einen langen Artikel über die Form meiner Nase veröffentlicht, die lang und krumm sei ‚wie eine Angelrute, an der ein Walfisch zapfelt*», schrieb Bermann am 6. November 1937 aus Wien an Prinz Löwenstein (Bundesarchiv, Koblenz).
- 10 Arnold Höllriegel: Silhouette einer Frau. In: Die Stunde. Jg. 15, Nr.4374 (6.10.1937), Sonntagsbeilage, S. 3.
- 11 Richard A. Bermann: Notizbuch des Zuschauers. In: Die Stunde. Jg. 14, Nr. 3910 (22.3. 1936), Die Lese-Stunde.
- 12 Arnold Hoellriegel: Socrates Discusses the Spartans. In: The Nation. Vol. 146, Nr. 13 (26.3. 1938), S.357L
- 13 Ausführlich hierzu Kurt Paupié: Handbuch der österreichischen Pressegeschichte 1848-1959. Bd. 1: Wien. Wien, Stuttgart: Braumüller, 1960, S. 46-56 (nachfolgend zitiert als «Paupié»).
- 14 Paupié, S. 56.
- 15 Paupié, S. 187E, und Roswitha Geyer: Rudolf Kalmar. Ein Beitrag zur Geschichte der Wiener Journalistik. Phil. Diss. Wien (masch.) 1966, S. 42-50.
- 16 Paupié, S. 188.
- 17 Paupié, S. 188f.
- 18 Im Besitz des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes, Bonn.
- 19 Arnold Höllriegel: Notizbuch des Zuschauers. In: Die Stunde. Jg. 14, Nr. 3898 (8.3.1936), Lese-Stunde.
- 20 Hubertus Prinz zu Löwenstein: Abenteuer der Freiheit. Ein Lebensbericht. Frankfurt a. M., Berlin, Wien: Ullstein, 1983 (Ullstein-Buch. Nr. 27519: Lebensbilder), S. 146.
- 21 «Ich habe das Glück, zu den persönlichen Freunden dieses wunderbaren Menschenkinds

- zu gehören», schrieb Bermann am 8. Dezember 1933 in einem Beitrag «Elisabeth Bergner spielt englisch» im Wiener Tag, Jg. 12, Nr. 3793, S. 5. – Der erste Beitrag, den er Elisabeth Bergner widmete, war «Abenteurer mit Ariane», BT, 19.2.1931, 1. Beiblatt.
- 22 Arnold Hoellriegel: Die wahre Katharina. In: Der Wiener Tag, Jg. 13, Nr. 3875 (4.3.1934), S.13.
- 23 Richard A. Bermann an Elisabeth Bergner. Brief. Wien, 14.7.1934. Im Besitz des Elisabeth Bergner-Archivs, Akademie der Künste, Berlin (Archiv-Nr. 78/87/1344).
- 24 Arnold Hoellriegel: Deutsche Freistatt. Eine Denkschrift, dem Prinzen Hubertus zu Löwenstein überreicht. Typoskript. [Vermutlich Ende 1934.] 24 Blatt (Bundesarchiv, Koblenz).
- 25 Ausführlich über die Denkschrift «Deutsche Freistatt» s. «Deutsche Intellektuelle...», S. 38-41.
- 26 [Peter de Mendelssohn u. Richard A. Bermann:] Denkschrift über die Begründung einer Deutschen Akademie in New York. Vorgelegt durch die American Guild for German Cultural Freedom, Juni 1936. [Wien.] 4 Bl.
- 27 Ausführlich hierzu s. «Deutsche Intellektuelle...», S. 78-82.
- 28 Vgl. Hubertus Prinz zu Löwenstein an Albert Einstein. Brief. Chicago, 24.3.1936. – «Deutsche Intellektuelle...», S. 63 f.
- 29 Zum Gründungskonzert der Deutschen Akademie im Exil s. «Deutsche Intellektuelle...», S. 73-76.
- 30 Richard A. Bermann an Hubertus Prinz zu Löwenstein. Brief. Wien, 27.11.1937 (Bundesarchiv, Koblenz).
- 31 Vgl. Richard A. Bermann an Oswald Garrison Villard. Brief. Locarno, 31.12.1937. – «Deutsche Intellektuelle...», S. 119.
- 32 Von der Deutschen Akademie zu New York. In: Prager Presse, 17.2.1938; Die «American Guild for German Cultural Freedom» hat... In: Das Neue Tage-Buch. 6 (1938), 9 (26.2.), S. 215 (Abseits von der Reichskulturkammer).
- 33 Richard A. Bermann an Hubertus Prinz zu Löwenstein. Brief. Wien, 24.2.1938 (Bundesarchiv, Koblenz).

Späte Flucht in die Tschechoslowakei und die ersten Exilmonate in Europa (März – August 1938)

Die Funktion eines europäischen Vertreters der American Guild ist es auch, die Bermann daran hindert, Österreich rechtzeitig zu verlassen, obwohl er äusserst gefährdet ist. Bereits Ende des Jahres 1937 hatte er – vergeblich – versucht, mit Hilfe von Oswald Garrison Villard und Albert Einstein eine Professur für Geschichte an einem amerikanischen College zu erhalten. «Dass meine persönliche Situation in Österreich unhaltbar wird, habe ich Ihnen schon geschrieben. Aber was tun? Ist es Ihrem mächtigen Einfluss und der Empfehlung Einsteins nicht möglich, mir eine Professur (für Geschichte) an einem der zahllosen amerikanischen Colleges zu sichern? Ich weiss, ich wäre ein sehr brauchbarer Professor», hatte er am 31. Dezember 1937 aus Locarno an Oswald Garrison Villard geschrieben.

Anfang März des Jahres 1938 wartete er auf das Eintreffen von \$ 500, die das Executive Committee der American Guild am 28. Februar für die Rettung ihrer Schützlinge in Österreich – u.a. für Uriel Birnbaum, Horst Gailey, Alfred Polgar, Walter Mehring, Joseph Roth und Wilhelm Speyer – zur Verfügung gestellt und deren Verteilung er übernommen hatte.¹ So blieb er vorläufig in Wien, half den Kollegen aus eigenen bescheidenen Mitteln und stellte seine eigene Rettung zurück. – Als er am Abend des 11. März von seinem Freund Otto Müller im Café Herrenhof von der Abdankung Schuschniggs unterrichtet wird, versucht er, Wien umgehend in einem mit österreichischen Emigranten überfüllten Zug zu verlassen, der über die Grenzstation Lundenburg in die Tschechoslowakei fahren sollte. Eine befreundete Krankenschwester begleitete ihn.

In seinem Bericht «Meine Flucht aus Österreich»² hat Bermann diesen ersten Fluchtversuch anschaulich geschildert und sein Scheitern in einem englischsprachigen Manuskript, «The facts of my escape»³, weiter ausgeführt.

[...] Wir fuhren. Die damalige Grenzstation Lundenburg ist von Wien nicht viel mehr als zwei Schnellzugstunden entfernt, aber es waren zwei Stunden voll fürchterlicher Spannung. [...]

Nachdem der Zug in dem Lundenburg gegenüberliegenden österreichischen

Grenzort lange angehalten hatte, ohne dass Kontrollen durchgeführt worden wären,

setzte sich der Zug wieder in Bewegung und fuhr weiter, über die Grenze, in die freie Tschechoslowakei hinein! Eine dumpfe Beklemmung, die mir auf mein armes krankes Herz gedrückt hatte, verliess mich. Ich konnte wieder atmen. Ich war, wir waren gerettet.

Wir rollten in die Station Lundenburg ein. Tschechische Aufschriften, tschechische Uniformen. Und plötzlich kam so ein Uniformierter zu uns herein und rief, in einem für einen Tschechen ungewöhnlich akzentfreien Deutsch: «Wer einen österreichischen Pass hat, aussteigen! Österreichische Staatsbürger dürfen die Grenze nicht passieren!»

Und es war wahr. Wir protestierten; wir baten. Nichts half. Wir wurden unter Androhung von Gewalt in einen grossen Wartesaal getrieben, jenen scheusslichen, gefängnisähnlichen Saal, der in der ersten Zeit nach dem Krieg ganz allgemein «die Hölle von Lundenburg» genannt worden war, so furchtbar brutal waren damals hier die Gepäckrevisionen. [...]

In dem englischen Manuskript nennt Bermann den Grund für das Verhalten der Grenzpolizei (in deutscher Übersetzung):

Es war eine provisorische Order der in Panik geratenen tschechoslowakischen Grenzbehörden, die jede Sekunde eine deutsche Invasion befürchteten. In solchen Augenblicken machen die Tschechen keinen Unterschied zwischen deutschsprechenden Personen. Wir wurden äusserst unsanft behandelt, als ob wir für die Nazi-Verbrechen verantwortlich wären. Die meisten meiner Mitreisenden hatten mich erkannt, und sie dachten, ich hätte einigen Einfluss auf die Tschechen. Sie flehten mich an, sie zu retten und knieten sogar vor mir. Aber ich konnte nichts tun. Ich verstehe etwas Tschechisch, aber ich spreche es nicht; als ich mit der Grenzpolizei Deutsch sprechen musste, hörten sie mir nicht zu. Das Einzige, was ich erreichen konnte, war die Erlaubnis, Präsident Benes ein Telegramm zu senden, in dem ich ihn im Namen der Demokratie bat, meine Leidensgefährten und mich in die Republik einreisen zu lassen. Das Telegramm wurde aufgegeben oder zumindest bezahlt; aber dann gab die Polizei plötzlich bekannt, dass ein Zug nach Wien abfahren würde und dass wir ihn zu nehmen hätten. Vergebens bat ich darum, festgenommen zu werden, bis die Entscheidung des Präsidenten eintreffen würde. Hände legten sich auf mich und ich wurde in den Zug gestossen. Zeitungen in Prag und Paris schrieben später, dass ich grausam misshandelt worden sei; das ist nicht wahr. (Seite 2)

Während der Rückfahrt nach Wien vernichtete Bermann die Dokumente, die über seine Tätigkeit als europäischer Repräsentant der American Guild Auskunft geben konnten. Auf dem Wiener Nordbahnhof wurden die gescheiterten Flüchtlinge von



Wien, 12. März 1938: Der Dollfuß-Platz wird in Adolf-Hitler-Platz umbenannt

SA-Männern empfangen und in einen kalten Warteraum gepfercht. Nach Durchsichtung seines Reisegepäcks, wobei die Adressenliste aller deutschen Emigranten in Wien beinahe in die Hände der SA gefallen wäre, und Überprüfung seines Passes auf dem Nordbahn-Polizeikommissariat wurde Bermann gegen Abend des 12. März entlassen.

In seiner Wohnung verbrannte er in der folgenden Nacht seine gesamte Korrespondenz, einschliesslich der Briefe prominenter Persönlichkeiten und signierter Fotos, und viele Bücher. Zuerst vernichtete er jedoch das gerade eingetroffene Telegramm der Wiener Creditanstalt mit der Nachricht, dass der angekündigte Betrag aus den USA für die Flucht der Stipendiaten der American Guild überwiesen worden sei.

In jener Nacht erhielt er Anrufe von Prinz Löwenstein und dem befreundeten Rechtsanwalt Samuel Wachteil aus New York. Durch Andeutungen gab er dem Prinzen zu verstehen, er möge sich mit Präsident Benes in Verbindung setzen, um ihn zu retten. Löwenstein kabelte daraufhin Benes, der für Bermann einen tschechoslowakischen Reisepass ausstellen liess.

In der gleichen Nacht telefonierte Löwenstein mit Oswald Garrison Villard, der umgehend den amerikanischen Aussenminister Cordell Hull um ein Visum für Bermann – als Vertreter einer amerikanischen Organisation – ersuchte.

Auch Bermanns zweiter Fluchtversuch – einen Tag später, über die noch offene italienische Grenze – schlug fehl. In Bruck an der Mur wurden er und seine Begleiterin wegen des Verdachts auf Devisenschmuggel festgenommen und eine Woche im Bezirksgefängnis gefangengesetzt. Im Vorwort seiner nicht mehr vollendeten, unveröffentlichten Autobiographie⁴ beschreibt Bermann diesen zweiten Fluchtversuch so:

Er habe Wien verlassen,

ohne viel Hoffnung, es noch wiederzusehen; in meiner Tasche lagen die Giftpillen, die ein befreundeter Arzt mir auf den Weg mitgegeben hatte. Wenn ich den Nazis in die Hände fiel, waren meine Aussichten, weiterzuleben, gering. Ich war 55 Jahre alt und seit einem Jahr nicht unerheblich krank; die Existenz in einem deutschen Konzentrationslager auch nur zu versuchen, konnte mir nicht einfallen. Ich versuchte, die italienische Grenze zu erreichen, wurde aber in Bruck an der Mur in [der] Steiermark von einer S. A.-Patrouille aus dem Schlafwagen geholt und in das Bezirksgericht gebracht: die Nazis von Bruck bildeten sich ein, dass sie in mir einen Devisenschmuggler verhaftet hätten; dass ich, unter meinem freilich nicht in meinem Pass stehenden bürgerlichen Namen⁵ einer der entschiedensten Feinde ihrer Gesinnung war, ein ihnen besonders verhasster Schriftsteller, das wussten die aufgeregten jungen Barbaren nicht. Sie visitierten mich, nahmen mir meinen Taschenkamm und meine Hosenträger fort, liessen mir aber liebenswürdiger Weise das Metallbüchsen, in dem das Gift verborgen lag; und in meiner ersten Nacht auf dem Strohsack in der Zelle fühlte ich mich heftig versucht, die kleinen braunen Pillen zu schlucken. [...]

Mit Hilfe guter und treuer Freunde entkam ich aus jenem kleinen Gefängnis in Bruck an der Mur und jenem grossen Zuchthaus, in das die Wut der Nazis mein armes Land Österreich alsbald verwandelten. (Blatt 1 f.)

In seinem englischsprachigen Fluchtbericht bezeichnet Bermann die Woche im



Österreichischer Reisepass für Richard A. Bermann. Wien, 10. März 1938

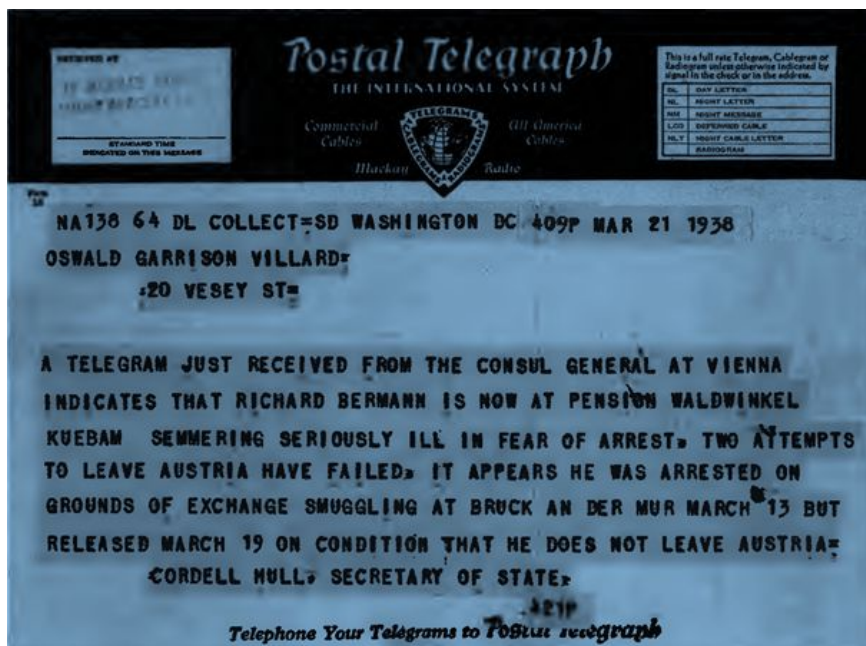
Gefängnis ,als die in einer Hinsicht interessanteste Woche' seines Lebens (in deutscher Übersetzung):

Meine Mitgefangenen waren Einheimische, die meisten von ihnen Würdenträger von Schuschnigg's «Vaterländischer Front»; einer war der Vizebürgermeister von Bruck, ein anderer der Führer der örtlichen legitimistischen Partei, alle entschiedene Nazi-Gegner. Niemals zuvor hatte ich so viel vom wirklichen Leben in der Provinz gesehen, so viel Unbekanntes über die Hintergründe der österreichischen Politik erfahren. Ich werde den Tag nicht vergessen, als diese Leute – alle engagierte Katholiken – von Kardinal Innitzers schändlicher Kapitulation vor den Erzfeinden seines Glaubens hörten. Ich sah meine Freunde in der Zelle weinen, hörte sie fluchen. Einige fragten mich, wie sie Juden werden könnten.

Die physischen Bedingungen in der Zelle waren schlecht, aber nicht unerträglich. Der Raum war überfüllt, da immer neue Leute ankamen. [...] Meine Zellenkameraden waren sehr freundlich zu mir und liessen mich niemals die Reinigungsarbeiten machen [...]. Ein einstündiger Spaziergang im Hof war uns gestattet; reden war dabei verboten. Dennoch sprach jeder mit jedem, und wir erfuhren alle Neuigkeiten. Das Schlimmste

war die ständige Ungewissheit: jedes Mal, wenn die Tür der Zelle geöffnet wurde, erwartete ich, dass irgendjemand endlich die Identität des unbekanntenen Dr. Bermann mit «Arnold Hoellriegel», dem früheren Star-Kolumnisten der demokratischen Presse Wiens und Sekretär der «American Guild», entdeckt hätte. Zwanzig Mal am Tag kamen Besucher, um nach uns zu sehen; S. A.-Männer, österreichische Polizisten und deutsche Gestapo-Leute. Ich fand die Deutschen anständiger als die Österreicher. Als ich mich beklagte, krank zu sein, was ich immer tat, hörten sie kalt zu. Aber die Österreicher sagten, wenn ich ihnen meinen rasenden Puls zeigte: «Umso besser, Jud'. Dann wirst Du bald krepieren!» [.]⁶

Auf dem Rückweg nach Wien stieg Bermann in Küb in der Nähe des Semmering aus und verbarg sich in einer kleinen Pension. In seinem Versteck suchten ihn drei Angestellte des amerikanischen Konsulats in Wien – darunter ein Arzt – auf, um ihm das amerikanische Quotenvisum auszustellen. – Die Ausreise wurde ihm jedoch erst ermöglicht, als ihm – nach längeren Verwicklungen und Missverständnissen – das tschechische Konsulat in Wien am 2. Mai den tschecholonakischen



Telegramm des amerikanischen Aussenministers Cordell Hull an Oswald Garrison Villard.
Washington, 21. März 1938

Reisepass übersandte und ihm mitteilen liess, dass die Grenze am nächsten Tag für «nicht-arische» Tschechen geöffnet sei. Mit dem ersten Zug, der am folgenden Morgen über die tschechoslowakische Grenze fuhr, verliess Bermann Österreich. Über Pressburg kam er noch am gleichen Tag – einem körperlichen Zusammenbruch nahe – in Prag an, wo er bei Freunden Unterkunft fand. – In den drei Wochen seines Prager Exils habe er krank zu Bett gelegen, schreibt Bermann in seinem Fluchtbericht. Aus einem Brief Friedrich Burschells, dem Sekretär der Thomas-Mann-Gesellschaft in Prag, an Prinz Löwenstein vom 23. Juli 1938 geht jedoch hervor, dass er mit Burschell gemeinsame Probleme von Thomas-Mann-Gesellschaft und American Guild besprochen hat. Vermutlich ist er auch mit seinem Freund Oskar Baum zusammengetroffen, für den er sich später in den Vereinigten Staaten, u.a. mit einem nicht überlieferten Vortrag im Hause von Samuel Wachtell im Mai 1939, einsetzte. – Trotz der Warnungen seines Prager Arztes flog Bermann am 24. Mai nach Strassburg; von dort fuhr er weiter nach Paris, wo ihn Prinz Löwenstein erwartete.

Bermanns nächste Exilstation – von etwa Mitte Juni bis Mitte Juli – war London, wo er zunächst als Gast der Herzogin von Atholl in deren Hause Elm Park Gardens, später bei Hans Casparius wohnte. Er traf öfters mit Sigmund Freud und Lord Vansittart zusammen, begegnete Elisabeth Bergner und vermutlich auch Stefan Zweig. Bermann nutzte seinen Einfluss, um über die Ereignisse in Österreich nach dem «Anschluss» aufzuklären und die Sache der Akademie und der American Guild zu fördern. Auch bemühte er sich, u.a. bei dem Erzbischof von Canterbury, um den Aufbau einer «British Guild». (Als «Arden Society» konstituierte sie sich schliesslich zu Beginn des Jahres 1939).

Von Stefan Zweig hatte Bermann, wohl zu Beginn seines Aufenthaltes in London, den folgenden Brief⁷ erhalten:

Liebster, ich telefonierte Ihnen sofort heute abends, zweimal sogar, weil ich morgen Donnerstag vier Tage aufs Land will, *totmüde* nicht so sehr von dem fast fertigen Buch, sondern von hundert Briefen, Hilfsversuchen und dem jämmerlichen Aufbäumen der Ohnmacht. Dieses Nichthelfenkönnen ist entsetzlich – ab und zu einen Strohalm Leuten hinreichen können, genügt nicht.

Ich bin glücklich, dass Sie hier sind – was haben wir für Sie gezittert und gelitten!

T. Primrose
2940

PROF. DR. FREUD

39 ELSWORTHY ROAD
LONDON, N.W. 3

18. 6. 1938

Lieber Herr Doktor
 So darf ich Ihnen
 mich mit Sie und
 Ihnen auf Sie
 und jetzt da sich beide
 so glücklich sind und in
 London zu befinden
 ich ist mich ein
 ich auf die
 soll mich
 gemacht werden
 ich
 können
 herzlich
 Freund.

Sigmund Freud an Richard A. Bermann. London, 8. Juni 1938

Bitte rufen Sie mich gleich morgen früh an, es täte mir wohl, wenigstens telefonisch Ihre Stimme zu hören. Freud habe ich schon gesprochen. Für Auernheimer wird alles Mögliche versucht, auch für Jacob, aber es ist alles so furchtbar schwer, Sie werden es, fürchte ich, selbst erleben.

Lieber, Guter, wie glücklich bin ich, dass Sie freie Luft atmen.

Innigst Ihr Stefan Zweig

Auch Sigmund Freud hatte Bermann am 18. Juni 1938 mit einem handschriftlichen Brief⁸ eingeladen:

Lieber Herr Doctor

So leicht entkommen Sie mir nicht. Sie sind mir einen Besuch schuldig und jetzt, da wir beide so glücklich sind, uns in London zu befinden, sehe ich nicht ein, warum ich auf ihn verzichten soll. Keine meiner vielen Invalditäten wird mir das Vergnügen daran stören.

Herzlich Ihr
Freud

Über die Hintergründe der Einladung berichtet Bermann in einem nachgelassenen Manuskript mit dem Titel «Freud deutet einen Traum»⁹: Danach hatte Freud im Februar 1938 – nach 35 Jahren – die Verbindung zu ihm wieder aufgenommen. Anlass war der Artikel «Traum vom Wettbewerb» im *Wiener Tag* vom 6. Februar 1938, in dem Bermann einen Traum schilderte, in dem er u.a. in einem amerikanischen Bahnhofsrestaurant nach Ausbruch des Weltkrieges einen italienischen Oberkellner – «anzusehen wie Mephistopheles» – daran gehindert hatte, «die rote Suppe» – «eine Mischung aus Blut und Vitriol» – zu verspritzen. Neben zahlreichen Zuschriften von Psychoanalytikern, die Bermanns «ihnen gänzlich unbekanntes Sexualleben zum Schlüssel des Traumgesichtes» machten, bekam er auch einen Brief von Sigmund Freud:

[...] Seit fünfunddreissig Jahren hatte ich mit dem verehrten Mann keinerlei Verkehr gepflogen; ich musste annehmen, dass er den kleinen Studenten längst vergessen hatte, dem er einmal in Berchtesgaden eine Havanna gegeben hatte; dass der junge Mann von damals derselbe Mensch war, der jetzt unter dem Pseudonym Arnold Hoellriegel Artikel und Bücher schrieb, – wie hätte ich annehmen können, dass Freud das wusste?

Der Professor gab mir in kurzen Worten eine interessante und einleuchtende Deutung meines Traums. Natürlich hatte er in dem italienischen Oberkellner gleich Mussolini erkannt und wahrgenommen, dass ich einen Angsttraum von der europäischen Politik geträumt hatte. Dahinter aber sah Freud freilich die tiefere Angst des um sein eigenes Schicksal fürchtenden Individuums. Er sagte, er wisse jetzt zu wenig von meinem Privatleben, aber die Geschichte enthalte viele dem Psychoanalytiker wohlbekannte Symbole. Zum Beispiel bedeute der wegfahrende Zug den Wunsch nach Unsterblichkeit.

Diesen sachlichen Erörterungen fügte der Professor einige liebenswürdige Worte hinzu. Er bekannte, ein eifriger Leser meiner Arbeiten zu sein und gab mir, ohne mir

einen Vorwurf zu machen, zu verstehen, es sei an der Zeit, dass ich ihn wieder einmal besuche.

Natürlich schrieb ich ihm sogleich und bat ihn, mir die Stunde zu nennen, in der er mich empfangen wolle.

Sofort kam die Antwort. (Freud beantwortet alle Briefe postwendend und in seiner schönen, grosszügigen Handschrift.) Der Professor sagte, er leide an einem schweren Leiden; er befinde sich zwischen zwei Operationen; sobald die nächste vorbei sein würde und das Fieber vergangen, würde er mir schreiben, um mich zu sich zu laden.

Ich bekam diese angekündigte Einladung erst ein halbes Jahr später, als wir beide, Sigmund Freud und ich, aus Wien geflohen waren und beide in London weilten. (Blatt 3 f.)

Vermutlich ist es – neben einem Besuch Prinz Löwensteins – auch Bermanns Einfluss zu verdanken, dass Freud einwilligte, die Präsidentschaft der Klasse der Wissenschaften in der Deutschen Akademie in Exil zu übernehmen.¹⁰

Bevor er sich in die Vereinigten Staaten einschiffte, verbrachte Bermann von etwa Mitte Juli an einige Wochen bei Prinz Löwenstein auf der Ile aux Moines vor der bretonischen Küste. Hier konvertierte er zum katholischen Glauben, – ein Schritt, der wohl seit längerem von Prinz Löwenstein angeregt worden war. Wie Löwenstein in seiner Autobiographie «On Borrowed Peace» berichtet, habe Bermann während seiner Haft gelobt, sich taufen zu lassen, wenn er den Nazis entkommen sollte.¹¹ Am 8. August fand die Zeremonie in der kleinen Inselkirche statt; der Prinz war Taufpate.

Wie Bermann in seinen etwa zur gleichen Zeit entstandenen autobiographischen Aufzeichnungen schreibt, fiel es ihm nicht schwer, das Judentum zu verlassen:

[...] mir hat mein Judentum niemals etwas bedeutet, weder in religiöser noch gar in nationaler Beziehung. Dass ich ein Jude war, das wusste ich hauptsächlich dadurch, dass die christlichen Kinder in meiner Schule mich manchmal «Saujud» schimpften oder die tschechischen Gassenjungen «Zide! « Zuhause lernte ich einige religiöse Zeremonien höchst oberflächlich kennen; meine Eltern hielten, wie die meisten Juden des europäischen Westens, weder die talmudischen Speisegesetze inne, noch folgten sie sonst der jüdischen Tradition, obwohl sie an den höchsten Feiertagen manchmal in die Synagoge gingen und am Versöhnungstag fasteten. Das schönste jüdische Fest, das Passah-Festmahl, habe ich erst als Erwachsener in Jerusalem zum ersten Mal richtig miterlebt; bei uns zuhause wurde am ‚Sederabend‘ nur besonders gut gegessen, und es



Richard A. Bermann, Hubertus Prinz zu Löwenstein, Irene Hannaux und Volkmar von Zühlsdorff (v. l. n. r). Ile aux Moines, Juli/August 1938

gab Mazzoth mit Butter oder Honig; ich liebte die ungesäuerten Brote zu knabbern. Das war auch so ziemlich alles, was mich mit der jüdischen Gemeinschaft verband; und was das Haus nicht an meiner religiösen Erziehung tat, vermochte der Religionsunterricht in der Schule schon gar nicht. Ich gestehe es mit Beschämung: ich habe während der vierzehnJugendjahre, in denen ich von Rabbinern und Religionslehrern in der Sprache und in den Lehren des Judentums hätte unterrichtet werden sollen, weder die hebräischen Buchstaben richtig lesen gelernt noch vom Alten Testament irgendeinen stärkeren Eindruck empfangen. Die Bibel kam mir erst näher, als ich eines Tages, noch als Schuljunge, das Neue Testament zu lesen begann, – vermutlich aus Neugierde und weil es zuhause nicht gern gesehen wurde. Edle jüdische Freunde haben mir später gesagt, dass viele der schönsten Lehren des Neuen Testaments schon im

alten stehen; wenn das so ist, und ich zweifle nicht daran, dann bin ich ein Jude, der das Judentum durch die Worte Christi kennengelernt hat.¹²

Aus einem Brief, den Bermann dem Prinzen am 12. August 1938, einen Tag vor seiner Abreise in die Vereinigten Staaten aus Paris schrieb, geht hervor, dass er nach der Taufe doch von Gewissenskonflikten geplagt wurde:

Mein Aufenthalt in Ile aux Moines erscheint mir wie ein Traum; wegen des Schrittes, den ich dort getan habe, ist mein Gewissen nicht ruhig. Der gute Recteur hat mir versprochen, es würde jetzt ein neues Leben, ma vie de grâce, für mich beginnen; stattdessen werden meine Bedenken alle fünf Minuten stärker; ich habe an meinem ersten katholischen Freitag natürlich Fleisch gegessen, aber mit Unbehagen – keineswegs mit Reue –; habe ich solch einen unchristlichen Zustand nötig gehabt? Ich war vorher ein besserer Christ als jetzt. Ich glaube einmal nicht an Magie und habe dem Teufel nicht eigens feierlich entsagen müssen, um sodann an ihn und sein Etablissement zu glauben.¹³

Anmerkungen

- 1 Ausführlich hierzu s. «Deutsche Intellektuelle...», S. 126-128.
- 2 Richard A. Bermann: *Meine Flucht aus Österreich* (1938). Manuskript o.O.u.J., 10 Bl. hs.
- 3 Richard A. Bermann: *The facts of my escape*. Paris, May 1938. Manuskript, 11 Bl. hs. (14 S.).
- 4 Arnold Hoellriegel: *Das Gestern von heute*. Begonnen 23.7.38, Ile aux Moines. [Vorwort und Entwurf des 1. Kapitels der Autobiographie, später *Die Fahrt auf dem Katarakt*. Manuskript (1 Heft, davon 16 Bl. hs).
- 5 Vielmehr: «unter meinem [...] Schriftstellernamen». Im Pass stand der bürgerliche Name.
- 6 Richard A. Bermann: *The facts of my escape* (s. Anm. 3), S. 6-8.
- 7 Stefan Zweig an Richard A. Bermann. Brief. London, [vermutlich Juni 1938].
- 8 Sigmund Freud an Richard A. Bermann. Brief. London, 18.6. 1938.
- 9 Richard A. Bermann: *Freud deutet einen Traum* (Februar 1938). Manuskript o. O. u.J., 4 Bl. hs.; auch als Abschrift, 5 Bl. ms. D.
- 10 Vgl. «Deutsche Intellektuelle...», S. 220F
- 11 Hubertus Prinz zu Löwenstein: *On Borrowed Peace*. Garden City, New York: Doubleday, Doran and Company, 1942, S. 233.
- 12 Arnold Hoellriegel: *Das Gestern von heute* (s. Anm. 4), Blatt 5 f.
- 13 Richard A. Bermann an Hubertus Prinz zu Löwenstein. Brief. Paris, 12.8.1938 (Bundesarchiv, Koblenz).

Im Exil in den Vereinigten Staaten: «ein Journalist ohne Zeitung» (August 1938 – September 1939)

Am 23. August 1938 traf Bermann auf der «Volendam» in New York ein, wo er bei seiner bereits nach New York emigrierten Nichte, der Juristin Clementine Bern, Unterkunft fand. Vermutlich im Oktober erhielt er eine Stelle als Lektor bei dem amerikanischen Verlag Alliance Book Corporation. – «Ich bin glücklich, dass Sie einen Job gefunden haben, wenn auch noch so klein. Arbeit wird die beste Medizin für Ihre Gesundheit sein», schrieb ihm daraufhin Elisabeth Bergner am 19. Oktober 1938.¹

Am 11. Oktober 1938 wurde Bermann zum Direktor der American Guild gewählt und nahm nun regelmässig an deren Sitzungen teil. Als Mitglied des Scholarship Committee unterstützte er Volkmar von Zühlsdorff, einen jungen Juristen und Vertrauten Prinz Löwensteins, der seit Dezember 1938 als Assistant Secretary und später als Acting Secretary der Guild tätig war, mit Auskünften und Gutachten für viele deutschsprachige exilierte Intellektuelle, die sich hilfeschend an die American Guild wandten.²

Einen Grossteil der Arbeitszeit und Kraft seines letzten Lebensjahres widmete Bermann dem – schliesslich gescheiterten – literarischen Preisausschreiben der Deutschen Akademie im Exil. Als Vorsitzender des Komitees für den Wettbewerb hatte er die Aufgabe übernommen, alle Manuskripte zu lesen und Vorgutachten anzufertigen.³

Wiederholt besuchte er in Angelegenheiten der Deutschen Akademie und der American Guild Thomas Mann in Princeton. Der Präsident der Abteilung der Künste der Deutschen Akademie im Exil hatte gleichzeitig den Vorsitz der Jury für den Wettbewerb übernommen. Vom 20. Oktober 1938 bis zum 12. Mai 1939 verzeichnen Manns Tagebücher sechs Besuche Bermanns, meist in Begleitung der Executive Secretary der Guild oder – am 4. Februar 1939 – zusammen mit Prinz und Prinzessin Löwenstein (s. a. den abgebildeten Brief Thomas Manns an Bermann vom 30. Dezember 1938). Zu Beginn des Jahres 1939 las Thomas Mann Bermanns ‚*Urwaldschiff*‘.⁴

In einem Brief an Stefan Zweig vom 2. Dezember 1938⁵ schildert Bermann seine persönliche Situation und seine Aktivitäten seit seiner Ankunft in New York:

THOMAS MANN 65 STOCKTON STREET PRINCETON N. J.

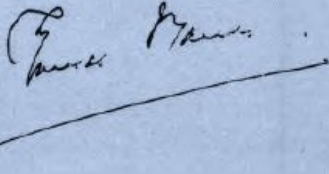
December 30, 1934

Lieber Doktor Bermann:

Ich freue mich ausserordentlich zu hören, dass Sie wiederhergestellt und aktiv sind. Die Manuskript-Angelegenheit liegt mir natürlich so sehr am Herzen, dass ich Ihren bald'gen Besuch aufrichtig begrüßen würde. Ich schlage Mittwoch den 4. Januar nachmittags um fünf Uhr vor, denn leider bin ich an den vorhergehenden Tagen nicht frei. Wenn Frinz Löwenstein mitkommen will, soll mir das selbstverständlich sehr lieb und recht sein; ich habe ihn lange nicht gesehen.

Mit herzlichem Gruss

Ihr ergebener

A handwritten signature in dark ink, appearing to read 'Thomas Mann', is written over a long, thin horizontal line that spans across the width of the signature area.

Thomas Mann an Richard A. Bermann. Princeton, 30. Dezember 1934 [vielmehr 1938]

Lieber Stefan Zweig,

Sie haben lange nichts von mir gehört, es war nicht allzuviel Gutes zu berichten. Ich bin seit Ende August in New York und war zunächst einmal während der tschechischen Krise schwer krank. Ich weiss, Sie halten mich für einen Hypochonder; aber wenn Sie mich Nächte hindurch bluten gesehen hätten, hätten Sie anders gedacht. – Nun, Schwamm darüber; ich bin jetzt wieder leidlich geflickt und arbeitsfähig. Die Arbeit besteht darin, dass ich Lektor der Alliance Book Corporation (Koppel-Landshoff) bin.

Die einzige Freude, die ich bisher dort hatte, war, dass ich Ihren Roman⁶ ankündigen durfte (welch ein schöner Leichenstein für das alte Österreich!) Sonst vertrage ich mich mit dem gänzlich unmöglichen Herrn Koppel so schlecht, dass ich ein baldiges Ende unserer Beziehungen voraussehe. Was dann wirtschaftlich aus mir werden wird, weiss ich noch nicht; aber ehrlich gesagt, ich kann jetzt privaten Sorgen wenig Zeit schenken; was in Wien geschieht, ist zu grässlich. Unter anderem fand bei Beer-Hofmann eine vierstündige Hausdurchsuchung statt. Er war gewarnt worden und entzog sich der Verhaftung; jetzt lebt er mit seiner Frau bei Freunden versteckt, wenn er nicht unterdessen nach Dachau geschickt worden ist.

Wenn es möglich wäre, ihn herauszubringen – er hat längst ein Affidavit, konnte aber noch keine Ausreiseerlaubnis bekommen – würde hier wohl für ihn gesorgt werden. Thomas Mann (den ich manchmal besuche), Einstein und Thornton Wilder haben mit mir eine Art Beer-Hofmann-Komitee gebildet; er hat überhaupt genug aktive Freunde hier.

Meinen Stevenson habe ich noch immer nicht verkauft, da Koppel sich eine Option darauf geben liess und sie nicht ausübte. Zum Schreiben komme ich überhaupt nicht; ich muss in meiner «freien Zeit» gegen 100 für den Wettbewerb der «American Guild» eingereichte deutsche Romanmanuskripte lesen; ich habe für die Preisrichter das Vorsortieren übernommen. Erstaunlich, wie viele *gute* Manuskripte darunter sind. Die Autoren kenne ich nicht, kann sie aber manchmal erraten.

- Ich würde mich freuen, bald einmal anders als durch die Trompete der Fama von Ihnen zu hören. Seien Sie unterdessen herzlichst gegrüsst

von Ihrem
Richard A. Bermann

Bermann hatte recht mit seiner Vermutung, dass er bald seine Lektoratsstelle bei der Alliance Book Corporation verlieren würde. Spätestens im Februar 1939 hatte er keine Anstellung mehr. Auch seine weiteren Versuche, eine angemessene Tätigkeit zu finden, scheiterten. Eine Bewerbung für eine Lehrtätigkeit an der University of Colorado wurde abgelehnt⁷; Douglas Fairbanks teilte ihm mit, dass er kaum Aussichten für ihn in Hollywood sähe.⁸

Auch Bermanns Bemühungen, in seinem alten Beruf, als Journalist, zu arbeiten, war kein Erfolg beschieden. Zu einer beabsichtigten Mitarbeit bei der Staats-Herald Corporation kam es nicht. In der liberalen Wochenschrift *The Nation* wurden lediglich zwei Artikel Bermanns veröffentlicht; neben der Übersetzung seines Artikels «Gespräch über die Spartaner» (s. S. 315) ein Aufsatz «Race Hate – a Sude-

ten Tradition», der den Nationalsozialismus einschliesslich des Antisemitismus als eine sudetendeutsche Ideologie beschreibt.⁹

Bermann, der sogar Hunger leiden musste, konnte seinen Lebensunterhalt nur durch Zuwendungen von Freunden, vor allem auf Initiative von Oswald Garrison Villard, bestreiten. «Ich nehme an, es wäre sicherer, ihm zu sagen, dass er [der Scheck] von mir kommt als von einer Hilfsorganisation. Er ist so grosszügig, dass er annehmen könnte, er bekäme etwas, was an anderer Stelle besser eingesetzt werden könnte», schrieb Andrew Green aus Canefield, Dominica, als er Villard am 2. Februar 1939 einen Scheck von \$ 300 für Bermann schickte.

Die persönlichen Sorgen hinderten Bermann nicht, sich weiterhin um ebenfalls im Exil lebende Freunde und Bekannte zu kümmern und sich für das Fortleben der deutschsprachigen Literatur im Exil einzusetzen.

Wie die zahlreichen in Bermanns Nachlass überlieferten Briefe belegen, führte er in seinem letzten Lebensjahr einen ausgedehnten Briefwechsel mit den in alle Welt zersprengten Freunden, wie Leo Perutz und Theodor F. Meisels in Palästina und Otto Müller und Rudolf Olden in England. Am 4. Juni 1939 teilte ihm Olden, der Sekretär des deutschen PEN-Clubs im Exil, die Aufnahme in den Exil-PEN mit, um die sich Bermann seit seinem Aufenthalt in Grossbritannien im Sommer 1938 bemüht hatte. Olden selbst und Prinz Löwenstein waren die Paten. In seinem Vorschlagsschreiben an den Präsidenten Heinrich Mann bemerkte Olden, dass für Bermann, den er als einen seiner «ältesten Freunde» bezeichnete, auch die Zuweisung an die österreichische Gruppe in Betracht gekommen wäre. Jedoch gehöre er zu jenen, «die nicht mehr an Osterreich glauben und die ausdrücklich wünschen, dem deutschen Pen-Club anzugehören. Ich glaube, man sollte diese Meinung berücksichtigen».¹⁰ Auch die Möglichkeit der Gründung eines deutschen Buchclubs im Exil gehört zu den Themen, die Olden und Bermann, wohl auch aus eigenem ökonomischem Interesse, in ihren Briefen erörterten.¹¹

Bis zuletzt trafen verzweifelte Hilferufe von Bekannten aus Europa bei Bermann ein, ihnen die Einreise in die Vereinigten Staaten zu ermöglichen, darunter auch von seinen Wirtsleuten aus Küb, die inzwischen nach Belgien geflüchtet waren. Intensiv bemühte sich Bermann darum, Verwandte und Freunde aus Prag zu ret-

ten. Seinem Neffen Emil Heinz konnte er – u.a. mit Hilfe von Oswald Garrison Villard und Sir Reginald Wingate – zu einem Platz in einem englischen Internat auf der Isle of Wight verhelfen; trotz seiner intensiven Bemühungen und Volkmar von Zühlendorffs Hilfe gelang es ihm jedoch nicht, dessen Eltern – seinen Bruder Robert und seine Frau – von Prag nach den Vereinigten Staaten zu holen.

Im Mai 1939 erhielt Bermann von der österreichischen Exilzeitschrift *Nouvelles d'Autriche* in Paris das Angebot, «ein ‚Emigrantentagebuch‘», ähnlich dem «Wiener Notizbuch’ der Stunde, regelmässig erscheinen zu lassen».¹³ Bermann nahm das Angebot an. Doch als die Zeitschrift in ihrer Juli/August-Nummer aus einem längeren Text lediglich einen Bericht über das nach New York emigrierte Wiener Kabarett «Regenbogen» brachte¹⁴, dessen Dramaturg Jura Soyfer von den Nazis umgebracht worden war, kündigte Bermann seine Mitarbeit wieder auf. Sein in den Akten der American Guild überlieferter Antwortentwurf an den Chefredakteur der *Nouvelles d'Autriche* kann als sein politisches Testament gelten. So wie Rudolf Olden seine Hitler-Biographie mit einem «Herr, vernichte die Nationen!» überschriebenen Kapitel schliesst, so sieht auch Bermann am Ende seines Lebens Zukunft nur in einer Überwindung nationalistischer Enge; er sei «erstens ein Europäer [...]».

Sehr geehrter Herr,

es ist richtig, dass mir an Ihrer Zeitschrift Vieles gefallen hat, und ich hatte gehofft, in ihr, unter meiner eigenen Verantwortung, meine eigenen Ansichten darlegen zu können. Dass Sie glaubten, mir das nicht gestatten zu sollen, nehme ich Ihnen nicht übel. Das ist das gute Recht einer Redaktion. Das Recht einer Redaktion ist es hingegen nicht, aus einem langen Aufsatz ein winziges Stückchen herauszuschneiden und es ohne Rückfrage an den Autor zu veröffentlichen. *Dagegen* lege ich Verwahrung ein.

Was nun das politisch Sachliche angeht: es war mein tiefer Ernst, als ich sagte, mir sei gar kein Österreich lieber als das Österreich vor 1938. Mir persönlich war das Österreich Schuschnigg's freilich bequemer, so wie uns allen, aber darauf kommt es ja nicht an. Es kommt darauf an, dass in Wien und Umgebung politische und soziale Freiheit herrschen; wenn die «Preussen» sie gebracht hätten, wären die Preussen mir willkommen gewesen. Ich hasse die Nazis und nicht den Anschluss an Deutschland. Wäre er rechtzeitig zustande gekommen, dann hätte er uns und den anderen Deutschen und Europa die ganze unsägliche Schweinerei ersparen können.

Nun, da das Malheur geschehen ist, möchte ich den Anschluss noch immer, aber mehr als ihn: es soll ein Anschluss an ein foederalistisches, demokratisches Mitteleuropa sein. Ob dabei Österreich verfassungsrechtlich ein Teil Deutschlands bleiben soll, ist relativ gleichgültig; dass ich unserem Lande seine vollste kulturelle Autonomie wahren möchte, habe ich gesagt; von der ökonomischen und militärischen «Unabhängigkeit» eines hilflosen Fetzens Südwesteuropas habe ich gründlich genug. Es mag jetzt, da die fascistischen Unterdrücker des Landes nicht, wie es hätte sein können, Italiener, sondern Norddeutsche sind, manchem taktisch klug erscheinen, den Abwehrkampf gegen die «Fremdherrschaft» der Preussen zu führen, statt gegen die Fascisten. Meinem persönlichen Geschmack entspricht das nicht. Ich weiss leider, dass Hitler recht sehr ein Österreicher ist, und ich bin gegen die Zucht weiterer solcher oesterreichischer Menschen. Ich bin erstens ein Europäer, zweitens (was Herr Goebbels auch dagegen einwenden möge) ein Deutscher, und erst drittens ein Österreicher – alles sehr von Herzen. Und daher, dieser Wertordnung entsprechend, bemühe ich mich jetzt in der Verbannung so wie vorher zunächst um die Freiheit in Deutschland, dann um die aus ihr resultierende Freiheit in Österreich, vor allem aber um die Freiheit eines noch viel grösseren Ganzen.

Dieses ist der Augenblick, in dem wir an die künftigen Friedensverträge zu denken haben. Ich weiss mich mit Dr. Benesch, aber auch mit Otto Bauer (den ich noch vor einem Jahr in Paris besucht habe), einig, wenn ich sowohl in der von den seltsamsten Bundesgenossen betriebenen Restauration der Habsburgermonarchie wie in der von seltsamen Demokraten propagierten Zerstückelung Deutschlands eine furchtbare Gefahr erblicke. Wenn es eine demokratische deutsche Republik geben wird, mit den anderen Völkern Mitteleuropas zu einem festen oekonomischen und politischen Bund vereinigt, ist es mir eher egal, mit was für Farben die Grenzpfähle des Österreich von 1938 angestrichen sein werden. Aber das Ärgste, das ich mir vorstellen könnte, wäre ein gegen Deutschland verhetztes Österreich, – ob es nun wieder ein «Ständestaat» wäre oder eine durch ihre Schwäche von Anfang an zum Untergang verdamnte Demokratie.

Erlauben Sie mir, Ihnen noch etwas freimütig zu sagen: mein Freund, der um Österreich sehr verdiente Prinz Hubertus zu Loewenstein, hat, von der prächtigen «Pariser [vielm.: Österreichischen] Post» in wahrhaft infamer Weise angegriffen, von Ihnen Raum zu einer Entgegnung verlangt und ihn nicht erhalten. Mir hat das stark missfallen. Wenn wir Emigranten untereinander, im Interesse irgendwelcher fauler Burgfriedens-Abmachungen, das Recht auf Meinungsfreiheit unterdrücken, hätten wir gleich zuhause bleiben können, bei Hitler oder bei Schuschnigg. Ich befürworte nicht leeres Gezänke, wohl aber eine demokratische Freiheit der Aussprache. Wenn Ihr Blatt die zu gewähren nicht beabsichtigt, kann ich mit ihm nichts zu tun haben. An Mässigung und Verträglichkeit hätte ich es nicht fehlen lassen, hätte mir im Einzelnen wohl auch gütlich zureden lassen. Aber einer Zensur, die Meinungen unterdrückt, wünsche ich

mich wenigstens in der Emigration nicht zu unterwerfen. Lieber bleibe ich ein Journalist ohne Zeitung,

Ihr ergebener Arnold
Hoellriegel⁶

Bermann erlebte noch die Genugtuung, dass sein Stevenson-Roman, an dem er die letzten Jahre in Wien gearbeitet hatte, in englischer Übersetzung vom Verlag The Bobbs-Merrill Company, Indianapolis und New York, angenommen wurde.¹⁷ Er hielt den Roman über die beiden letzten Lebensjahre von Robert Louis Stevenson auf Samoa für sein bestes Buch.¹⁸ Vermutlich ist es, neben dem *Urwaldschiiff* sein persönlichstes, in das seine jahrzehntelange Beschäftigung mit dem ihm geistesverwandten Stevenson eingegangen ist. Wie er im Vorwort bemerkte, kam ihm die Idee zum Schreiben des Buches bei seinem Besuch von Stevensons Grab auf Samoa im Jahre 1925 (s. a. S. 187 f.) Obwohl er alle verfügbaren biographischen Quellen benutzt hatte, wollte er das Buch nicht als Biographie verstanden wissen, sondern als «an exotic tale whose hero is the man Robert Louis Stevenson rather than the famous author». – Die Herzogin von Atholl, der er das Buch widmen wollte, schrieb in ihrer Antwort: «I shall be proud of the dedication both on ac-



Robert Louis Stevenson empfängt eingeborene Händler auf seinem Besitz «Vailima» oberhalb von Apia auf Samoa. 1892. V. l. n. r.: Stevensons Stiefsohn Lloyd Osbourne, der Schriftsteller selbst und sein Schwiegersohn Mr. Strong

count of the author and of the subject».¹⁹ «Tusitala und der Tod» lautet der Titel des deutschen Typoskripts, das sich im Nachlass fand. Mit dem vom Verlag gewählten Titel *Home from the Sea. Robert Louis Stevenson in Samoa*, der an Stevensons Grabinschrift erinnert, war Bermann nicht zufrieden, musste sich jedoch den Argumenten des Verlags beugen.²⁰

Werner Berthold merkt in seinem bereits erwähnten Beitrag «Richard A. Bermann et Leo Perutz» zum Stevenson-Buch an:

Wie Hermann Broch, der Gefährte in Yaddo, später in einem Gedenkartikel schreibt, sei es «unter wachsenden Todesahnungen» verfasst worden, – «das Buch vom Sterben des Dichters Stevenson, dem Bermanns stets treue Liebe gegolten hatte... Gleich Stevenson war er voller Knabenträume; gleich Stevenson hat er ihre Verwirklichung unentwegt einer geschwächten Konstitution abgetrotzt, und gleich ihm wusste er um die baldige Heimkehr.»

Aber, so muss hinzugefügt werden: beide waren keine todesseligen Romantiker; beide haben das Leben – trotzallem! – geliebt. Stevenson will im Buche Bermanns den Tod noch um ein paar Jahre betrügen, – den Tod übrigens, der für die Menschen Samoas dasselbe ist wie – der Teufel. – Viel Persönliches ist in diesem Werk, z.B. das Anschreiben gegen die Resignation – getreu Voltaires Wort aus dem *Candide*: *Il faut cultiver son jardin* –, aber auch die Sehnsucht dorthin, wo man gerade nicht ist; das Gefühl körperlicher Benachteiligung; und – die ambivalente Haltung zum Tod: Bereitschaft zwar zu gehen, aber das Wissen auch, dass (wie es in einem im Typoskript gestrichenen Satz heisst) «Gottes Romane», nämlich seine Schöpfungen, d.h. vor allem die Menschen... «immer den gleichen monotonen Schluss» haben: «der Held legte sich nieder und starb».²¹

Im Sommer 1939 verschlechterte sich Bermanns Gesundheitszustand. – «Lieber, ich bin betrübt und besorgt ob Ihrer 200 [Blutdruckwerte], aber zutiefst empört ob des lit. Krams der Guild, mit dem man Sie samt Ihrer Zeit sich selbst und der Zeit wegnimmt. Das kann doch wirklich nicht so weitergehen», schrieb ihm der Freund Hermann Broch, der gleichfalls zu den engen Mitarbeitern der American Guild gehörte, am 15. Juni 1939.²² – Auch den Verantwortlichen bei der Guild war Bermanns schlechter Gesundheitszustand nicht entgangen. So hatte man ihm – zusammen mit Hermann Broch – mit Befürwortungen von Albert Einstein und Thomas Mann für den Sommer einen Aufenthalt als Stipendiat der Künstlerkolonie Yaddo in Saratoga Springs vermittelt, wo er in ruhiger Umgebung arbeiten und sich erholen sollte. Hier schrieb er an seiner geplanten Autobiographie weiter. *Die Fahrt auf dem Katarakt* sollte der Titel dieser «Autobiographie ohne einen Helden» lau-



*Stipendiaten der Künstlerkolonie Yaddo, Saratoga Springs/New York. V. r. n. l. stehend:
Martin Gumpert, Richard A. Bermann, Hermann Broch, Rudolf von Ripper;
sitzend vor Gumpert und Bermann: Jean Starr Untermeyer; sitzend vor Ripper:
Elizabeth Arnes, die Leiterin von Yaddo. Juli 1939*

ten, deren fortlaufenden Text er bis zum Jahre 1916 vollenden konnte.²³ Auch fanden sich im Nachlass mehr als 15 autobiographische Aufsätze meist anekdotischen Charakters, die von Erlebnissen und Begegnungen Bermanns aus den Jahren 1917 bis 1937 berichten. Diese Aufsätze, aus denen hier wiederholt zitiert wurde, waren wohl als Teil der Memoiren gedacht.

Am 20. Juli 1939 berichtete Bermann Prinz Löwenstein in Paris von seinem Aufenthalt in Yaddo und der Situation der American Guild:

[...]

Ich lebe hier ruhig und arbeitssam. Ich habe eben die Korrekturen des Stevenson-Buchs gelesen, und von meiner Autobiographie ist fast die Hälfte fertig. Tür an Tür

mit mir lebt und arbeitet der brave Broch. Die übrige Gesellschaft im Haus ist durchaus erträglich, selbst Herr v. Rippen Meiner Gesundheit fehlt es immer noch an Glanz, aber es geht, sogar ohne Injektionen.

[...] Ärger bereitet auch der Buchwettbewerb. [...] Jetzt ist die Sachlage geklärt: kein Buch, das wir Deutschen für gut erklärt haben, gefällt unseren amerikanischen Partnern. «Father, I don't like America.» Was wir nun weiter tun sollen, weiss ich nicht.

[...]

Einige Wochen später, am 3. September 1939, schrieb er rückblickend Theodor E. Meisels nach Jerusalem:

[...]

Ich habe den ganzen Sommer in einem merkwürdigen Künstler-Erholungsheim verbracht (ich bin noch für einige wenige Tage hier), einem grossen, kitschigen Schloss in einem ditto Park; anwesend amerikanische Autoren, Musiker, Maler, auch ein paar Emigranten: Hermann Broch, Martin Gumpert – morgen kommt Heinrich Eduard Jacob, den die Nazis freigelassen haben [...]. Hier habe ich, mit Hilfe einer wirklichen

MANSION AT "YADO", SPENCER TRASK ESTATE, SARATOGA SPRINGS, N. Y. 284



Bildseite einer Postkarte Richard A. Bermanns an American Guild for German Cultural Freedom (Maria Heinemann). Yaddo, 27. Juni 1939. Mit hs. Angaben Bermanns:

«my room» und «Broch»

Vorwort

Am 1. März 1935 zogen die Truppen des nationalsozialistischen Dritten Reichs in mein Heimatland Österreich ein. Zu der ich in den vorhergehenden Monaten vornehmlich aber mit spezieller Energie gegen den von mir wohl vorausgesagten Nationalsozialismus gewirkt und geschrieben hatte, verlor ich, ohne viel Hoffnung es noch wiederzusehen, in meine Tasche lagen die Giftpillen, die ein österreichischer Arzt mir auf den Weg mitgegeben hatte. Dann ich den Nazis in die Hände fiel, waren meine Absichten, weiterzuleben, gering. Zu war 55 Jahre alt und seit einem Jahr hielt unerbittlich Krawall, die Eisenbahn in einem deutschen Konzentrationslager nicht nur in Versuche konnte mir nicht einfallen. Zu versuchte, die italienische Grenze zu erreichen, wurde aber in Bruch an der Mur in Lagerhaft von einer 2-3-Personen aus dem Gefängnis geschickt und in das Besatzungsgericht gebracht. Die ~~angefangenen~~ Nazis von Bruch belächelten sich, dass sie in mir einen Dolmetscher für mich verhaftet hatten, dass ich, unter meinem Pseudonym in meinem Pass stehenden bürgerliche Namen einer der entschiedensten Feinde ihrer Bewegung war, ein ihnen besonders verhasster italienischer Schriftsteller, das wussten die aufgegriffenen jüdischen Barbaren nicht. Sie misstrauten mich, nahmen mir meine Taschenhemmer und meine Hosenträger fort, liessen mir aber kollektives Wäsche des Arbeitsbüros, in dem das Gift verbergen lag, muss ich mich ersten Teil auf dem Hochbalken der Zelle künfte ich mich nicht, versuchte, die beiden braunen Ballen zu schleichen. Zu widerstand dieser Vorsichtnahme, nicht die beabsichtigte und auch nicht zur Freiheit sondern weil ich mein Leben nicht als vollendet, meine Arbeit nicht als abgeschlossen angesehen habe. Es fiel mir schwer auf Herz, dass ich meine alte Absicht, meine Erinnerungen niederzuschreiben, bisher immer wieder hinauszuschieben hatte. Um ihnen es mir dahn, dass zwar nicht meine kleinen privaten Erfahrungen, wie aber die grossen Ereignisse, die ich in meinem Leben gehabt hatte, wie wert gewesen wären, geschrieben und aufbewahrt zu werden. Ich hatte, um die Wende des Jahrhunderts geboren, eine grosse Veränderung der Zeiten erlebt, den Beginn eines Aufstiegs ~~aus~~ von einem gewaltigen Krieg, dem Untergang des Reiches, in dem ich gelebt hatte und auch das Entstehen neuer Staaten, eine vollkommene Neugez

Seite 1 des Vorworts von Richard A. Bermanns unveröffentlichter Autobiographie, begonnen am 23. Juli 1935 auf der Isle aux Motmes u. d. T. «Das gestern von heute» (später in «Die Fahrt auf dem Katarakt» umbenannt)

tschechischen Köchin, die auch hier fürchterliche Sommerhitze überstanden und den grösseren Teil eines Memoirenbuchs geschrieben; ich bin eben dabei, von Ihrer Reporterleistung am 25. Juli 1934 zu erzählen (vgl. S.301 – 303). Wann und ob das Zeug erscheinen wird, wissen die Goetter. Mein Stevenson-Buch ist schon gesetzt.

[...]

Im gleichen Brief schrieb er von seinen Plänen angesichts der «Nachricht von der Kriegserklärung»:

Dieses letztere Ereignis wird in unser aller Leben Verschiedenes aendern. Ich nehme an, dass Sie nicht ruhig dasitzen werden, und ich kann mir, Blutdruck oder nicht, schwer vorstellen, dass ich es werde. Ich habe bereits an alle einflussreichen Leute, die ich in London kenne, geschrieben, sie möchten mich als Dolmetscher oder Propagandist gegen die Nazis verwenden; leider bezweifle ich, ob ich eine Berufung nach England durchsetzen werde. [...]

Seiner Nichte hatte er zwei Tage zuvor, bei der Nachricht vom Ausbruch des Krieges, geschrieben, dass er «in diesem Augenblick der Verwirrung noch keine Entschlüsse gefasst» habe, wann er nach New York zurückkehren werde, «vermutlich in der 2. Woche des September».²⁴ Am 14. September wolle er Prinz Löwenstein vom Pier abholen, hatte er in einem Brief an Wolfgang Sauerländer vom 30. August bemerkt.

Dies sollte ihm nicht mehr möglich sein. Am Morgen des 5. September wurde er in einem Badezimmer des Schlosses tot aufgefunden. Richard A. Bermann war, sechsfünfzigjährig, einem schweren Herzinfarkt erlegen.²⁵

Anmerkungen

- 1 Elisabeth Bergner an Richard A. Bermann. Brief. Virginia Water, Surrey, 19.10.1938.
- 2 Vgl. «Deutsche Intellektuelle...», S. 239, 249 und 252.
- 3 Vgl. «Deutsche Intellektuelle...», Kapitel «Das literarische Preisausschreiben», S. 370-399.
- 4 Thomas Mann: Tagebücher 1937-1939. Hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1980: Eintrag vom 6.1.1939, S. 344: «Gelesen unterwegs in Bermann-Höllriegels Amazonas-Buch»; Eintrag vom 2.2.1939, S. 355: «Gelesen in Bermanns ‚Urwaldschiff‘.»
- 5 Richard A. Bermann an Stefan Zweig. Brief. New York, 2.12.1938. – Im Besitz der State University of New York, College at Fredonia, Reed Library.

- 6 Vermutlich handelt es sich um Stefan Zweigs Roman *Ungeduld des Herzens*, der 1939 bei Allert de Lange, Amsterdam, und Bermann-Fischer, Stockholm, erschien.
- 7 Im Nachlass befindet sich eine Anfrage Bermanns an den Präsidenten der University of Colorado, George Norlin, vom 11.2.1939 und eine kurze Bestätigung des Briefeingangs durch das Büro des Präsidenten vom 26.2.1939.
- 8 Douglas Fairbanks jr. an Richard A. Bermann. Brief. Pacific Palisades, California, o. D.
- 9 Arnold Hoellriegel: Race Hate – a Sudeten Tradition. In: *The Nation*, 17.9.1938, S. 263-264.
- 10 Rudolf Olden an Heinrich Mann. Brief. [Oxford,] 22.5.1939.
Grundsätzlich war Olden allerdings der Meinung, «Hitlers ‚Anschluss‘ solle uns nicht zum gleichen Vorgehen veranlassen [...]». Brief an Heinrich Mann vom 2. 8.1938. In: *Der deutsche PEN-Club im Exil 1933-1948. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek Frankfurt am Main. Ausstellung u. Katalog: Werner Berthold u. Brita Eckert. Frankfurt a. M.: Buchhändler-Vereinigung, 1980 (Sonderveröffentlichungen der Deutschen Bibliothek; Nr. 10), S. 227.*
- 11 Vgl. hierzu auch: Rudolf Olden: Überlegungen zur Gründung einer deutschen Buchgemeinde im Exil. Mit einer Einleitung von Werner Berthold. In: *So viele Bücher, so viele Verbote. Frankfurt a. M.: Buchhändler-Vereinigung, 1981 (Kleine Schriften der Deutschen Bibliothek; Nr. 13), S. 39-58.* – Wie aus Bermanns Briefen an Rudolf Olden aus dem Jahre 1935 (Bibliothek des University College, London) hervorgeht, war Bermann dem Freund in Wien mit Recherchen für dessen Hitler-Biographie, die 1935 bei Querido, Amsterdam, erschien, behilflich.
- 12 Die Unterlagen zu Bermanns Rettungsaktionen befinden sich in seinem Nachlass und in den Akten der Deutschen Akademie und der American Guild im DEA, Frankfurt a. M.
- 13 Nouvelles d’Autriche (Willi Freier) an Richard A. Bermann. Brief. Paris, 22.5.1939.
- 14 Arnold Höllriegel: Wiener «Regenbogen» in New York= Vienne – New York. In: *Nouvelles d’Autriche – Österreichische Nachrichten. Nr. 6/7 (Juli/August 1939), S. 21 o u. 211.*
- 15 Richard A. Bermann an Nouvelles d’Autriche. Briefentwurf. Yaddo, Saratoga Springs, Ende Juli 1939.
- 16 Zur Entwicklung der unterschiedlichen Haltung des österreichischen inneren Widerstands und der österreichischen Emigration zum Thema «Anschluss» siehe den aufschlussreichen Beitrag von Peter Dusek: *Nachkriegskonzeptionen für Österreich. Der Exilwiderstand und die Nationale Frage.* In: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945. Protokoll des Internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945, abgehalten vom 3. bis 6. Juni 1973 in Wien. Hrsg.: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes u. Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Redaktion: Helene Maimann u. Heinz Lunzer. Wien: Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft u. Kunst, 1977, S. 230-243.*
- 17 Richard A. Bermann: *Home from the Sea. Robert Louis Stevenson in Samoa. Transi, by Elizabeth Reynolds Hapgood. Indianapolis, New York: Bobbs-Merrill, 1939. 280 S.*
- 18 «Bevor ich mich an die von Ihnen freundlichst erwähnte Agentur wende, möchte ich ‚Stevenson‘erst vollenden. Ich brauche noch circa 4 Wochen. Es wird mein bestes Buch, und, wenn man es richtig liest, hochaktuell», schrieb Richard A. Bermann am 6. November 1937 an Hubertus Prinz zu Löwenstein aus Wien. (Bundesarchiv, Koblenz).

19 Katharine Duchess of Atholl an Richard A. Bermann. Brief. Blair Castle, Blair Atholl, 13.4.1939.

Bermanns Widmung lautet:

«This book is dedicated

To that great and good Scotswoman, Katharine Marjory, Duchess of Atholl because she loves Robert Louis Stevenson, because she set his songs to music because she is, as Stevenson was, a fearless friend of freedom, a champion of oppressed nations and individuals, and because, in unforgettable days of danger and distress, she helped, protected and sheltered the Author, who never can be sufficiently grateful for her kindness, or for the fact of her very existence.»

20 Handschriftlicher Vermerk «What *can* I do?» von Bermann auf einem Brief von The Bobbs Merrill Company (Lambert Davis) an Richard A. Bermann. New York, 15.6.1939.

21 Werner Berthold: Richard A. Bermann et Leo Perutz: Notes sur une Amitié. In: Leo Perutz ou L'Ironie de l'Histoire. Hrsg.: Jean-Jacques Pollet. Rouen: Centre d'Etudes et de Recherches Autrichiennes, 1993 (Publications de l'Université de Rouen; Nr. 186), S. 27-43 Zitiert nach dem deutschen Typoskript im DEA, S. 26 f.

22 Handschriftliche Notiz von Hermann Broch auf dem Durchschlag eines Briefes von Broch an Paul Federn. Cleveland Heights, Ohio, 15.6. 1939.

23 Richard A. Bermann: Die Fahrt auf dem Katarakt. (Down the Cataract). Eine Autobiographie ohne einen Helden. Manuskript o. O.u.J. [1938/39], 220 Bl. hs.

24 Richard A. Bermann an Clementine Bern. Postkarte. Yaddo, Saratoga Springs, 1.9. 1939.

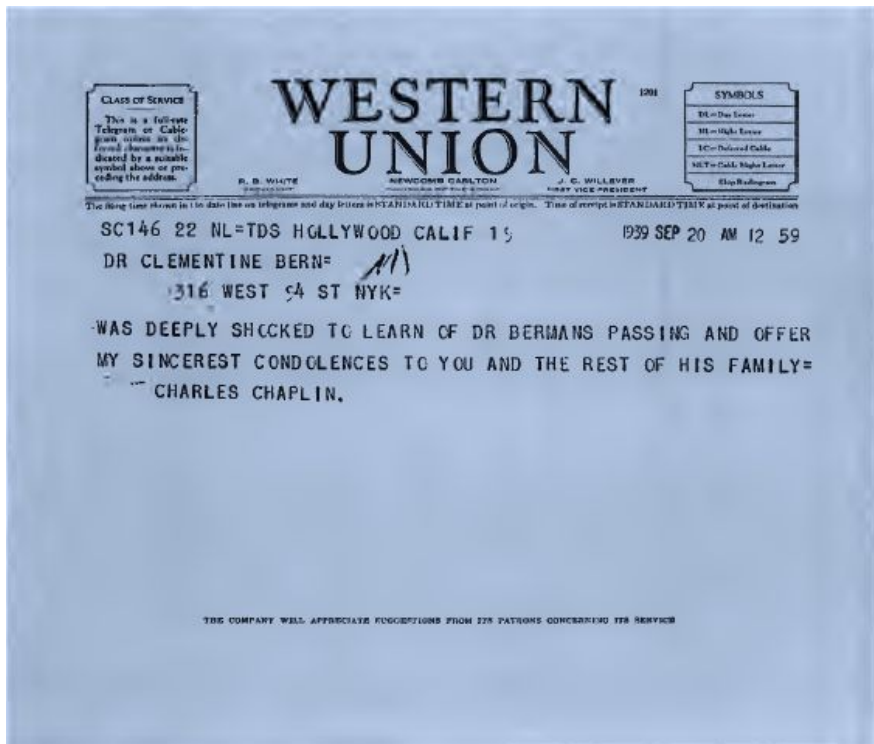
25 Zu Richard A. Bermanns Tod vgl. auch «Deutsche Intellektuelle...», S. 369 f.

Nachwirkung

Richard A. Bermanns Tod wurde von den Freunden in aller Welt betrauert. Zahlreiche Beileidsbekundungen trafen bei Clementine Bern, als der Kondolenzadresse, ein. Charles Chaplin schickte am 20. September 1939 ein Telegramm aus Hollywood (s. Abb.). Thornton Wilder schrieb ihr am 5. Oktober 1939 aus New Haven:

Dear Dr. Bern:

It was with deep sorrow that I read of the death of your uncle. I first came to know him in Vienna six years ago, and later had same happy hours with him in New York. His great charm, wide culture and extraordinary memory, and finally the sight of the



Telegramm von Charles Chaplin an Clementine Bern. Hollywood, 20. September 1939

splendid work he was doing on behalf of fellow exiles – tireless work in spite of his fragile health – all combined to make a memory of a very unusual and valued man and friend. I am very happy to see the wide appreciation that is being accorded his novel and am looking forward to reading the fragment of his autobiography also. To have known him was a rich privilege and I extend my sympathy to you in your sense of loss.

Sincerely yours
Thornton Wilder

In einigen amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften, u.a. in der *New York Times*¹ und *Publishers Weekly*², erschienen Nachrufe. Persönlichere Würdigungen wurden in einer Reihe von Exilzeitschriften veröffentlicht.

In der von Otto Bauer begründeten österreichischen Exilzeitschrift *Der Sozialistische Kampf*, Paris, erinnerte Otto Pohl u.a. an Bermanns parteipolitisch unabhängigen Kampf gegen den Ständestaat:

Dem Andenken Arnold Hoellriegels

In Amerika ist *Dr. Richard A. Bermann*, als Autor unter dem Namen *Arnold Höllriegel* bekannt, gestorben, ein durch Begabung, Wissen und Charakter ausgezeichneter Schriftsteller. Ungleich anderen aus dem Gebiet des tschechoslowakischen Staats stammenden deutschen Schriftstellern hat er niemals das Befürfnis gehabt, in einen besonderen österreichischen Olymp eingeschrieben zu werden, ebenso wie er in seinen, durch ernste neuphilologische und historische Studien fundierten Schilderungen fremder Länder bei aller reizvollen Lebendigkeit des Ausdrucks nicht in die seichte Plauderei des fragwürdigen «Wiener Feuilletons» verfallen ist. Bermann hat sich ohne parteipolitische Bindung in den Fragen des öffentlichen Lebens konsequent zu entschiedenen demokratischen Anschauungen durchgearbeitet, und er hat für die Tätigkeit des linken Flügels der österreichischen sozialistischen Arbeiterbewegung Verständnis und Sympathie an den Tag gelegt. Seine humanistische Weltanschauung hat ihn jedem Faschismus feindlich entgegengestellt, also auch jener «kulturell» geschminkten Reaktion, deren Ministranten sich noch in der Fremde beeifern, als Repräsentanten des von ihr zugrunde gerichteten Österreich aufzutreten. In der Zeit des Terrors nach dem Februar 1934 hat er seine, durch sein schriftstellerisches Wirken besonders in England gewonnenen Beziehungen zur Aufklärung über den wahren Charakter der «vaterländischen» Heuchler auszunutzen verstanden. Nach dem Einbruch Hitlers, der ihm die Bekanntschaft mit Arrestlokalen und Verhörmethoden provinzieller Nazibehörden einbrachte, verhalf ihm Freundschaft zur Flucht ins Ausland. Er ging nach Amerika, wo er sich schriftstellerisch und organisatorisch um die Pflege des deutschen geistigen Erbes und



Rudolf Olden. Oxford, um 1938

um die Sammlung und materielle Rettung der oppositionellen deutschen Intellektuellen bemühte. Sein schwächlicher Körper hat den mit dieser Tätigkeit verbundenen Anstrengungen und Aufregungen, mit denen sich die Sorgen des persönlichen Existenzkampfes verbanden, nicht lange standzuhalten vermocht. Der frühe Tod dieses liebenswerten Mannes wird auch in dieser mörderischen Zeit die trauernde Aufmerksamkeit seiner zahlreichen Freunde wecken.

Otto Pohl

In: Der Sozialistische Kampf Paris. 1939, Nr. 22 (4.11.), S. 303

Das Neue Tage-Buch brachte nach einem kürzeren Gedenkartikel des holländischen Literaturagenten Barthold Fies am 21. Oktober 1939³ am 28. Oktober einen ausführlichen Nachruf von Rudolf Olden, der Bermann vor allem als ein Phänomen der Freundschaft würdigt:

Arnold Höllriegel zum Gedächtnis

Kommt er in ein gewisses Alter, so wird es die Aufgabe des Schriftstellers, seinen Freunden eine letzte Ehre zu erweisen. Geschähe das zu Hause, so spräche er an ihrem

Grab. Aber da wir in der Fremde sind, so schreiben wir ihnen den Nachruf. Noch etwas bringt die Emigration, und was so damit zusammenhängt, mit sich: es geschieht hübsch ein paar Jährchen früher, als es sonst gewesen wäre. Aber da jede Sache ihre zwei Seiten hat, so darf man annehmen, dass es dafür nicht so lange dauert. Denn es passiert eine Menge, was einen ordentlich mitnimmt, und die biblische Regel von der Lebensdauer muss für Verbannte umgeschrieben werden. Aber es wäre nicht gerade das, worüber man klagen sollte.

Unser Freund Richard Bermann, der als Arnold Höllriegel Bücher und für die Zeitungen schrieb, ist allein gestorben, wie er allein gelebt hat. Eine Frau und Kinder zu haben, war ihm versagt. Seine Freunde wissen nicht, wem sie kondolieren sollen, und so kondolieren sie einander. Briefe gehen von Paris nach New York und von New York nach Paris, von Oxford nach Los Angeles und denselben Weg umgekehrt, jeder erfüllt mit der Trauer des Schreibers wie des Empfängers. Jeder, der schreibt, weiss, dass der, an den er schreibt, ebenso betrübt ist, wie er selbst. Denn was immer sonst Höllriegel gewesen ist, zuerst einmal war er ein Freund seiner Freunde, einen bessern findest du nit. Da ist keiner, dem er nicht einen Dienst erwiesen hat, und vielen hat er viele und grosse Dienste erwiesen. Seine Freundlichkeit ging so weit, dass er niemandes Feind war. Merkwürdig genug, dass er trotzdem Feinde hatte, die ihn mit Witzen, und meistens mit schlechten, verfolgten und dem armen Mann, der eine dünne Haut hatte, absichtlich weh taten. Aber ich glaube, der gute Bermann wird ihnen verzeihen, wenn dazu noch Gelegenheit sein sollte. Denn seine Art war nicht, zu hassen noch nachzutragen.

Ihm war nicht gegeben, ich sagte es schon, eine Familie zu gründen und Wurzel zu fassen auf der vergänglichen Erde, und so liebte er sie überall, wo sie schön war. Er reiste, mit Ausdauer und Passion. Überall, in allen Erdteilen ist er gewesen, und über alle Erdteile hat er klug und mit Laune geschrieben, er war nie trivial, und immer schien er seinen Gegenstand von Grund aus zu kennen. So war es nicht nur mit der Oberfläche der Erde, sondern auch mit ihrer Geschichte. Er las beneidenswert schnell und wusste doch, was er gelesen hatte. Er war einer von jenen Polyhistoren, die, glaube ich, im Aussterben sind, die so nützlich sind und anregend, mit denen man sich nie langweilt. Er kannte alle Geschichte und dazu noch alle Anekdoten, die zu ihr gehören, und war noch ein viel besserer Erzähler als er ein Schreiber war. Ach, lieber Höllriegel, ich werde nie wieder zuhören dürfen, wenn Sie den unergründlichen Sack Ihres Wissens öffnen. Arthur Schnitzler, Emin Pascha und Sigmund Freud schätzten seine Gesellschaft und liebten es, ihm zu erzählen wie ihm zuzuhören. Aber mehr noch vielleicht waren es Frauen, die von seiner Gabe des Berichts wie der Freundschaft angezogen waren, Elisabeth Bergner, die Herzogin von Atholl und viele andere gehören zu der Trauergemeinde.

Obwohl kein Hasser, war Höllriegel doch ein mutiger Kämpfer. In den Jahren der Heucheldiktatur, die Österreich verdarb, war die Ecke, in der er redigierte, der einzige

Platz der Wiener Presse, auf dem es noch so etwas wie einen Rest von eigener Meinung gab. Als Hitler einrückte, musste er fliehen, sass im Gefängnis, aber zum Glück in Bruck an der Mur, wo man ihn nicht kannte. Er konnte sich verstecken, und die Tschechen, was ihnen zur Ehre gereicht und gedankt sei, haben ihm schliesslich herausgeholfen. So durfte er noch einmal reisen, nach Prag, nach London, wo er nicht wenigen Leuten – sie sollen heute nicht genannt sein – ein Licht aufgesteckt und Illusionen genommen hat, und endlich nach New York. Aber Hitler hat ihn dort erreicht. Als er seinen Krieg begann, sprang das gequälte Herz des zarten Mannes, der den Greuel hatte kommen sehen.

Rudolf Olden

In: *Das Neue Tage-Buch*, Jg. 7, H. 44 (28.10. 1939), S. 1030-1031 (Miniaturen)

Oldens Aufforderung, dass sich die Freunde untereinander kondolieren sollten, folgte Robert Musil in einem Brief an Olden vom 14. November 1939 aus Chêne-Bougeries:

Lieber Herr Olden!

Ich habe vor wenigen Tagen Ihren Nachruf auf Richard Bermann gelesen, und nun habe ich das Verlangen, meinem Bedauern Ausdruck zu geben, das aufrichtig ist und niemand als Empfänger hat ausser Ihnen. So folge ich dem Hinweis, den Sie selbst in Ihrem Aufsatz gegeben haben. Wir kennen uns, wenn nicht auf den Tag, so sicher auf ein Vierteljahr genau ebenso lange, wie ich ihn kannte! Mögen also Sie mein Gedenken entgegennehmen!

Am 10. Oktober 1939 hatte Alfred Polgar aus Paris an Olden geschrieben:

[...] Je suis si désolé de la mort de notre ami Höllriegel. Savez-vous des détails de son décès? Le pauvre garçon! Il était un vrai ami, prêt à aider. Les dieux s'en vont et les meilleurs hommes aussi. [...]

Polgar verfasste dann selbst einen ausführlichen Nachruf auf Bermann, der in der in Paris erscheinenden Exilzeitung *Die Zukunft* vom 10. November 1939 abgedruckt wurde⁴:

Höllriegel

Der Schriftsteller Arnold *Höllriegel* (mit seinem bürgerlichen Namen Richard A. Bermann) ist in Amerika gestorben. Seine Freunde – und das waren alle, die diesen lauten, neidlosen, anerkennungsfreudigen Menschen kannten – verlieren in ihm einen Ka-

meraden, dessen Wunsch und stetes Bemühen es war, den guten Geist derer zu spielen, die er gerne hatte. Bosheit blieb seinem redlichen Herzen zeitlebens fremd. Er war ein grundgescheiter, umfassend gebildeter Mann, ein begabter Schriftsteller und glänzender Journalist, der interessant, farbig, witzig zu schildern und zu erzählen wusste, ein mutiger Schreiber, der der Wahrheit auch die Ehre gab, wenn es gefährlich war, so zu tun. Wie etwa 1917-18, als er in unserer Wiener Zeitschrift «Der Friede», die an sich ein Wagnis war, den Krieg bekriegte. In den letzten Jahren vor Übergreifen der deutschen Finsternis nach Österreich hat Höllriegel, auch als es schon verboten war, den Hitlerismus zu verabscheuen, nicht aufgehört, solchem Abscheu in zahllosen kleinen, geschickt camouflierten Zeitungsaufsätzen Wort zu geben.

Literarisches Ansehen gewann er als Schilderer fremder Länder und Menschen. Eine unbändige Reiselust trieb ihn in ferne und fernste Welt, solange die Grenzen noch nicht als Kerkermauern sich aufspielten. Nach Hause kam er gewissermassen nur, um sich auf neue Wanderschaft vorzubereiten. Von ihm konnte man in des Wortes rechtem Sinn sagen: er suchte das Weite. In allen fünf Erdteilen. Er musste den Globus, wollte er noch ein Reiseziel finden, schon um und um drehen (wie ein armer Mann die Tasche nach einem verkrochenen Pfennig). Gelegentlich machte er einen kleinen Ausflug den Amazonenstrom hinunter oder schaute auf einen Sprung in die Südsee hinüber. Von da wie dort sandte er reiche Ernte an Geschautem und Erlebtem heim und sammelte sie später in Büchern, eine Freude allen an Fremdweh Leidenden, die das Land der Ferne nur mit der Seele oder im Kino suchen dürfen. Höllriegel sprach so ziemlich alle Kultursprachen der Erde, von wilderen Idiomen nur wienerisch, und mit solchem polyglotten Hut in der Hand kam er leicht durchs Land. Seine Reisebücher wirken so lebendig, weil er nicht nur ein geschicktester Sammler und Ordner von Eindrücken war, sondern stets den abseitigen Platz des Zuschauers aufzugeben und als Mitspieler hinter die Kulissen zu kommen trachtete. Er hatte die Begabung, sein Gefühl mit der fremden Landschaft und den Leuten, die sie Heimat nennen, kommunizieren zu machen, er sah mit seinen Augen, wie ihre Augen es sehen, spürte Zusammenhänge, politische, soziale, wirtschaftliche, schicksalhafte, verstand die Menschen aus ihren Bedingtheiten und hatte den Blick dafür, was ihnen diese Bedingtheiten schafft. Sein letztes Buch, eben in Amerika erschienen, gilt dem grossen Südsee-Erzähler Stevenson, der so voll war von herrlichen Geschichten, dass nach seinem Tode noch Band um Band publiziert werden konnte: so schrieb er gewissermassen länger als er lebte.

Die so schlichte wie unausschöpfbar tiefe Erkenntnis, dass das Ferne in der Nähe seinen eigentlichsten Reiz verliert, nämlich den, das Ferne zu sein, schwebt als feinsten Geist über allem Geist der Höllriegelschen Bücher. Doch minderte die Erkenntnis, dass Erfüllung immer Enttäuschung ist, seine Reise-Libido nicht ums geringste. Er war Wanderer aus innerer Nötigung, und also folgerichtig ein grosser Teil seines Daseins

ausgefüllt mit Dortsein. Könnte den passionierten Weltfahrer und Journalisten, nachdem er die schmutzige Erde verlassen hat, noch etwas betrüben, so wäre es wohl dies, dass er uns nichts berichten darf von den Ufern, an denen er jetzt gelandet ist.

Alfred Polgar

In: *Die Zukunft. Paris. Jg. 2, Nr. 45 (10.11. 1939), S. 5*

Die beiden einfühlsamsten Nachrufe, diejenigen der Freunde Hermann Broch und Leo Perutz (Abdruck zu Beginn und Ende des Begleitbuches) wurden erst Jahrzehnte nach Bermanns Tod veröffentlicht; Brochs Würdigung erschien im Jahre 1976 im 9. Band seiner Werkausgabe⁵, Perutz' Nekrolog leicht gekürzt 1989 im Katalog einer ihm gewidmeten Ausstellung der Deutschen Bibliothek⁶.

Die im Herbst 1939 erschienenen Nachrufe und das Stevenson-Buch waren für lange Zeit die letzten Publikationen, die an Richard A. Bermann erinnerten. Danach wurde er nahezu völlig vergessen. In nur wenigen Memoiren von Exilkollegen wurde er erwähnt⁷, am ausführlichsten von Hubertus Prinz zu Löwenstein, der ihn von seinen im Jahre 1942 veröffentlichten Erinnerungen *On Borrowed Peace* über den *Botschafter ohne Auftrag* (1972) bis zum *Abenteurer der Freiheit* (1983) jeweils mit grosser Sympathie schildert⁸.

Über seinen Abschied von Bermann bei seiner Abreise von New York im Mai 1939, der ihr endgültiger Abschied werden sollte, schreibt Löwenstein in der letztgenannten Autobiographie:

Richard Bermann brachte uns zum Hafen. Als ich das Fallreep besteigen wollte, hielt er mich noch einmal an... mühsam versuchte er, seine Bewegung zu verbergen.

«Ihr alter Kritiker... Ihr alter Kritiker... muss zugeben, dass Sie, seitdem wir uns 1933 kennenlernten, reifer geworden sind – realistischer... Nur bitte, nicht zu viele Ideen auf einmal. Ihr Kopf, Majestät, ist wie ein Kaninchenstak, sagte ein treuer Ratgeber zu Napoleon III, ununterbrochen wird darin gezeugt und geborene Also verstehen Sie mich recht, Prinz Hubertus – mehr Realismus!» Dann plötzlich: «Aber um Gotteswillen, werden Sie mir nicht zu realistisch, es wäre grauenvoll und ganz unrealistisch!»

«Vergelt's Gott für alles. Bitte warten Sie nicht, bis das Schiff abfährt», sagte ich.

«Ich denke gar nicht daran! Auf Wiedersehen im September!»

Als ich auf Deck stand, sah ich immer noch seinen formlosen Hut, der mit uns quer



Richard A. Bermann. Vermutlich New York 1939. Fotografie von Lotte Jacobi

durch den Kontinent gefahren war. Ich winkte hinüber, aber ob er mich noch sehen konnte?⁹

Als einzige Neuauflage eines Buches von Bermann nach dem Kriege erschien im Verlag Droemer Knauer im Juni 1964 eine Taschenbuchausgabe des Romans *Das Urwaldschiff*.¹⁰ In der kurzen biographischen Notiz auf dem hinteren Umschlag heisst es: «Nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs verlieren sich die Spuren Richard Bermanns im ungewissen.» – Zu jener Zeit lag jedoch bereits die 1. Auflage der Bio-Bibliographie *Deutsche Exilliteratur 1933-1945* von Wilhelm Sternfeld und Eva Tiedemann vor, in der nachzulesen war, dass Bermann «1939 in USA» verstorben war.¹¹

Mehr Erfolg als den eigenen Büchern waren Bermanns Übersetzungen beschie-

den. Der Droste-Verlag, Düsseldorf, brachte 1953 *Die Kautschukzapfer* von Ferreira de Castro «in der Übertragung von Arnold Höllriegel, die nach der Originalausgabe des Jahres 1932 [vielm.: 1933] von Hans E Weisfeld überarbeitet wurde», heraus.¹² Bermanns Übersetzung des Romans *Die Reliquie* von Eça de Queirós erschien, von 1951 an, mehrfach im Aufbau-Verlag, Berlin.¹³

Im Jahre 1978 wurde Bermanns Nachlass dem Deutschen Exilarchiv der Deutschen Bibliothek durch Vermittlung des in New York lebenden exilierten Publizisten Will Schaber von Bermanns Nichte, nun Dr. Clementine Zernik, New York, übergeben. Will Schaber und Werner Berthold, der Leiter des Exilarchivs, waren auch die ersten, die sich innerhalb der Exilforschung mit Bermann auseinandersetzten. In der von Edita Koch herausgegebenen Zeitschrift *Exil. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse* 1984, Nr. 2, erschienen ein Porträt Bermanns von Will Schaber und der von Werner Berthold herausgegebene Fluchtbericht Bermanns.¹⁴ Seitdem wird Richard A. Bermann in Arbeiten der Exilforschung immer wieder berücksichtigt, u.a. in Biographien mit ihm befreundeter Künstler und Schriftsteller wie Hermann Broch¹⁵ und Elisabeth Bergner¹⁶, in Bibliographien¹⁷ oder in Ausstellungskatalogen der Deutschen Bibliothek¹⁸. Selten war er jedoch Hauptgegenstand der Betrachtung¹⁹, am ausführlichsten wohl im Kapitel «Richard A. Bermann. Freund, Berater, Kritiker [von Hubertus Prinz zu Löwenstein]» des Ausstellungskatalogs *Deutsche Intellektuelle im Exil*²⁰. Einer breiteren Öffentlichkeit ist Richard A. Bermann noch immer nahezu unbekannt.

Als Kuriosum sei erwähnt, dass Bermann in dem Roman *Der englische Patient* des in Kanada lebenden Autors Michael Ondaatje mehrfach in Zusammenhang mit der Suche nach Zarzura genannt wird. In der «Danksagung» des 1992 mit dem Booker-Preis ausgezeichneten Romans bedankt sich Ondaatje auch «für die Kenntnisse», die er «aus Dr. Richard Bermanns ‚Historical Problems of the Libyan Desert‘ (1934) [...] gewonnen» hat.²¹

Anmerkungen

1 Dr. R.A. Bermann, Author, Dies at 56. Noted Austrian Newspaper Man Stricken at Yaddo, Artists' Colony at Saratoga. Refugee from Nazis. In: The New York Times, 6.9.1939. Mit Fotografie.

- 2 Publishers Weekly, CXXXVI (28. Okt. 1939), S. 1699.
- 3 Barthold Fies: Hoellriegel +. In: Das Neue Tage-Buch, Jg. 7, H. 43 (21.10.1939), S. 1006 (Miniaturen).
- 4 Abdruck in: Alfred Polgar: Kleine Schriften. Bd. 4. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit Ulrich Weinzierl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1984, S. 116-118.
- 5 Hermann Broch: Nachruf auf Richard A. Bermann. In: H.B.: Kommentierte Werkausgabe. Hrsg. von Paul Michael Lützeler. Bd. 9/1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1976, S. 100-103.
- 6 Leo Perutz 1882-1957. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main. Ausstellung u. Katalog: Hans-Harald Müller u. Brita Eckert unter Mitwirkung von Werner Berthold. Wien, Darmstadt: Zsolnay, 1989 (Sonderveröffentlichungen der Deutschen Bibliothek; Nr. 17), S. 293-295 u. S. 23 f.
- 7 Rudolf Frank: Spielzeit meines Lebens. Heidelberg: Lambert Schneider, 1960, S. 348-350; Erika u. Klaus Mann: Escape to Life. Deutsche Kultur im Exil. München: Edition Spangenberg, 1991, S. 154.
- 8 Hubertus Prinz zu Löwenstein: On Borrowed Peace. Garden City, New York: Doubleday, Doran and Company, 1942 (An American Mercury Book); ders.: Botschafter ohne Auftrag. Lebensbericht. Düsseldorf: Droste, 1972; ders.: Abenteurer der Freiheit. Ein Lebensbericht. Frankfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein, 1983 (Ullstein-Buch. Nr. 27519: Lebensbilder).
- 9 Hubertus Prinz zu Löwenstein: Abenteurer der Freiheit. Ein Lebensbericht. Frankfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein, 1983, S. 198f.
- 10 Arnold Höllriegel: Das Urwaldschiff. Ein Buch vom Amazonasstrom. München, Zürich: Droemer/Knaur, 1964. 183 S. (Knaur-Taschenbücher; 49).
- 11 Wilhelm Sternfeld u. Eva Tiedemann: Deutsche Exil-Literatur 1933-1945. Eine Bio-Bibliographie. Heidelberg, Darmstadt: 1962 (Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt; 29), S. 143 f.
- 12 José Maria Ferreira de Castro: Die Kautschukzapfer. Roman aus dem brasilianischen Urwald. Hrsg. von Hans Plischke. In der Übertragung von Arnold Höllriegel, die [...] von Hans F. Weisfeld überarbeitet wurde. Düsseldorf: Droste, [1953]. 280 S.
- 13 José Maria Eça de Queirós: Die Reliquie. Übertr.: Richard A. Bermann. Berlin: Aufbau-Verlag, 1951. 343 S. (Romane der Weltliteratur); 1960 als «Das Taschenbuch des Aufbau-Verlags» 75/76 und 1963 als Bd. 5 von «Ausgewählte Werke in Einzelausgaben».
- 14 Exil. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse, Jg. 1984, Nr. 2. Darin S. 38-40: Werner Berthold: Richard A. Bermann (Ps. Arnold Höllriegel); S. 41-49: Will Schaber: Arnold Höllriegel; S. 50-54: Richard A. Bermann: Meine Flucht aus Österreich (1938). – Der Beitrag Will Schabers wurde auch veröffentlicht in: Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Bd. 2. New York. Hrsg. von John M. Spalek u. Joseph Strelka. Bern: Francke, 1989, S. 384-399, u. in: Will Schaber: Profile der Zeit. Begegnungen in sechsJahrzehnten. Hrsg.: Manfred Bosch. Eggingen: Edition Isele, 1992, S. 101-122.
- 15 Paul Michael Lützeler: Hermann Broch. Eine Biographie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1985, 5.75, 243, 248.
- 16 Klaus Völker: Elisabeth Bergner. Berlin: Edition Hentrich, 1990. Darin S. 232 Abdruck von Arnold Höllriegel: Abenteurer mit Ariane. In: BT, 19.2.1931.

- 17 Hans-Harald Müller: Arnold Höllriegel. In: Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Bd. 4. Bibliographien. Schriftsteller, Publizisten u. Literaturwissenschaftler in den USA. Hrsg. von John M. Spalek, Konrad Feilchenfeldt u. Sandra H. Hawrylchak. Bern u. München: Saur, 1994, S. 758-763.
- 18 Joseph Roth 1894-1939 (1979); Der deutsche PEN-Club im Exil 1933-1948 (1980); Leo Perutz 1882-1957 (1989).
- 19 Werner Berthold: Richard A. Bermann et Leo Perutz: Notes sur une Amitié. In Leo Perutz ou L'Ironie de l'Histoire. Hrsg. Jean-Jacques Pollet. Rouen: Centre d'Etudes et de Recherches Autrichiennes, 1993, S. 27-43; Hans-Harald Müller: Ariel, Baptist, Belial, Höllriegel: Richard A. Bermann – Publizistik und Literatur 1903-1914. In: Brennpunkt Berlin. Prager Schriftsteller in der deutschen Hauptstadt. Hrsg. von Hartmut Binder. Bonn: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, 1995.
- 20 «Deutsche Intellektuelle...», S. 27-41.
- 21 Michael Ondaatje: The English Patient. New York: Knopf, 1992. Deutsche Ausgabe u.d.T.: Der englische Patient. Roman. Aus dem Englischen von Adelheid Dormagen. München, Wien: Hanser, 1993. Zitat S. 326.

L[eo] P[erutz]
Klage um einen Toten.
(Tel-Aviv, 1939.)

Es ist mehr als drei Monate her, dass er eines Morgens in dem Sanatorium nicht weit von New-York, in dem er den heissen amerikanischen Sommer verbracht hatte, nicht mehr erwachte, aber die Nachricht von diesem Verlust, den ich mit so vielen anderen zu beklagen habe, erreichte mich erst vor wenigen Tagen. Ein Brief reiste in gemächlichem Tempo von Kontinent zu Kontinent, er liess sich Zeit, er machte, ein rechter Globetrotter, bald hier, bald dort Station, er überschritt ohne jede Eile den Stacheldraht der Grenzen, blieb, wo es ihm gefiel, reiste weiter, wenn ihn die Lust dazu ankam, er reiste, wie Arnold Höllriegel zu reisen gewohnt war, und eines Morgens fand ich diesen Brief in meinem Postkasten, und als ich öffnete, sprang mir der Name *Höllriegel* entgegen und daneben stand das Wort: Herzschlag.

So viel Zeit braucht heute der Blitz, der auf uns niederfahren will.

Wenn ich jetzt von Arnold Höllriegel erzählen will, muss ich weit in sein und in mein Leben zurückgreifen. In der achten Klasse eines Wiener humanistischen Gymnasiums sprach mich an einem der ersten Schultage, während der Zehnuhrpause, einer meiner Leidensgenossen an:

«Du bist ein Neuer, nicht wahr? Aber wir kennen uns doch. Sind wir in Prag nicht zusammen in die Piaristenschule gegangen? Du langweilst Dich hier, ich auch. Aber heute Abend nehme ich Dich ins ‚Freilicht‘ mit.»

«Freilicht», das war ein kleiner Verein von Gymnasiasten des letzten Jahrgangs, die der achtzehnjährige Arnold Höllriegel – damals führte er noch seinen bürgerlichen Namen Richard Bermann – zusammengeführt hatte. In einem kleinen Café gegenüber der Universität trafen sich zwanzig junge Menschen, um einander ihre lyrischen Gedichte, ihre Novellen, ihre Tragödienentwürfe und ihre «Bruchstücke aus einem unvollendeten Roman» vorzulesen. Die Gedichte klangen alle, als wären sie von einer Sekretärin Rilkes, die Tragödien kamen von Strindberg her, bei den Novellen hatte Knut Hamsun höchst unfreiwillig Pate gestanden, und die «Bruchstücke aus einem Roman» verdankten den eben erschienenen Buddenbrooks ihr dürftiges Leben. Ein einziger las niemals «aus eigenen Werken» vor, sondern schwieg und hörte zu und gab dann mit ein paar witzigen und höchst liebenswürdigen Worten dem vorgelesenen Opus den Genickfang. Das war Richard Bermann, und sein Urteil galt als inappellabel. Die zwanzig jungen Kunst- und Literaturenthusiasten wurden einige Jahre später gesuchte Anwälte, bedeutende Ärzte, Richter, Ministerialbeamte. Nur ein Einziger blieb bei

der Literatur: Richard Bermann, der niemals aus eigenen Werken vorgelesen hatte. «Freilicht» hiess dieser Verein, der sich bald in nichts auflöste, als Richard Bermann aus ihm verschwand. «Freilicht», das war wohl ein Terminus, der von der Malerei herkam. Aber für Richard Bermann bedeutete er etwas anderes. Nur in einer freien und in einer lichten Welt konnte er leben.

Eines Tages also war er verschwunden, und man hörte lange Zeit nichts von ihm. Aber im Berliner Tageblatt las man immer häufiger den Namen Arnold Höllriegel unter Skizzen, die niemals das Ausmass von dreissig Zeilen überschritten. Diese Kunst, in dreissig Zeilen einen Einfall, einen Gefallen zur vollen Entfaltung zu bringen, war damals etwas völlig Neuartiges.

Bis dahin hatte das langatmige Feuilleton die alleinige Herrschaft ausgeübt. «Wer ist dieser Arnold Höllriegel?» fragte man sich alle Morgen, wenn man das Berliner Tageblatt aufschlug. Eines Tages fasste ich einen Entschluss und schrieb an diesen grossartigen Arnold Höllriegel einen kurzen Brief:

«Du bist ein Neuer, nicht wahr? Aber wir kennen uns doch. Sind wir nicht in Prag zusammen in die Piaristenschule gegangen?»

Als der Weltkrieg ausbrach, kehrte er nach Wien zurück. Aber seine wahre Lebensarbeit begann erst nach Friedensschluss. Seine Lebensarbeit und Lebensfreude war das Reisen. Er reiste, um für sein Berliner Blatt zu schreiben, er schrieb, um wieder reisen zu können. Wenn man friedlich und ahnungslos in seiner Währinger Wohnung mit ihm beim schwarzen Kaffee sass, konnte es geschehen, dass ein Telegramm seiner Berliner Redaktion eintraf und ihn in einen entlegenen Winkel der Welt schickte: Nach Tahiti, zu den Maoris nach Neuseeland, in die Malayenstaaten, tausend Meilen den Amazonasstrom aufwärts, in die Baumwollpflanzungen des Sudan oder in die Wüsten Arizonas. In den kurzen Pausen zwischen diesen Reisen schrieb er wie ein Besessener seine grossen Romane. Es sind ihrer fünf, die ihn überleben werden: «Die Erben Timurs», ein Buch, in dem er den Untergang Delhis und das Ende des letzten Grossmoguls schildert. «Das Urwaldschiff», das Epos eines Weltfahrers, der das Traumland seiner Sehnsucht nicht erreichen kann. «Die Derwischtrommel», ein Roman, der den Aufstieg und den Zusammenbruch des Khalifenreichs im Sudan zum Inhalt hat. (Dieses Buch verdankt der engen Freundschaft, die Höllriegel mit Slatin Pascha, dem grossen Gefangenen des Khalifen, verband, seine Entstehung.) «Das Mädchen von Sankt Helena», ein Roman, in dem Napoleon I. ganz anders gezeigt wird, als wir ihn zu sehen gewohnt sind: Napoleon, gesehen durch die Augen eines höchst respektlosen achtzehnjährigen Wildfangs, der ein ganzes Leben dazu braucht, um zu begreifen, wer damals in Sankt Helena gestorben ist. Höllriegels

letzter Roman ist wenige Tage nach seinem Tod erschienen. Es ist der abenteuerliche Lebensroman des schottischen Dichters R.L. Stevenson, an dessen Grab Höllriegel in Tahiti gestanden ist.

Seine blendenden Reisebücher: Seine Schilderung der hundert Inseln Polynesiens, sein Palästina-Buch, sein aufschlussreiches Buch über Hollywood sind ebenso bekannt geworden wie seine Romane. Aber mit der Aufzählung seiner Bücher habe ich nur einen kleinen Bruchteil seiner wirklichen Lebensarbeit erwähnt. Er hat daneben jahrelang einen publizistischen Kampf für das totgeweihte Österreich geführt. Er hat gleichsam im Vorübergehen den grössten Dichter, den Portugal hervorgebracht hat, Eça de Queirós, den Balzac dieses Landes, für Europa entdeckt, seine Romane übersetzt, den deutschen Leser für ihn gewonnen. Er war unangenehm überrascht, als ihn eine portugiesische Delegation in Rapallo aufsuchte, um ihm für diese Leistung den portugiesischen Erlöserorden zu überreichen. (Er besass noch eine andere Auszeichnung, von der er nur ungern sprach: Den Franzjosefsorden mit den Schwertern, den er als einziger unter den Kriegsberichterstattem des Weltkriegs erhalten hatte.)

Seine grosse Leidenschaft war, bedeutende Menschen, die einander etwas zu sagen hatten, einander zuzuführen. Er besass einen erlauchten Freundeskreis. Charly Chaplin gehörte ihm an, Alexander Moissi, Einstein, Sigmund Freud, Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hofmann, Thomas Mann und der Staatspräsident Benesch, Viktor Adler, die Herzogin von Atholl, Elisabeth Bergner und Prinz Hubertus zu Löwenstein. Wer von ihnen heute noch lebt, trauert um Arnold Höllriegel.

Die letzte grosse Sensation seines Lebens war die Fahrt zu den drei sagenhaften Oasen Tripolitaniens, die noch kein Europäer vor ihm betreten hatte. Er fand sie, bekam in der Wüste die Ruhr und erlebte zugleich die Entdeckung grossartiger prähistorischer Höhlenmalereien in diesem vergessenen Winkel der Welt.

Als er von dieser Reise nach Europa zurückkam, fand er ein verwandeltes Deutschland vor. Sein geliebtes «Berliner Tageblatt» war für ihn etwas Fremdes, Unverständliches und nicht Wiederzuerkennendes geworden. – «Das ist meine letzte Reise gewesen», sagte er damals. Aber seine letzte und abenteuerlichste Reise war seine Flucht aus Nazi-Österreich. Zweimal misslang sie. Er geriet, ein Obdach suchend, in eine kleine Pension in einer steirischen Stadt. Es war spät nachts. Als man ihm auf seine Bitte um Lektüre den «Tod in Venedig» von Thomas Mann gab, hatte er das Gefühl, dass er gerettet sei. Sechs Wochen hielt er sich unter seinem unverfänglichen Namen Richard Bermann in einem Zimmer dieser Pension verborgen, während die Gestapo in Wien unermüdlich nach dem politischen Schriftsteller

Arnold Höllriegel suchte. In diesen sechs Wochen waren seine Freunde im Ausland genauso unermüdlich tätig wie die Gestapo, und sie gewannen das Rennen. Mit einem tschechischen Pass und einem amerikanischen Visum fuhr Arnold Höllriegel an einem Sommertag des Jahres 1938 mit der Pressburger Elektrischen in die Freiheit.

War das seine letzte Reise?

Als dieser Krieg ausbrach, schrieb er einem seiner Freunde: «Ich kann in New-York nicht länger atmen, ich kann nicht müssiger Zuschauer sein. Ich habe alles in Bewegung gesetzt, um nach England, nach Frankreich, an die Front gehen zu können. Wird es mir gelingen?»-

Er lag vier Tage nach Ausbruch dieses Krieges nachts in seinem Zimmer, da öffnete sich die Türe, einer trat ein.

«Sie sollen reisen Höllriegel», sagte eine Stimme.

«Reisen? Für wen? Für welche Zeitung?»

«Für keine Zeitung», kam die Antwort. «Die Zeit selbst schickt sie auf diese Reise».

«Und wohin? Nach England? Nach Frankreich? In den Krieg?»

«Nicht in den Krieg. In die Ewigkeit.»

In die Ewigkeit! Alle Strassen der Erde hatte er durchwandert. Alle Winkel der Erde waren ihm vertraut. In die Ewigkeit!

Und Arnold Höllriegel, mein liebster Freund, der grosse Globetrotter, war im gleichen Augenblick schon reisefertig.

Abkürzungen und Kurzformen

Aufgeführt werden nur die Abkürzungen und Kurzformen für Institute, Veröffentlichungen und Texte, die im Hauptteil nicht erläutert werden.

BT Berliner Tageblatt

DEA Die Deutsche Bibliothek, Deutsches Exilarchiv 1933-1945, Frankfurt a. M. «Deutsche Intellektuelle ...»

Deutsche Intellektuelle im Exil. Ihre Akademie und die «American Guild for German Cultural Freedom». Eine Ausstellung des Deutschen Exilarchivs 1933-1945 der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main. Ausstellung und Katalog: Werner Berthold, Brita Eckert und Frank Wende. Bibliothekarische Mitarbeit: Mechthild Hahner und Marie-Luise Hahn-Passera. – München, London, New York, Paris: Saur, 1993 (Sonderveröffentlichungen / Die Deutsche Bibliothek; Nr. 18)

K Richard A. Bermann: Die Fahrt auf dem Katarakt. (Down the Cataract). Eine Autobiographie ohne einen Helden. Manuskript o. O. u. J. [1938/39], 220 handschriftliche Bl. im Nachlass; liegt auch als maschinenschriftliche Abschrift vor, 245 Bl. – Die im Text angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Abschrift.

PT Prager Tagblatt

ÖNB Österreichische Nationalbibliothek, Wien

VZ Vossische Zeitung

Quellennachweis der Abbildungen

Alexander Moissi. Literar Mechana, 1979.
Schallpl. (Lebendige Vergangenheit):
S. 322

Baum, Oskar: Das Volk des harten Schlafs
[hebr.]. Tel-Aviv: Am Oved 1948/1949,
Titelbild: S. 37

Beyer, Friedemann: Die Gesichter der Ufa.
Starportraits einer Epoche. München:

Heyne 1992, S. 211 (Heyne-Bücher 32 =
Heyne-Filmbibliothek. Nr. 175): S. 360

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbi-
bliothek, Wien: S. 9

Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin:
Umschlag, S. II, S. 253-S. 256, S. 277,
S. 281, S. 287

Bilderdienst Süddeutscher Verlag, München:
S. 396

Boehring, Robert: Mein Bild von Stefan
George. 2., erg. Aufl. Düsseldorf, München:
Küpper 1967, S. 166: S. 372

Brand, Guido K.: Werden und Wandlung.
Eine Geschichte der deutschen Literatur
von 1880 bis heute. Berlin: Wolff 1933, vor
S. 65, nach S. 416: S. 66, S. 124

Endler, Franz, Lajos Mesterházi u. Tibor
Simányi: Wien und Budapest auf alten Pho-
tographien. Wien: J & V 1989, S. 42/43:
S. 115

Fliedl, Gottfried: Gustav Klimt. 1862-1918.
Die Welt in weiblicher Gestalt. Köln:
Taschen 1991, vor S. 167: S. 89

der freie beruf. Bonn. 16 (1988), 3 (April),
S. 12: S. 371

- Frobenius-Institut an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt a. M.: S. 273
- The Geographical Journal, Vol. 83, No 6, June 1934, nach S. 468: S. 284
- Grande enciclopédia portuguesa e brasileira. Vol. 9. Lisboa, Rio de Janeiro: Editorial Enciclopédia 1940, nach S. 386: S. 102
- Illustrierte Geschichte Österreichs. Hrsg. von Herbert Zipp. 7., aktualisierte Aufl. Innsbruck: Pinguin-Verl. 1992, S. [228], S. [231/ 232]: S. 135, S. 380
- Jacobi, Lotte: Einstein Portfolio. 1978: S. 324
- Kesner, Ladislav, u. Reinhard Pohanka: Das alte Prag zur Zeit Kaiser Franz Josephs. Wien: J & V 1990, S. 54/55: S. 40
- Helga Prinzessin zu Löwenstein, Bonn-Bad Godesberg: S. 366, S. 369, S. 388
- Missmann, Max: Alt-Berlin. Historische Fotografien. Leipzig, Weimar: Kiepenheuer 1987, S. 59: S. 21
- Neue österreichische Biographie. 1815 bis 1918. Abt. 1, Bd. 3. Wien: Amalthea-Verl. 1926, nach S. 160: S. 107
- Neue österreichische Biographie ab 1815. Grosse Österreicher. Bd. 16. Wien, München, Zürich: Amalthea-Verl. 1965, vor S. 193: S. 10
- Österreichisches Institut für Zeitgeschichte, Wien – Bildarchiv: S. 300, S. 302
- Österreichisches TheaterMuseum, Wien: S. 227
- Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn: S. 318 u. S. 319
- Reinhardt, Gottfried: Der Liebhaber. Erinnerungen seines Sohnes. München, Zürich: Droemer/Knaur 1973, vor S. 229: S. 353
- S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.: S. 59
- Ute Sarnau, Berlin: S. 141
- Soergel, Albert: Dichtung und Dichter der Zeit. 20. Aufl. Leipzig: Voigtländer 1928, S. [489]; S. 499: S. 172, S. 259
- Soergel, Albert, u. Curt Hohoff: Dichtung und Dichter der Zeit. Vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Bd. 1. Düsseldorf: Bagel 1961, S. 491, S. 657; Bd. 2. Düsseldorf: Bagel 1963,5. 781: S. 343, S. 91, S. 332
- Thain, Andrea: Katharine Hepburn. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1993, Bildteil zwischen S. 96 u. S. 97 (rororo. 13322): S. 358
- Völker, Klaus: Elisabeth Bergner, das Leben einer Schauspielerin. Berlin: Edition Hentrich 1990, S. 243: S. 351
- Yale University Library, The Beinecke Rare Book and Manuscript Library: S. 398

Alle übrigen Abbildungen: Die Deutsche Bibliothek, Deutsches Exilarchiv 1933-1945, Frankfurt a. M., und Deutsche Bücherei, Leipzig

Abdruckgenehmigungen

Für die freundliche Genehmigung der Wiedergabe von Briefen und Texten danken wir den nachfolgend aufgeführten Personen, Verlagen und anderen Einrichtungen.

Sollten – ohne unsere Absicht – Urheberrechte nicht beachtet worden sein, bitten wir um entsprechende Mitteilung.

Akademie der Künste, Berlin: Brief von S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. M.: Richard A. Bermann an Elisabeth Bergner Brief von Thomas Mann an Richard A. vom 14.7.1934, Bermann vom 30.12.1938

Sigmund-Freud-Copyrights, Wivenhoe (Colchester): Brief von Sigmund Freud an Richard A. Bermann vorn 8. 6. 1938
Michaela Staples, Stansted (Essex), und Felix Perutz, Tel Aviv: Leo Perutz: Klage um einen Toten
State University of New York, College at Fredonia, Reed Library: Brief von Richard A. Bermann an Stefan Zweig vorn 2.12.1938

Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.: Hermann Broch: [Nachruf auf] Richard A. Bermann (Arnold Höllriegel). Aus: Schriften zur Literatur, (c) Suhrkamp Verlag 1975
Williams Verlag AG, Zürich: Brief von Stefan Zweig an Richard A. Bermann, vermutlich Juni 1938
Dr. Clementine Zernik, New York: Briefe und Texte von Richard A. Bermann

Sonstige unterstützende Personen und Institute

Akademie der Künste, Berlin
Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Yale University Library, New Haven, Connecticut
Dr. Ingrid Belke, Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.
Prof. Dr. Hartmut Binder, Ludwigsburg
Prof. Dr. Jürgen Born, Universität Gesamthochschule Wuppertal
Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar
Deutsches Schiffahrtsmuseum, Bremerhaven
Duke University, Special Collections Library, Durham, North Carolina
Dr. Holger Fischer, Universität Hamburg
Freud Museum, London
Fredonia State University of New York, College at Fredonia, Reed Library, Zweig Collection, Fredonia, New York
Frobenius-Institut an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt am Main
Privatdozent Dr. Murray G. Hall, Universität Wien
Harvard University, Houghton Library, Cambridge, Massachusetts
Jean Howard, London

Jewish National and University Library, Jerusalem
Nathalie Komaromi, Hamburg
Helga Prinzessin zu Löwenstein, Bonn-Bad Godesberg
Dr. Heinz Lunzer, Literaturhaus, Wien
Prof. Dr. Dr. h. c. Antál Madl, Eötvös-Loránd-Universität, Budapest
Österreichische Nationalbibliothek, Wien
Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, Wien
Royal Geographical Society, London
Prof. Dr. Klaus Rühl, Universität Hamburg
S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.
Ute Sarnau, Berlin
Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg
Stadt- und Universitätsbibliothek, Frankfurt a. M.
Andreas Stuhlmann, Hamburg
Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. h. c. Hans-Albert Walter, Hofheim a.Ts.
University of Durham, University Library, Archives and Special Collections, Durham, England
Dr. Volkmar von Zühlsdorff, Bonn-Bad Godesberg

Personenregister

Kursiv gesetzte Zahlen verweisen auf Seiten, auf denen sich eine Abbildung befindet.

- Abd el Melik, Ibrahim 280, 288, 289, 291,292
Abderrahman, Sir (Sohn des Mahdi) 235, 236, 238, 264
Abdullah, Khalifa 235, 238, 240, 242, 245
Abell, Betsy (geb. Balcombe) 296-298, 416
Adelt, Leonhard £7, 113, 165, 166, 192
Adler, Alfred 348
Adler, Friedrich 108
Adler, Karl 10, 118
Adler, Viktor 9-11, 22, 65, 107-111, 116,118, 119, 126, 127, 172, 241, 307, 417
Adorno, Theodor W. 367
Aehrenthal, Aloys Lexa Graf von 177
Agathon 314
Alcott, Louise M. 357
Alfons XIII., König von Spanien 329
Ali ibn Abi Talib, 4. Kalif 213
Alkibiades 312, 314, 330
Almásy, Ladislaus Eduard von 271-273, 274-277, 279-284, 285, 286 288-292
Altenberg, Peter 17, 50-52, 61, 96, 123, 124-127, 152, 159, 173,321,344
Alvarez del Vayo, Julio 146
Amann, Klaus in, 153
Arnes, Elizabeth 398
Andalaft, Dimitri 155, 156
Aristophanes 125, 313
Asenijeff, Elsa 55, 64
Atholl, Katharine Duchess of
 s. Murray, Katharine Marjorie, Duchess of Atholl
Audrian, Leopold von 344
Auernheimer, Raoul 311, 385
Aurangzeb 211-213
Austerlitz, Friedrich 140

Bab, Julius 243, 266, 295
Babenberger (Herzog) 119

Bahr, Hermann 12, 20, 50, 52, 132, 170-172, 173, 174, 192, 344, 346
Balcombe, Betsy (Mädchenname)
 s. Abell, Betsy
Ballin, Albert 32
Balzac, Honoré de 103, 104, 169, 417
Banky, Wilma 203
Barca, Pedro Calderon de la
 s. Calderon de la Barca, Pedro
Barrymore, John 218
Battisti, Cesare 76
Bauer, Otto 10, 395, 405
Baum, Oskar 37, 40, 45, 53, 58, 60, 144, 153, 384
Baumbach, Rudolf 40
Beamish, Silvia 267, 292
Beer-Hofmann, Gabriel 225
Beer-Hofmann, Paula 345, 346, 392
Beer-Hofmann, Richard 225, 294, 311, 321, 342, 345, 346, 392,417
Bekessy, Emmerich 316
Belasco, David 215
Bellomont, Charles Henry Kirkhoven,
 Earl of 211, 212
Benes, Eduard 160, 191, 379, 381, 395, 417
Bennett, Arnold 245, 266
Berchtold, Leopold Graf 70
Berger, Alfred Frh. von 344
Bergner, Elisabeth 294, 349-351, 377, 384, 390, 401,407,412,413,417
Bermann, Hannchen (geb. Friedländer) 4, 6, 28, 143, 148, 387
Bermann, Moriz 4-6, 8, 9, 19, 28, 387
Bermann, Robert 394
Bermann-Fischer, Gottfried 342
Bern, Clementine (Mädchenname)
 s. Zernik, Clementine
Bernhard, Georg 145

Bernier, François 213
 Berthold, Werner 192, 397, 402, 403, 412-414
 Bie, Oskar 346
 Binder, Hartmut 63, 414
 Binoni no
 Birnbaum, Uriel 347, 349, 378
 Bjornson, Bjornstjerne 321
 Blanke, Henry 364
 Blei, Franz 55, 64, 132
 Bloem, Walter 77, 112
 Bonaparte, Louis Napoleon
 s. Napoleon III., Kaiser der Franzosen
 Bonaparte, Napoleon
 s. Napoleon I., Kaiser der Franzosen Booth,
 William 244
 Bosch, Manfred 413
 Brahe, Tycho 79
 Brahm, Otto 344
 Brecht, Bertolt 190
 Breitner, Erhard 5
 Brentano, Bernard von 331
 Broch, Hermann 1, 73, 96, 397, 398, 399, 403,
 410, 412, 413
 Brod, Max 37, 40, 47, 55, 64, 79, 96, 193, 316
 Bronsen, David 153
 Broucek, Peter 111
 Brunningen, Hans Flesch-
 s. Flesch-Brunningen, Hans Bryk, Siegfried
 22, 23, 62 Bubna, Wilhelm Eisner-
 s. Eisner-Bubna, Wilhelm
 Büchner, Georg 84
 Burschell, Friedrich 384
 Busch, Wilhelm 160

 Calderon de la Barca, Pedro 11
 Canterbury, Erzbischof von
 s. Lang, (William) Cosmo Gordon
 Carnegie, Andrew 36
 Carson, Edward, Sir 30, 62
 Casparius, Hans II, IV, 248, 249, 255-256,
 266, 267, 276, 277, 279-281, 284-287, 290,
 292, 341, 384
 Cassirer, Bruno 47

 Castro, José Maria Ferreira de
 s. Ferreira de Castro, José Maria
 Cech, Svatopluk 39
 Cézanne, Paul 365
 Chamberlain, Houston Stewart 12
 Chamberlain, Neville 305
 Chaplin, Charles (Charley, Charlie) 178, 192,
 194, 206, 215, 216, 219-222, 224, 226, 229-
 233, 244, 246, 251, 252, 267, 327, 365, 370,
 404, 417
 Charles (Karl) I., König von Grossbritannien
 211, 212
 Charmatz, Richard 12, 62
 Churchill, Winston Spencer, Sir 243, 244, 252,
 266, 305, 308
 Clayton, Lady 278, 281
 Clayton, Patrick A. 273, 276, 280, 281
 Clayton, Robert, Sir 273-275
 Clemenceau, Georges 134, 137, 138, 140, 153
 Conrad von Hötzendorff, Franz Graf 126, 192
 Cortés, Hernando (Ferdinand Cortez) 78
 Crawford, Joan 225, 245, 246

 Dahn, Felix 44
 Dante Alighieri 77, 329, 335, 349
 Daszyhski, Ignaz 110
 Davis, Lambert 403
 Dehmel, Richard 344
 Diaz, Porfirio 362
 Diederichs, Helmut H. 63
 Dieterle, Wilhelm (William) 364
 Dietrich, Marlene 356
 Djehangir 213
 Döblin, Alfred 167, 336, 337
 Dolbin, Benedikt Fred 194, 228
 Dollfuss, Engelbert 278, 294, 300-304, 316,
 376, 380
 Dombrowski, Erich 62
 Dominikus 244
 Dormagen, Adelheid 414
 Dostojewskij, Fjodor Michailowitsch 349
 Dreyfus, Alfred 364, 365
 Dschehan (Schah) 211-213

Duguid, Julian 336
 Dukas, Helen 325
 Durieux, Tilla 46, 47, 323
 Duse, Eleonora 344
 Dusek, Peter 402
 Dvorak, Antonin 216

 Eça de Queirós, José Maria de 102-104, 113, 412,413,417
 Eckert, Brita 402, 413
 Edison, Thomas A. 143
 Edthofer, Toni 93
 Ehrenfels, Christian von 8
 Ehrenstein, Albert 55, 64, 83, 96
 Eichendorff, Joseph von 112
 Einstein, Albert 324-328, 368, 377, 378, 392, 397, 417
 Einstein, Elsa 325, 327
 Eisenstein, Sergej Michailowitsch 362, 363
 Eisner-Bubna, Wilhelm 116
 El Bekri 271
 Emin Pascha 239, 407
 Engel, Peter 61
 Enver Pascha 72
 Erasmus von Rotterdam 334-336
 Erixymachos 312
 Esch, Hansjoachim von der 290
 Evans, Edith 340

 Fairbanks, Douglas, Junior 203, 231, 246, 392, 402
 Federn, Paul 403
 Feilchenfeldt, Konrad 414
 Ferreira de Castro, José Maria 262-264, 268, 412, 413
 Feuchtwanger, Lion 266
 Fischer, Gottfried Bermann-
 s. Bermann-Fischer, Gottfried
 Fischer, Grete 190
 Fischer, Samuel (Sami, Samy) 60, 64, 293, 294, 320, 321, 344
 Flaubert, Gustave 90, 103, 104
 Fies, Barthold 298, 375, 406, 413
 Flesch-Brunningen, Hans 330, 371

 Fontana, Oskar Maurus 84
 France, Anatole 103, 104, 153, 344, 365
 Franckenstein, Georg Frh. zu 207, 344
 Franco y Bahamonde, Francisco 308
 Frank, Bruno 330, 331
 Frank, Leonhard 78, 112
 Frank, Ludwig 130
 Frank, Rudolf 232, 413
 Franz I., Kaiser von Österreich 176
 Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich 42
 Franz Joseph I., Kaiser von Österreich 18, 22, 42, 74, 97, 120, 153
 Freier, Willi 394, 402
 Freud, Sigmund 9, zo, 44, 241, 346-348, 368, 384-387,389, 407,417
 Friedrich II., König von Preussen 29, 359-361
 Friedrich Wilhelm I., König in Preussen 359-361
 Frobenius, Leo 280, 286
 Fuad I., König von Ägypten 274, 275, 291
 Funder, Friedrich 308

 Galley, Horst 338, 339, 378
 Galsworthy, John 245
 Gambetta, Léon 329
 Gance, Abel 220
 Ganeshan, Vidaghiri 62
 Ganghofer, Ludwig 228
 Gangi, Golo 46
 Garbo, Greta 203, 224, 226
 Gedge (engl. Journalist) 309
 George, David Lloyd
 s. Lloyd George, David George, Stefan 46, 372-375
 Geyer, Roswitha 154, 376
 Gibbs, Philipp, Sir 309, 310
 Gielgud, John 340
 Gladstone, Herbert, Viscount 238
 Gliese, Rochus 200, 201
 Gobineau, Arthur Comte de 12
 Goebbels, Joseph 294, 352, 359, 361, 395
 Göring, Hermann 294

- Goethe, Johann Wolfgang von 2, 36, 46, 56, 328
- Goethe, Katharina Elisabeth 11, 61
- Götz, Richard 196, 197, 231
- Goetz, Walter 295
- Goldschmidt, Max 221, 223-230, 252
- Gordon, Charles G. 235, 237-240, 242, 245, 265
- Gozzi, Carlo 11, 61
- Green, Andrew 393
- Griffith, Corinne 225
- Grillparzer, Franz 87
- Grossmann, Stefan 132
- Günther, Christiane 62
- Gürtler, Alfred 135, 136
- Gütersloh, Albert Paris (d. i. Albert Conrad Kiehtreiber) 83, 85
- Gumpert, Martin 398, 399
- Gundolf, Friedrich 344
- Gutenberg, Johann 178
- Habsburg, Karl von
s. Karl I., Kaiser von Österreich
- Haeckel, Otto 66
- Hafis (d. i. Schams od-Din Mohammed) 156
- Hake, Sabine 233
- Hamsun, Knut 60, 415
- Hannaux, Irene 388
- Hapgood, Elizabeth Reynolds 402
- Harden, Maximilian 30
- Hasek, Jaroslav 316
- Hasenclever, Walter 55, 63
- Hassan (Hasan), 5. Kalif 213
- Hassanein-Bey, Ahmed Mohammed 283, 291
- Hauptmann, Gerhart 60, 294, 321
- Hausild z Fürstenfeldu, Jiri 39
- Hawrylchak, Sandra H. 414
- Hebbel, Friedrich 342
- Heimann, Moritz 344
- Heine, Albert 93
- Heine, Heinrich 5, 13-16, 61, 150, 151
- Heine, Thomas Theodor 14
- Heinemann, Maria 390, 399
- Heinz, Emil 394
- Heller, Fred 316
- Hellssen, Henry 153, 202
- Henberger (österreich. Journalist) 318
- Hepburn, Katharine 357, 358, 359
- Herald, Heinz 364
- Herczeg, Géza 364
- Herodot 283
- Herriot, Edouard 194
- Hers holt, Jean 201
- Hertz, Friedrich Otto 11, 12, 61
- Hesse, Hermann 30, 62
- Heuss, Theodor 295
- Heym, Georg 46
- Hille, Peter 49
- Hiller, Kurt 45, 47, 98, 99
- Hilscher, Albert 302
- Hindenburg, Paul von 139, 209
- Hinz, Werner 360
- Hitler, Adolf 139, 153, 248, 278, 303, 304, 306-308, 310, 320, 359, 380, 394, 395, 402, 405, 408
- Hoddis, Jakob van (d. i. Hans Davidsohn) 47
- Höffner, G. 145
- Höltermann, Karl 293
- Hölz, Max 293
- Hölz, Waltraud 293
- Hoernle, Edwin 293
- Hössli, H. 293
- Hötendorff, Franz Graf Conrad von
s. Conrad von Hötendorff, Franz Graf
- Hofbauer, Josef 293
- Hofer, A. H. 293
- Hofmann,... Beer-
s. Beer-Hofmann
- Hofmannsthal, Gerty von 346
- Hofmannsthal, Hugo von 132, 172, 258, 321, 342, 345-346
- Holenia, Alexander Lernet-
s. Lernet-Holenia, Alexander
- Holl, Gussy (verh. Jannings) 203, 205, 224
- Homer 326
- Horn, Camilla 224, 226
- Horthy von Nagybanya, Miklos 309

- Hossein (Husain) 213
 Hubert, Ali 364
 Hugenberg, Alfred 278
 Hugo, Victor 328–330
 Hull, Cordell 381, 383
 Huntington (Verleger) 243, 244
 Huter, Otto 298
- Ibrahim (Perserschah) 156
 Ibsen, Henrik 321
 Ignatius von Loyola 172
 Innitzer, Theodor 301, 382
 Ion (Rhapsode) 311–313, 315
- Jacob, Heinrich Eduard 385, 399
 Jacobi, Lotte 324, 411
 Jacobsohn, Siegfried 30
 Jannings, Emil 203–205, 216, 217, 224, 226, 231, 232, 359, 360–362
 Jannings, Gussy (Ehename)
 s. Holl, Gussy
 Jaurès, Jean 108
 John, Robin 266
 Jolowicz, Julie 55, 64
 Josef, Carl 132, 140, 160, 191
 Joseph II., Römisch-deutscher Kaiser 42, 348
 Joyce, James 251
- Kádár, László (Ladislaus) 276, 277, 287, 290, 291
 Kästner, Erich 316
 Kafka, Franz 36, 37, 63
 Kaiser, Georg 82, 84, 85
 Kaiser, Wolf 191
 Kalmar, Rudolf 154, 316, 376
 Kambyses II., Perserkönig 280
 Kanner, Heinrich 70, 152
 Karl I., König von England
 s. Charles I., König von Großbritannien
 Karl, Erzherzog von Österreich 43
 Karl I., Kaiser von Österreich 108, 114, 162, 191
 Karl V., Römisch-deutscher Kaiser 25, 236
 Karpeles, Benno 96, 132, 140
- Katte, Hans Heinrich von 361
 Katte, Hans Hermann von 361
 Kaus, Gina 316
 Keckeis, Gustav 191
 Keller, Philipp 55, 63
 Kemal el Din 275
 Kennedy, Margaret 350
 Kersten, Hugo 61, 64
 Kesten, Hermann 330, 376
 Keyserling, Hermann Graf 215
 Kipling, Rudyard 349
 Kisch, Egon Erwin 37, 100, 113, 117, 119, 121, 132, 140
 Kitchener, Herbert, Lord 235, 237, 242
 Kleber, Jean-Baptiste 33
 Klein, Franz 135, 138
 Klemperer, Otto 369–371
 Klimt, Ernst 89
 Klimt, Gustav 86–89, 90, 123, 173
 Klötzl, Cheskel Zwi (d. i. Hans Klötzl) 233
 Koch, Edita 412
 Koch, Hans-Gerd 63
 Kokoschka, Oskar 81, 346
 Kommer, Rudolf 64, 143, 148, 153, 212, 232
 Koppel, Heinrich Günther 392
 Korda, Alexander 352, 355, 356
 Korff, Arnold 93
 Kornfeld, Paul 84
 Kracauer, Siegfried 222, 233
 Kralik, Richard von 172
 Kraus, Karl 6, 48, 70, 77, 93
 Kritias 312, 314
 Kronberger, Hans 113
 Kühlmann, Richard von 100
 Kuh, Anton 23, 96, 112, 113, 118, 132
 Kvapil, Jaroslav 111, 112
 Kyßler, Friedrich 361
- Laa, Harald 152
 Lämmle, Karl 200
 Lagerlöf, Selma 321
 Lahm, Karl 122
 Lamartine, Alphonse de 6

- Lammasch, Heinrich 115, 136–138
 Landshoff, Fritz Helmut 392
 Lang, Fritz 368
 Lang, (William) Cosmo Gordon (Erzbischof von Canterbury) 384
 Langer, Frantisek 55, 63
 Lasker-Schüler, Else 48, 49, 50, 55, 63
 Laurin, Arne 143
 Lautensack, Heinrich 55, 64
 Lederer, Francis 370
 Lengauer, Hubert 111
 Leni, Paul 204
 Lenin, Wladimir Iljitsch 128, 209, 235
 Lennhoff, Eugen 144, 146, 147
 Lenz, Jakob Michael Reinhold 84
 Lernet-Holenia, Alexander 316
 Lewis, Sinclair 175, 356
 Liechtenstein, Ferdinand Prinz 271
 Lloyd, Harold 202, 203
 Lloyd George, David 137
 Löwenstamm, Emma 259
 Löwenstein, Helga Prinzessin zu 368, 369, 372, 384, 390, 410
 Löwenstein, Hubertus Prinz zu 3, 298, 300, 301, 305, 311, 317, 331, 366–369, 371, 372, 375–377, 381, 387, 388–391, 393, 395, 398, 401, 402, 412, 413, 417
 Loti, Pierre 103, 104
 Lubitsch, Ernst 200–202, 206, 217, 225
 Ludwig XIV., König von Frankreich 213
 Ludwig, Albert 191
 Ludwig, Eduard 309
 Ludwig, Emil 191, 215, 373
 Lübke, Wilhelm Meyer-
 s. Meyer-Lübke, Wilhelm
 Lueger, Karl 11
 Lützel, Paul Michael 413
 Lunzer, Heinz 402
 Luther, Martin 78, 335, 336
 Lysander 314

 MacDonald, James Ramsey 194
 Machar, Josef Svatopluk 39
 Mackaill, Dorothy 224

 Mahdi (Mohammed Ahmed ibn Saijid Abd Allah) 213, 235, 236, 238–245, 264–266
 Mahdi (Sohn)
 s. Abderrahman, Sir
 Mahler, Gustav 87, 173
 Maimann, Helene 402
 Mann, Erika 413
 Mann, Heinrich 95, 393, 402
 Mann, Klaus 413
 Mann, Thomas 95, 321, 330, 332, 333, 368, 370, 371, 390–392, 397, 401, 417
 Manucci, Niccolò 211
 March, Fredric 370
 Marianoff, Margot 325
 Marie Louise, Erzherzogin 176
 Marlborough, John Churchill, Herzog von 71
 Marx, Karl 15
 Masaryk, Thomas G. 12, 61
 Matsch, Franz 89
 Mattoni, André 201
 May, Karl 241
 May, Richard 62
 Mayer, Paul 62
 Mayne, Ethel Colburn 192
 Mehring, Walter 331, 334, 371, 372, 378
 Meisels, Theodor F. 301–303, 393, 399
 Mell, Max 344
 Mendelssohn, Moses 228
 Mendelssohn, Peter de 3, 368, 377, 401
 Mendelssohn, Robert von 275
 Metternich, Clemens Lothar Wenzel Fürst von 175–178, 192
 Meyer-Lübke, Wilhelm 19
 Meyrink, Gustav 79
 Michel, Robert 344
 Michelangelo Buonarroti 6
 Mille, Cecil B. de 200
 Mohammed 245
 Mohammed Ahmed
 s. Mahdi
 Moissi, Alexander 321, 322, 323, 417
 Molière, Jean-Baptiste Poquelin 213
 Molnar, Franz 77

Montezuma 78.
 Moore, Coleen 225
 Müller, Corinna 63
 Müller, David Heinrich 18
 Müller, Hans-Harald 61, 292, 413, 414
 Müller, Michael 63
 Müller, Otto 5, 7, 12, 17, 65, 69, 275, 311,
 378, 393
 Müller, Reinhard 61
 Muni, Paul 356, 364, 365
 Murnau, Friedrich Wilhelm 200, 201, 204, 206,
 225
 Murray, Katharine Marjorie, Duchess of Atholl
 305-310, 376, 384, 396, 403, 407, 417
 Musil, Robert 96, 132, 174, 316, 346, 347, 408
 Musset, Paul de 168, 192
 Mussolini, Benito 304, 355, 386
 Muther, Richard 88, 90

 Napoleon I., Kaiser der Franzosen 33, 175-177,
 220, 221, 252, 294, 296-298, 328-330, 416
 Napoleon III., Kaiser der Franzosen 177, 297,
 329, 330, 410
 Navarro, Ramon 201, 202
 Neruda, Jan 39
 Nestroy, Johann Nepomuk 110
 Neues, Tilly (Mädchenname)
 s. Wedekind, Tilly
 Nietzsche, Friedrich 44, 46
 Norlin, George 402
 Nurmahal 213

 O'Flaherty, Liam 251
 Olden, Balder 32-34, 63
 Olden, Rudolf 96, 132, 140, 153, 393, 394,
 402, 406, 408
 Oliveira, Alberto d' 102, 103
 Ondaatje, Michael 412, 414
 O'Neill, Eugene 215
 Oplatka, Emil 153
 Orellana, Francisco de 164, 166, 167
 Orlando, Vittorio Emanuele 137

 Orlik, Emil 172
 Orloff, Iduschka 93
 Ormrod, John 266
 Osbourne, Lloyd 396
 Ostry, Vinzenz Ludwig 316
 Otten, Karl 96, 140

 Papen, Franz von 317, 319, 362
 Paris-Gütersloh, Albert
 s. Gütersloh, Albert Paris
 Pasley, Malcolm 63
 Pauker, Edmond 205
 Paupié, Kurt 152, 316, 376
 Pellico, Silvio 177
 Penderel, Hubert W.G.J. 273, 274, 276, 280,
 283, 287, 291
 Pernter, Joseph Maria 18
 Perutz, Leo 5, 61, 64, 78, 86, 87, 96, 112, 113,
 116, 132, 168-170, 192, 205, 212, 231-233,
 266, 393, 397, 403, 410, 413-415
 Perutz, Lore 169
 Perutz, Michaela 169
 Petrarca, Francesco 148
 Petzold, Alfons 17, 62
 Phidias 311
 Philippovich de Philippsberg, Eugen 18
 Pick, Otto 40, 55, 58, 64
 Pickford, Mary 370
 Pinthus, Kurt 54, 55, 64
 Piscator, Erwin 208, 209
 Pizarro, Francisco 337
 Pizarro, Gonzalo 166
 Plato 125, 312, 314
 Plischke, Hans 413
 Pohl, Otto 135, 137, 405, 406
 Polgar, Alfred 97, 104, 132, 140, 214, 378,
 408, 410, 413
 Pollet, Jean-Jacques 192, 403, 414
 Polo, Marco 196, 197
 Pommer, Erich 203, 204, 206
 Pompadour, Jeanne Antoinette Poisson,
 Marquise de 213
 Putti, Lya de 203, 224

- Queiros, José Maria de Eça de
s. Eça de Queiros José Maria de
- Rabelais, François 143
- Radek, Karl 128
- Rainer, Louise 356
- Rakowski, Christian 321-323
- Ranicki, Marcel Reich,
s. Reich-Ranicki, Marcel
- Rathenau, Walther 147, 148
- Rebhann, Fritz Maria 111, 152
- Redlich (Journalist) 204
- Regnier, Henri de 40
- Reich-Ranicki, Marcel 413
- Reinhardt, Max 54, 93, 215, 323, 344, 349,
352, 353, 354, 356, 370
- Rembrandt (Harmensz van Rijn) 349
- Renner, Karl 134, 755-138
- Rhotert, Hans 291
- Rilke, Rainer Maria 8, 46, 415
- Rio, Dolores del 225, 226
- Ripper, Rudolf von 398, 399
- Roda Roda, Alexander 316
- Rodin, Auguste 344
- Roose, Otto 29
- Rooney, Mickey 354
- Roosevelt, Franklin Delano 327, 355
- Roth, Joseph 132, 140, 153, 301, 316, 330-
552, 376, 378, 414
- Rubiner, Ludwig 55, 64
- Rudigier, Franz Josef 172
- Rudolph II., Römisch-deutscher Kaiser 79
- Rundt, Arthur (Artur) 157, 158, 190, 191, 275,
341
- Rutland, Violet, Duchess of 252
- Sabr (Chauffeur) 282, 283
- Sachsel, Berti 333
- Salten, Felix 123, 344
- Salzer, Marcel 39
- Sandrock, Adele 93
- Sarnau, Ute 141
- Sauer, August 8
- Sauerländer, Wolfgang 401
- Schaber, Will 412, 413
- Scheffer, Paul 145-147
- Scherl, August 29
- Schickele, René 32, 33, 62
- Schildkraut, Joseph 364
- Schiller, Friedrich 188
- Schnitzler, Arthur 10, 60-62, 151, 154, 233,
257-259, 267, 268, 321, 342-346, 348, 407,
417
- Schönberg, Arnold 369-57/
Schönberg, Gertrud 370
- Schönberg, Nuria 370
- Schönerer, Georg Ritter von 172
- Schönherr, Karl 228
- Schopenhauer, Arthur 15
- Schreier, Maximilian 316
- Schröder, Karl Ludwig 11, 20, 53, 54
- Schröder, Rudolf Alexander 344
- Schubert, Franz 91
- Schüler, Else Lasker,
s. Lasker-Schüler, Else
- Schulz, Hugo 116
- Schulz, Wilhelm 79
- Schuschnigg, Kurt von 117, 303-307, 309, 311,
316, 378, 382, 394, 395
- Schwarzkopf, Rudolf 56
- Schweinitz, Jörg 63
- Schwind, Moritz von 353
- Seitz, Karl 118, 120, 121, 265
- Selinko, Annemarie 316
- Shakespeare, William 81, 340, 352, 354
- Shaw, George Bernard 60, 252, 321, 323, 327,
351
- Shearer, Norma 201
- Siegelberg, Mark 318
- Silberer, Geza 298
- Sinclair, Upton 362
- Singer, Isidor 152
- Slatin, Rudolf Karl 236, 257-241, 253, 259,
264-268, 416
- Sokrates 125, 126, 311-315, 376
- Sophokles 11,315
- Soyfer, Jura 394
- Spalek, John M. 413, 414

Speyer, Wilhelm 378
 Spicherku, Simon z 39
 Spiegel, Rudolf 300
 Sramek, Franz 84
 Stadler, Karl R. 376
 Stark, Michael 112
 Stendhal 95
 Sternberg, Josef von 229
 Sternfeld, Wilhelm 411, 413
 Stevenson, Robert Louis 3, 8, 187-190, 193,
 348, 392, 596, 397, 402, 403, 409, 417
 Stiller, Mauritz 203, 204, 231
 Stoessl, Otto 112, 174
 Strachey, Lytton 265
 Strelka, Joseph 413
 Stresemann, Gustav 194
 Strindberg, August 81, 84, 415
 Stroheim, Erich von 200
 Strong, Joseph 596
 Stürgkh, Karl Graf 42
 Sudermann, Hermann 5, 200
 Sulths z Felsdorfu, Jan 39
 Synge, John M. 251
 Szeps, Julius 132, 134

Tai, Ernst Peter 157
 Talleyrand, Charles Maurice de 176
 Talmadge, Norma 202
 Thackeray, William Makepeace 169, 175
 Tharangai 213
 Thimig, Helene 370
 Tiedemann, Eva 411, 413
 Timur-i Läng 210, 211, 213, 232, 416
 Toch, Ernst 369-371
 Toller, Ernst 208, 209
 Tolstoj, Leo Nikolajewitsch 81, 159
 Toyama, Mitsuru 233
 Trakl, Georg 83
 Traven, B. (Pseud.) 263
 Triebnegg, Ella 112
 Tschitscherin, Georgi Wassiljewitsch 147
 Tschupplik, Karl 96, 132, 140, 153
 Tucholsky, Kurt 24, 58
 Tusar, Wlastimil 110

Ulmer, Edgar 200
 Unamuno, Miguel de 329
 Ungar, Frederick 375
 Untermeyer, Jean Starr 398

Vansittart, Robert Gilbert, Lord 384
 Vayo, Julio Alvarez de
 s. Alvarez del Vayo, Julio
 Veidt, Conrad 203,204, 224, 226, 349
 Veidt, Lilly 204, 224
 Verdi, Giuseppe 329
 Verne, Jules 179
 Viertel, Berthold 6, 17, 61, 83, 112
 Viktoria (Victoria), Königin von Grossbritan-
 nien 237
 Villard, Oswald Garrison 372, 377, 378, 381,
 383, 393,394
 Völker, Klaus 413
 Voltaire 174, 228, 397
 Vrchlický, Jaroslav 39

Wachtell, Samuel 368, 381, 384
 Wallace, Edgar 277
 Wallis, Alfons 191
 Walther, Hertha 339, 340
 Wassermann, Armin 47
 Wassermann, Jakob 47
 Wedekind, Frank 39, 44, 46, 47, 81, 91-94
 Wedekind, Tilly (geb. Newes) 93
 Wegener, Paul 323
 Weill, Georg 130
 Weinheber, Josef 174, 192
 Weinzierl, Ulrich 413
 Weisfeld, Hans F. 412, 413
 Weiss, Alexander 317
 Weiss, Ernst 6, 31, 53, 61, 63, 96
 Wellesz, Egon 132
 Wells, Herbert George 76, 77, 179, 251, 267,
 326
 Weltsch, Felix 96
 Werfel, Franz 38, 41, 83, 96
 West, Mae 357
 Whistler, James Abbott McNeill 90
 Whitman, Walt 17

Wiesenthal, Grete 345
Wilde, Oscar 120, 123
Wilder, Thornton 392, 404, 405
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 22, 149, 346
Wilson, Thomas Woodrow 137, 138, 176
Wingate, Francis Reginald, Sir 240, 265, 291,
292, 394
Wingate, Orde Charles 288
Winter, Ernst Karl 303
Wirth, Joseph 147, 148
Wirths, Josef C. 317, 318
Wolff, Kurt 63
Wolff, Theodor 22, 62, *144-146*, 147, 148,
161
Wong, Anna May 228
Xenophon 125, 312, 313
Zech, Paul 55, 64
Zernik, Clementine (geb. Bern) 390, 401,
403, 404, 412
Zobeltitz, Fedor von 191
Zola, Emile 103, 364, 365
Zuckmayer, Carl 316, 330
Zühlsdorff, Volkmar von 388, 390, 394
Zweig, Arnold 331
Zweig, Stefan 310, 311, 333-335, 384, 385,
389-391, 401, 402